This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

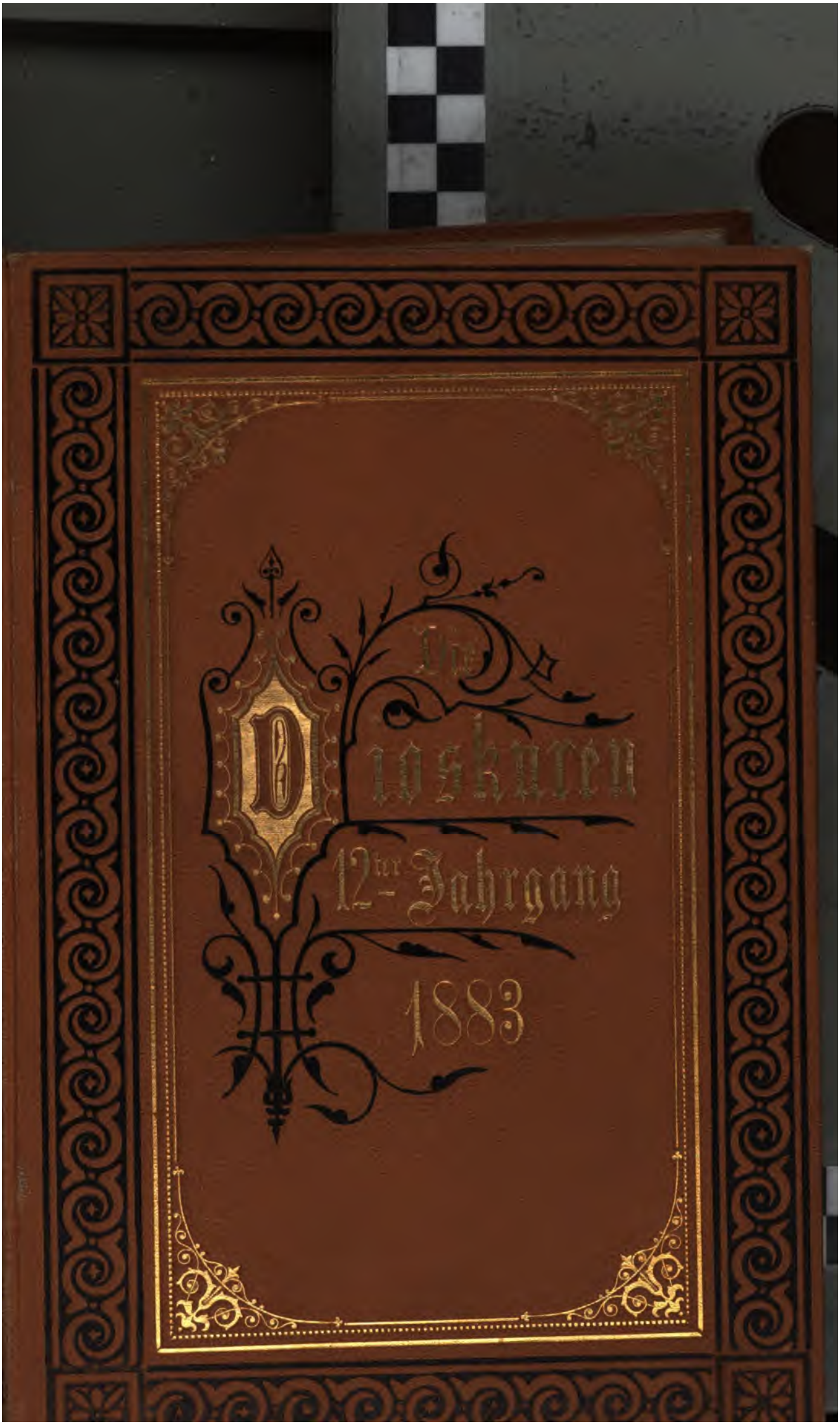
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Die
Dioskuren
12ter Jahrgang
1883

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Hebt ſich, wirkend erſt, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
iſt Bildung.

Goethe.

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Zwölfter Jahrgang.

Wien, 1883.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines.

Aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Hebt ſich, wirkend erſt, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
iſt Bildung.

Goethe.

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Zwölfter Jahrgang.

Wien, 1883.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
NOV - 6 1978
DB1
D5
v. 12
1913

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Milow, Stephan: Gedichte	1
Traun, Julius von der: Ginevra di Almeri. (Erster Act eines Schauspiels)	3
Ebert, Karl Egon R. v.: Der Frühling des Alten. (1882)	16
Dinclage, E. von: Zäh' wie Sohlleder. (Erzählung)	21
Hamerling, Robert: Gedichte	41
Elze, Theodor: Villa Belmont	45
Cerri, Cajetan: Anastasis. (Fragmente aus einem größeren Gedichte)	52
Percy, L.: Aus einem Reise-Tagebuche	56
Frankl, Ludwig August: Gedichte	64
Ebner-Eschenbach, Marie von: Krambambuli	67
Mikszáth, Koloman von: Das frivole Actenstück. (Aus dem Ungarischen)	77
Bekk, Adolf: Vision einer Sterbenden. (Ballade)	84
Lotheißen, Ferdinand: Zur neuesten französischen Literatur	88
Wahlheim, E.: Ein Frauenleben. (Skizze)	97
Jellačić, Georg Graf: Slavische Volkslieder aus dem Süden	119
Walden, Bruno: Plaudereien	122
Lothar, Julius: Ritter Kurt vom Thurme	133
Silberstein, August: Gesänge	136
Kohn, Carl, Dr.: Ueber Gesundbleiben und Gesundwerden. (Eine hygienische allgemeine Betrachtung)	138
Pichler, Fritz: Björn, der Freie. (Fragment aus einem „Nordlandslied")	142
Gnad, Ernst, Dr.: Ueber Heinrich von Kleist	148
Gernerth, Franz: Uebersetzungen aus dem Ungarischen des Jos. Kiß	168
Buschmann, Gotthard Freiherr v. (Eginhard): Die Lorbeern von Abbazia	172
Welten, Oskar: Monsieur En-passant. (Eine Künstler-Novelle)	174
Görner, Nora: Der Wolkenbruch. (1872)	231
Leitner, K. G. R. v.: Kurze Waare	234
Vincenti, Carl von: Das monumentale Neu-Wien. (Spaziergänge eines Kunstfreundes)	236
Constant, W.: Tagebuch-Blätter	283
Fiebler, E.: Ostern	286
Pachler, Faust: Dichterworte an die Oesterreicher	288
Lemmermayer, Fritz: Das Bettelconcert	290
Zednik, Jella: Gedichte	298
Tandler, J.: Dorflieder	301
Najmájer, Marie von: Verregnet. (Lebensbild)	304
Schröer, K. J.: Goethe's Apotheose nach dem Bilde Kaulbach's. (Schlußtableau nach Beethoven's Zwischenacten zu Goethes' „Egmont)"	324
Dorer, Edmund: Volksthümliche Liebeslieder. (Aus dem Spanischen übersetzt)	326
Pilcz, M. E.: Puszta-templom. (Skizze aus dem ungarischen Tieflande)	328
Kuk, Wladimir: Aus „Tirol's Ehrenkranz". (Patriotische Gedichte)	347
Umlauff von Frankwell, Victor: Lieder	350

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
NOV - 6 1978
DB1
D5
v.12
1883

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Milow, Stephan: Gedichte	1
Traun, Julius von der: Ginevra di Almeri. (Erster Act eines Schauspiels)	3
Ebert, Karl Egon R. v.: Der Frühling des Alten. (1882)	16
Dincklage, E. von: Zäh' wie Sohlleder. (Erzählung)	21
Hamerling, Robert: Gedichte	41
Elze, Theodor: Villa Belmont	45
Cerri, Cajetan: Anastasis. (Fragmente aus einem größeren Gedichte)	52
Percy, L.: Aus einem Reise-Tagebuche	56
Frankl, Ludwig August: Gedichte	64
Ebner-Eschenbach, Marie von: Krambambuli	67
Mikszáth, Koloman von: Das frivole Actenstück. (Aus dem Ungarischen)	77
Bekk, Adolf: Vision einer Sterbenden. (Ballade)	84
Lotheißen, Ferdinand: Zur neuesten französischen Literatur	88
Wahlheim, E.: Ein Frauenleben. (Skizze)	97
Jellačić, Georg Graf: Slavische Volkslieder aus dem Süden	119
Walden, Bruno: Plaudereien	122
Lothar, Julius: Ritter Kurt vom Thurme	133
Silberstein, August: Gesänge	136
Kohn, Carl, Dr.: Ueber Gesundbleiben und Gesundwerden. (Eine hygienische allgemeine Betrachtung)	138
Pichler, Fritz: Björn, der Freie. (Fragment aus einem „Nordlandslied")	142
Gnad, Ernst, Dr.: Ueber Heinrich von Kleist	148
Gernerth, Franz: Uebersetzungen aus dem Ungarischen des Jos. Kiß	168
Buschmann, Gotthard Freiherr v. (Eginhard): Die Lorbeern von Abbazia	172
Welten, Oskar: Monsieur En-passant. (Eine Künstler-Novelle)	174
Görner, Nora: Der Wolkenbruch. (1872)	231
Leitner, K. G. R. v.: Kurze Waare	234
Vincenti, Carl von: Das monumentale Neu-Wien. (Spaziergänge eines Kunstfreundes)	236
Constant, W.: Tagebuch-Blätter	283
Fiedler, C.: Ostern	286
Pachler, Faust: Dichterworte an die Oesterreicher	288
Lemmermayer, Fritz: Das Bettelconcert	290
Zednik, Jella: Gedichte	298
Tandler, J.: Dorflieder	301
Rajmájer, Marie von: Verregnet. (Lebensbild)	304
Schröer, K. J.: Goethe's Apotheose nach dem Bilde Kaulbach's. (Schlußtableau nach Beethoven's Zwischenacten zu Goethes' „Egmont)"	324
Dorer, Edmund: Volksthümliche Liebeslieder. (Aus dem Spanischen übersetzt	326
Pilcz, M. E.: Puszta-templom. (Skizze aus dem ungarischen Tieflande)	328
Kuk, Wladimir: Aus „Tirol's Ehrenkranz". (Patriotische Gedichte)	347
Umlauff von Frankwell, Victor: Lieder	350

Seite

Groß, Ferdinand: Frühling und Herbst in Wien. (Eine Studie) 351
Hülgerth, Heribert: Cambyses 359
Knorr, Josefine Freiin von: Gedichte des Henry Lonfellow. (Aus dem Englischen) 361
Ganser, Anton: Materie aus Nichts 364
Weiß, Albert, Dr.: Gentile Bellini. (Dramatisches Bild in einem Aufzuge, aus dem Polnischen des Joseph Korzeniowski) 374
Cerri, Cajetan: Parnaß-Blüthen. (Dem Italienischen nachgebildet) 388
Rank, Josef: Herr Gregor — der Amerikaner. (Bild aus dem Auswandererleben) 391
Friedmann, Alfred: Nur ein Rosenblatt. (Orientalisches Märchen) 410
Kühne-Harkort, Henriette: Vom Lachen 416
Coronini-Cronberg, Carl Graf: Le Sorelle. (Episch-lyrisches Gedicht in drei Gesängen) 423
Baumbach, Rudolf: Die ungleichen Wandergesellen 457
Hermannsthal, Franz v.: Ghaselen 458
Pongrácz, Anna Gräfin: Naturgefühl 460
Proschko, Hermine C.: Der Waldkönig. (Eine Episode aus der grünen Steiermark) 461
Fischer, L. B.: Gedichte aus dem Rumänischen 479
Prechtler, Otto: Chöre aus dem lyrischen Drama: „Ein Todesfest in Persepolis“ 483

Schwingenschlögl, Rudolf, Dr.: Der erste allgemeine Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie, seine Entwicklung und Thätigkeit im Jahre 1881 487

Gedichte

von

Stephan Milow.

Einem Mädchen.

Seh' ich Dich hold vor mir erſcheinen,
In Jugendſchöne ganz verklärt,
Da denk' ich ſtill, wo gäb' es Einen,
Der ſolcher Menſchenblüthe werth?

Wer dürfte dieſe Lippe ſtreifen
Mit ſeiner Lippe, heiß entbrannt?
Wer dürfte jemals werbend greifen
Nach dieſer ſüßen kleinen Hand?

Allein Du lächelſt und es kündet
In Deinem Antlitz mir ein Zug:
Was ſinnſt Du, Schwärmer, nur entzündet?
Wo ſchweifſt Du hin in Deinem Flug?

Verlangſt Du nicht mit Deinem Preiſe,
Daß ich mich ſelbſt verſchließe kalt?
Und iſt es nicht des Herzens Weiſe,
Zu geben, wenn es liebend wallt?

Bezwingſt Du mich, in Demuth ſenk' ich
Mein Haupt und rufe: Ich bin Dein!
Was ich verſchenken ſoll, verſchenk' ich,
Und Einer muß der Würd'ge ſein.

Rückblick.

O Jugend, wie du froh genießeſt,
O Jugend, wie du leicht entſagſt!
Das Kleinſte heiß entzückt umſchließeſt,
Das Schwerſte ohne Klage tragſt!

Und magſt du auch vergebens ringen,
Dir iſt das Ringen Luſt und Glück;
Wie viel auch ſpät're Tage bringen,
Die Sehnſucht fliegt zu dir zurück.

Winkt mir das Ziel, was frommt mir's heute?
Die frohe Kraft iſt längſt verzehrt:
O daß mich mein Beſitz ſo freute,
Wie einſt ich ſelig ihn entbehrt!

An ein Bäumchen.

Bäumchen, bedünkt es mich nicht, als grünteſt du herrlich wie keines
All' der andern im Kreis? Was nur befeuert dich ſo?
Aber da find' ich die Spur: du trägſt im Wipfel ein Neſtchen;
Zwiſchen die Aeſte geklemmt hab' ich es oben entdeckt.
Biſt du ſchon reich in dir ſelber, erwählte dich auch noch die Waldbrut,
Doppeltes Leben und Glück brachte dir alſo der Lenz.

Mit der Flucht der Zeit.

Längſt träum' ich nicht von Zukunftsglück,
Mein Auge ſchweift nur noch zurück
Zu dem, was einſt ein Tag gebracht
Und was ſo ſelig mich gemacht.

O ſchaut' ich das nur ewig klar!
Doch dunkler wird's mir Jahr um Jahr;
Bald raubt mir mitleidslos die Zeit
Das Glück ſelbſt der Vergangenheit.

Ginevra di Almeri.

Schauſpiel in vier Aufzügen

von

Julius von der Traun.

Erſter Aufzug.

Florenz; Terraſſe im Palaſte Agolanti, mit der Ausſicht auf die Apenninen.

Erſter Auftritt.

Ginevra (blaß und krank, ſchlummert in einem Lehnſtuhle), Dienerin. Ormanno (tritt auf).

Dienerin.

Signora ſchläft.

Ormanno.

So mag ein ſüßer Traum
Mit Balſam tränken ihres Herzens Wunden.
Dich fleh' ich an — dich reichen Gott der Träume,
Dich Herrſcher des erlogenen Geſchickes,
Das hinter dem geſchloſſ'nen Augenlide
Die einz'gen Freuden ſchafft, die ohne Schmerz
Und ohne Neid der Menſch genießen darf,
Dich fleh' ich an, daß an der Heimat Quellen
Und im vertrauten Schatten ihrer Wälder
Du ihre Seele jetzt erquicken mögeſt!
Gib ihr zurück der Jugend holde Spiele,
Laß träumen ſie — von ihrem letzten Glück!

(Von den Thürmen erſchallt das Glockengeläute).

Dienerin.

Hört ihr das Feſtgeläute?

Ormanno.

Coſimo
de' Medici kehrt heim aus der Verbannung.
Die Krämerkünſte der Lagunenſtadt
Vergißt er herrſchend an des Arno's Ufern.
Nur Eines bringt er aus Venedig mit:
Die volle Börſe und ein off'nes Herz
Für edle Kunſt und ihre würd'gen Jünger.
Das Volk iſt auf, durch hundert Gaſſen ſchleift
Es viel beweglich die Polypenglieder.
Von Flaggen rauſchen Thürme, Thor und Zinnen —
Feſtons und Kränze, Baldachin und Teppich, —
Die Farben miſchen ſich ſo närriſch bunt
Und ſtehen ſo verträglich doch beiſammen,
Wie luſt'ge Menſchen — keiner fragt den Nachbar
Weß Standes er — wenn beide lachen müſſen.
Und heute lachen alle Straßenjungen
Und Nobili, die Wirthe und die Bäcker,
Es lacht und jauchzt und ſchwankt die ganze Stadt;
Es kichern rings die ſtolzen Marmorbrunnen
Und auf den altergrauen Steinbalconen
Die ſchönſten Damen prangen von Florenz
Und lächeln ſtill.

(Das Geläute endet.)

Dienerin.

Sie ſchlägt die Augen auf.

Ormanno (tritt mit ſchmerzlicher Geberde in den Hintergrund).

Ginevra (aus dem Schlafe auffahrend).

Kommt ſchnell herbei! Die weiße Taube ſtieg
Mir von der Hand und tauchte in die Lüfte.
Dort über jene Pinien iſt ſie fort,
Den Fluß hinab; die Thörin flattert
Gar nach der Stadt. Unſelige, halt ein!
Was treibt dich fort von unſ'ren Triften. Hört!
Brigitta, Mädchen hört!

Dienerin.

Signora träumt.

Ginevra.

Wer ſpricht? Biſt du's? Wo iſt die Taube? Sag' es!

Dienerin.

Wir ſahen keine Taube.

Ginevra.

Thörin ich!
Was will mein Herz von dem verblühten Lenz?!
O ferne Heimat — hier iſt nur Florenz!
Ein Traum hat mich geängſtigt und betrogen —
(Weinend.)
Die weiße Taube hat ſich längſt verflogen.

Zweiter Auftritt.

Francesco de Agolanti, Iſabella de Agolanti, deſſen Mutter; beide in prächtigen Hofkleidern, aus dem Palaſte. Die Vorigen.

Iſabella (geht, ohne Ginevra eines Blickes zu würdigen, an die Baluſtrade der Terraſſe und ſchaut auf die Straße hinab).

Ginevra (ehrerbietig).

Ich wünſch euch Glück und Wohlſein, mein Gemal.

Francesco.

Ihr weint ſchon wieder! Müſſen eu're Thränen
Auch dieſen hohen Freudentag benetzen?

Ginevra.

Hab' ich geweint?

Francesco.

Wann trat ich je zu euch,
Wo dies unnütze Waſſer nicht den Glanz
In eurem Auge trübte!?

Ginevra.

Bin ich krank,
So zürnt mir nicht!

Francesco.

Ich kenne dieſe Leiden!
Die Apenninen ſtarrt ihr wieder an.
O könnt' ich ſie vom Rand des Horizonts
Hinunterſtürzen auf den Grund des Meeres!
Was Vogelklang, was Blatt- und Quellgeflüſter?
Was ſoll euch der verſtandesleere Tand?
Bedenkt, ihr ſeid des Agolanti Hausfrau!
Von ſeiner edlen Stämme jungen Sproſſen
Hofft einſt Florenz die Dauer ſeines Glücks;
Seit ihr den Tiſch, das Lager mit mir theilet,
Habt ihr mich nur mit Gold und Ländereien —
Daran ich ſelber längſt genug beſeſſen —
Habt ihr mit Thränen mich allein bereichert,
Mit Thränen, ſonſt den Agolanti fremd!

Rückblick.

O Jugend, wie du froh genießeſt,
O Jugend, wie du leicht entſagſt!
Das Kleinſte heiß entzückt umſchließeſt,
Das Schwerſte ohne Klage tragſt!

Und magſt du auch vergebens ringen,
Dir iſt das Ringen Luſt und Glück;
Wie viel auch ſpät're Tage bringen,
Die Sehnſucht fliegt zu dir zurück.

Winkt mir das Ziel, was frommt mir's heute?
Die frohe Kraft iſt längſt verzehrt:
O daß mich mein Beſitz ſo freute,
Wie einſt ich ſelig ihn entbehrt!

An ein Bäumchen.

Bäumchen, bedünkt es mich nicht, als grünteſt du herrlich wie keines
All' der andern im Kreis? Was nur befeuert dich ſo?
Aber da find' ich die Spur: du trägſt im Wipfel ein Neſtchen;
Zwiſchen die Aeſte geklemmt hab' ich es oben entdeckt.
Biſt du ſchon reich in dir ſelber, erwählte dich auch noch die Waldbrut,
Doppeltes Leben und Glück brachte dir alſo der Lenz.

Mit der Flucht der Zeit.

Längſt träum' ich nicht von Zukunftsglück,
Mein Auge ſchweift nur noch zurück
Zu dem, was einſt ein Tag gebracht
Und was ſo ſelig mich gemacht.

O ſchaut' ich das nur ewig klar!
Doch dunkler wird's mir Jahr um Jahr;
Bald raubt mir mitleidslos die Zeit
Das Glück ſelbſt der Vergangenheit.

Ginevra di Almeri.

Schauſpiel in vier Aufzügen

von

Julius von der Traun.

Erſter Aufzug.

Florenz; Terraſſe im Palaſte Agolanti, mit der Ausſicht auf die Apenninen.

Erſter Auftritt.

Ginevra (blaß und krank, ſchlummert in einem Lehnſtuhle), Dienerin. Ormanno (tritt auf).

Dienerin.

Signora ſchläft.

Ormanno.

So mag ein ſüßer Traum
Mit Balſam tränken ihres Herzens Wunden.
Dich fleh' ich an — dich reichen Gott der Träume,
Dich Herrſcher des erlogenen Geſchickes,
Das hinter dem geſchloſſ'nen Augenlide
Die einz'gen Freuden ſchafft, die ohne Schmerz
Und ohne Neid der Menſch genießen darf,
Dich fleh' ich an, daß an der Heimat Quellen
Und im vertrauten Schatten ihrer Wälder
Du ihre Seele jetzt erquicken mögeſt!
Gib ihr zurück der Jugend holde Spiele,
Laß träumen ſie — von ihrem letzten Glück!

(Von den Thürmen erſchallt das Glockengeläute).

Dienerin.

Hört ihr das Feſtgeläute?

Ormanno.

Coſimo
de' Medici kehrt heim aus der Verbannung.
Die Krämerkünſte der Lagunenſtadt
Vergißt er herrſchend an des Arno's Ufern.
Nur Eines bringt er aus Venedig mit:
Die volle Börſe und ein off'nes Herz
Für edle Kunſt und ihre würd'gen Jünger.
Das Volk iſt auf, durch hundert Gaſſen ſchleift
Es viel beweglich die Polypenglieder.
Von Flaggen rauſchen Thürme, Thor und Zinnen —
Feſtons und Kränze, Baldachin und Teppich, —
Die Farben miſchen ſich ſo närriſch bunt
Und ſtehen ſo verträglich doch beiſammen,
Wie luſt'ge Menſchen — keiner fragt den Nachbar
Weß Standes er — wenn beide lachen müſſen.
Und heute lachen alle Straßenjungen
Und Nobili, die Wirthe und die Bäcker,
Es lacht und jauchzt und ſchwankt die ganze Stadt;
Es kichern rings die ſtolzen Marmorbrunnen
Und auf den altergrauen Steinbalconen
Die ſchönſten Damen prangen von Florenz
Und lächeln ſtill.

(Das Geläute endet.)

Dienerin.

Sie ſchlägt die Augen auf.

Ormanno (tritt mit ſchmerzlicher Geberde in den Hintergrund).

Ginevra (aus dem Schlafe auffahrend).

Kommt ſchnell herbei! Die weiße Taube ſtieg
Mir von der Hand und tauchte in die Lüfte.
Dort über jene Pinien iſt ſie fort,
Den Fluß hinab; die Thörin flattert
Gar nach der Stadt. Unſelige, halt ein!
Was treibt dich fort von unſ'ren Triften. Hört!
Brigitta, Mädchen hört!

Dienerin.

Signora träumt.

Ginevra.

Wer ſpricht? Biſt du's? Wo iſt die Taube? Sag' es!

Dienerin.

Wir ſahen keine Taube.

Ginevra.

Thörin ich!
Was will mein Herz von dem verblühten Lenz?!
O ferne Heimat — hier ist nur Florenz!
Ein Traum hat mich geängstigt und betrogen —
(Weinend.)
Die weiße Taube hat sich längst verflogen.

Zweiter Auftritt.

Francesco de Agolanti, Isabella de Agolanti, dessen Mutter; beide in prächtigen Hofkleidern, aus dem Palaste. Die Vorigen.

Isabella (geht, ohne Ginevra eines Blickes zu würdigen, an die Balustrade der Terrasse und schaut auf die Straße hinab).

Ginevra (ehrerbietig).

Ich wünsch euch Glück und Wohlsein, mein Gemal.

Francesco.

Ihr weint schon wieder! Müssen eu're Thränen
Auch diesen hohen Freudentag benetzen?

Ginevra.

Hab' ich geweint?

Francesco.

Wann trat ich je zu euch,
Wo dies unnütze Wasser nicht den Glanz
In eurem Auge trübte!?

Ginevra.

Bin ich krank,
So zürnt mir nicht!

Francesco.

Ich kenne diese Leiden!
Die Apenninen starrt ihr wieder an.
O könnt' ich sie vom Rand des Horizonts
Hinunterstürzen auf den Grund des Meeres!
Was Vogelklang, was Blatt- und Quellgeflüster?
Was soll euch der verstandesleere Tand?
Bedenkt, ihr seid des Agolanti Hausfrau!
Von seiner edlen Stämme jungen Sprossen
Hofft einst Florenz die Dauer seines Glücks;
Seit ihr den Tisch, das Lager mit mir theilet,
Habt ihr mich nur mit Gold und Ländereien —
Daran ich selber längst genug besessen —
Habt ihr mit Thränen mich allein bereichert,
Mit Thränen, sonst den Agolanti fremd!

Iſabella (an der Baluſtrade).

Arnoldo Pitti kommt mit ſeiner Gattin
Die Straß' herab und eine Schaar von Freunden
Und Dienern folgt dem ſtrahlenreichen Paare.
Was ſoll ich mehr bewundern? Ihre Pracht?
Das Anſeh'n ihres mächtigen Gefolges?
Iſt nicht vielmehr der Söhne blühend Paar
Der höchſte Glanz und Stolz des alten Hauſes?!

Francesco.

O rufe, Mutter, nicht zu einem Schauſpiel
Mich hin, das Herz und Augen nur mir peinigt!

Ginevra.

Laß And're nur mit ihrem Nachmann prangen,
Des Vaterlandes Zukunft biſt du ſelber.
Die Jugend glänzt aus deiner Locke Fülle,
Die noch kein graues Härchen dir verunzirt!
Hinab, verdunkle dieſe ſtolzen Schaaren.
Von Allen keiner, der mit ſtolz'rem Muth
Das unbeſiegte Schwert, des reichen Mantels
Gefaltet Sammtgewoge tragen kann?

Iſabella.

Die Ruccellai nahen, die Ginori,
Die edle Guiccardini — heute hat
Sie abgelegt die grauen Witwenkleider,
In heller Seide ſchreitet ſie einher,
An jeder Hand ein Knäblein, das Vermächtniß
Des todten Gatten an das Vaterland.

Francesco.

O dürft' ich knicken meines Hutes Federn,
Zerſchmettern die demantene Agraffe,
Den Mantel und die Kette von mir ſchleudern,
Das Schwert, dazu das alte Wappenſchild
Zerbrechen, wie es einſt auf meinem Grabe
Tonlos und unbeweint zerſchlagen wird!
Wär' ich der namenloſe Krämerburſche,
Den einſt entgegen unſ'res Landes Feinden
Von ſeinen Fiſchen, Käſen und Roſinen
Die plötzlich laut geword'ne Trommel rief!
O wär ich er, den Glück, Muth oder Tollheit
Die ſtolze That vollbringen ließ, mit welcher
Der Name Agolanti ward erſchaffen!
O wär ich er, dem aus dem Rittermantel
Die Elle ſpöttelnd man noch gucken ſah;
Anſtatt der Letzte großgeword'nen Stammes —
Um ohne Nachhall aus der Welt zu gehen!

Ginevra (zu Isabella).

Mit heit'rer Stirne seh' ihn heut' Florenz,
Daß keine Pracht gebreche diesem Tage.
Helft mir den Gatten trösten, gnäd'ge Frau.

Isabella.

Vergiß, Francesco, deines Hauses Unstern,
Der Hoffnung lebe eines später'n Glückes!
Der unfruchtbare Baum wird umgehauen
Und fällt anheim den gelben Flammenzungen —
An seiner Stelle trägt ein neuer Stamm
Dir süße Früchte.

Ginevra.

Seid barmherzig!

Francesco.

Ja —
Die schöne Guiccardini — weiter nichts
Als nur ein Weib, sie läuft mir heute
Vor meines Volkes Augen ab den Rang.
Zwei Söhne wachsend, wie der Tag im Mai!
Zwei Thürme, schützend — mein Florenz! — dein Glück!
(Glockengeläute beginnt wieder.)
Bald braust er tausendstimmig an mein Ohr
Der Schwur des Volks auf deine junge Freiheit!
Es zuckt mein Herz — und neben — ein Fachin
Schlägt seinen Rangen auf die braune Schulter
Und spricht: „Mein Sohn, du hilfst sie einst verfechten,
Wenn ich den Waarenballen bin erlegen!
Und schmettern auch des Feindes Schlachttrometten
Bis an mein Sterbelager — weiß ich doch,
Daß einen Sohn dem Staat ich hinterlasse,
Der kämpft, und daß ich lächelnd sterben kann."

Ginevra.

O, tröstet euch! Dies volle Festgeläute —
Vielleicht ist's schon mein Sterbeglockenklang,
Und ich, die laut mit dem Geschicke hadernd
Ihr zu besitzen wähnt — ich Aermste trage
Vielleicht schon an der Hand des Todes Brautring.
Ihr seht ihn nicht — ich fühl' ihn, er ist kalt —
So kalt —

Isabella.

Versteh' ich recht, ihr fühlt euch heute
Viel schlimmer noch als sonst?

Ginevra.

Zu sterben wünsch ich.
(Das Geläute endet.)

Francesco.

Sprecht nicht vom Tode mir in dieſer Stunde,
Der Tod liegt ſicherer in unſ'rer Hand
Als wir in ſeiner. Treibt das blinde Schickſal
Den blinden Schlächter ſinnlos vor ſich her,
So können ſpielend wir die Hand ihm führen:
Ein ſcharfer Stahl, ein ſich'res Aug — genug!

Ginevra.

O, ſündigt nicht um eine Hand voll Staub,
Die ſchon der nächſte Augenblick vielleicht
Von eurer Marmordiele ſpurlos wegfegt.

(Zärtlich.)

Wie Spinneweben läſtig ſpann es ſich
An euren Wänden mißbehaglich feſt.
Der Prunkgemächer Schmuck erblindete
Und trübes Licht nur drang durch eure Scheiben —
Lebt wohl und geht zum Feſte, mein Gemal!
Der Erſten Einer glänzt in all' der Pracht,
Seid guten Muths und nähret frohe Hoffnung.
Und wacht ihr morgen, heimgekommen, auf,
Die weingebornen Träume von euch weiſend:
Dann findet ihr von eu'rer Wand gekehrt
Den fremden Wuſt, es ſchimmert blink und blank
Behaglichkeit euch allerwärts entgegen.
Ein heit'res Licht durchſtrömet jed' Gemach,
Das ihr befreiten Herzens dann durchſchreitet;
Und findet ihr in einer dunklen Ecke
Ein armes Häufchen bleichen Staubes noch —
Laßt ohne Groll es aus dem Hauſe ſchaffen —
Und dann vergeßt die Stelle, wo es lag.

Francesco (verwirrt, nicht ohne Bewegung).

Ginevra, ſprecht nicht ſo! es ziemt ſich nicht
Vor meiner Mutter — nicht vor dieſen Leuten —
Nicht eure Rede ziemt ſich — noch die meine —
Was ficht euch an; — man ſtirbt auch nicht ſo ſchnell!

Ginevra.

Man ſtirbt oft lange Jahre ungeſehen,
Und wenn man todt iſt, will es Alle wundern.

Francesco (bewegt).

Vergebt mir Theure, was ich vorhin ſprach!
Es iſt mir jetzo ſchlimmer noch um's Herz
Und ſchauriger —

Ginevra.

Des Todes Flügel wehen
Durch dieſen Raum, — doch morgen iſt's vorbei —
Laßt euch nicht kümmern, geht zu eurem Feſte!

Iſabella.

So ſprecht ihr klug — Ihr macht erwünſchtes Ende!
Hört auf mit Stachelreden zu verwunden —
Francesco's Herz —

Francesco.

Still, Mutter, ſie iſt krank!

Iſabella.

Das iſt ſie immer. Falte deinen Mantel,
Die Hand an deines Schwertes gold'nen Griff,
Mir deinen Arm — die Agolanti's treten
Vor deine Augen, prächtiges Florenz!

Francesco (zu Ginevren).

Leb' wohl!

Ginevra.

Leb' glücklich immerdar.

Dritter Auftritt.

Giuliano da Farneſe und Aſtorre de Manfredi in Hofkleidern, kommen aus dem Garten auf die Terraſſe herauf. Von der Straße hört man von Zeit zu Zeit Muſik.

Die Vorigen.

Giuliano (verneigt ſich ſtumm gegen Ginevra, zu Francesco).

Du ſäumeſt lang.

(Zu Iſabella.)

Verzeiht, Signora, mir,
Daß ich ſo flüchtig grüße — doch es ziehen
Die Muſikbanden und die Magiſtrate
Schon dieſes Haus vorbei. Die Fahnen wehen
An euer Fenſter. Es iſt Zeit, mein Freund,
Dem wohlgemeinten Zug ſich anzuſchließen.

Francesco.

Nur dich zu hören hemm' ich meine Schritte.

Iſabella.

Dem Mahner danken wir und raſcher eilen
Wir dorthin, wo das Herz uns leichter ſchlägt.

Giuliano.

So kommt denn Alle!

Manfredi (zu Ormanno).

Zögert ihr, mein Meiſter,
Dem Zug euch anzuſchließen, der den Größten
Von allen Gönnern hoher Kunſt begrüßt?

Ormanno.

Mißdeutet nicht, daß ich zurücke bleibe.
Mir lebt das Bild des edlen Coſimo
Im tiefſten Herzen. Volk und Signorie
Mag huldigend den Herrſcher heut umgeben —
Die Kunſt wird ſpäter ihm willkomm'ner ſcheinen,
Wenn er der ſchönen Tröſterin bedarf.

Francesco.

Beſcheiden ſprecht ihr ſtolze Worte.

Ormanno.

Nicht
Das tobende Gewoge ſuch' ich auf,
Das ſich gleich Straßenvögeln im Geleiſe
Des Wagens drängt, von dem der Triumphator
Die neuen Sclaven lächelnd ſich beſchaut.
Der Künſtler liebt nicht wirre Einzelnheiten —
Von ferne faßt er auf der Maſſen Wirkung,
Getrenntes einigend in Harmonie.
Von dieſer hochgelegenen Terraſſe
Schau ich den Fluß, die Gärten, Platz und Straße
Und wie das Feſt harmoniſch ſie belebt.
Auch malt' ich hier ein Bildchen für Signora,
Das ich zu zeigen heut' verſprach. —

Francesco (ungeduldig).

Ein Bild
Für meine Frau?

Manfredi.

Ich will es ſehen.

Francesco (wie oben).

Ein Apenninenſtück?

Manfredi.

Fürwahr, es iſt
Das alte Frauenkloſter zu Almeri.

Ginevra (in ihrem Lehnſtuhl).

O reicht das grüne Labſal, reicht es mir!

Francesco (immer heftiger).

Ein Thurm, ein Kirchlein und ein Leichenhof —
Ein alter Baum darin — voll Krähenneſter —
Und eine Mauer mooſig und zerbröckelt —
Ein edler Vorwurf hoher Phantaſie!
Ein Gaislein zupft das Kraut vom braunen Steine —

Ein Entenpfuhl, ein Garten halbverwildert,
Ein feuchtes Thal, wo graue Schafe blöcken,
Ein dummes Dorf, ein armes kahles Schloß —
Dies sind, Ginevra, deine Seligkeiten!

Ginevra.

O haltet ein, laßt fallen euren Zorn
Auf mich, auf mich allein, nur schmähet nicht
Die theure Heimat!

Francesco.

Bauerndirnen sehnen
Zu Stall und Heerden blöde sich zurück!

Ginevra.

Auf jenem braunen Moose ruhte süß
Mein Haupt, wenn ich entschlief, ein müdes Kind;
Mit Blüthen deckte mich der alte Baum
Und seines Krähenvolkes Flüge rauschten
Wie Engelsfittige durch meinen Traum.
Geliebter Klosterfriedhof zu Almeri!
Könnt' ich in dir bei meiner Mutter schlafen
Und bei dem Vater, der so treu sie liebte.
Es weinte tagelang das dumme Dorf,
Als man die edlen Hüllen einst versenkte —
Und ich zog weinend fort. Seit jenem Tag
Ist jenes Schloß und dieses Herz gebrochen!

Francesco (immer heftiger).

Und in die Hallen dieses fröhlichen
Palastes zogen Zwietracht und Verwünschung!
Verwünscht das Schwert, das keine Wunde schlägt!
Verwünscht die Fluth, die keine Fische nährt!
Verwünscht die Pflanze, die nicht blüht — der Hag,
In dessen Zweigen nie ein Vogel nistet!
Verwünscht das Feld, das keine Früchte trägt!
Verwünscht auf ewig, ich und — du! verwünscht!

Ormanno.

Ihr brecht ihr Herz!

Francesco.

Laß brechen, Mensch, laß brechen
Du Maler meines Elends. Leichenfahnen —
Sinn' darüber nach, und halte sie bereit —
Zum Feste laßt uns geh'n. Hört ihr? Fanfaren!

Isabella.

Zum Feste komm'!

Francesco.

Und falte deinen Mantel,
Die Hand an deines Schwertes gold'nen Griff —
Nicht so geliebte Mutter? — Fahre wohl
Mein ödes Haus für dieſe luſt'ge Nacht.
Ich laſſe offen deine Thüren alle
Für jeden Gaſt, ſei er ſo trüb und ſchaurig,
So kalt und knochendürr, als er nur mag.
Der Nacht und ihren unheilvollen Kindern
Befehl ich dich und deine gold'ne Decke,
Bis zu dem letzten Winkel, wo mißachtet
Ein armes Häufchen blaſſen Staubes liegt.
Nacht, ſei mein Gaſt! verzehre was du willſt!
Das Feuer lade dir zum Aftergaſt,
Den Mord, die Peſt, den kleinlich dummen Unfall —
Vernichte, würge, ſtürze und zermalme!
Du biſt bei deinem Bruder — ſo wie du
Bin ich ein finſter und vereinſamt Weſen —
Ich hab' nicht Weib, noch Kind — komm Schweſter Nacht
Wir müſſen uns zerſtreu'n — du hier — ich dort —
Zum Feſte kommt ihr Herren! Fort — zum Feſte!

(Ab mit Iſabella und den beiden Edelleuten.)

Vierter Auftritt.

Ginevra. Ormanno. Dienerin. Später: Ein Diener.

Ormanno.

O blinder Frevler, eigenwill'ger Bube,
Im Sumpf des Reichthums träge großgewachſen!
Willſt du, einfordernd den verſagten Wunſch,
Den heil'gen Blitz aus Gottes Händen reißen,
Den kleinen Scheiterhaufen anzuzünden,
Den deine ſchwache Bosheit hat gebaut?

Ginevra.

Reicht mir, Ormanno, jenes ſchöne Bild.

Ormanno.

Hier iſt's, Signora.

Ginevra.

Dank euch, lieber Meiſter.

(Das Bild betrachtend.)

Du theurer Kloſterfriedhof von Almeri!
Es wölbet unter deinem ſchlichten Raſen
Sich der Palaſt, in dem mein Herz geneſet —

(Zu Ormanno.)

Ihr habt gemalt ſo wehmuthsvoll, als hättet
Ihr all' mein letztes Heimweh mit empfunden,

Ihr habt die Farben, Licht und Schatten habt
Ihr auf die Leinwand hingeweint; Ormanno!
Ich wünsch' euch Segen. Mögen große Dinge,
Und heit're euch, wie dieses Bild gelingen.
Die stille Poesie der Wehmuth fühlen
Wohl auserwählte Herzen dankbar nach —
Jedoch die große Menge will erfreut sein.
Lebt, guter Meister, wohl! — die Nacht bricht an —
Und habt ihr heute Reden angehört,
Die euch unglaublich, unerhört erschienen,
So denkt, — ich habe sie vergeben, und
Wenn morgen Früh ihr aufwacht — auch vergessen.
Lebt wohl!

Ormanno.

Ihr sollt soviel nicht sprechen,
In Schmerzen tauchet ihr die kranke Brust.

Ginevra.

Es drängt zu sprechen mich, so wie ein Kind,
Das vor dem Schlafengeh'n noch einmal laut wird.
Ich möcht' auch beten, eh' mein Auge zufällt —
Doch weiß ich nicht, für wen?

Ormanno (zur Dienerin).

Sie sieht so seltsam.

Ginevra.

Das Bild ist wahrlich wundervoll geweint!

Ormanno (wie oben).

Sie hält die Augen zu —

Ginevra (wie im Traume).

Ich habe selbst
Aus Thränen mir Paläste aufgebaut und hab'
Zufrieden sie bewohnt; durch Dach und Wände
Sah ich die Heimat grüßen unverwehrt.
Jetzt aber brechen sie — man hat
Doch gar zu wilde Gäste eingeladen;
In trübe Wellen stürzen sie zusammen
Und fallen zentnerschwer auf meine Brust
Ich sterbe — ach!

(Sie bricht im Stuhle zusammen.)

Ormanno.

Sie stirbt!

Dienerin.

Herbei Giovanni!

(Sie läuft ängstlich gegen den Palast. Ein Diener in der Maske eines Pulcinella, mit der Larve in der Hand kommt ihr entgegen.)

Diener.

Was lärmſt du ſo?

Dienerin.

Signora ſtirbt!

Diener (verdrießlich).

Grad heute.

Dienerin.

Lauf' nach dem Arzt.

Diener.

Was fällt der Jungfer ein!
Wie ſeh' ich aus?

Dienerin.

So wie ein Narr!

Diener.

Ganz richtig!
Das bin ich auch — für dieſe luſt'ge Nacht.
Hab' alles ernſte Weſen abgeſchworen
Und nur ein Schurke bricht geſchwor'nen Eid.

Ormanno (um Ginevra beſchäftigt).

Um Chriſti willen, holet einen Arzt!

Diener (tritt hinzu und betrachtet Ginevra).

Es iſt der Krampf, der oft Signora plagt.
In einer Stunde iſt's vorbei
(zur Dienerin)
Du weißt es.

Dienerin.

Sie litt wohl öfter ſchon an ſolchem Anfall.

Ormanno.

Holt einen Arzt — ich eile ſelber fort —

Diener.

Ihr würdet fruchtlos, wie wir Ander'n geh'n.
Heut' wogt in Masken Alles durch die Stadt —
Die Kranken müſſen ſchweigend ſich gedulden,
Wenn lauter Narrheit die Doktoren packt.
(Ab in den Palaſt.)

Ormanno.

Sie athmet wieder.

Ginevra (aufwachend, mit ſchwacher Stimme, wie träumend).

Iſt er fröhlich?

Ormanno.

Wer?

Ginevra.

Francesco Agolanti, mein Gemal.
O hätt' er ſoviel Lieb' für mich als Schönheit,
Und ſoviel Gnade für mein Mißgeſchick,
Als Gott der Herr für meine arme Seele!

Ormanno.

Ihr ſollt euch ſchlafen legen.

Ginevra.

Ja, ich will es.
Ich geh' zur Ruh' — ihr Andern müßt mich betten,
Wo mich mit Blüthen deckt der alte Baum,
Wo ſeines Krähenvolkes Flüge rauſchen,
Wie Engelsfittige in meinen Traum.
Zum Vater legt, zu meiner Mutter mich —
Dann weinet tagelang — das dumme Dorf —
Ich aber ziehe fort — zur ſchönſten Heimat —

Ormanno (faßt ihren Puls, endlich läßt er ihre Hand ſinken und faltet andächtig ſeine Hände).

Dienerin.

So iſt ſie wirklich todt?

Ormanno.

So wahr wir leben!

(Er verſinkt in ſtilles Gebet. Aus dem Palaſte bricht ein Maskenzug: Die Diener des Hauſes. Sie eilen fackelſchwingend über die Bühne und mit dem Rufe: „Zum Feſte! Zum Feſte!“ in den Garten hinab. Man hört die Serenaden vorüberziehender Muſikbanden.)

Der Vorhang fällt.

Der Frühling des Alten.

1882.

Von

Karl Egon R. v. Ebert.

1.

Endlich, endlich aus dem Hauſe,
Wo mich Krankheit lang gekettet,
Endlich aus der düſtern Klauſe
In die freie Luft gerettet!

Ha, welch' Strahlen, Leuchten, Schimmern!
Farbenpracht, wohin ich ſchaue,
Goldgrün glänzt die Wieſ', es ſchimmern
Millionen Stern' im Thaue.

Leiſe rauſchen Eichen, Rüſtern,
Auch des Baches Wellen klingen,
Durch die Gräſer geht ein Flüſtern,
Ja, die Luft ſelbſt ſcheint zu ſingen.

Allwärts Jubel, dringend Streben,
Jede Kraft emporzuraffen,
Um in dieſem Lenzesleben
Neu ein Paradies zu ſchaffen.

Konnt' ich doch ſeit achtzig Jahren
Solche Reize ſchon erblicken,
Und doch hab' ich nie erfahren
Gleich unſägliches Entzücken.

Iſt's nur d'rum, weil mir der kahle
Winter mußt' in Schmerz verfließen,
Oder — weil zum letzten Male
Ich ſo Schönes darf genießen?

2.

Als mir noch die braune Locke
Um die Stirn' im Windhauch flog,
Und ich mit dem Alpenſtocke
Flink von Berg zu Bergen zog,
Wie mit lachender Geberde
Lagen Thal und Höhen da,
Weitum prangt' im Schmuck die Erde,
Wunder, Wunder, die ich ſah!

Eingeengt in klein're Kreiſe,
Rings von Gränzen eingeſchränkt,
Preiſ' ich in beſcheid'ner Weiſe
Das, was heut noch Gott mir ſchenkt;
Nicht darüber will ich klagen,
Was ich nun entbehren muß,
Im Genügen und Entſagen
Liegt ein Werth auch und Genuß.

Und mir bleiben ja die Träume!
Oft, auf Kuppen hingeſtellt,
Blick' ich in die weiten Räume
Zauberiſcher Alpenwelt;
Einen Lenz auch d'ran erkenn' ich,
Alte macht er wieder jung,
Dieſen zweiten Frühling nenn' ich:
Wiederſchein, Erinnerung.

3.

Einſt, wie als Jüngling ich war geſinnt,
Ging ich am liebſten bei Donner und Wind
Auf ſteilen wenigbetretenen Wegen
Dem tobenden Sturm, dem Hagel entgegen.

Jetzt, bei dem erſten Geroll' und Gebraus
Flieh' ich zurück in's ruhige Haus,
Und kann die Aermſten nur ſchwer beklagen,
Die kühn ſich hinaus in den Aufruhr wagen.

Einſt, in den Stürmen der Leidenſchaft
Bewährte ſich mir erſt recht die Kraft,
Ich riß mich empor aus dem Seelenkrampfe,
Bis ich als Sieger ging aus dem Kampfe.

Jetzt ſuch' ich die Stille; hoch ſei mir's gelobt,
Daß alle Leidenſchaft ausgetobt,
Der Kämpfe Schmerzen, ich hab' ſie empfunden,
Und oft geblutet aus tiefen Wunden.

Ich liebe nicht mehr die Sommergluth,
In Brand verſetzend Herz und Blut,
Die Frühlingswärme, die linde, laue,
Die iſt's allein, der ich gern mich vertraue.

4.

Betracht' ich meinen Lebensgang,
So gleicht er einem Bache,
Der bald durch klüftige Gründe ſich zwang,
Bald hin ſich zog durch flache.

Oft floß er finſter von Ort zu Ort
Im tiefſten Waldesſchatten,
Dann wieder wand er heiter ſich fort
Durch ſonnige Blumenmatten.

Zum Katarakte ward er nie
Trotz manchen Hinderniſſen,
Wohin er am Ziel zuletzt gedieh,
Ich kann es noch jetzt nicht wiſſen.

Ihm glich' ich allein darin nicht gern,
Daß oft er fror bis zum Grunde,
Ich aber hielt den Froſt mir fern
Noch bis zur heutigen Stunde.

Mir ſchlägt das Herz noch warm in der Bruſt,
Es ſoll mir nicht erſtarren
Bis ſie, wenn Leid mir erſtarb und Luſt,
Mich ellentief verſcharren.

5.

Du blaues Blümchen ſiehſt mich an,
Als hätt' ich Dir es angethan,
Mir däucht, ich ſäh' ein Angeſicht,
Das ſagen will: „Vergiß mein nicht.“

Ein Aug', ach einſt wie Du ſo blau,
Bot oft mir wundervolle Schau,
Und traf der Blick, der holde, mich,
Zwei Seelen dann vereinten ſich.

Du, Blümchen, mahnſt vergebens heut,
Denn immer denk' ich jener Zeit,
Das Glück, das mir dies Aug' verlieh,
Vergeß' ich nie, vergeß' ich nie.

6.

Jetzt, wo einſt'ger Liebesfeier
Sehnſuchtsvoll mein Herz gedenkt,
Fühl' ich plötzlich, wie ein Schleier
Mir auf's Haupt ſich niederſenkt;
Doch ſo leicht iſt das Gewebe,
Daß kein Bild es mir verwehrt,
Daß im Schau'n ich doppelt lebe,
Alles ſich verſchönt, verklärt.

Was ich ſehe? Duftgeſtalten,
Schwebend in gedämpftem Licht,
Vieler meiner theuern, alten
Freunde lächelnd Angeſicht;
Iſt es nur der Lenzluft Schmeicheln,
Täuſcht mich nur ihr milder Hauch?
Meine Wange fühl' ich ſtreicheln,
Händedruck empfind' ich auch.

Kommt ihr Geiſter, weil den ſüßen
Lenz ich noch genießen kann,
Mich glückwünſchend zu begrüßen,
Tief und innig dank' ich dann;
Oder — iſt's ein and'res Zeichen,
Soll ich bald von hier entflieh'n,
Und ihr wollt die Hand mir reichen,
Mich zu euch empor zu zieh'n?

Keine Antwort auf die Frage!
Und der Freunde Bild entweicht,
Und vom hellen Frühlingstage
Wird der Nebeldunſt verſcheucht.
Muthig! mahnt mich auch ihr Todten
An das nahende Geſchick,
Seid ihr doch nur Liebesboten,
Kündet mir — ein künft'ges Glück!

7.

Dort ſchlägt im Buſche die Nachtigall
Ich möchte gern ſie fragen,
Was ſie wohl will mit des Liedes Schall,
Dem immer wechſelnden, ſagen.

Jetzt flötet der Sproſſer ſanft und weich
In langgezogenen Tönen,
So ſchmerzerpreßt, ſo wehmuthreich,
Faſt wie ein Weinen, ein Stöhnen.

Doch plötzlich gellt ein Aufſchrei auf,
Ein Jauchzen in ſchmetternden Klängen,
Als müßte der wirbelnde Trillerlauf
Die kleine Bruſt zerſprengen.

Bezeugt vielleicht das klagende Lied
Die Sehnſucht nach der Einen,
Der du, noch eh' der Frühling ſchied,
Dich zärtlich möchteſt vereinen?

Und wenn ſie gefunden, jubelſt du,
Dein Heim, es iſt dir geborgen,
Du weiheſt dich nun in ſüßer Ruh'
Den ſtillen, häuslichen Sorgen.

O Vögelchen, wie beneid' ich dich,
Denn du kannſt ſingen und lieben,
Wohl ſang der Lieder viel' auch ich,
Doch bin ich — allein geblieben.

Allein! empfindend ſo tief und heiß,
Voll Liebesdrang im Herzen,
Allein als Mann, allein als Greis,
Allein in Freud' und Schmerzen!

8.

Wußt' ich mich doch mein Leben lang
Mit Grübeln nicht zu quälen,
Und gegen jeder Feigheit Hang
Mich immer hart zu ſtählen.

So ſtand ich feſt, von keiner Noth,
Die vor mich trat, beklommen,
Und wenn ein Unglück erſt gedroht,
So ſah getroſt ich's kommen.

Für ein's nur trotz dem Selbſtvertrau'n
Konnt' ich nicht Ruh' erwerben;
Mit Schreck erfüllt mich noch, mit Grau'n,
Der Tod nicht, doch das — Sterben.

Doch ringen will ich Tag für Tag,
Mit ſolch' unwürd'gen Schwächen,
Daß fromm ergeben ſein ich mag,
Eh' meine Augen brechen.

Und laſſe, gnädiger Gott, mich nur
Zur Zeit von hinnen ſcheiden,
Wo Alles grünt und blüht, Natur
Auflebt zu neuen Freuden.

Dann heg' ich wohl die Zuverſicht,
Daß Sterben nur ein Wandern
Aus hellem Licht zu heller'm Licht,
Aus einem Lenz zum andern.

9.

Manch bitt'res Wort erſchüttert mich
In unſern klugen Zeiten,
Sie nennen tiefe Denker ſich,
Die mir ſolch' Weh' bereiten.

Sie ſagen kühn: „Ein Reich des Lichts
Iſt Fabel, iſt Erdichtung,
Thor! nach dem Tode kommt das Nichts,
Dem Sterben folgt Vernichtung."

„Weil ſelbſt du neu zu leben ſcheinſt,
Berauſcht von Frühlingswonnen,
So hoffſt du, Schwärmer, dich dereinſt
Im Himmelreich zu ſonnen."

„Muß Blum' und Gras doch wieder fort,
Verwelkt, und wird zur Leiche,
Wenn auch nach langer Friſt, verdorrt
Der Rieſenſchaft der Eiche."

„Aus Allem wird nur Moder, Staub,
Scheint's noch ſo ſchön und edel,
So wirſt auch du der Würmer Raub,
Bis leer und hohl dein Schädel."

„Und was von Hochgedanken ſich
Bewegt' in deiner Stirne
Verdunſtet ganz für ewiglich,
Ward kühl erſt das Gehirne."

„Der Leib beherrſcht den Menſchengeiſt,
Lebt er mit ihm in Frieden,
Doch wenn das Doppelband zerreißt,
Iſt Alles aus hienieden."

Bei ſolcher Rede wird mir bang,
Sie macht mich beben, ſcheuen,
Mich kann dann Stunden, Tage lang
Der Frühling nicht mehr freuen.

10.

Hinweg, ihr düſt'ren, kranken,
Erſchlaffenden Gedanken,
Ich geb' euch nimmer Raum,
Soll Lenz mir fruchtlos ſprießen?
Ich will ihn voll genießen
Wie einen reichen Traum.

Doch iſt's kein Traum, iſt Leben,
Ein ſtetes Vorwärtsſtreben
Rings auf dem Erdenball,
Ich ſeh' in ſolchem Bilde
Des Schöpfers Huld und Milde,
Sein Sorgen für das All.

Mag ſich die Pflanz' entfärben!
Das iſt ein Ruh'n, kein Sterben,
Ein Lenzblick weckt ſie auf,
Bald ſteigt auch aus der Trümmer
Der Eich' in grünem Schimmer
Ein junger Baum herauf.

Muß Alles neu hier werden,
Was, ſeelenlos, auf Erden
Dem Wintertod verfiel,
Dann iſt beſeelten Weſen
Ein Beſſ'res wohl erleſen,
Ein Loos von höh'rem Ziel.

Ja, Gott läßt einſt mich Alten,
Umbilden, umgeſtalten,
In neuer Form erſteh'n,
Kein Zweifler ſoll mir rauben,
Den hohen, ſel'gen Glauben:
Ich werde — nicht vergeh'n.

Zäh' wie Sohlleder.

Erzählung

von

E. von Dincklage.

Von mir kann man in meinen Jahren nichtes nicht mehr verlangen," ſagte der alte Holzhändler Edo van Doorn, „alt und kalt, ſtumm und dumm!" Dabei blinzelte er feindlich unter ſeinen weißen, buſchigen Augenbrauen hervor auf ſeinen Enkel Wilke van Doorn, welcher ihm zwar nicht widerſprechen durfte, aber keineswegs daran glaubte, daß irgend ein Sinn ſeines „Aelteſten" abgeſtumpft ſei, im Gegentheil hatte der Spürſinn des Greiſes etwas Unheimliches und die Holzknechte behaupteten gern, Mynheer van Doorn senior könne im Dunkeln ſehen, wie die Raubthiere. Wenn der „Aelteſte" von ſeiner Hinfälligkeit ſprach, ſo war er immer irgend einer Ungehörigkeit auf der Spur, und weil eben jetzt Niemand mit ihm am Kamine ſaß als ſein Enkel Wilke, ſo blickte dieſer mit ſeinen offenen, etwas traurigen Augen raſch empor und dann wieder in die brennenden Törfe, ohne etwas zu erwiedern.

„Ja, ja — das Gedächtniß wird lahm — der alte Stamm „toppſohr" (gipfel-dürr), was erzählteſt Du doch noch, mein Junge, von dem großen Moorbrand im Emslande, ſag' mir's noch einmal!"

In Wilke's geduldigen und harmoniſchen Zügen ſchlug gleichſam ein Feuerſchein, eine warme Gluth empor bis unter die blonden leichtgelockten Haare, aber er begann alsbald die Schilderung, welche in den letzten Wochen verſchiedentlich von ihm gefordert wurde, ohne anzudeuten, daß er wiſſe, wie

der Großvater dieſelbe ganz ſo gut geben könne als der Enkel; er wiederholte: „Großvater ſchickte mich aufwärts der Ems in's Münſterland, um eine Partie Krummholz zu bezahlen und zugleich eine gute Püntenfracht Fichtenholz zu vierzölligen Planken auf dem Hümmeling anzukaufen —!“

„Und vertraute Dir das Geld wohlgezählt an!“ ergänzte der Alte.

„Und vertraute mir das Geld wohlgezählt an!“ wiederholte Wilke beinah' gedankenlos.

„Weiter — weiter!“

„In Lathen verließ ich die Eiſenbahn, um die Poſt nach dem Hümmeling zu benützen, aber keine Poſt war da, Niemand ſtand mir Rede und Antwort, der Zug mußte verweilen, weil quer über den Bahnkörper Schaaren von Menſchen drängten und die Brandſpritzen raſſelnd dahin fuhren. „Wo brennt es?“ fragten die Reiſenden. „Ja, wo brennt es nicht?“ war die Gegenfrage, „dort, wo der Himmel ſo ſchwarz iſt, ſteht Alles ſtundenweit in Flammen, das Moor iſt viele Fuß tief nur eine glühende Kohlenſchichte, über die Haide fegen die Flammen, die großen Torfhaufen ſtehen da wie brennende Berge und aus den Tannenkämpen tanzt die Lohe empor, als wollte ſie zum Himmel lodern, das brauſt und kniſtert, daß die Füchſe mit verſengter Lunte wie wahnſinnig hervorſtürzen, gejagt von den Flammen, und die armen Haſen ihre Rettung unterm Haſenpanier in wilder Flucht ſuchen, bis ſie mit keuchenden Lungen zuſammenbrechen. Die bedrohten Dorfſchaften arbeiten wie ſie können, den brennenden Boden mit Erde zu dämpfen und ſich gegen die fliegende Gluth zu verſchanzen, aber während Vater, Mutter und Kinder graben, daß ihnen die Hände bluten, hüpfen ſchon Flämmchen über die noch blätterloſen Aeſte des Eichſtammes neben der Scheunthür, und fängt ſchon das Strohdach an lebendig zu werden, als ſpielten Hunderte von glühenden Mäuſen darin — wenn der Wind noch etwas öſtlicher wird, ſo kann vor dem Veſperläuten auch unſer Los entſchieden ſein, das Dorf in voller Lohe daſtehen und der Abendzug nach Friesland über brennende Bahnſchwellen und auf glühenden Schienen ſeinen Weg ſuchen! — Da tönt das dritte Zeichen, wer mit der Eiſenbahn fort will, beeile ſich einzuſteigen! Ich blieb natürlich, da Jeder, welcher helfen konnte, dem Brande entgegeneilte, ſo zauderte auch ich nicht, den Weg jenen dicken weißgelben Rauchwolken entgegen einzuſchlagen!“

„Ja, ja, ohne Dich wäre Alles bis an den Strom, ja vielleicht bis über die holländiſche Grenze zu Aſche geworden — ja, ja, wenn man jung iſt — ich bin alt und kalt, ſtumm und dumm, aber Du, Du mußteſt dabei ſein!“

Wilke ließ ſich nicht reizen. „Das Elend war groß,“ fuhr er gelaſſen fort, „da ich wußte, welch' ein frommer Herr mein Großvater, der Baas Edo van Doorn iſt, ſchenkte ich einem Unglücklichen zwanzig Thaler!“

„Ganz recht — der oder die Unglückliche war katholiſch und Dein Vater — pfui Teufel — war auch ſo ein Römiſcher, Art läßt nicht von Art, Du haſt's ja, Du haſt's ja, um einem Bettler zwanzig Thaler zuzuwerfen!"

„Ich habe ſchon geſagt, Großvater, daß Ihr mir das Geld von meinem Lohne, von dem Knechteslohn, den ich bei Euch verdiene, abziehen könnt, wenn es Euch reut, einer braven Seele geholfen zu haben —!"

„Brave Seele? Wenn es mich reut? Von Deinem Lohne, ja Junge, und wenn Du ſtirbſt, ehe die zwanzig Thaler abverdient ſind, wie dann? wie dann? Wiegt die Gutthat ſchwerer oder die unbeglichene Schuld, he?" Der Alte fuhr ein paar Mal mit der gichtiſchen Hand über die Bruſttaſche ſeines Schifferwammſes, in welcher kaum hörbar ein Papier kniſterte.

Der Enkel folgte geſpannten Blickes dieſer Bewegung und erwiederte dann, indem er ſeine Taſchenuhr auf die mit grünem Wachstuch bezogene Tiſchplatte legte: „Ich bitte Euch, die Uhr meines ſeligen Vaters als Pfand zu behalten, bis Ihr Euch bezahlt habt — und jetzt gehe ich zur Sägemühle!" Darauf ließ er den Großvater allein.

Mynheer ſchüttelte unzufrieden den Kopf und murmelte, ihm nachblickend: „Ein Waſchlappen iſt er — ich habe ihm meinen Namen gegeben, um nicht daran erinnert zu werden, daß ich eine verlorene Tocher habe, ich halte ihn knapp und ſtramm, als gäbe es einen jungen Wolf abzurichten; anfangs, ja anfangs, da dachte ich, es ſteckte doch ein van Doorn in ihm, ſeit jenem Brande iſt er wie ausgetauſcht, und ich kann nicht erfahren, was dahinter ſteckt!"

Mynheer zog einen Brief aus der Taſche, hielt ihn auf Armeslänge vom Geſichte entfernt und las:

„Herrn Holzhändler Edo van Doorn vermag ich die gewünſchte Auskunft leider nicht zu geben, der von uns Allen ſehr geachtete junge Mann Wilke, genannt van Doorn, Ihr Großſohn, iſt unſeres Wiſſens mit keinem Mädchen oder Frau geſehen worden, er betheiligte ſich bei den Löſchvorkehrungen jenes Moor-, Haide- und Forſtbrandes, beſuchte Abends noch auf ein Viertelſtündchen unſer Clublocal und war nächſten Morgen abgereiſt.

Hochachtungsvoll
Gebrüder Schmidt."

„Dennoch!" ſprach der Holzhändler und ſchlug auf den Brief, „dennoch iſt der Burſche verändert, er wird vorſichtig, er blickt mich und mein Eigenthum ſo an — ha! ha! — ſo als wäre Mynheer van Doorn senior nichts Anderes mehr, als ein Hinderniß in der Rennbahn. Oho, ich komme ihm doch hinter die Schliche, ein böſ' Gewiſſen verräth ſich durch übergroße

Vorſicht — und es wird eine Katholikin hinter dem Geſeufze ſtecken, ebenſo wie ſeine Mutter ſich an einen Römiſchen wegwarf; damals ward ich zu ſpät mißtrauiſch, aber für den Jungen ſtehe ich, obwohl ich alt bin — ha! ha! man muß ihn nur ſicher machen, alt und kalt — ſtumm und dumm, und dazu ein gichtiſcher Erbälteſter!"

Wer den grobkörnigen, vierſchrötigen Holzhändler in ſeiner kranken Unbehilflichkeit, ſeinem Mangel an Bildung und in ſeiner faſt kindiſchen Sprechweiſe beobachtete, ahnte wenig, welch' ein vortrefflicher Schauſpieler derſelbe war. Sein ganzes Leben war eine Meiſterrolle geweſen und er ward durch ſeine Kunſt ein reicher Mann. Ein anſpruchsloſer Zimmergeſelle trat er, taglöhnend, in den Dienſt eines Schiffzimmermanns, errang, der ärmſte, unanſehnlichſte und geringſte ihrer Bewerber, die Hand der Tochter ſeines Baas, der im Rufe eines bedeutenden Vermögens ſtand und dieſe unpaſſende Heirat auf's Aeußerſte mißbilligte.

„Er wird Dir arbeiten helfen!" tröſteten die Leute den Schwiegervater wider Willen. Aber Edo van Doorn hatte eben geheiratet, um nicht zu arbeiten. Er verließ alſo mit ſeiner jungen Frau die Werft und etablirte einen eig'nen Holzhandel auf den Credit ſeines Schwiegervaters hin. Zu jenen Zeiten galten die Bande der Verwandtſchaft im Volke noch als ein Anſpruch auf Gütergemeinſchaft, und Edo's Weib war obendrein des alten Schiffbauers einziges Kind. Edo machte gute Geſchäfte, wie man glaubte, und er beſaß eine große Findigkeit, dieſelben einzuleiten. Die Frau klagte wohl, ihr Mann behandle ſie grob und lieblos, da man aber den Holzhändler nur freundlich von ihr reden hörte, gab man ihr ſelbſt Schuld, Unfrieden zu ſtiften. Herr van Doorn — er war bereits Herr geworden — ſpielte bis dahin ſeine Rolle ſehr gut, aber ein ſchweres Ereigniß unterbrach die Vorſtellung. Der Schwiegervater hatte ſich im Mißmuth dem Trunke ergeben, ſein Geſchäft vernachläſſigt, allerlei Verluſte erlitten, kurz er machte Banquerott. Sofort ſtellte ſich heraus, daß Edo — er war ſchon kein Herr mehr — ſeinen Handel mit allen möglichen Schwindeleien in Gang erhalten hatte, daß ſein Haushalt auf Unkoſten der Krämer geführt war und daß ſein ehrenhaftes Weſen aus eitel Blendwerk beſtand. Man ſtürmte wuthentbrannt ſein freundliches, mit grüner Oelfarbe geſtrichenes Häuschen am Holzhof, er ſollte gefangen, hoffentlich gehangen werden, aber Edo war vorbereitet.

Die offene Kammerthür gab den Blick auf ein Lager frei, über welches die Leiche ſeiner Frau ausgeſtreckt lag, er ſelbſt ſaß ſtieren Blicks und wirren Haars neben derſelben und hielt ein neugebor'nes Kind in den Armen, keine Frage beantwortend, keinerlei Theilnahme verrathend, ein verzweifelter Mann. Die braven Lyncher, von ſo viel Jammer bewegt und vermuthend, daß die Gefangennahme ihres Schuldners ihnen, genau genommen, keinen

Vortheil bringen könne, zogen sich schweigend zurück und Edo van Doorn that dasselbe, indem er selbigen Tages aus der Gegend verschwand, Niemand wußte, wohin. Ganz unerwartet kehrte der Flüchtling aber nach einer Reihe von Jahren zurück, forderte seine froh überraschten Gläubiger auf, sich zu melden, und zahlte den Rückstand bis auf den letzten Deut.

Nach dieser edlen That nannte man Edo Mynheer van Doorn, setzte ihn bei Festlichkeiten unmittelbar neben Domine, den Pastoren, und pries ihn als der Rechtschaffensten Einen in der Gemeinde. Der neue, glorreiche Schafpelz erwärmte den Fuchs so trefflich, daß er nun wirklich und ehrlich von Jahr zu Jahr reicher wurde, obwohl er, nach jener großen, effectvollen Schuldzahlung nahezu mit nichts anfing, als dem in jener Gegend noch giltigen Capital der guten Meinung. Wie Edo ein duldender Gatte gewesen war, so zeigte er sich jetzt als der leidende Vater seiner eigenwilligen Tochter, die er sich beeilte zu verstoßen, nachdem sie es durchgesetzt hatte, einen Katholiken zu heiraten. Mit seinen Haushälterinen, welche Edo allemal zwischen gereiften alten Jungfrauen oder Witwen erlas, ging es ihm um nichts besser. Eine nach der Andern ward von der fixen Idee beherrscht, ihr Brodherr habe sie zu seinem Ehegespons ausersehen, auf das hin war sie mit kärglichem Lohne, schwerer Arbeit und tyrannischer Behandlung zufrieden oder ertrug das Alles wenigstens schweigend. War aber, nach Jahr und Tag ihrer Prüfung, der entscheidende Augenblick herangekommen, so entdeckte sich an der Heiratslustigen irgend ein Makel, eine Unrechtlichkeit, eine Jugendverirrung, ein religiöser Anstoß — kurz sie mußte das Feld räumen. In seltenem Edelmuth nahm der Alte schließlich seinen Enkel Wilke zu sich, wie er selbst sich entschuldigte: „Man wird mit den Jahren steifknochig und weichherzig!“ Wilke war ein gehorsamer, treuer — und billiger Gehilfe, der Großvater eröffnete gegen ihn den gewohnten hinterlistigen Unterdrückungskampf, der bis jetzt alle seine Hausgenossen bis zum Erdrücken umstrickte, und Wilke beugte sich, er hatte seine Mutter zu ernähren und die Familienehre aufrecht zu erhalten. Einigermaßen erleichtert wurde Wilke's Pflichterfüllung dadurch, daß er meist auswärts beschäftigt wurde, neben dem Knechteslohn war vor Dritten seine Stellung die eines Geschäftsführers.

Der alte Holzhändler, so einfach sein Thun erschien, verwerthete auch in Kleinigkeiten seine Schlauheit; so konnte er von seinem Armstuhl vom Kamin aus, ohne sich umzuwenden, die Küche, in welcher er saß, die Straße und alle Eintretenden, noch ehe sie die neben einem Fenster befindliche Thür öffneten, beobachten; das Alles wurde durch zwei harmlos dahängende Spiegel bewerkstelligt, die ihm sogar noch alle Bewegungen im Holzhofe verriethen. Der alte Comödiant schien die Ankömmlinge erst zu bemerken,

wenn ſie ihn anredeten, und dann brauchte er noch jedes Mal einige Zeit, ſich zu ſammeln und zu beſinnen. Eines Tags fuhr ein Miethwagen aus der nächſten Stadt vor; das geſchah häufig, wenn Holzkäufer mit der Eiſenbahn eintrafen und ſich in das an der Ems gelegene Dorf weiter befördern ließen, dieſes Mal aber war es kein Männerkopf, welcher ſich über das Spritzleder des leichten, für „Claywege“ eingerichteten Fuhrwerks vorbeugte, ſondern ein allerliebſtes Frauenköpfchen, über den lebhaft forſchenden braunen Augen ein dunkles Lockengewirr, welches wiederum von der weißen Straußfeder des Baretts verdrängt wurde. Mynheer ſchnalzte mit der Zunge und gewahrte mit Intereſſe, wie jetzt dem Kopfe ein zierliches Figürchen folgte, das behende zur Erde ſprang, einen flüchtigen Blick über das ſtattliche Steingebäude warf, welches der Holzhändler ſcheinbar ohne jede Noth-wendigkeit, da er nur zwei Räume bewohnte, in allem frieſiſchen Prunk hatte aufbauen laſſen, und trat dann entſchloſſen ein.

Der Alte ſaß wie immer in ſeinem Armſtuhl, auf den langen weißen Haaren die ſchwarze Schirmkappe und ein mächtiges Weichſelrohr zwiſchen den Zähnen. Ein ſeid'nes Rauſchen und ein Duft wie Blumen und friſches Heu berührten ſeine außerordentlich ſcharfen Sinne, ein zierliches Geklapper von hohen Abſätzen auf den rothen Ziegelſteinen des Fußbodens, der mit zierlichen Muſtern von weißem Sande beſtreut war, näherte ſich ihm, und dann fragte eine Frauenſtimme, die für ein ſolches Püppchen ſonderbar tief und entſchloſſen klang: „Sind Sie Edo van Doorn?“

Der Angeredete ſah überraſcht auf, verſchob ſeine Kappe, rieb ſich die Stirne, that einen Zug aus der langen Pfeife und entgegnete: „O ja — ja wohl — da iſt ein Stuhl — der alte van Doorn, ja der alte van Doorn — alt — alt!“

„O, dann habe ich Ihnen aus voller Seele zu danken, edler, braver Greis! Sie errathen, wer ich bin?“ fügte ſie hinzu, ſeine ſehnige Hand zwiſchen ihre zierlichen grauen Handſchuhe drückend.

„Nein, nein — ich errathe nichts — alt und kalt — ſtumm und dumm, gichtiſch — zu nichts mehr nütze —“

„Ich bin ſeine Tochter, die Tochter des Mannes, den Sie groß-müthig gerettet haben —!“

„So — ſo! ſo! Setzen Sie ſich da! Gerettet, richtig — gerettet — o mein Gedächtniß iſt ſchwach!“

„Es iſt nicht allein die Tochter, die Ihnen dankt,“ fuhr die Dame lebhaft fort, „nein, Hunderte von Gleichgeſinnten, ja Alle, die bereit ſind, Gut und Blut für das heilige Recht, für die Freiheit zu opfern, danken Ihnen! — Sie ſchütteln den Kopf, o Sie Edelſter, Sie wollen keinen Dank? Sie verleugnen großmüthig, was Sie ſagten und thaten, als Sie einen

Flüchtling schützten und ihm halfen, seinen Verfolgern zu entkommen! Ihr Werk ist gelungen — in der unscheinbaren Kleidung, welche Sie ihm verschafften, erreichte mein Vater Emden und unsere dortigen Bundesgenossen förderten ihn hinüber nach England. Ohne Ihre Dazwischenkunft läge jetzt mein armer Vater wieder in dem Kerker, welchem er kaum entflohen war unter steter Lebensgefahr."

„Ja — ja — so war es!" sagte Edo mit Ueberzeugung. „Zwanzig Thaler, oder wie sie das jetzt nennen 60 Mark — o ja — he?"

„Freilich, Papa — der liebe herrliche Papa! schrieb mir Alles und sendete mir dieses Briefcouvert, in welchem das von Ihnen gegebene Papiergeld steckte, Ihre Adresse, Ihr mir ewig theurer Name steht darauf gedruckt und da konnte ich nicht irren."

„So, so — aus dem Kerker entsprungen, wie lange saß er denn?"

„Bereits fünf Monate — ach es war eine schwere Zeit für mich! Ich ruhte und rastete nicht, bis die Flucht bewerkstelligt werden konnte, aber dieselbe stieß auf Hindernisse, die Polizei war meinem theuren Flüchtling auf den Fersen, Steckbriefe erwarteten ihn in jeder Bahnstation, da endlich fand er das Kirchdorf Lathen in furchtbarer Erregung des Feuers wegen, Papa konnte ungesehen das Coupée verlassen, er fand Sie mit dem goldenen, menschenfreundlichen Herzen und wurde gerettet!"

„O bitte – " wehrte der Greis das Lob mit der Hand ab — „keine Ursach', ich pfleg' das immer so zu halten — immer mit entsprungenen Sträflingen — dauern mich he, he, dauern mich!"

„Ja, Sie begreifen unsere weltbeglückenden Zwecke!" rief die Dame begeistert, „sagten Sie nicht meinem Vater: All mein Thun und Sinnen geht auf Freiheit! O, er schrieb es mir und auf dieses Wort bauten wir einen Plan — den nämlich, Sie sollten mich für eine Verwandte ausgeben, ich würde zu Ihnen ziehen und unbeargwohnt von hier aus unsere großen Zwecke fördern. Die Nähe der Seeküste würde es meinem Vater möglich machen, unter irgend einer Verkleidung zeitweilig herüber zu kommen — Sie sehen besorgt aus? nein, mein Vater vertraut Ihnen ganz und gar, er hat mir, Ihnen gegenüber, die größte Offenheit zur Pflicht gemacht!"

„Schon recht!" sprach der Holzhändler blinzelnd, „was ist Hab und Gut und Reputation gegen die Freiheit? Sie haben's gut getroffen, Edo van Doorn ist Ihr Mann — aber wir wollen vorher darauf ein Glas Wein trinken, allerschönste Mamsell, ich bin ein alter Kerl aber höflich — höflich —!"

Damit verließ er in seiner gebrechlichen Art zu gehen den Raum, befahl in der Küche seiner Haushälterin, eine Flasche Rothen zu bringen und schickte den Auflader vom Holzhof zum Gendarmen mit der Weisung, der Letztere solle sich sofort zu Mynheer verfügen.

„Diebe und Diebsgesindel — in meinem Hause — geheime Verbindungen — he — he — he —!“ murmelte er grinsend und grollend, halb erfreut über den Gedanken, die kleine hübsche Dame einsperren zu lassen, halb zornig, daß sein Enkel ihn in diese Scheererei gebracht habe.

Als er wieder eintrat, wurde sein Gesicht inzwischen sehr ernst, denn sein freiheitsdurstiger, Staaten unterwühlender Gast hielt zwischen den diamantblitzenden Fingern ein Respect einflößendes Bündel von Werthpapieren und sagte: „Sehen Sie, mein trefflicher alter Freund, ich lege diese Summe, das Eigenthum unserer Verbrüderung, in Ihren Gewahrsam, sollte ich gefangen werden oder in's Ausland fliehen müssen, so haben Sie nur jenen Brief auf die Post zu geben und es wird über kurz oder lang Jemand kommen, der das Capital reclamirt. Der Brief, auch wenn er bei Ihnen gefunden würde, lautet vollständig unverfänglich und ist an eine alte Dame in Frankfurt am Main gerichtet. Sie können beschwören, daß Sie von keinem unserer Pläne wissen und haben jetzt nichts zu thun, als diesen Empfangsschein mit Hinzuziehung zweier Zeugen zu unterzeichnen!“

„Trinken wir erst ein Glas Wein!“ sagte der Holzhändler, dem Alles daran lag, Zeit zu gewinnen, unsicher, ob er den Reichthum, der so unerwartet in sein Haus flog, festhalten, oder abweisen sollte. Abweisen? — Eine bedeutende Summe, deren Besitzer mehr oder weniger vogelfrei waren? — Undenkbar! das Geld mußte bleiben, es handelte sich nur noch um die Rolle, welche Edo van Doorn in dieser Angelegenheit zu spielen hatte.

„Meine und Papa's einzige Bedingung ist, daß ich bei Ihnen wohne — Sie können mich etwa für eine Nichte ausgeben, die zu Ihrer Pflege gekommen. Papa meinte zwar, Sie würden in unsere Gemeinschaft eintreten, aber er muß übersehen haben, daß Sie alt und kränklich sind — so wünsche ich nur, daß Sie nichts sehen und argwöhnen, während — —“

Draußen rasselte etwas wie ein Säbel. Der Holzhändler erfuhr durch seinen Spiegel, es sei der Gendarm und nun wußte er auch, was er zu thun habe. „Guten Morgen Herr Bank,“ sagte er vom Husten unterbrochen, „ich alter Mann schickte nach Ihnen, weil ich mich nicht mehr auf meinen Kopf verlassen kann — stumm und dumm! — da ist meine Nichte, sehen Sie, von Seiten meiner Frau selig, die von gutem Herkommen war — ja, was ich sagen wollte, meine Nichte, sie hat Niemand mehr als mich und da ist ihr Vermögen und ich solls verwahren — krank und elend wie ich bin, und einen Schein verlangt ihr Vormund — wo war ich doch? ja eine Quittung, und mein Enkel, der Schlingel, ist nicht da und ich sehe nicht gut mehr, und zählen Sie doch einmal nach und dann können wir's unterschreiben!“

Der Haltfest verbeugte sich vor der jungen Dame mit dem vielen Gelde, zählte mit großer Wichtigkeit die Banknoten und unterzeichnete nach dem Hausherrn den Empfangschein.

„Also Fräulein Germane Hammer, ich hoffe, Sie werden es nicht zu langweilig an unserem entlegenen Platze hier finden!“ sagte der Gendarm, welcher ein stattlicher Mann und ledig war.

„Ein junger Herr darf das nicht aussprechen, ohne sich und mich herabzusetzen, wer sich beschäftigt, kennt keine Langeweile! Ich bin Uebersetzerin, wenn Sie wollen Schriftstellerin, und verdeutsche englische und französische Romane und Aufsätze — das unterhält!“

„Wenn man so glücklich sein könnte, einmal etwas zu lesen?“

„Ei gewiß, ich hole morgen mein Gepäck von Leer und denke, Sie sprechen einmal wieder vor?“

Der Haltfest empfahl sich voll Bewunderung.

Edo van Doorn fühlte gleichfalls etwas wie die wärmste Anerkennung — was hatte Germane da, spielend gleichsam, angebahnt? Den Mann sicher gemacht, ihre ausländische Correspondenz erklärt, ihrem Hiersein einen glaubhaften Hintergrund gegeben.

„Onkel!“ lachte das Mädchen, als sie allein waren — „das mit dem Gendarm ist ein Meisterzug, welch' ein Talent haben Sie — alt und krank und dabei Augen wie ein Luchs, Gehör wie ein Wiesel und schlau, schlau, schlau wie ein Fuchs — Papa hat nur Ihr gutes Herz erkannt, ich begreife das Andere, als wenn ich Ihre Tochter wäre. Jener Gesetzesmann schwört auf mich und auf meinen falschen Namen, o wenn er wüßte, ich heiße nicht Hammer, sondern — aber besser auch Sie kennen den wahren Namen nicht!“

„Teufelsmädchen — he — he“ kicherte der Alte und das war der höchste Ausdruck seiner Anerkennung.

Er benutzte die kurze Zeit, welche sie noch blieb — draußen wartete der Wagen — seine neue Nichte vor Wilke zu warnen, der Enkel durfte ihm durchaus nicht in die Karten sehen; Edo war überzeugt genug, daß sein Enkel nicht die mindeste Liebe für den Großvater haben könne, aber fürchten sollte Wilke den Alten und um die anvertraute Summe wissen durfte der alberne Junge keinen Falls, denn der Holzhändler dachte dieselbe überhaupt nicht wieder auszuzahlen — war doch Germane so leichtsinnig mit derselben in das Netz gelaufen!

„Nun Adieu, Ohm!“ erhob sich die Fremde, „ich werde schon Acht haben, Ihrem ungeschickten und hinterlistigen Enkel nichts zu verrathen, ich mache eine Rundreise nach Emden, Leer und über die holländische Grenze, um die Unsrigen von der Sachlage in Kenntniß zu setzen und verschiedene Schriften zu vertheilen, die ich allerdings geschrieben und übersetzt habe.

Fürchten Sie nichts meinetwegen, wer der Tochter des alten Hammer auch nur ein Haar krümmt, der mag sich hüten, denn ebensoviel verwegene Männer, als der Tag Stunden, hat, würden für sie aufstehen und Rache nehmen!"

Damit hüpfte sie ihrem Wagen zu, eifrig zurückgrüßend. Der Holzhändler war ganz verblüfft — hatte denn nun Germane leichtsinnig gehandelt, oder er der alte Komödiant, daß sie ihm eine nicht mißzuverstehende Drohung aussprach?

Wilke's Empfang, als er von einer längeren Geschäftsreise zum Großvater heimkehrte, war nichts weniger als freundlich, und dazu hatte er noch zu melden, daß ein Posten geliefertes Schiffsbauholz zurückgewiesen sei. „Zurückgewiesen?" schrie der Alte und nahm, sich selbst vergessend, seine ursprüngliche stramme Haltung an, „zurückgewiesen, mein Holz? wie konnte der Hallunke es wagen, meine Lieferung zurückzuweisen?" Wilke wurde sehr bleich, als er antwortete: „Ich sagte ihm, daß der Blitz hinein geschlagen sei, als es zum Verladen am Flusse aufgestapelt lag!"

„Ich wollte, der Blitz träfe Dich selbst! Du, Du sagtest das? und wußtest, welchen Schaden ich dadurch erleide?"

„Ja Großvater, man weiß, daß die Schiffe leicht sinken, wenn der Blitz in die Steven und Spantenhölzer fährt, selbst wenn man den Riß im Eichenbalken nicht spüren kann — ich sagte Euch schon dasselbe!"

Der Holzhändler machte einen wirklichen Sprung, bekam dann aber heftige Schmerzen an seinem gichtischen Fuße; „He — he! Und was thut's, wenn ein Schiff untergeht, haben es die Rheder nicht hoch genug versichert? Dummkopf, ich wollte sie sänken und kenterten zu Dutzenden — ja Dutzenden! Du Räuber — Du Dieb, der Du mich bestiehlst und entsprungenen Sträflingen zur Flucht hilfst."

„O, das wißt Ihr?" staunte der Enkel.

„Ich weiß Alles, weiß auch, daß Du ein Socialdemokrat bist, Einer von der Mordbrennerbande, Einer, der's näher zum Galgen als zu meiner Erbschaft hat!"

Wilke schwieg.

„Rede!" schrie der Alte.

„Ich hoffe, jener Flüchtlig ist entkommen!" sagte der Enkel.

„Du Narr, hoffe lieber, daß er Dir Dein verschleudertes Geld zurückzahlt!"

„Ich bin reichlich bezahlt, Aeltester!"

„Wie — he? he?"

„Der Mann hat mir eine Wahrheit gelehrt, die viel mehr werth ist — er sagte: Niemand ist arm, der das beste Mannesgut, das freie Wort über alles Andere stellt und lebt, dasselbe zu verheidigen!"

„Und Dein freies Wort heißt: Deinen alten ſchwachen Großvater, Deinen Brodherrn ſchädigen?“

„Das freie Wort heißt Wahrheit, furchtloſe Wahrheit!“

Der Alte kramte haſtig zitternd in ſeinen Papieren und ſchien die Anweſenheit des Enkels vergeſſen zu haben. Wilke ſtand ruhig da, es kam eine große Freude über ihn, ſeit er ſich ſeiner freien Seele und deren Ausdruck, des freien Wortes klar geworden, fürchtete er ſeinen Tyrannen nicht mehr, er wartete alſo, bis der Greis ihm neue Aufträge ertheile. Da gerade hielt draußen ein Wagen, Germane ſprang zur Erde, Koffer wurden abgeladen und mit einem Male ſtand das Mädchen ſchon zwiſchen den Beiden und rief: — „Ach, das iſt unſer böſer Enkel, der Wilke! Wie geht's Oheim? Schlecht, wie ich ſehe. Hat der da was Schlimmes angerichtet?“

„Natürlich hat er — da, Wilke, nimm Dir ein Beiſpiel an dieſer — ſie iſt meine Nichte von wegen deiner Großmutter ſelig, und ſie bleibt hier —!“

„Ich heiße Germane, Wilke — Germane Hammer, wie heißen denn Sie eigentlich?“

„Ich ſchreibe mich van Doorn!“ entgegnete Wilke verwirrt.

„Im Grunde iſt es einerlei, ob man Lieſe oder Lore, Hinz oder Kunz heißt, ein Name iſt wie der andere!“ meinte Germane und ſetzte den Hut ab.

„Einer hat Credit — viel Credit an der Börſe — und der Andere — hm — der Andere — — hm — hm —“ ſtockte der Alte.

„Selbigten Credit im Hauſ' Num'ro ſicher!“ lachte die Unerſchrockene und dann verlangte ſie von der übellaunigen Haushälterin in ihr Zimmer geführt zu werden. Es konnte ihr nicht entgehen, daß alle Hausbewohner, voran der edle alte Retter, ſie mit dem äußerſten Mißtrauen begrüßten — ſie gab ſich aber den Anſchein, das nicht zu bemerken — ſie verfolgte eben unentwegt ihre Zwecke, unentwegt wie der zähe Hausherr.

Bislang war es nicht der Brauch des van Doorn'ſchen Hauſes, bei den Mahlzeiten zu reden — Germane kehrte ſich nicht daran, kritiſirte die Nationalſpeiſen und ſagte mit Beziehung: „Natürlich machen das ſchwere Brod und der Buchweizen-Pfannkuchen Euch unbeholfen und ſchwerfällig, das wirkt auf den Charakter!“ Der Alte murmelte nur und Wilke nahm den Handſchuh nicht auf. Germane blickte mit ihren dunklen Augen böſe zu ihm hinüber und rief: „Sie großer Menſch da, was denken Sie, weßhalb ich gekommen bin?“

„Ich hab's noch nicht denken können!“ antwortete Wilke.

„Wie einfältig — Sie müſſen furchtbar viel Pfannkuchen gegeſſen haben — ich kam einfach, um Mynheer van Doorn zu beerben!“

Mynheer knurrte, aber ſchwieg.

„Was ſagen Sie dazu Wilke?“ drang das Mädchen in ihn.

„Nichts, wenn es der Aelteſte gut heißt!“

„Natürlich, er hat doch Niemanden von Euch gern, und Ihr ihn auch nicht!“

„Das war ein Wort!“ ließ ſich der alte Holzhändler beiſtimmend vernehmen. „Ihr mich auch nicht — Wilke am wenigſten — pfui, pfui — ſeine eigne Waare zu verunglimpfen — Blitz hinein geſchlagen!“

„Aber Sie, Wilke — Sie tadeln mich?“

„Ja!“

„Das erklärt ſich — aber es hilft Ihnen nichts!“

Die Haushälterin trug bis zu Thränen gekränkt die Teller hinaus und das Comfort mit der Theekanne herein — dies fremde Mädchen war doch die richtige Hexe.

Abends chiffrirte Germane einen Brief an ihren Vater:

„Ich bin im Fuchsbau, o wie konnte, wie konnte dieſer Mann jemals freigebig und warmherzig ſein? Aber er war's und ich danke es ihm. Seiner bin ich ſicher. Weniger ſeines Verwandten, des jungen Wilke, ein Prachtmenſch, Papa, aber er würde ein genanter Freund ſein, ich reize ihn, wo ich kann, gegen mich, er ſoll mir ein großmüthiger Feind werden. Du ſiehſt, Papa, ich denke nur an die Sache, nie an mich. Die betreffenden Redactionen haben bereits das Material. Am zweiten Pfingſttag wird Z. nach deiner Anweiſung ſprechen, ich ſchicke Dir ſofort die Ueberſetzung. L. hofft auf das Militär in F. gewirkt zu haben. In der A'ſchen Fabrik ſtriken die Arbeiter wie ein Mann, die angewieſene Summe iſt den Leuten zugegangen. Ich denke die benachbarten Etabliſſements werden folgen, wenn man ihre Bedingungen vertritt. Das Volk erinnert ſich ſeiner Menſchenrechte. Hier herrſcht noch ein Urzuſtand, der Fluch der Uebercultur iſt noch nicht über die hohen Emsdeiche in den klebigen Marſchboden dieſes Uferſtrichs herabgeſtiegen, ſie ahnen nichts von dem Apoſtulat unſerer Miſſion und ich arbeite durch glückliche Unwiſſenheit verſchleiert.“

Anfangs ſchien Germanen's Einleben in dieſem Hauſe wie ein nie auszugleichender Widerſpruch und doch war ſie ſchon in wenig Tagen der Mittelpunkt dieſes, in mehrhundertjährigen Gewohnheiten befangenen, ohne gegenſeitiges Intereſſe freudlos dahinlebenden Kreiſes. Außer gegen den Alten, war ſie durchaus nicht liebenswürdig, aber ihre ſorgloſe Art zu befehlen, ihre geiſtige Ueberlegenheit trugen den Sieg davon. Wilke mied das ſchöne, originelle und rückſichtsloſe Weſen, die Haushälterin haßte „die Hergelaufene,“ welche den alten Baas zu heiraten oder zu beerben, ſicher aber ſeine Haushälterin zu vertreiben dachte. Nur der Gendarm gab ſich dem unverkümmerten Genuſſe hin, den er in Gegenwart einer ſo klugen, feinen, weitgereiſten und — reichen Dame fand.

Sie fragte ihn gern über seine Berufsthätigkeit aus und ob er wieder Jemanden verfolge, und wie der „Jemand“ dann aussehe und heiße? Sie war allerliebst dabei mit ihren lustigen Bemerkungen und ihrer fremdartigen Sprache. Sie zeigte ihm auch öfters die Bücher, welche ihr die Buchhändler zuschickten, dann und wann hatte man hübsche Bilder eingeheftet, leider waren die höchst interessanten Erzählungen in einer Sprache geschrieben und mit Lettern, welche Niemand im Dorfe kannte, man hielt es für griechisch oder hebräisch — wer wußte denn etwas von Stenographie oder von Geheimschrift, und wenn man davon gehört hatte, wer erinnerte sich daran?

Eines Tages traf sogar einer der Buchhändler in Person ein, er sah etwas schäbig aus und trug einen verwilderten Bart.

Der alte Edo zeigte sich fast kindisch, trotzdem betheiligte er sich lebhafter denn je an gewinnbringenden Unternehmungen und dieselben liefen auch fast alle glücklich hinaus. Wilke war beschäftigter, bleicher und schweigsamer denn zuvor und sein Großvater blieb im Ungewissen, ob es die Reue über jenen Verrath war, der zur Zurückweisung des vom Blitz getroffenen Holzes führte, oder ob ihn die neue Miterbin erschreckte, zu der er sich durchaus abweisend gestellt hatte. Nur die unwissende und weltfremde Haushälterin that einen Schritt gegen Germane, sie entwendete ihr eines der sonderbaren Hefte und schickte dasselbe durch einen Kiepenträger, der mit Holzwaaren hausiren ging, an ihren Schwager, welcher Küster in Leer war. Der Kiepenträger hatte mündliche Auskunft zu ertheilen, denn dergleichen weitläufige Angelegenheiten zu schreiben, konnte wohl keiner vernünftigen Haushälterin, selbst wenn sie etwas Holländisch „aus der Feder zu jagen verstand,“ im Ernste einfallen. Dem Kiepenträger wurde der Verdacht nicht vorenthalten, daß die schwarzäugige Besitzerin eine höchst gefährliche Person sei, die sich mit allerhand Geheimnissen abgebe, und — dieses flüsterte die anklagende Haushälterin mit verglasten Augen, Entsetzen in allen Mienen! — und sich, kurz gesagt, auf Zauberei und Hexenwerk verstehe, wozu sie zweifellos die Bücher, welche bis aufs letzte „I-Tüpfelchen“ grauselig aussahen, gebrauchte. Der Bote packte diese Aufträge mit seinen Kochschleefen und Holzlöffeln zusammen und dachte nicht daran, daß er einen gefährlichen Zündstoff transportire.

Germane hatte sich nicht getäuscht, wenn sie ihren jetzigen Aufenthalt, das Dörfchen Diekhusen, als ein von der Politik gänzlich unentdecktes und unbelecktes Plätzchen ansah. Sie, durch Jugendschönheit und Bildung zu einem Herzensglück berechtigt, hatte in heißblütiger Romantik mit voller Seelenkraft sich der „Weltbeglückung“ anheim gegeben. Als das Kind eines politischen Flüchtlings, den sie begeistert „Held“ und „Märtyrer“ nannte, aufgewachsen, dachte sie an keine andere Lebensaufgabe als die, den „Enterbten“

der Civiliſation, dem Pöbel, ſein Eigenthum und ſeine Würde wieder zu erobern. Sie ſagte „das unterdrückte Volk," ohne zu ahnen, daß ſie das Elend der Großſtädte, die Bedürfniſſe der Fabriksdiſtricte, die Gewerbefragen der Handwerke erwägen hörte und den „dummen Bauern", der doch ſchließlich das Brod für Alle ſchafft, ganz aus der Rechnung ließ. Der Bauer ſtrikt nicht, er klagt über Steuern und Mißernten, aber immer iſt es das urewige Bündniß mit der Scholle Muttererde, welches ihn feſſelt und iſolirt.

Germane lebte jetzt zwiſchen den Bauern, im Grunde mißfiel ihr Alles an ihnen, außer dasjenige, was kaum noch bäuriſch war, z. B. Wilke. Nicht ohne Spott betrachtete ſie das einzige Käſeblättchen, welches der Landbote in Diekhuſen ablieferte, und ſelbſt aus dieſer ſeichten Quelle ſchöpften die Leſer mit wahrem Stoicismus nur die Markt-, Ernte- und Wetterberichte, nebſt kleinen lokalen Neuigkeiten. Waren das vernunftbegabte, freie, deutſche Männer, denen gar nicht mal die Ahnung aufdämmerte, ſie *könnten* eine Anſicht über die großen Bewegungen des Jahrhunderts haben?

Die politiſch angekränkelte Frau iſt leidenſchaftlicher als der Mann, aber vielleicht noch feiner, mit noch ſicherem Inſtincte. Der Letztere überwog bei Germane, und deßhalb war ſie hier im freiwilligen Exil, in den Maitagen des Jahres 1878.

Als in jener Zeit die van Doorn'ſche Haushaltung in der üblichen Feierlichkeit des Eſſens und Trinkens beim Vesperbrot eines Nachmittags vereinigt war, öffnete ſich die Thür und in rieſenhaften Waſſerſtiefeln und blauem Wamms trat einer von Edo's Püntjern ein, Ems-Schiffer, die ſein Holz frachteten; der Mann grüßte, ohne indeß die Mütze zu lüften und ſagte dann: „Ja, ſie haben jetzt auf den Kaiſer geſchoſſen in ſeiner Stadt Berlin!"

Ehe noch Jemand ſeinem Staunen Worte geben konnte, ſtieß Germane einen Schrei aus und ſank ohnmächtig zuſammen. Die Haushälterin und die Magd bemühten ſich um ſie, während Edo das Handgelenk ſeines Enkels mit furchtbar zitternden Fingern ergriff und nach Athem ringend flüſterte: „Ihr Vater — der Sträfling hat's gethan!"

„Ihr Vater — der Sträfling?" wunderte ſich Wilke ganz verwirrt.

„Sträfling?" beſann ſich jetzt der Alte, „ſagte ich Sträfling, ſieh, ſieh mal an, ich werde ja wohl ganz kindiſch — ich wollte Dir aufgeben, ſogleich nach Münſter hinunter zu fahren und die Angelegenheit mit den Grubenhölzern in Ordnung zu bringen, wenn Du Dich angiebſt und die Füße in die Hand nimmſt, kommſt Du noch recht zum Zuge — he! he! auf den Kaiſer geſchoſſen, in ſeiner Stadt Berlin, lebt er denn noch?"

Der Püntjer ſaß bereits am Kamin: „Ja wohl, leben thut er — das Berlin muß doch ein donnersſchlechter Platz ſein!"

„Du verstehst das nicht Harm," sagte Edo, sich vorsichtig überzeugend, daß man Germane hinausgebracht habe, „alles Schlechte, was in Berlin passirt, das thut der Socialdemokrat, der allein, denn erstens hat er selbst Geld und zweitens nimmt er's Denen ab, die noch mehr haben und brennt und mordet! —"

„Kiek! und warum hängt man ihn nicht?"

„Ja so — wenn man ihn einsperrt, so entkommt er über die erste beste Mauer und ist wuppdich über die Grenze, und dann hat er viele Brüder, die helfen ihm, und die Weibsleute helfen auch!"

„Pfui Teufel!" sagte der Püntjer, „Weibsleute gehören neben den Herd und hinters Spinnrad, während die Männer einander das Wamms ausklopfen und sich die Haut gerben. Wir an der Ems, schlagen thun wir uns, ja! schneiden thun wir uns auch mit Kniepmessern, und holländischen Dübbeltjen (Geldstück) und zerbrochenen Schnapsgläsern, ja wohl, aber schießen thun wir nicht, wir haben nicht mal eine Flinte — so'ne Damekrähter!"

Wilke fand eine vorübergehende Befriedigung bei der Entdeckung, daß die Feindin, welche ihn so unbarmherzig gereizt und gequält hatte, jetzt selbst von einem räthselhaften Einflusse überwältigt und gebeugt war, aber diese Genugthuung verblich schon in der nächsten Viertelstunde und als er, Dank seines Dauerlaufes die Station erreicht, ja bereits ein Billet gelöst hatte, benutzte er dennoch nicht den Zug, sondern wandte seine Schritte entschlossen zurück gegen Dickhusen. Er war sich bewußt, dies sei die erste wissentliche Untreue gegen seinen Großvater — dennoch er beging sie, noch dazu ohne einen bestimmten Zweck solchen Thuns angeben zu können. Er näherte sich dem Hause, als alle Lichter, bis auf Eines in demselben erloschen waren. Dieses Eine schimmerte aus einem Fenster zu ebener Erde. Nicht lange harrte Wilke und jenes Fenster öffnete sich vorsichtig, ein hübscher dunkler Kopf schaute heraus und dadurch, daß Wilke sich versteckt hielt, sicher gemacht, ließ Germane zuförderst einen ziemlich großen Blechkasten hernieder und folgte demselben sofort, um ersteren dem Torfschoppen zuzutragen. Beim Schein einer kleinen Laterne arbeitete dort die Fremde angestrengt, sie mühte sich eine Höhle zwischen den aufgehäuften Torfstücken zu bilden, in diese den Kasten zu schieben und denselben endlich mit dem landesüblichen Feuerungsmaterial zu bedecken. Wohl durch eine Stunde sah Wilke ihren Bemühungen zu, bis die junge Dame ihr Werk vollendet glaubte und sich wieder in ihr Gemach zurückzog. Nun ward das ganze Haus dunkel, aber der Enkel kannte die Wachsamkeit seines Großvaters und wußte, er lasse sich keine Bewegung seiner Hausgenossen entgehen.

Als Wilke drei Tage später, von Münster heimkehrend, den Zug verließ, stiegen mit ihm zugleich ein paar Herren aus, die seine Aufmerksamkeit

erregten durch ihre Fragen und ihr Benehmen, um so mehr, als dieselben sich ein Fuhrwerk nach Diekhusen mietheten.

Das van Doorn'sche Backsteinhaus, das immer in breitspuriger Würde dagestanden hatte und Niemandem, außer dem Hausherrn erlaubte, seine Stimme in voller Kraft zu erheben, wurde der Schauplatz eines höchst unheimlichen Besuches.

Der Gendarm, bleich und mit schlotternden Gliedern, führte zwei Herren ein, von denen der eine angewiesen wurde, die sämmtlichen Hausgenossen im Wohngemache zu überwachen, indeß der andere mit dem unglücklichen Gendarm eine gründliche Haussuchung vornahm; sogar die geheimsten Fächer in des Holzhändlers altem Schreibpulte, an welchem er inzwischen nur mühselig seinen Namen unterkritzelte, wurden durchwühlt, in Germanen's Kammer schüttete man sogar die Bettstücke aus, die Wände wurden beklopft und die Dielen des Fußbodens aufgehoben. Es fand sich nichts, als die harmlosesten Mädchenschreibereien und die unverfänglichsten Briefe.

Endlich begann ein Verhör, von heftigen Schreianfällen und Schluchzen der Haushälterin unterbrochen, obwohl die Jammernde im Grunde keine Idee von dem hatte, was da vorging.

„Edo van Doorn," forschte der furchtbar ernst drein schauende ältere Fremde, „Sie haben im September vorigen Jahres einen entsprungenen Sträfling mit Geld und einem Anzuge unterstützt, so daß er seine Flucht fortsetzen konnte!"

„He, he!" lachte der Holzhändler, „he, he — ich bin alt und kalt, stumm und dumm, kindisch, taub, blind und von der Gicht gelähmt — seit sechs Jahren oder mehr nicht aus Diekhusen heraus — ich reisen? steinalt, stumm und — —"

„Thut mir leid, aber die Thatsachen sprechen gegen Sie, der Anzug wurde durch Edo van Doorn, den Holzhändler bezahlt!"

„He! he! beweist mir's — beweist mir's!"

„Das ist nicht unsere Sache, aber wir kommen, um Sie zu verhaften!"

„Mich — mich — einen sterbenden, kindischen Mann? — o! o! — um's kurz zu machen, ja was ich sagen wollte, richtig, es war mein Enkel, der in seinem Bettlerleichtsinn 20 Thaler verschleuderte, zwanzig Thaler — wenn man von einem knappen Verdienst seine Mutter erhält, wie eine Prinzessin erhält — zwanzig Thaler — —!"

Germane, die anscheinend theilnahmslos der Verhandlung zugehört — was immer ihr Herz empfinden mochte, sprang auf und trat mit funkelndem Blick einige Schritte auf den Alten zu, besann sich indeß und nahm ihren vorigen Platz wieder ein. Zugleich öffnete sich die Thür und Wilke, mit vor Eile gerötheten Wangen und vom Winde verwehten blondem Gelock, trat ein.

„Ach, Du barmherziger Gott!“ winſelte die Haushälterin, „ſie fangen unſeren alten Baas — ſie — — o meine Zeit, meine liebe Zeit!“

„Er half einem entſprungenen Flüchtlinge — —!“ ſagte Germane in zitternder Spannung — der ernſthafte Herr gebot Schweigen, und fragte Wilke um ſeinen Namen, der von dem zweiten Fremden neben allen Ausſagen verzeichnet wurde.

Wilke nannte ſich mit klarer Stimme und fügte unaufgefordert hinzu: „Mein Großvater weiß nichts von jenem Flüchtlinge, ich fand ihn mit verſengten Kleidern in äußerſter Hilfloſigkeit während eines großen Wald- und Haidebrandes. Sein Geſicht und ſeine Art und Weiſe weckten mein Mitgefühl und ich half ihm!“

„Sagte er Ihnen nicht, was ihn in ſo ſchlimme Lage brachte?“

„Er that es, er erklärte mir, ſein Leben ſei der Freiheit der deutſchen Nation gewidmet, wir müßten wahr, frei und groß werden, Jeder für ſich und für Alle!“

„Und Sie?“

„Er redete zu einem Knechte, Herr, ich verſtand und befreite ihn und er mich, denn ſeitdem thue ich meine Knechtsarbeit beſſer, nehme meine Pflicht ernſter, begreife aber daneben die Rechte eines feſten deutſchen Mannes!“

Um Germanen's Stirn legte ſich ein Ausdruck leuchtender Verklärung, und ſie fuhr wie aus tiefen Träumen auf, als Edo van Doorn beſchuldigt wurde, durch Germane Hammer, die er fälſchlich für ſeine Nichte ausgab, beſtochen, ſtaatsgefährliche Schriften verbreitet und verdächtige Individuen aufgenommen zu haben.

„Was kann ich alter Kranker von dieſen Dingen verſtehen? He — he! werdet ſchon ſehen, daß ich nicht zu ihr halte, denn ich ſage Euch, wo ihre Papiere ſind, im Torfſchoppen, ſucht nur, ſucht nur, o ich kümmere mich nicht die Spur um das Frauenzimmer!“ kreiſchte der Alte.

„Und nahmt ſie auf?“ war die mahnende Frage.

Wilke und Germane hatten einen langen verſtändnißvollen Blick getauſcht, ſie, die ſich nie begriffen, nie geſucht, ſtanden plötzlich aufrecht und entſchloſſen neben einander. „Germane Hammer,“ ſprach Wilke ihre Hand ergreifend, „lebt hier, weil ſie meine Braut iſt — thun Sie, was mein Großvater anrieth, durchforſchen Sie den Torf und Sie werden ſich überzeugen, daß des Aelteſten Gedächtniß ihn irre führt!“

Während die zwei noch immer mit dem ſeligen Ausdruck des tiefſten Glückes daſtanden, verfügten ſich die Männer zu dem Schoppen, um, wie Wilke vorher geſagt, nichts zu finden.

Endlich wurde jenes Heft, welches die Haushälterin unterſchlagen und ihrem Schwager zugeſandt hatte, vorgelegt. Germane erklärte, es ſei ihr

mit anderen Schriften, die zum Theil auf ihrer Stube lägen, aus London zugeſendet. Das neue Brautpaar fand keine Gelegenheit zu ferneren Herzensergüſſen, denn es wurde nach Aufnahme des Thatbeſtandes ſofort zur Unterſuchungshaft abgeführt.

Der alte Edo mußte, von Gerichtswegen, ſich einer Curatel unterwerfen, um einem ähnlichen Loſe zu entgehen, er hatte kaum noch Zeit, zuvor ſeine Haushälterin, die ihren Antheil an dem Vorgefallenen in ihrer Dummheit ausplauderte, fortzujagen und ſchon war er jener moraliſch todte Mann, deſſen Rolle er ſo gut geſpielt hatte. Auch die Hoffnung, Germanen's Capital an ſich zu reißen, indem er ſie verrieth, mißglückte, denn ſchon am Abend von Germanen's Verhaftung präſentirten zwei Bewaffnete, deren Einer jener ſchlecht raſirte Buchhändler war, welchen der Holzhändler bereits kannte, den von dem Letzteren ausgeſtellten Empfangsſchein, und es half nichts, daß der Alte verſicherte, ſeine Geldtruhe ſei verſiegelt worden, die Zwei wußten genau, wo der ſchlaue Greis auswärts zu fordern und was er zu verwerthen hatte! Mit einem ſchmerzlichen Blick in die Mündungen eines ſechsläufigen Revolvers ſtellte er ſeine letzten Schreibübungen an und vollendete, ſehr wider Willen, die letzte freie Verfügung ſeines eigenwilligen und tyranniſchen Wirkens.

Ein ganz fremder Mann leitete, noch dazu auf des Geizhalſes Koſten von nun an das Geſchäft; als Edo ingrimmig ſeinen letzten Willen aufſetzen laſſen wollte, mit der Clauſel, daß Wilke, der übrigens rechtſchaffen gegen ſeinen Aelteſten gehandelt habe, enterbt würde, wenn er die Landſtreicherin Germane Hammer heirate, wurde ihm, dem Holzhändler, bedeutet, daß er ſelbſt unzurechnungsfähig ſei, mithin ſein Teſtament keinerlei Werth habe. Darüber wurde der alte Edo nun wirklich krank, die Haushälterin war weggejagt, die Magd verſtand ſich auf die Krankheiten des Rindviehes, aber einen Menſchen zu verpflegen, verrieth ſie nicht die mindeſte Anlage. Da mußte der hartherzige Greis den letzten Wermuthstropfen trinken, er mußte ſeine vor Jahrzehnten verſtoßene und im Elend verlaſſene Tochter zu ſich bitten laſſen, obwohl er ſich verſchworen hatte, ihr Antlitz niemals wieder zu ſehen. Dieſen Schwur wenigſtens hielt Edo van Doorn, obwohl die von ihm Enterbte ſofort herzukam und ihr Erbe auf dieſe Weiſe aus warmer Hand des Erblaſſers antrat — er hörte ſie, fühlte ihre Sorge, aber ein Schlaganfall hatte ihm die Sehkraft und die Fähigkeit des deutlichen Redens genommen. Er war nun ſo hilflos, daß er von ſeiner Tochter wie ein kleines Kind gepflegt werden mußte. Die Witwe war treu und aufmerkſam, aber weich und gefühlvoll war ſie nicht geblieben unter der Wucht aller Ungerechtigkeiten, welche ihr Vater durch Jahrzehnte auf ſie und ihren verſtorbenen Gatten wälzte, indem er noch dazu den Schein religiöſer Gewiſſenhaftigkeit

mißbrauchte. Nur Selbstsucht war Edo's Religion! Nach einigen Wochen der Untersuchungshaft traf Germane ein. Sie wollte nur ihr Gepäck abholen und weiter nach England reisen zu ihrem Vater, aber der Zustand des Holzhändlers ließ sie vermuthen, daß Wilke's Großvater noch völlig geistesklar sei, trotzdem er von allem Gesprächsaustausch isolirt ward. So setzte sie sich neben den Armstuhl, in welchem er lag, nahm seine Hand und versuchte ihn zu trösten. Sie erzählte ihm von ihrem Vater und fügte hinzu: „Sehen Sie, Großvater, die beiden Attentate auf den Kaiser — Sie wissen doch, daß noch ein zweiter Mörder des Kaisers Leben schwer bedrohte? — bilden schmachvolle Auswüchse unserer, Edles bezweckenden Verbrüderung, und haben meinem Vater und mir — Sie sahen, wie tödtlich ich erschrack — die Ueberzeugung gegeben, daß wir nicht den richtigen Weg zur Beglückung der Menschheit einschlugen, wir haben also unsere frühere Mission aufgegeben und uns einem neuen Ziele, dem einer besseren Volkserziehung, zugewendet. Nicht wenige unserer Gesinnungsgenossen und zwar die besseren, haben sich von den blutigen Verbrechern losgesagt und eine neue Vereinigung gebildet, welche die Hand an die Wurzel des Zukunftsbaumes, an die innere Veredelung der Jugend legt! — Bereits steht mein Vater einem Institute vor, das Männer und Frauen gesinnungstüchtigen Charakters ausbildet, um sie hinaus zu senden, daß sie ein an Leib und Seele gesundes, vorurtheilsloses Volk von selbstständigen Bürgern heranziehen helfen; auch ich werde mich diesen Pionnieren anschließen, welche feste, abgehärtete Bürger bilden wollen — ich weiß ja, wie rechte Männer sein müssen, gleich ihm, gleich Wilke!"

Der Alte stammelte einige Worte, die nicht zu verstehen waren, aber Germane begriff ihn: „Wilke hat sechs Monate zu verbüßen, aber er ist guten Muthes und läßt seinen Großvater grüßen!"

Wieder quälte sich der Greis, etwas zu sagen: „Mein Vater? Nein, er verflucht den Kaisermord, er beklagt, daß die jahrelange Arbeit unserer Genossen durch Meuchelmord vor der Mit- und Nachwelt gebrandmarkt und moralisch vernichtet wurde, er ist heute ein so glühender Demokrat wie bisher, aber er denkt nicht daran, die Erhebung des Volkes dadurch zu fördern, daß er die mündigen Vertreter desselben durch niedrige Verbrechen schleift! Keine Auflehnung — nein, Veredelung!" Germane las dem Blinden vor, sie errieth, nach was er die Hand ausstreckte, sie fand in der Pflege des starren, zähen Bauern, in dem Bestreben seine Seele friedlich zu stimmen, sich selbst, ihr lang verleugnetes eigenstes Frauenthum wieder. Die Welthändel, welche ihrem Idealismus eine so schmerzliche Ernüchterung und Täuschung eintrugen, lagen ihr von Tag zu Tage ferner, mehr und mehr suchte sie der stumpfen, unliebenswürdigen Menschenhülle vor sich, deren Vergangenheit sie nicht einmal achten konnte, das reine Licht des großen

Gottes und der unerſchöpflichen Nächſtenliebe ſehen zu laſſen, eben jetzt mit den lichtloſen Augen. Und ſo geſchah das Letzte, Edo van Doorn ſegnete vor allen Millionen Mitmenſchen gerade die, welchen er ſein ganzes Unglück zuſchrieb, er ließ ihre Hand nur ungern aus der ſeinen, und als Wilke endlich ſeine Strafzeit verbüßt hatte, da vereinte er die Hände der jungen Leute, lächelte und ſtarb.

Das Kopfkiſſen in ſeinem Sarge wurde nicht mit Stroh geſtopft, Wilke holte eine Blechkiſte aus einem Winkel des Holzhofes, füllte die Papiere, welche ſie enthielt, in das Sargpolſter und ließ ſie mit der Leiche begraben.

Gedichte

von

Robert Hamerling.

Der böſe Traum.

Mir hat nun ſchon drei Nächte lang
Geträumt von meiner Lieben,
Daß ſie ſich einem andern Mann
Zu Lieb' und Treu' verſchrieben.

Das letzte Mal, da ward ſie gar
Vermählt — daß Gott erbarme!
Ich ſelber ſaß beim Hochzeitsmahl
In froher Gäſte Schwarme.

Anfangs ertrug ich's leidlich noch;
Doch dann, beim Schein der Kerzen,
Da griff es wie mit Teufelsklau'n
Nach meinem armen Herzen.

Es faßte mich mit Höllenangſt:
Sie ſtand allein ſoeben;
Ich ging zu ihr, ich ſprach zu ihr,
Und flüſterte mit Beben:

„Mit Jenem geh'n in's Brautgemach
Wirſt Du, und ruh'n an ſeiner,
Ach ſeiner Bruſt, in Liebesluſt,
Wie Du geruht an meiner?"

Sie zuckte mit den Achſeln leicht,
Stand mit getheilten Sinnen;
„Komm," ſprach ich, „komm, mein Herzenskind,
Und flieh' mit mir von hinnen!

Ich geh' und hol' ein raſch Geſpann,
Und Du, mit Kranz und Schleppe,
So wie Du biſt, nach kurzer Friſt
Stiehl' Dich hinab die Treppe!

Noch iſt es Zeit, o zög're nicht:
Ein Augenblick entſcheidet!" —
Sie ſprach: „Es ſtürmt die Winternacht
Ich bin ſo dünn gekleidet" . . .

D'rauf ich: „Gleich um die Ecke, Kind,
Hüll' ich, im Pelzwerkladen,
In Hermelin Dich, Königin,
Daß Dir kein Froſt ſoll ſchaden!"

Sie lächelte und nickte ſtill,
Ich ſtürzte fort in Eile,
Und kam zurück mit dem Gefährt
Nach einer kleinen Weile;

Und wartete. Doch wer nicht kam,
War ſie — ha! Tod und Rache!
Hat ſie der And're mittlerweil'
Geführt zum Brautgemache?

Ich wartete die ganze Nacht,
Ich ſtöhnte, fluchte, lachte,
Bis auf den Kiſſen, feucht und ſchwül,
Am Morgen ich erwachte.

Zwiſchen mir und ihr.

Jahre waren hingegangen,
Und ich ſtand am Bache wieder,
Welcher einſt die grünen Wellen
Wälzte zwiſchen mir und ihr! —

Zwiſchen ihrem, meinem Häuschen,
Zwiſchen Gärten, Wäldern, Wieſen,
Hochumbüſcht von grünem Weidicht,
Eilten ſie dahin, die Wellen,
Und wir eilten zu einander
Drüberhin in gold'nen Stunden,
Mit Libellen um die Wette,
Bald in thauiger Morgenfriſche,
Bald in ſonniger Mittagsſtille,
Bald im Schein des duft'gen Abends,
Wenn der Mond heraufgezogen.

O wie ſpielend überbrückten
Wir die grünen Rieſelwellen,
Bald ein Brett querüber fügend,
Oder einen morſchen Baumſtrunk,
Der zur Himmelsbrücke diente,
Bis beim nächſten Wetterguſſe
Die geſchwellte Flut ihn forttrug;
Bald auch einen wucht'gen Feldſtein
Wälzend in des Baches Mitte,
Der den Sprung zum Schritt verkürzte,
Bis auch ihn die Hochflut fortriß!

O wie viele ſolcher Bretter,
Solcher Strünke, ſolcher Steine,
Trieben ſo den Bach hinunter!
Aber niemals müde wurden
Wir, die Flut zu überbrücken,
Und zum Stelldichein hinüber
Und herüber ging es munter,
Tänzelnd, wie vom Weſt getragen,
Immer zwiſchen mir und ihr!

Alles deſſen jetzt gedacht' ich;
Dann entlang den Bach und ſeine
Steilen Ufer gleiten ließ ich
Meinen Blick, betrachtend, prüfend,
Und ich ſagte zu mir ſelber:
„Ei, wie ſich im Lauf der Jahre
Solch' ein Bachgefäll verändert!
Schier verwildert iſt der Grund hier;
Tiefer ward des Baches Bette,
Ungeſtümer ſeine Strömung,
Höher, ſteiler ſeine Ränder!
O wie iſt der Pfad, der traute,
Den die Liebe einſt gegangen,
Unwegſam und rauh geworden!
Nicht mehr thunlich heut'gen Tages
Wär's, hinüber da zu tänzeln
Ueber dieſes Berggewäſſer,
Wie wir Beide damals thaten,
Als es rieſelnd, als es plätſchernd
Rauſchte zwiſchen mir und ihr!" —

Da vernahm ich nahe plötzlich
Aus den Büſchen ein Gekicher.
Amor war's, der kleine Schelmgott.
Sprach: „Du täuſcheſt Dich, mein Lieber!
Dieſer Bach iſt noch derſelbe,
Ganz derſelbe wie vor Zeiten!
Gar nicht tiefer iſt ſein Bette,
Gar nicht wilder ſeine Strömung,
Gar nicht ſteiler ſind die Ränder,
Als zur Zeit, wo Du hinüber
Und herüber leicht getänzelt!
Mit den Brücken, mit den Brettern,
Mit den Strünken, mit den Steinen
Dieſen Bach hinunterzogen
Deine Jugend, Deine Liebe:
Und die Flut rollt ihre Wellen
Wie vor Zeiten — aber anders
Rollt das Blut in Deinen Adern,
Anders als in jenen Tagen,
Da die grünen Waſſer rauſchten
Plätſchernd zwiſchen Dir und ihr!"

Villa Belmont.

Von

Theodor Elze.

„Wo liegt die Villa Belmont?“ — Ich weiß es nicht. — „So ist das Folgende bloß ein Gedicht?“ — Nein. — „Oder eine Geschichte?“ — Auch nicht. Es ist wirklich keines von beiden und doch vielleicht beides. —

Ich lade meine Leser ein, mit mir die Villa Belmont aufzusuchen, in welcher einige der schönsten Scenen von Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“ spielen. Ist dieselbe bloß und durchaus eine Schöpfung der Phantasie jenes wunderbaren Dichterheros, so liegt sie allerdings im unbekannten Land der Träume oder in Wolkenkuksheim. Ist sie aber wirklich vorhanden gewesen, oder lehnt sich ihre Schilderung auch nur einigermaßen an ein wirklich vorhanden Gewesenes an, so ist nicht alle Hoffnung aufzugeben, daß dieses auch jetzt noch wieder ausfindig gemacht werden könne. Und Belmont, der reizende Landsitz der edlen und reichen Portia, das moderne Ithaka ihrer Freier, Eldorado Bassanio's, Zufluchtsort Lorenzo's und Jessika's, der graziösen Tochter des häßlichen Shylock, der Friedenshafen Antonio's, des vornehmen Großhändlers von Venedig, — Belmont mit seinen Blumendüften, seinen dunkeln Bosketten, seinem glänzenden Mondschein und seiner entzückenden Musik, — Belmont, das paradiesische Buenretiro glücklicher und froher Menschen, — es ist schon einer Wanderung werth, um es wieder aufzufinden, wenn es je existirt hat, oder gar noch besteht.

Freilich, der Name „Belmont“ kann uns dabei nicht als Führer dienen, denn Shakespeare hat aus einer alten italienischen Novelle in Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino (1378), die seinem Drama zu Grunde liegt, diesen Namen einer fabelhaften Hafenstadt an der apulischen Küste einfach für Portia's Villa herübergenommen. Aber wer überhaupt nur Shakespeare's Drama kennt, der weiß, daß dieses Landhaus am venezianischen Festlande gelegen gewesen sein muß, und daß das darnach zu durchforschende Stück des letztern nicht gar so groß sein kann. Gibt ja doch Portia selbst die Entfernung ihrer Villa von der Dogenstadt mit nur zwanzig (italienischen oder, was gleich ist, englischen) Meilen, also mit etwa 38 Kilometer an (III, 4). Nun aber gab es damals von Venedig aus nur zwei Richtungen, in denen eine solche, von der Küste der venetianischen Lagune aus auf einer für Kutschen fahrbaren Straße zu erreichende Villa gelegen sein konnte, nämlich entweder „sul terraglio,“ das ist gegen Treviso hin (53 Kilometer Fahrstraße), oder „sulla riviera,“ das ist, am Ufer der Brenta gegen Padua zu (60—61 Kilometer Fahrstraße, zu Wasser und zu Land). Nach beiden Seiten hin war am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Gegend so reich mit schönen, gartenumgebenen Palästen und Villen geschmückt, daß die beiden Endpunkte Padua und Treviso mit Venedig nur Eine Stadt auszumachen, oder zwei durch lange Gartenstraßen mit der Hauptstadt verbundene Vorstädte derselben zu bilden schienen. Doch war die Straße längs der Brenta glänzender, als die andere. Hatte man von Venedig die gewöhnliche Ueberfahrt (traject-traghetto, the common fercy; III, 4) bis Fusina (erst in unserer Zeit bis Mestre) mit dem Schiffe (corriera) zurückgelegt, so betrat man hier die große Fahrstraße der Brenta entlang nach Padua, etwa 45—46 Kilometer. Vom Orte Botteghino an über (Oriago) Mira, Dolo, Strà, Bovolenta bis Ponte-di-Brenta lagen hier zu beiden Seiten die fürstlichen Landsitze der alten Dogenfamilien Badoer, Barbarigo, Bembo, Contarini, Cornaro, Dolfin, Foscari, Foscarini, Giustiniani, Gradenigo, Grimani, Marcello, Mocenigo, Moro, Morosini, Priuli, Soranzo, Tiepolo, Tron, Valier, Vendromin und Venier, sowie der großen Patrizierfamilien Avogadro, Bernardi, Capello, Cavalli, Nani, Pisani, Sagredo, Somudo, etwas später auch die der reichen Handelshäuser Bollini, Farsetti, Fini, Giovanelli, Labia, Lini, Widman, wie auch der Recanati, Revedin, Zanelli u. A. Zwischen den Landhäusern der Träger dieser edeln und berühmten Namen, und zwar nahe der Landstraße, und näher nach Padua als nach Fusina muß auch Villa Belmont gesucht werden, denn Portia sendet von hier aus einen reitenden Eilboten nach Padua, der sie an der Ueberfahrtsstation (Fusina) einholen soll, wohin sie selbst mit ihrer am Parkthor bereits haltenden Kutsche langsam vorausfährt (III, 4).

Etwa mittewegs zwiſchen Fuſina und Padua liegt der Ort Dolo, wo die Contarini, Grimani, Mocenigo, Nani und Tron ſaßen, und etwas weiter gegen Padua hin, liegt Strà, wo die Bernadi, Capello, Foscarini, Marcello, Piſani und Sagredo ihre Landhäuſer hatten. Von hier aus müßte ſich die Lage Belmonts am eheſten beſtimmen laſſen, wenn Shakeſpeare uns etwas mehr darböte als einzig noch den kleinen Fingerzeig, daß ſich zwei (italieniſche oder engliſche) Meilen von Belmont ein Frauenkloſter befinde. Genauere Nachforſchungen an Ort und Stelle ergeben, daß im ſechzehnten Jahrhundert drei Meilen von Strà landeinwärts am rechten Ufer der Brenta bei dem Orte Saonara wirklich ein Benedictinerinnenkloſter beſtand. Allerdings wurden deſſen Bewohnerinnen ſchon 1558 in das Kloſter des gleichen Ordens zu Santa Anna in Padua überſiedelt, ſeine Gebäude jedoch beſtanden unter dem Namen des „Kloſters“ bis in unſer Jahrhundert und wurden erſt zu unſerer Zeit von einer Gräfin Citadella-Vigodarzere angekauft und niedergeriſſen.

Werden alle dieſe Umſtände reiflich erwogen, ſo wird man nicht umhin können anzunehmen, daß Belmont von Shakeſpeare in der Gegend von Dolo und Strà nicht fern von der Brenta gedacht und nach einer dort wirklich vorhanden geweſenen Villa gezeichnet worden ſei. Noch ſtehen hier manche jener herrlichen Paläſte und Landhäuſer mit ihren Säulenhallen und Loggien, ihren Statuen und Freskomalereien, ihren Vaſen und Obelisken; Citronen, Jasmin und Heliotrop ſenden ihren Blüthenduft durch deren Blumengärten, Roſen, Oleander und Granaten ſind mit leuchtenden Blüthen überſäet, ſchattige Boskette und Haine von Platanen, Lorbeer und Cypreſſen laden zum Luſtwandeln ein. Noch ſtrahlt wie vor Jahrhunderten des Mondes Glanz über ſie hin, noch erblickt man ſelbſt bei ſeinem Licht im klaren Aether die ſchimmernden Sterne, die in der Muſik der Sphären ihre Bahnen wandeln wie ehemals. Und wer jemals das Glück genoß, mit lieben Menſchen eine ſchöne Sommernacht voll ſilberleuchtenden Mondſcheins im Garten eines Landhauſes an der Brenta zu verleben, beim ſüßen Klange ferner Muſik, wenn die Lichter der offenen Halle durch das dunkle Laub der Gebüſche blinken, und die Blätter der Bäume vom Hauche linder Nachtlüfte leiſe wie im Traume bewegt werden, — wer das genoß „in ſolcher Nacht wie dieſe“ (V. 1), der kann es wiſſen und bezeugen, wie ganz herrlich und unübertrefflich Shakeſpeare dieſe Scenerie durch die Stimmungen, Reden und Handlungen der Perſonen ſeines Dramas geſchildert hat. Nur Ein Reiz, den wir der Nacht im Süden zuzuſchreiben pflegen, ſcheint vergeſſen zu ſein, das liebliche, zauberiſche Spiel der Feuerfliegen, oder „Zintwürmlein“ und „Johannesfünklein,“ wie der alte Grimmelshauſen ſie in ſeinem „Simpliciſſimus“ (1669) nennt. Aber er fehlt auch in der Wirklichkeit, denn zwiſchen

Fusina und Padua, wie in der ganzen festländischen Umgegend Venedigs sind dieselben nur so spärlich vorhanden, daß sie im Gesammtbilde einer Sommernacht durchaus keine Rolle spielen, wie etwa in der Brianza, den Marken und dem untern Arnothal.

Wir treten durch das wappengeschmückte Parkthor in einen Garten, aus dessen immergrünen Hecken von Lorbeer und Arbutus weiße Statuen hervorschimmern. Nach einer kurzen Wendung des Weges liegt mitten im Grünen das sonnenbeglänzte Herrenhaus unerwartet vor uns. „Auf Säulen ruht sein Dach, — Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach, — Und Marmorbilder stehn und sehn uns an," Nur eine vornehme und reiche Familie kann in einem solchen Landhause wohnen und überhaupt in solcher Umgebung einen Landsitz haben. Und so erscheint uns Portia, die edelste Blüthe weiblichen Wesens, welche je der schaffenden Phantasie eines dramatischen Dichters entsprang. Vornehm ist sie durch und durch, wahrhaft vornehm. Von der edeln Mutter, die sie frühe verlor, hat sie das zarte und milde Gefühl, den heitern, scherzenden Sinn, den feinen Tact geerbt; vom hohen, hochgebildeten Vater, dem geschäfts- und redegewandten Patrizier, dem freigebigen Kunstfreunde, hat sie den hohen, edeln Geist, die wunderbare Gabe und Gewandtheit der Rede, die Liebe zur Kunst, namentlich zu der der weiblichen Natur entsprechendsten Kunst der Musik. Aufgewachsen in reicher Pracht, aber auch in sorgsamster Pflege, hat sie den einfachen Kindessinn und die wahre Herzensdemuth auch dann nicht verloren, als sie durch des Vaters Tod die Besitzerin seines großen Vermögens und die Herrin zahlreicher Genossen ihres Haushaltes geworden ist. Und reich ist sie wahrhaftig. Sie besitzt Mittel genug, um der Ausführung der edeln Eingebungen ihres Herzens kaum eine Grenze setzen zu müssen, aber sie verwendet ihre Reichthümer nur zu den edelsten Zwecken, nicht in Selbstsucht und Eitelkeit. Zwar besitzt sie eine Kutsche, doch kann ihr das nicht zum Vorwurf gereichen, sondern zeigt nur den hohen und reichen Stand ihrer Lebensstellung, denn nur vornehme und reiche Personen besaßen zu jener Zeit eines jener noch nicht allzulange erfundenen Gefährte, die man Kutschen nennt. Gab es doch von 1540—80 nur drei Kutschen in Paris, und diese gehörten der königlichen Familie; und erst um 1585 erschien hier die vierte, und diese hielt der Parlaments-Präsident de Thou für seine Gemahlin. In England wurden die Kutschen zwar schon 1555 zuerst eingeführt, allein erst unter der Königin Elisabeth kamen sie mehr in Gebrauch, als Fitz-Allen Graf von Arundel 1580 eine solche aus Deutschland mit nach England brachte. In Deutschland waren dieselben allerdings schon länger und allgemeiner in Gebrauch, aber zugleich auch Gegenstände des kostbarsten Luxus; schon 1582 konnte man in Böhmen Kutschen als Reisewagen miethen; aber Fürst Johann Georg von

Anhalt bezahlte noch 1588 für eine neue Kutsche 52 Thaler an den Sattler Nysius in Magdeburg. Auch in Italien waren die Kutschen schon gebräuchlicher als in Frankreich und England, doch immer noch eine Art Vorrecht der Vornehmen und Reichen, und, wie in Deutschland, Gegenstand luxuriöser Verschwendung. Schon im Jahre 1562 gab es in Venedig eigene Kutschenbauer, welche zusammen mit den Sattlern einen Zweig der Innung der Tapezierer bildeten, aber schon am 8. October 1562 verbot ein venezianisches Gesetz für die Kutschen alle seidenen oder mit Seide gefütterten Kissen und Wagendecken und jede Verwendung von Gold oder Silber, außer bei den Griffen der Kutschenthüren, bei 20 Ducaten Strafe für jeden einzelnen Uebertretungsfall. Jedenfalls konnte also der Luxus von Portia's Kutsche nicht mit demjenigen der 12 mit Carmoisin beschlagenen Kutschen einer Kurfürstin von Brandenburg, oder auch nur der mit rothem Sammt beschlagenen Kutsche einer Herzogin von Mecklenburg im 16. Jahrhundert in Vergleich kommen, selbst wenn sie, wie das angeführte Gesetz für den Landaufenthalt gestattete, mit vier Pferden bespannt war. — Ferner trugen Portia's Diener gewiß seidene Livrée, aber das war damals nichts Besonderes, sondern allgemeiner Gebrauch in den Häusern des Adels. — Hingegen gestattete sich Portia, was ihr wohl nicht Viele gleich thun konnten, in ihrem Landsitz den edeln Luxus einer eigenen Musikkapelle. So erfreute sie sich in ihrer ländlichen Einsamkeit an den herrlichen Compositionen der großen Meister der venezianischen Schule ihrer Zeit. Von ihrer Hausorgel erklangen wohl die Psalmen und Hymnen Adrian Willaerts (gest. in Venedig 1562), die Cantaten und Motetten Andreas Gabrieli's (gest. in Venedig 1586). Auf dem Clavicembalo spielte sie wohl selbst Luca Marenzio's, „des süßesten Schwanes Italiens," liebliche Madrigale (die von 1587 ab zu Venedig in 9 Bänden erschienen), oder des Nürnbergers Leo Haßler (1584 in Venedig) seelenvolle Lieder („Mein Gemüth ist mir verwirret, — Das macht ein Mägdlein zart"). Aber in der Stille weicher Sommernächte, in der die Musik noch süßer klingt als beim Lärmen des Tagesgetreibes, erklangen von den Zinken und Posaunen, Violen, Geigen und Clarinen ihrer Hausmusik die vielstimmig gesetzten Canzonen und Sonette, die contrapunktirten Motetten, Madrigale und Vilanellen Johann Gabrieli's, ihres unsterblichen Zeitgenossen (gest. in Venedig 1612), oder die dramatische Zukunftsmusik des jungen Claudio Monteverde (gest. in Venedig 1643). Und wenn solche entzückende Harmonien durch die Blüthenbäume des Gartens zogen, dann erhob sich Portia's Seele wie auf einer Himmelsleiter zu dem Unendlichen, wie die Nachtschmetterlinge auf den Wellen der Töne und den Düften der Blumen selig sich wiegten. — Wer könnte Portia um solcher Verwendung ihres Reichthumes willen tadeln? Nur vielleicht „ein Mann, der nicht Musik

hat in ihm ſelbſt, — Den nicht der Einklang ſüßer Töne rührt, — Deß Geiſt dahinlebt dumpf wie dunkle Nacht, — Und deß Gemüth iſt ſchwarz wie Erebus" (V, 1). —

Doch meine Leſer mögen mir geſtatten, ſie bei der Beſitzerin dieſes ſchönen Herrenhauſes (III, 2), dieſes reizenden Erdenheims ſelbſt einzuführen, bei der edlen Portia, „von hohen Tugenden; — minder nicht an Werth — Als Cato's Tochter, des Brutus Portia." Dort bei der Statue der Diana, zwiſchen blühenden Myrthen und Roſen, ſteht ſie gerade ſelbſt, wie eine ältere Schweſter unter den lieblichen jüngeren Geſchwiſtern, ſie ſelber eine holde Roſenknoſpe, eine erblühende Myrthe. Ihre mäßig große Geſtalt ſchmückt das edelſte Ebenmaß. „Und ſie iſt ſchön, und ſchöner als dies Wort; — ihr ſonnig Haar — Wallt um die Schläf' ihr wie ein gold'nes Vließ" (I, 1). Sie iſt blond, wie das Schönheitsideal der großen venezianer Maler des ſechzehnten Jahrhunderts, Giorgione's und Tizians, Palma vecchio's und Paris Bordone's, — rothgolden wie die ſchöne Violante, das berühmte Modell, das man irriger Weiſe für Palma vecchio's eigene Tochter hat ausgeben wollen, oder ſonnig blond, wie Paolo Veroneſe die h. Katharina u. A. gemalt hat. Zu allen anderen Gaben hat die Natur ſie auch mit dieſer ſeltenen Schönheit des Haares beſchenkt, deren Schein die meiſten Venezianerinnen zu erreichen ſuchten, indem ſie unter mancher Unbequemlichkeit ihr dunkles Haar mit verſchiedenen kosmetiſchen Mitteln blond färbten. So reiht ſich Portia jenen vornehmen Frauen Venedigs an, deren blondes oder goldenes Haar im ſechzehnten Jahrhundert nicht bloß von den Malern, ſondern auch von den Dichtern gefeiert wurde, einer Marina Priuli und Lucretia Napello (blond), Alba de Gabrieli und Iſabetta Piſana (golden), — welche Hieron Parabosco in ſeinem Gedichte „Il tempio della Fama," Venedig 1548, deßhalb pries, — einer Lisbetta Quirina, — deren blondes Haar ſelbſt der päpſtliche Nuntius in Venedig Monſignor Giov. della Caſa, der erſte Urheber des „Index librorum prohibitorum," um 1550 in einem Sonette beſang, — einer Marita Trivulzio in Mailand, — deren goldene Locken damals mehrere Dichter zu poetiſchen Ergüſſen veranlaßten.

Neben der ſonnig-goldenen Portia ſteht ihre ſchwarzlockige Dienerin und Begleiterin Neriſſa, deren Name ſchon verräth, daß ihr ſchwarzes Haar dem gewöhnlichen Typus weiblicher Schönheit im Süden entſpreche. Denn „Neriſſa" iſt gleich „nericcia" (von „nero"), was eben „dunkelhaarig" oder „ſchwarzlockig" bedeutet. Sie iſt für ihre ſeit dem Tode des Vaters ganz vereinſamte Herrin mehr noch Geſellſchafterin und Vertraute als bloß Dienerin, zumal ihre reiche junge Gebieterin bei dem Andrange von Bewerbern um ihre Hand mehr einer ſolchen bedarf.

Offenbar lebte überhaupt von Portia's näheren Verwandten keiner mehr, außer einem einzigen Couſin im nahen Padua, Dr. Bellario, einem älteren Manne und tiefgelehrten, weitberühmten Rechtskundigen, wohl aus einer paduaner Patrizierfamilie ſtammend und Profeſſor an der dortigen Univerſität, der der verwaiſten Couſine in der Verwaltung ihres Vermögens und anderen Angelegenheiten mit Rath und That beiſtand und daher auch der Dienerſchaft in Villa Belmont gut bekannt war. Vom Dogen und der Signorie der Republik hochgeſchätzt und öfter zu Rathe gezogen oder zu Entſcheidungen berufen, iſt er zugleich in ſchwierigen Rechtsfällen ein kenntnißreicher und ſcharfſinniger Sachwalter, ein beredter Vertheidiger der gefährdeten Partei, auch ein gerechter, unparteiiſcher Richter, dem von Allen mit höchſtem Vertrauen und Lobe der Rechtsausſpruch überlaſſen wird. So erſcheint er ganz als ein Ebenbild des damals in Padua lebenden Ottonello Discalzio. Dieſer (geb. 1536) entſtammte einer angeſehenen paduaner Patrizierfamilie, aus welcher ſchon früher ein berühmter Juriſt des gleichen Namens entſproſſen war, und war einer der gefeiertſten Rechtslehrer, namentlich des Civilrechts, an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt; tiefe Kenntniß, Scharfſinn und Beredſamkeit zeichneten ihn aus; die Regierung der Republik holte vielfach ſeine Rathſchläge ein und verwendete ihn häufig in Ehrenſtellen, Commiſſionen und Geſandtſchaften, wofür ſie ihn durch die Verleihung der Würde eines Ritters von San Marco auszeichnete; ſelbſt der deutſche Kaiſer ernannte ihn zum Ritter und Pfalzgrafen, andere Fürſten machten ihn zu ihrem Rathe; verſchiedene Berufungen an auswärtige Höfe lehnte er ab; viele Verklagte und Gefangene rettete er aus den Gefahren des gegen ſie angeſtrengten Gerichtsverfahrens; den Rechtshörern deutſcher Nation in Padua war er mehr als zwanzig Jahre lang ein wohlwollender Beſchützer und Gönner, und ſtarb im Alter von 71 Jahren zu Padua 1607. In den Inſchriften der ihm von ſeiner Witwe Eliſabeth, geborne Zabarella in der Eremitanerkirche und von den deutſchen Studenten der Rechte in S. Antonio zu Padua errichteten Denkſteine wird er mit Ausdrücken bezeichnet und gerühmt, die mit denjenigen Shakeſpeare's über Dr. Bellario auffallend übereinſtimmen.

Die Nähe Padua's bot übrigens den Bewohnern von Belmont noch manche andere Annehmlichkeit. So lange noch Portia's Vater lebte, kamen von dort häufig durch Geburt und Bildung hervorragende Perſonen zum Beſuch, wie z. B. der Marquis von Montferrat und der venezianer Nobile Baſſanio. Jener war ein Prinz aus dem in Mantua regierenden Hauſe Gonzaga, dieſer ein junger, in Padua ſtudirender Edelmann aus Venedig. Damals machten Baſſanio und Portia einen ſo freundlichen und tiefen Eindruck auf einander, daß Jener, nachdem er ſeine Studien beendigt und auch

einen Kriegszug gegen die Türken mitgemacht hatte, trotz seiner Armuth es wagen konnte, sich unter die vornehmen Bewerber um Portia's Hand zu mischen, und schließlich unter Beider Neigung zu einander durch eine Verbindung den beglückendsten Ausgang gewann.

Freilich war die glückliche, von Venedig und Padua aus leicht erreichbare Lage der Villa Belmont, nachdem deren Besitzer gestorben war, für seine Tochter Portia eher eine Unbequemlichkeit geworden. Denn von beiden Seiten drängte sich eine Schaar vornehmer Männer herbei, die sich um die Hand der reichen Erbin bewarben. Da kamen ein Prinz von Arragon, ein Prinz von Marokko, ein neapolitanischer Prinz, ein Neffe des Herzogs von Sachsen, ein Pfalzgraf, ein junger englischer Baron Faulconbridge, ein schottischer Lord, ein französischer Herr Mr. le Bon (der Provenzale Alex. del Bene studirte 1539 in Padua) und manche Andere. Das waren ja nicht lauter angenehme und willkommene Gäste, abgesehen davon, daß eine so große Zahl von Besuchern selbst in dem fürstlich eingerichteten und ausgestatteten Belmont mit der Zeit lästig werden mußte. Als es aber dem jungen venezianer Nobile, dem früheren paduaner Studenten Bassanio gelungen war, über sie Alle den Preis davon zu tragen, da vereinigten sich in Belmont um das glückliche junge Paar nicht bloß Gratiano, der ausgelassene, an geschwätzigem Redestrom sich ergötzende Begleiter Bassanio's, und Nerissa, die gutherzige, lustige, leicht gewonnene Begleiterin Portia's, sondern auch der heitere und gefühlvolle Lorenzo mit seiner neugetauften Jüdin, der klugen und sinnigen Jessika, — zu Portia's treuem, bewährtem Diener Stephano gesellte sich Bassanio's tölpelhaft-witziger Bedienter Lanzelot, ein guter Tropf (II, 5), — und mitten unter diesen glücklichen und guten Menschen lebte Antonio, der königliche Kaufmann von Venedig, der würdige und hilfbereite Verwandte Bassanio's, nach so manchen schweren Schicksalsprüfungen noch einmal zu einem frohen Dasein auf.

Anastasis.

Fragmente aus einem größeren Gedichte.

Von

Cajetan Cerri.

. . . . Um ſo weniger alſo darf es uns in den Sinn kommen, das Aufhören des Lebens für die Vernichtung des belebenden Prinzips, mithin den Tod für den gänzlichen Untergang des Menſchen zu halten.

Arthur Schopenhauer.

„Im Schatten der Cypreſſen, unter Steinen,
Benetzt mit Thränen, iſt da etwa milder
Des Todes Schlaf?“ — Vielleicht denn doch! Denn was
Sie eben hier beſtattet, und nun modert,
Iſt nur ein jetzt zerſtörtes Netzgewebe,
Aus welchem ſich, unfaßbar und unnennbar,
Ein Schmetterling, ein ewiger, befreit.
Der Ew'ge lebt, und Schmetterlinge lieben
Was da wie Thau glänzt, und des Baumes Rauſchen.
Oh, lächle nicht, mein denkendfreier Freund,
Und laß' die Saiten des Gemüthes klingen!
Was „Schmetterling“ ich nenn', das iſt in uns
Des Herzens Schwung, der Seele Hauch — der Funke,
Der, wie die Flamme in der Lampe, glüht,
Und fort noch glüht, wird auch das Glas zerſchlagen,
Weil er ein And'res iſt: ein Strahl der Sonne —
Was, ohne ihn, vermöchte wohl zu leiſten,
Wenn kunſtvoll auch gebaut, die Lampe? — Nichts!

. . . . . .

Sieh' doch: ich *will* nun deine Hand erfaſſen.
Der Nerven Strang, das Blut, die Sehnen werden
Gehorchen wohl dem leitenden Gehirn;
Was aber gibt *ihm* den Impuls, beſtimmend,
Daß ich es *ſo* nur wolle, und nicht anders?
Doch nicht die bloß mechaniſche Materie,
Noch „Phosphor," der ja ſelber willenlos!
Sag': wenn ein Mann hier, ſiechend in Entbehrung,
Dem Bruder dennoch opfert Ruh' und Leben;
Wenn dort ein Weib, unglücklich aber ſchuldlos,
Ergeben übt das Märthyrthum der Pflicht;
Wenn Prieſter, Aerzte, Krieger, Philanthropen
Sich ſelbſtlos weih'n dem Dienſt des Ideals
Und Wunder thun oft in dem ſchönen Cultus —
Was regte dazu an die Wunderthäter?
Doch nicht, mein Freund, der Kopf, der Fuß, der Arm,
Der Nerven Apparat, des Blutes Umlauf?
Ein Etwas *And'res* that's: der Schmetterling,
Des Herzens Schwung, der Pſyche Hauch — der Funke!

. . . . . .

Nach ewiger Ergänzung, lehrt man, ſtrebend,
Sucht Jedes was *ihm* fehlt im Gegenſatz,
Woraus, fortſetzend gleichſam, wird ein Drittes,
Das, Art und Weſen wahrend, ſelbſt nun wirkt.
So ſehnt nach ewiger Befried'gung ſich
In nie geſtillter Strebung auch die *Menſchheit*,
Und da ihr Antheil *hier* ſtets bleibt: der Kampf,
Hofft *jenſeits* die Erlöſung ſie: den Frieden.
Woher die Sehnſucht und die Hoffnung aber
Nach Ewigem, *wenn* es kein Ew'ges giebt?
Und doch: ſtreich' aus dem Sein die Sehnſucht und
Die Hoffnung auf Erfüllung — was bleibt dann?
Ein Wachsthum ohne Inhalt, doch kein Leben!
Nun ſage: kann ein ordnendes Geſetz,
Das ſich als machtvoll, logiſch und gerecht
An *Allem* offenbart, nur *ihm*, dem Menſchen,
Die endliche Befriedigung verſagen,
Die ihn vom Kampf erlöſt? —
Und noch ein Zug
Scheint bleibend mir im Wechſelkreis des Lebens:
Was wirklich endet, es hat auch vollendet.
Die Schwalbe ſtirbt — ſie *konnte* mehr nicht werden,
Und mehr nicht leiſten, als ihr Neſtchen bauen,
Die Jungen füttern, und den Frühling melden;
Es fällt die Blume ab, der Baum verdorrt —
Die Blume both, ſo viel ſie *konnte*, Duft,

Und Früchte trug der Baum, so viel er konnte.
Nicht so der Mensch. Wie Wenige vermögen,
Was innen keimt, bei Lebenszeit nach Richtung
Und Reifegrad vollständig zu entwickeln!
Der Zufall hemmt es, des Geschickes Mißgunst,
Der Parze rascher Schnitt.
Einst stand ich einsam
Auf einem kleinen Friedhof* vor den Furchen,
In welche ward gesäht die Saat des Todes.
Im Erzgebirg war's, zu Joachimsthal —
Wie arm die Ortschaft, und wie reich die Saat!
Mein Aug' ward feucht. Das Städtchen, einst aus Asche
Erstanden wieder durch des Wohlthuns Genius,
Der sich vom Herzen aufschwingt, mahnte selbst,
Gleich einem Phönix, an Unsterblichkeit.
Inmitten jener Gräber nun, der stillen,
Da dacht' ich mir: Vielleicht lag mancher Keim dort
Zu einem Vinci, Klopstock, einer Jeanne,
Und mancher Trieb zu schöner Menschenblüthe
Für künft'ger Lenze Flur; doch kam die Sorge,
Und senkte bohrend Giftstoff auf die Keime,
Der dunkle Schnitter kam mit seiner Sichel,
Und mähte ab die noch nicht reifen Blüthen!
Soll Das nicht auch, wie Blume, Baum und Schwalbe,
Einst, irgendwo und wie, sein Werk vollenden,
Wenn logisch ist und machtvoll und gerecht
Das Allgesetz? . . . . . .
. . . . . .

Mein Freund! was sich vom Staub zum Himmel flüchtet,
Und glaubt, Du nennst's ein Märchen, ein Symbol,
Und Das, so findest Du, soll ich doch glauben —
Nein, es ist mehr! in meines Inn'ren Tiefen,
Aus jedem Pulsschlag meines Denkens, Fühlens,
Durch alle Fasern meines ganzen Ich
Rauscht es in freudig stürmischen Accorden:
Nein, es ist mehr! — Doch aber sieh', mein Freund:
Wär's auch nur ein Symbol, wär's nur ein Märchen —
Auch diese braucht, wie Licht und Luft, die Menschheit;
Dem Kind das Märchen, das Symbol dem Träumer,
Und Kinder, Träumer bleiben stets die Völker —
Der Dichter zeigt es und das Werk des Forschers!

* Daselbst ruht heute, von Allen aufrichtig betrauert, auch der den Lesern der „Dioskuren" aus früheren Bänden des Jahrbuches bestbekannte Schriftsteller und gewesene Bezirkshauptmann K. B. v. Hansgirg, dem Joachimsthal die Herstellung und Ausschmückung dieses schönen Friedhofs, nebst so vielem Anderem, zumeist verdankt. Als Poet vom edelsten Streben beseelt, war Hansgirg als Mensch das Prototyp jener echten und rechten Humanität, die, ohne eitle Nebenabsichten, selbstlos und opferwillig für das allgemeine Wohl unermüdlich wirkt und waltet. Ehre dem Andenken des Gerechten!

Doch Eins geſteh': Gerechtigkeit und Liebe
Lehrt dieſes „Märchen." — Oh! dann ſei ihm hold,
Und laß' es wandern auf der ganzen Erde,
Die, nach Gerechtigkeit und Liebe lechzend,
Die Tage der Verheißung bang erfleht.
Dann wird die Saat des Menſchenglückes blühen,
Und wer die Ernte dieſer Saat dann hält,
Kommt einſt gerührt zu unſ'ren ſtillen Gräbern
Und ſpendet uns, beim Flüſtern der Cypreſſen,
Auf kalten Stein des Dankes warme Thräne.
Der „Schmetterling" wird aber mild ſich freuen
Der Tropfen, die wie Thau, des Baumgeflüſters —
Ja, Foscolo: dort im Cypreſſen-Schatten,
Und unter Steinen, die benetzt mit Thränen,
Iſt wohl der Schlaf des Todes milder — milder!

Aus einem Reise-Tagebuche.

Von

L. Percy.

Der Zug der Reisenden, welche Spanien zum Ziele nehmen, eilt gewöhnlich ziemlich theilnahmslos an der Provinz Catalonien vorüber. Man glaubt bei einem Ritte in diesem romantischen Lande besser daran zu thun, jene Gegenden aufzusuchen, an deren Namen sich schon Erinnerungen knüpfen, welche dem Freunde der Archäologie und der Kunst sowohl, als Demjenigen, der gerne den Spuren der Geschichte folgt, reichere Ausbeute versprechen und sucht diese meist im Süden in jenen Provinzen der iberischen Halbinsel, wo die Ueberbleibsel der maurischen Herrschaft oder die großen Schöpfungen der christlichen Kunst noch heute, trotz ihres delabrirten Zustandes mannigfache Anregungen bieten und Bewunderung hervorrufen. Auch landschaftlich gelten diese Gegenden als ein dankbareres Gebiet, denn der Norden Spaniens, von dem man sich gemeiniglich keine absonderliche Vorstellung macht, ja in dem Viele nichts weiter, als eine Art Fortsetzung des südlichen Frankreichs zu erblicken glauben. Insbesondere Catalonien, die größte, betriebsamste und gewerbreichste Provinz des Königreiches verdankt gerade diesen Umständen, welche ihm in civilisatorischer Beziehung den ersten Rang unter seinen Schwestern sichern, den Ruf der Nüchternheit, der empfindsame Touristen eher abschreckt, als anzieht. Fabriken und Werkstätten gelten als Todfeinde der Poesie und eine entwickelte Agricultur ist es eben auch nicht, welche die Liebhaber malerischer Landschaften aufzusuchen pflegen. So kommt es, daß das Gros der Europäer, die in den letzten Jahren mehr als früher Spanien zum Gegenstande ihrer Ausflüge machen, die erste Strecke der Fahrt auf spanischem Boden, welche von Perpignan aus eben durch catalonisches Gebiet

führt, ziemlich gleichgiltig durcheilt und dieſelbe gewiſſermaßen nur als einen Vorhof betrachtet, zu dem Heiligthume von Granada und Sevilla, zu dem von mittelalterlicher und moderner Romantik umkränzten Gebiete der Sierra. Allerdings, wie heute die Verkehrsverhältniſſe beſchaffen ſind, kann man dem an europäiſchem Comfort gewöhnten Vergnügungsreiſenden nicht ſonderlich darob grollen, wenn er der Verſuchung widerſteht, auf eigene Gefahr ſich die Ueberzeugung zu ſchaffen, ob denn hinter den monotonen Landſtrichen, durch welche ihn die nordſpaniſche Eiſenbahn in eben nicht übermäßig raſchem Tempo führt, andere Partien verborgen liegen, welche es lohnenswerth erſcheinen laſſen, ſchon hier Halt zu machen und minder abgetretene Pfade, abſeits der großen Heerſtraße einzuſchlagen. Wer es jedoch über ſich bringt und wem Zeit und Verhältniſſe es geſtatten, nicht „mit gebundener Marſchroute," nicht auf Tage und Stunden abzirkelnd, dem Drange in die Ferne zu folgen, wer obend'rein über eine Doſis von Entſagungsvermögen verfügt und nicht gleich die gute Laune verliert, wenn er gezwungen iſt, ſein Nachtlager auf einem kärglichen Strohſack in einer wenig einladenden Herberge zu nehmen oder nach einem anſtrengenden Ritt ſich mit einem beſcheidenen, doch in den meiſten Fällen nicht unſchmackhaften Male zu begnügen, — der wird kaum in einem anderen Theile der Halbinſel ſo viele pitoreske und durch Abwechslung der Staffage ſowohl als der Ausblicke überraſchende Seitentouren finden, als ſie juſt in dem Lande der Catalonen zu machen ſind. Daß in dieſer Provinz ein Idiom geſprochen wird, welches nicht, wie man gewöhnlich meint, nur eine dialectiſche Variante des Caſtilianiſchen iſt, ſondern füglich ein eigener Sprachzweig genannt werden kann, bildet keinen allzu erheblichen Erſchwerungsgrund für den Verkehr mit der Bevölkerung, die durch eine ungewöhnliche Intelligenz, ein raſches Auffaſſungsvermögen, gepaart mit der den Südländern eigenthümlichen Lebhaftigkeit, den Fremdling, mag er ſich auch noch ſo wenig verſtändlich zu machen wiſſen, mehr erräth als verſteht, ſo daß derſelbe, verfügt er ſonſt nur über einige franzöſiſche und ſpaniſche Phraſen, ſich leidlich durchhelfen kann. Wie in keiner anderen Provinz des arg verwahrloſten Landes begegnet man in Catalonien neben wohl bebauten, reich berieſelten Fruchtebenen, noch ſchattigen Wäldern mit Beſtänden von Eichen und Birken, deren grünes Laub in dieſen Strichen, wo ſonſt nur die kärglichen Pinien- und Föhrenhaine die kahlen Blößen verhüllen, dem Auge doppelt wohlthut. Als befände man ſich an der Stelle, wo die gemäßigte Zone ſich mit dem Süden umarmt, ſo wechſeln die Vegetationen, welche beiden Strichen eigenthümlich ſind. Rebengelände, hier freilich nicht ſo maleriſch gezogen, wie in unſerem Südtirol, Orangenpflanzungen mit den goldleuchtenden Früchten zwiſchen dem immergrünen Blattwerk bedecken die Flächen, welche der Mittagsſonne

zugänglich sind und in den Vorgärten, welche die größeren Bauernhöfe umgeben, erheben vereinzelte Palmen ihre majestätischen Häupter. Dann wieder geht es zwischen Maisanpflanzungen hindurch, so hoch und üppig, daß Roß und Reiter sich füglich darin verbergen können. In der Gegend von Gerona wird die Pflege der Korkeiche betrieben und meilenweit ist das Land von Wäldern dieses nützlichen Baumes, der hier auch als Ersatz der Maulbeere dient, bedeckt. Dazwischen erschließen sich von den Höhen, die man mälig ersteigt, Ausblicke auf die Küste, deren Saum mit seinem, wie von der Sonne gerötheten Gestein sich von der tiefen Bläue des Meeres scharf und wirkungsvoll abhebt und draußen auf der azurnen Fläche tauchen die lateinischen Segel der Fischerboote und der kleinen Küstenfahrer gleich Seemöven auf. Aber je weiter landeinwärts man dringt, desto mehr verliert das Bild diesen südlichen Charakter, desto nachdrücklicher treten nordwärts die schroffen Zinken der Pyrenäenkette empor, welche an den Grenzen des Landes die Wacht halten und einen festen Mauergürtel bilden, durch den leider auch so mancher freiheitliche Gedanke, so mancher Zug der Bildung und der Aufklärung abgehalten wird, einzudringen in dieses Land, dessen Verwaltung wohl die Formen der modernen Cultur nachzuahmen bestrebt ist, den Geist derselben jedoch in sich aufzunehmen noch immer nicht vermochte.

Wem jemals Gelegenheit wurde die Pyrenäen, diesen mächtigen Gebirgsstock, der fast ohne Vorläufer aus dem Boden emporsteigt und nur wie eine Wirbelsäule seine einzelnen Abzweigungen in das Land erstreckt, von der französischen und dann auch von der spanischen Seite aus zu besehen, dem mußte sich unwillkürlich der Gedanke aufdrängen, daß er hier ein von der Natur veranschaulichtes Bild der culturellen Gegensätze vor sich hat, wie es die beiden Nachbarländer bieten. Drüben auf französischem Boden allenthalben dichter Wald, üppige Berieselung, Alpentriften, welche großen Viehherden Nahrung bieten; die Straßen fast bis zu den höchsten bewohnten Punkten in gutem Zustande, die Hauptverkehrsadern geradezu Prachtwerke der Straßenbaukunst und ebensoviele Denkmale, die sich das Kaiserreich gesetzt; die Thermen, welche aus diesem Gebirge mit wahrer Abundanz hervorquellen, allenthalben gepflegt und ausgebeutet und wo es nur angeht, behagliche Wohnstätten, die an einzelnen von den Residenzbewohnern besonders besuchten Punkten, sich zu gerade außerordentlichem Luxus entfalten.

Wie ganz anders jenseits der spanischen Grenze! Der Raubbau, den eine unsinnige Forstwirthschaft hier lange geführt, hat sich furchtbar gerächt. Von den kahlen steilen Berglehnen rieselt kein Bach zu Thale, wohl aber bröckeln sich mächtige Steinmassen ab, welche jedes Frühjahr mit Donnergepolter niederwärts stürzen und den Schrecken der Thalbewohner bilden. Kaum daß zwischen dem Gestein noch genug Strauchwerk emporsprießt, um

den genügsamen Ziegen Nahrung zu bieten. Die Wege just breit und bequem genug, um einem Maulthier zu gestatten, mühsam den Spuren seines Vorgängers zu folgen; meilenweit kein Haus, kein Dach, und selbst dort, wo eine Heilquelle nicht völliger Verwahrlosung anheimgegeben wurde, mit knapper Noth die dürftigste Unterkunft und die beschwerlichste Zugänglichkeit. Während in dem französischen Theile der Pyrenäen alljährlich eine Million von Sommerfrischlern und Curbedürftigen, — nicht zu reden von den gläubigen Pilgrimen, die nach den wunderthätigen Quellen von Lourdes wallen, — Erholung und Zerstreuung sucht, bleiben die spanischen Pyrenäen noch immer ein Curiosum, in das sich nur dann und wann ein vor Strapazen nicht zurückschreckender Tourist vorwagt. Was bleibt hier noch Alles zu thun übrig, um selbst den Bergfexen par excellence, einer Species, die in der romanischen Race nicht zu gedeihen scheint, diese Partien einigermaßen practicabel zu machen? Schade, jammerschade, denn wie gesagt, es fehlt nicht an anziehenden, die Mühe reichlich lohnenden Gegenden, und wenn sich auch die Großartigkeit der Gebirgswelt nicht mit jener unserer vaterländischen Hochalpen vergleichen läßt, so entbehrt sie andererseits nicht eines ganz eigenthümlichen Charakters, der durch die Structur des Gebirges, durch die Farbe des Gesteins, durch die Bläue des Himmels und durch die Eigenthümlichkeit der lebenden Natur bedingt ist. Und daß selbst die Freunde der Romantik nicht leer ausgehen, dafür mag folgende kleine Episode Zeugniß geben.

An einem Julimorgen waren wir aus Rivas, einem kleinen, aber mit einem für die Landesüblichkeit überraschenden Comfort eingerichteten spanischen Badeorte ausgeritten, um den Versuch zu machen, nach Andorra, der Miniatur-Republik, vorzudringen. Dieser Freistaat, dessen Territorium allerdings nicht groß genug ist, um auf einer gewöhnlichen Landkarte anders als durch einen Kreis von dem Umfange eines Hemdknopfes verzeichnet zu werden, befand sich damals gerade in offener Fehde mit seinen zwei großmächtlichen Nachbarn und Protectoren, Spanien und Frankreich, und es war mehr als fraglich, ob der Zustand des Blocus uns ein Ueberschreiten der Grenze gestatten werde. Don José, unser Führer, ein geriebener Bursche, der seine Maulthiere zu den denkbar theuerst festgesetzten Preisen vermiethete, versprach uns goldene Berge von landschaftlichen Schönheiten und betheuerte, mindestens ein halbes Dutzend Freunde unterwegs zu haben, bei denen wir Einkehr halten und nebst einem guten Tropfen auch die schmackhaftesten Costillas, das sind gebratene Hammelrippchen, und ein bequemes Nachtlager finden könnten. Trotz der sommerlichen Hitze, die tagsüber herrschte, war es früh Morgens, als wir unsere keineswegs ungeduldig stampfenden Maulthiere bestiegen, bitter kalt und die Wolldecken, welche wir für alle Fälle

mitgenommen hatten, konnten ihren Dienſt ſofort antreten. Der Weg führte uns zunächſt durch eine Schlucht, in deren Tiefe ein Bächlein, welches um dieſe Jahreszeit ungewöhnlich hoch angeſchwollen war, ſich brauſend wälzte, während zu beiden Seiten die kahlen Wände ſteil anſtiegen. Joſé, deſſen Geſprächigkeit durch einen Schluck aus unſerer Cognacflaſche und ein Cigarillo ohneweiters angeregt war, begann ſofort ſeiner Zunge freien Lauf zu laſſen. Er wählte aus dem Buche ſeiner Erinnerungen, in welchem, wie es ſchien, Kämpfe mit Schmugglern und vortheilhafte Roßgeſchäfte die größte Rolle ſpielten, juſt ein Blatt, das noch nicht allzu vergilbt war, und begann mit einer faſt an einen Romancier gemahnenden Wendung: „Nicht immer war dieſe Schlucht ſo öde und menſchenleer, wie Ihr ſie jetzt ſeht. Während des letzten Krieges der Carliſten ging es hier gar lärmend und blutig zu.“ Und in lebhafter Darſtellungsweiſe entwarf er uns nun ein Bild von einer jener blutigen Gräuelſcenen, an denen dieſer Bruderkrieg ſo reich war, für deren Scheußlichkeit aber die Bewohner dieſes Landes ſchlechterdings keine Empfindung zu haben ſchienen. Joſé wenigſtens ergötzte ſich förmlich, wenn ſonſt ſeine vergnügte Miene und ſein ſtrahlendes Auge nicht täuſchte, an all' den Reminiscenzen, und lachenden Mundes zeigte er uns bald hier, bald dort einen Stein, einen Baum, der nach ſeiner Verſicherung an jenem verhängnißvollen Tage blutgetränkt war in Folge der Füſillade, welche die von den Bergen herniederſteigenden Carliſten unter dem Häuflein republikaniſcher Truppen angerichtet, welches ſich in dieſem Engpaß überraſchen ließ. Faſt hätte ich wetten mögen, daß Joſé nicht ganz unbetheiligt an dieſem Rencontre war und wer weiß, ob die Uhrkette, die aus ſeiner Faja, dem breiten rothen Leibgurt hervorquoll und mit der er wie unabſichtlich ſpielte, nicht ein Beuteſtück von dazumal vorſtellte. Umſomehr überraſchte es mich, als ich etwas ſpäter, gelegentlich einer Frage, die ich an meinen redſeligen Führer richtete, ſeine Züge ſich umdüſtern und ſeine Brauen ſich zuſammenziehen ſah. Wir waren nämlich nach einem ſcharfen Ritte aus der naßkalten Schlucht, in die noch kein Sonnenſtrahl gedrungen, endlich herausgekommen und vor uns breitete ſich eine Ebene, die im Gegenſatze zu den ſonſt wohl bebauten Weideplätzen dieſer Gegend durch ihre ſchroffe Wildheit auffallen mußte. Verwittertes Gerölle, zerbröckeltes Geſtein bedeckte den Boden. Nirgends ein Strauch, nirgends ein Baum und doch deuteten Ueberreſte von morſchen Brettern und verfallenem Mauerwerke darauf hin, daß dereinſt hier menſchliche Wohnſtätten geſtanden. Don Joſé war, wie geſagt, augenſcheinlich unangenehm berührt, als ich ihn auf dieſen Contraſt aufmerkſam machte und um die Erklärung bat. Er zögerte erſt eine Weile, that noch ein paar kräftige Züge aus ſeiner Cigarette, bis er, deren letzten Reſt wegwerfend, in merklich verändertem Tone anhub: „Wißt Ihr, Señor, wenn es Abend wäre, ſo

würde ich Euch wohl gerathen haben, Euere Neugier zu zügeln, obzwar ich ſonſt kein ängſtlicher Mann bin. So aber will ich Euch die Geſchichte wohl erzählen.“ Und nachdem er ſein Maulthier mit einem kräftigen Zurufe: „capitana“ an mich herangedrängt hatte, begann er: „Bis zur Zeit des letzten Krieges, von dem ich Euch ſoeben erzählt habe, ſtand auf dieſer Ebene ein Haus und ringsum grünten wohlbebaute Felder, deren Erträgniß eben hinreichte, um die Witwe, die hier mit ihrem einzigen Sohne Ramon dieſe Wirthſchaft betrieb, redlich zu ernähren. Ihre Ziegen weideten auf den Höhen, die Ihr da ſehet, in ihrem Stalle hatte ſie einige Kühe und alljährlich zur Sommerszeit, wenn die Herren von Barcelona in unſere Gegenden zur Sommerfriſche kamen, fuhr ſie oder Ramon zu Markte nach Rivas oder bis Ripoll, deſſen Abtei Ihr wohl auch beſehen habt, wo ihr Gemüſe, Milch und was ſie ſonſt an Gartenfrüchten zog, dankbaren Abſatz fand. Ramon war, das muß man ſagen, ein hübſcher, ſtattlicher Burſche, dem die Dirnen im Dorfe manchen feurigen Blick zuwarfen, der aber ein träumeriſches Stillleben führte und viel lieber einer verlaufenen Ziege, als einem verlockenden Mädchen nachſtieg. Als einziger Sohn einer Witwe, blieb er auch vom Militärdienſte frei, als der Krieg ausbrach und die übrigen Burſche unſerer Gegend, theils in dem einen, theils in dem andern Lager ihre Flinten trugen. Donna Marguerita, ſeine Mutter, war eine fromme Frau, die ſo oft ſie konnte, den weiten Weg nicht ſcheute, um an Sonn- und Feiertagen in jenem Kloſter, das jenſeits des Berges liegt und das ich Euch ſpäter im Vorüberreiten zeigen werde, geiſtlichen Rath und Zuſpruch zu ſuchen, wofür ſie bei den Kloſterherren auch in großem Anſehen ſtand, ſo daß keiner derſelben zu Thale ſtieg, ohne bei ihr vorzuſprechen. In dem Maße, als ſich die Kämpfe unſerer Gegend näherten, ſah man Frau Marguerita trauriger und einſilbiger werden. Sie verkehrte viel mehr als ſonſt mit den geiſtlichen Herren, ſchien ſich um die eigene Wirthſchaft weniger zu kümmern, ließ den Kopf hängen, ſeufzte viel und ſprach wenig, was ſonſt, wie Ihr wißt, nicht die Gewohnheit unſerer Weiber iſt. Ihrem Sohne, der gleichmäßig vor ſich hinlebte, konnte dieſe Veränderung nicht entgehen und theilnahmsvoll erkundigte er ſich bei ſeiner Mutter nach dem Grunde derſelben. Da hub Frau Marguerita zu weinen und zu ſchluchzen an und rückte endlich mit der Sprache heraus. Es ſei ihr im Traume die heilige Jungfrau erſchienen und hätte ſie mit Vorwürfen überhäuft, daß ſie als Mutter ihren Sohn zurückhalte, ſein Leben einzuſetzen für die Sache der heiligen Kirche und des Glaubens, und ſeit jener Zeit könne ſie weder Ruhe noch Raſt finden, ſo lange ſie ſehe, wie Ramon müſſig daheim bleibe, während ſeine Brüder draußen kämpfen für die heiligſten Güter. Sie habe die Ueberzeugung, daß ihr Seelenheil verſcherzt ſei, und daß ſie es nicht eher wieder

gewinnen werde, als bis auch ihr Ramon ausziehe in den heiligen Krieg. Dem jungen Manne wurde bei dieſer Eröffnung gar nicht wohl zu Muthe, denn er war zeitlebens eine friedſame ruhige Natur, allen Händeln fern geblieben und ich glaube, daß er von dem ganzen Kampfe und deſſen Urſachen nicht viel mehr wußte, als ſeine Ziegen, die ſeinem Herzen am nächſten ſtanden. Als er jedoch ſeine Mutter ſo betrübt ſah und inne wurde, daß nur er ihr zu helfen vermöge, entſchloß er ſich ſchweren Herzens ihren Wünſchen nachzugeben und für ihr Seelenheil zur Waffe zu greifen, die er nur gebraucht, um die rothen Rebhühner und die Berghaſen zu erlegen. Donna Marguerita ſelbſt gab ihm das Geleite bis ins Kloſter, von wo er, wie es ſcheint, weitere Beſtimmungen erhielt, um ſich in's carliſtiſche Lager durchſchleichen zu können. Denn ſo leicht ging dieſes auch bei uns nicht, da die Carabinieros ſcharfe Wacht hielten und der Sache der Republik treu ergeben blieben. So vergingen Monate, ohne daß man von Ramon etwas zu hören bekam. Nur einmal brachte ein wandernder Mönch, der durch dieſes Thal zog, die Nachricht, er habe Ramon im Hauptquartier geſehen, wo derſelbe es ſehr weit gebracht habe und ſchon die Stellung eines Cabecilla (eines Bandenführers) einnehme. Aber plötzlich ſtiegen die Carliſten von den Pyrenäenhöhen herab und drangen, die wenigen Truppen, die ſich ihnen entgegenſtellten, vor ſich hertreibend, bis in unſere Gegend. Eines Nachts, als Frau Marguerita eben im Schlummer lag, da hörte ſie es draußen an ihr Fenſter pochen, und als ſie erſchrocken auffuhr, um zu ſehen, wer zu ſo ſpäter Stunde Einlaß begehre, zeigte ihr das fahle Mondlicht das blutüberſtrömte Antlitz ihres Ramon, der draußen ſtand und ihr zurief: „Bete für meine Seele, der ich geſtorben, ohne Verzeihung meiner Sünden zu finden.“ Entſetzt ſtürzte ſie hinaus, — allein da war Alles leer und ruhig, kein Menſch, noch eines Menſchen Spur zu ſehen, nur von Weitem hörte ſie ein ihr unbekanntes Geknatter wie von Flintenſchüſſen, das immer näher kam. Sie raffte ſich auf, eilte fort, immer den Namen ihres Sohnes rufend, doch Niemand gab ihr Antwort. So durchflog ſie das ganze Thal, weinend und ſchreiend, bis ſie im Ausgange desſelben auf die Leichen der Gefallenen ſtieß. Es war dieſelbe Nacht, in der jenes blutige Gemetzel ſtattgefunden, von dem ich Euch vorhin erzählte. Marguerita ſchritt von Leiche zu Leiche, ſich zu jeder niederbeugend, jede erhebend, jeder in das Geſicht blickend, ob ſie darin nicht die Züge ihres Ramon erkenne. Allein vergebens; ſie ſollte den Sohn nicht mehr ſehen. Und doch war es nur zu gewiß, daß er in jenem Kampfe in der Nähe ſeines Vaterhauſes gefallen, hatte er doch ſelbſt als Landeskundiger die Carliſten auf nur ihm bekannten Gebirgspfaden geführt und ſo den Ueberfall geleitet. Aber Niemand von ſeinen Waffengefährten hatte ihn ſeit jener Stunde geſehen. Er war wie verſchwunden. Von jener Zeit ging

eine furchtbare Veränderung mit Frau Marguerita vor; jede Nacht erſchien ihr das gräßliche Traumgeſicht, das blutüberſtrömte Antlitz des Sohnes, der ohne Abſolution geſtorben und nun keine Ruhe finden konnte im Jenſeits. Und jede Nacht erhob ſie ſich und irrte unter Thränen, Gebete vor ſich hinſagend, durch die Landſchaft, um den Geiſt ihres Ramon zu erlöſen. Eines Nachts ging das Gehöft in Flammen auf. Man erfuhr nicht, ob ſie ſelbſt das Feuer gelegt, oder ob ein Zufall das Unglück angerichtet. Ein heftiger Bergſturz verſchüttete die Felder und verwandelte ſie in eine Wüſtenei. Donna Marguerita war aber verſchollen. Wie von ihrem Sohne, ſo auch von ihr fand ſich nirgends eine Spur. Wanderer jedoch, die zur Nachtzeit dieſe Stelle paſſirten, betheuerten, daß ſie im Mondlicht die Geſtalt der alten Bäuerin wahrgenommen haben, welche mit aufgelöſtem Haar, ein Kreuz in den hocherhobenen Händen haltend zwiſchen den Trümmern umherirre und jeden Stein aufhebe, um zu ſehen, ob darunter nicht die Leiche ihres Sohnes begraben liege. Als man ſie jedoch anrief, verſchwand die Erſcheinung unter drohenden Geberden. Ihr werdet begreifen, Herr, daß eine ſolche Begegnung nichts Angenehmes hat, und daß man daher zur Nachtzeit nicht gerne in die Nähe dieſes Ortes kommt. Wir ſelbſt betrachten dieſe Stätte als fluchbeladen und es wird ſich keine Hand finden, welche es wagen würde, die verſchütteten Felder wieder urbar zu machen und ſich hier anzubauen. Und wer gezwungen iſt, dieſe Stelle zu paſſiren, ſchlägt ein Kreuz und trachtet, daß er heil weiter kommt.“ Und als wollte er dies bekräftigen, gab Don José ſeinem Maulthiere, das mittlerweile etwas läſſiger im Schritte geworden, einen kräftigen Hieb, daß es ſich in Trab ſetzte und auch das meine zu ungewohnter Eilfertigkeit mitriß.

Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

Der Haiduken-Wojwod.*

Im Gebirge, in dem grünen Walde,
In dem grünen Walde an der Quelle,
An der frischen Quelle steht der Wojwod,
Rieselt Blut ihm aus dem feinen Hemde,
Rieselt Blut herab an seinem Körper,
Denn verwundet ist der Helden-Wojwod.

„Warum hast Du Deinen Feind verrathen
Neger Ab Dulah, daß Gott Dich strafe!
Dich gekränkt hat zwar der Bundesbruder
Und es kocht Dein schwarzes Blut in Rache.
Hergeführt hast Du die Schaar der Türken
Und des Waldes Edle sind umzingelt."

Dreißig Helden liegen schon erschlagen,
Nur allein noch tapfer kämpft der Wojwod,
An dem frischen Quell im grünen Walde.
Mit der Linken preßt er zu die Wunde,
Trotzend mit der Rechten kämpft der Wojwod.

Ihm entgegen tritt der finst're Neger,
Der den Bundesbruder hat verrathen,
Tritt entgegen ihm mit der Pistole.
„Feuer!" ruft ihm zu der Helden-Wojwod,
Doch den Arm läßt sinken der Verräther.
„Kann nicht, waren wir doch Bundesbrüder!"

* Die im obigen Gedichte behandelte tragische, naiv-erhabene Begebenheit ist in Rosen's Einleitung zu seinem classischen Werke „Bulgarische Volkslieder" erzählt und hier im Tone derselben metrisch wiedergegeben. Haiduken heißen in Bulgarien Männer, die wegen eines Mordes, oder wegen ihrer Unzufriedenheit mit den staatlichen Einrichtungen, oder um der Blutrache zu entgehen, sich in die Berge flüchten, Banden bilden und als Räuber ihr Leben fristen.

„„Gut, so tödt' ich selbst mich,““ spricht der Wojwod,
„„Will nicht in die Hand der Feinde fallen;
Aber einen Augenblick nur warte,
Laß' mich vor dem Tod' ein Lied noch singen.““
Und er hebet an ein Lied zu singen,
Das er oft in glücklicheren Tagen,
Oft gesungen hat mit dem Verräther.

Schweigend steh'n, bewegungslos die Türken
Und der Neger deckt mit seinen Händen,
Weinend, wie ein Kind, sein schwarzes Antlitz.

Als der Held das Lied nun ausgesungen,
In dem grünen Wald der Helden-Wojwod,
Schneidet er mit seinem schwarzen Messer
Sich die Kehle durch und sinkt zu Boden.
Wie das sieht der Neger, der Verräther,
Schießt er durch die Stirne sich die Kugel,
Die dem Bundesbruder er vermeinte.

Hans Haßer's Grabstein und Statue in Villach.

In der stromdurchflutheten Stadt, von Alpen umschlossen,
Von des Morgens Glanz, duftig von Wäldern umweht,
Ging ich besuchen den Freund, doch, ach, im lautlosen Felde,
Wo unter lastendem Stein lang schon der Herrliche ruht,
Der Gestalten schuf aus Erz und Marmor lebendig,
Welche die Mitwelt pries, preisen die Nachwelt auch wird
Keine liebende Hand umpflanzt mit Blumen den Gruftstein,
Nur der Himmel streut Thaudiamanten auf ihn,
Aber das Heimatland hat ihm das Denkmal geordnet,
Seine edle Gestalt ragt auf dem offenen Markt:
Mit dem Meißel zur Hand hat ihn ein Jünger des Meisters,
Treu aus Marmor geformt, wie auf Gestalten er sinnt.
Dich, unsterblicher Freund, grüß' ich in Wehmuth, betrachtend,
Lege zu Füßen Dir rhytmische Worte als Kranz!

Mit im Dunkeln leuchtenden Kunstblumen.

An H. D.

Leuchtende Blumen zu Nacht, Dir send' ich sie heute zum Feste,
Lichtmagnete sind sie, hauchen statt Düften nur Licht.
Gönne den Blumen zu ruh'n an Deinem jungfräulichen Lager
Und, ein Geheimniß der Nacht, leuchten sie Märchen Dir vor;
Wenn Du neben ruhst, selbst eine leuchtende Blume,
Wäre zu sagen schwer, welche die Andre verklärt.

Sprüche für die Amfaſſung eines Felſenbrunnens.

Sei ſtark und mild zugleich,
Wie Felſen feſt, wie Wellen weich.

Quellen, Thau und Regen
Schuf der Herr zum Segen.

Küſſe mich
Und ich erquicke Dich.

Wirf keinen Stein
Für Labetrunk hinein.

Sei Du rein wie ich,
Denn ich ſpiegle Dich.

Waſſer erfriſcht,
Wenn auch nicht mit Wein vermiſcht.

Friſch, lebendig,
Und beſtändig.

Felſenſegen
Quillt Dir entgegen.

Verſiegen nicht
Iſt Ruhm und Quellenpflicht.

Krambambuli.

Von

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Vorliebe empfindet der Menſch für allerlei Gegenſtände. **Liebe**, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur Einmal kennen. So wenigſtens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er ſchon gehabt, und auch gern gehabt, aber lieb, was man ſagt lieb und unvergeßlich iſt ihm nur einer geweſen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirthshauſe zum Löwen in Wiſchau, von einem vacirenden Forſtgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauſcht. Gleich beim erſten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern ſollte bis zu ſeinem letzten Athemzuge. Dem Herrn des ſchönen Thieres, der am Tiſche vor einem geleerten Branntweingläschen ſaß, und über den Wirth ſchimpfte, weil dieſer kein zweites umſonſt hergeben wollte, ſah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch ſo fahl wie ein abgeſtorbener Baum, mit gelbem Haar, und gelbem ſpärlichen Bart. Der Jägerrock, ein Ueberreſt vermuthlich aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienſtes, trug die Spuren einer im naſſen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl ſich Hopp ungern in ſchlechte Geſellſchaft begab, nahm er trotzdem Platz neben dem Burſchen und begann ſogleich ein Geſpräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtaſche dem Wirth bereits als Pfänder ausgeliefert hatte, und daß er jetzt auch den Hund als ſolches hergeben möchte; der Wirth jedoch, der ſchmutzige Leuteſchinder, wollte von einem Pfand das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp ſagte vorerſt kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flaſche von dem guten Danziger Kirſchbranntwein bringen, den der Löwenwirth damals führte, und ſchenkte dem Vacirenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaſchen von demſelben Getränke, bei dem der Handel geſchloſſen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu ſeiner Ehre muß man geſtehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm ſo ſehr, als er dem Thiere die Leine um den Hals legte, daß es ſchien, er werde mit dieſer Manipulation nimmermehr zurecht kommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im Stillen den Hund. Höchſtens zwei Jahre mochte er alt ſein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die ſeine um ein paar Schattirungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, ſchwarz, leuchtend, von thanklaren lichtgelben Reiflein umſäumt, die Ohren hoch angeſetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternaſe; die kräftige, geſchmeidige Geſtalt, das über jedes Lob erhabene Piedeſtal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirſches getragen hätten, und nicht viel dicker waren, als die Läufe eines Haſen. Beim heiligen Hubertus! dieſes Geſchöpf mußte einen Stammbaum haben, ſo alt und rein wie der eines Deutſchen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht. Er ſtand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vacirenden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?“ — „Er heißt wie das wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli,“ lautete die Antwort. — „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirſt gehen? Vorwärts!“ — Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf demjenigen zu, den er noch für ſeinen Herrn hielt, heulte als dieſer ihm zuſchrie: „Marſch!“ und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, ſuchte ſich aber immer wieder an ihn heran zu drängen. Erſt nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Beſitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und ſo bis in das mehrere Wegſtunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor der Krambambuli, halb todtgeprügelt, nach jedem Fluchtverſuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als ſeine Unterwerfung vollſtändig geworden war, was für ein Hund wurde er dann! Keine Zunge ſchildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er

erreichte nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Camerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache" heißt es von anderen intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli," wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern Eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter sprechen mit dem Vieh, das sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das Geflügel interessirt einen Jäger im lebendigen Zustand gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Culturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt mit dem Krambambuli, sprach er von dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich was der Besuch zu bedeuten habe, und als die gute schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . ." setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Präsent machen, und sind überzeugt mit keinem so viel Ehre einlegen zu können, als mit dem Krambambuli." — „Ja, ja lieber Hopp . . ." Die Gräfin erröthete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit, und bat den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, that sehr demüthig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei den Versuchen es zu thun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr werth."

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Thier. Vergeblich

hatte man es durch Liebe zuerst, später mit Strenge zu gewinnen gesucht. Er biß Jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter, und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubniß Gebrauch machte, und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudenthränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Um dieselbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subject sein. Den „Gelben" nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgend einer übel berüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren, und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgend einem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten als zu anderen Zeiten geschehen wäre, und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind, und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen, und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtniß, und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid" vor; wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Uebel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das edle Waidwerk

erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling, und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder Andere von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Execution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald" grenzte, und in der Nähe der Culturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüthe und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Aesten der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die bereits mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raube gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermeßlicher Wuth. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschlagenem Gesicht, der andere mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbläute er eigenhändig die beiden Weiber. In dem einen derselben erkannte Hopp mit stillem Gruseln die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben" bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie auf's Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — todt. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch Sumpf und Gerölle geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüthen umflochten, einen eben solchen als Bandelier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm, mit Lindenblüthen gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüthen hineingethan. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand bei

dem Anblick der entſtellten Leiche regungslos vor Entſetzen. Er hätte keinen Finger heben können und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er ſtarrte nur und ſtarrte und dachte anfangs gar nichts und erſt nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer ſtummen Frage: — „Was hat denn der Hund?“

Der Krambambuli beſchnüffelt den todten Mann, läuft wie nicht geſcheidt um ihn herum, die Naſe immer am Boden. Einmal winſelt er, einmal ſtößt er einen ſchrillen Freudenſchrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es iſt gerade ſo, als erwache in ihm eine längſt erſtorbene Erinnerung . . .

„Herein,“ ruft Hopp, „Da herein!“ Und Krambambuli gehorcht, ſieht aber ſeinen Herrn in allerhöchſter Aufregung an, und — wie der Jäger ſich auszudrücken pflegte — ſagt ihm: „Ich bitte Dich um Alles in der Welt, ſiehſt Du denn nichts? Riechſt Du denn nichts? . . . O lieber Herr, ſchau doch! riech doch! O Herr, komm! Daher komm! . . .“ Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und ſchleicht, ſich oft umſehend, als frage er: „Folgſt Du mir?“ zu der Leiche zurück und fängt an, das ſchwere Gewehr zu heben und zu ſchieben und in's Maul zu faſſen, in der offenbaren Abſicht, es zu apportiren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken und allerlei Vermuthungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintiſiren aber nicht ſeine Sache iſt, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzuſtecken, ſondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er gethan hat, unberührt liegen zu laſſen und ſeiner Wege — das heißt in dem Fall recte zu Gericht — zu gehen, ſo thut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geſchehen und alle Förmlichkeiten, die das Geſetz bei ſolchen Kataſtrophen vorſchreibt, erfüllt, der ganze Tag auch und noch ein Stück der Nacht darüber hingegangen ſind, nimmt Hopp, eh' er ſchlafen geht, noch ſeinen Hund vor.

„Mein Hund,“ ſpricht er, „jetzt iſt die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es Andern überlaſſen, den Schuft, der unſern Oberförſter erſchoſſen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja. Aber das braucht Niemand zu wiſſen, das habe ich nicht ausgeſagt . . . Ich, hoho! . . . Ich werd' meinen Hund hineinbringen in die Geſchichte . . . Das könnt' mir einfallen!“ Er beugte ſich über Krambambuli, der zwiſchen ſeinen ausgeſpreizten Knieen ſaß, drückte die Wange an den Kopf der Thieres und nahm ſeine dankbaren Liebkoſungen in Empfang. Dabei ſummte er im Ton einer alten Volksweiſe: „Was macht denn mein Krambambuli?“ ſo oft, bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnißvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Unthat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells umher. Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum ersten Mal ein paar Stunden lang an etwas Anderes gedacht als an seine Rache, und sich im „Grafenwald" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg quer durch den Wald gegen die Culturen in der Nähe des Lindenrondells ein. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswerthes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho! dachte Hopp, wart' Kerl, wenn du's bist; trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz und der ohnehin kurze Athem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich — Gottes Wunder, durch den Zaun — „der Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hängen an seiner Waidtasche und auf seiner Schulter, am wohlbekannten Juchtenriemen, der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion, den Racker niederzubrennen aus sicherm Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig, und schreit: „Gieb Dich, Vermaledeiter!" Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, giebt der Jäger Feuer .... All' ihr Heiligen! — ein sauberes Feuer. Die Flinte knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lang mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus — fliegt es dem Alten durch den Kopf und zu gleicher Zeit sein Hut in's Gras ... Der Andere hat auch kein Glück, der Schurke. Der einzige Schuß, den er noch im Gewehre hatte, verloren, und zum zweiten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche ...

„Pack an!" ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Pack an!" Und:

„Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!" lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme ...

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp und der Hund macht Kehrt, „der Gelbe“ pfeift und der Hund macht wieder Kehrt, und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt ....

Zuletzt hat das arme Thier den trostlos unnöthigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf empor gehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu ...

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe“ hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die Beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Kugeln fliegen. Die des Jägers an ihr Ziel; die des Wilddiebs — in die Luft. Das macht: er hat gezuckt, weil ihn der Hund im Augenblick des Losdrückens mit stürmischer Liebkosung angesprungen hat. „Bestie!“ zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad bei Dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt eine Kugel hinein. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines todten, ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt Du, wem die Kugel bestimmt ist?

„Ich kann es mir denken.“

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Canaille!“

„Ja Herr, ja wohl.“

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an Dir.“

„Begreiflich, Herr,“ und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten, und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Auf ein Geschöpf, das einen so ansieht,

schießt man nicht. Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andere, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paar Mal drehte er sich im Kreise, und setzte sich wieder aufrecht neben den Todten hin. So fand ihn die gerichtliche Commission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund.“ „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen,“ antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus, denn als die Leiche auf den Wagen geladen uud fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Todtenkammer, in der „der Gelbe“ lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt, und rief ihm zu: „Geh' nach Hause!“ — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon; wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelet abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück Brot, an dem es aß. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese, am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend — der Treueste der Treuen, herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bette. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei! .... Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol' ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim erſten Morgengrauen war er angekleidet, empfahl ſeiner Alten mit dem Mittageſſen nicht auf ihn zu warten, und ſputete ſich hinweg. Wie er aber aus dem Hauſe trat, ſtieß ſein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu ſuchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überſchreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Revierjäger verſchmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren ſeine beſten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken verſunken intonirte er dann ſein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam . . . .“ Aber mitten in dem Worte hielt er beſtürzt inne, ſchüttelte das Haupt und ſprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad' um den Hund!“

Das frivole Actenstück.

Aus dem Ungarischen

des

Koloman von Mikszáth.

So an die vier Jahre mögen es sein, daß man unser Comitats-Archiv scartirte. Der Archivarius, Herr Johannes v. Bogi, buchstabirte die staubigen Acten und schimmeligen Pergamente durch, warf Alles in einen gewaltigen Haufen, was zu verbrennen war und legte das Bleibende mit zarter Liebe wieder zurück. So fand er eines Tages ein merkwürdiges Actenstück.

Es war ein viereckiges Blatt Papier, gerippt, vergilbt, mit den folgenden Zeilen, Wort für Wort:

Quietanz.

Ueber ein braunes Mägdelein, welches ich Endesgefertigter von dem wohlansehnlichen Herren Castellan, Herren Franciscus de Demes, am heutigen Tage ohne Fehl übernommen, und solches am morgigen Tage, i. e. die 18. Augusti, gleicherweise ohne Fehl zurückzustellen mich obligiret habe.

Datum, anno Domini, etc.

Stefanus de Dézsy,
Notarius Cotts.

Große Augen zu machen auf das sonderbare Document, war das Erste, was der wohlansehnliche Herr Archivarius that. Alsdann aber wischte er sein Ocularium und las die Schrift noch einmal vom ersten Buchstaben bis zum letzten durch. Auch jetzt war aber nichts Anderes darauf zu lesen, als daß diese Quittung über eine Jungfer aus dem vorigen Jahrhundert ausgestellt worden war.

Aber iſt denn dieſes Comitat ein Narr, oder was? Das iſt doch noch nie dageweſen! Na, mit dem muß man aber doch gleich hinüberlaufen zum Obernotär. Jetzt ſoll es ſich doch einmal zeigen, was er im Caput hat; denn die Wähler, na! — die hatten doch genug darin, als ſie ihn per acclamationem ins Amt ſetzten.

Der Obernotär aber ſtudirte das Actenſtück und äußerte ſich dahin, daß das ein ſehr ſonderbarer, ein insbeſonders, aber auch in jeder Hinſicht ſonderbarer Fall geweſen ſein mag, daß man aber, was es war, eigentlich nicht wiſſen könne. Ja, möglicherweiſe könne es nicht einmal der Vicegeſpan ſelbſt errathen.

Niemand hat es aber auch errathen, rein Niemand. Wochen, Monate hindurch zerbrach ſich das Municipium den Kopf, bis es endlich dahin ſchlüſſig wurde, daß, hoho! dazu haben wir ja eine Akademie der Wiſſenſchaften, damit ſie ſich auch darauf verſtehe, was ſie eigentlich nicht verſteht. Das Actenſtück iſt alſo stante pede an die Akademie zu expediren. Die werden es ſchon herausbekommen, und möglicherweiſe auch noch ein Buch dazu ſchreiben.

Ich weiß nicht, ob der Beſchluß executirt wurde. Aber das Richtige hat das wohledle Comitat doch getroffen. Denn, du mein lieber Gott, es ſteckt nun einmal doch eine ungeheuere Weisheit in ſo einem Comitate! In Folge des vielen Berathens und dieſes ſinnreichen Beſchluſſes ward nämlich ſo viel und ſo weit über die Sache hin- und hergeredet, bis es einem ſteinalten Weibe zu Ohren kam, das lange Jahre bei der Bezerédj'ſchen Herrſchaft als Kaſtnerin diente. Und von der wiſſen wir die ganze Geſchichte.

.... Das war aber ſo, daß der wohledle und geſtrenge Herr Gabriel v. Bezerédj, Capitän der wohledlen königlichen Freiſtadt Gran, eine ſehr ſchöne Tochter hatte. Zwar gibt es hierüber keine lebendigen Zeugen mehr. Denn es iſt ſo lange her, daß dazumal ſelbſt meine Großmutter noch in kurzen Kleidern ging. Aber die Jungfer mußte ſchon ſehr ſchön ſein, denn der Sohn des Stadtrichters von Loſoncz war zum Sterben verliebt in ſie.

Wieſo er ſich in ſie verlieben konnte, das wäre ſchwer zu eruiren. Denn das iſt wahr, daß dazumal die edle Stadt Loſoncz von der edlen Stadt Gran noch ſehr weit entfernt war. Vielleicht aber hat Liebe auch damals ſchon Eiſenbahnen gehabt.

Wenn es mir Recht iſt, müſſen damals kriegeriſche Zeiten geweſen ſein. Unſer König, Maria Thereſia, hat geweint, und da ſind unſere Ahnen, daß Gott ſie ſegne, in den Krieg gegangen.

Aber das gehört ja gar nicht dazu, nur inſoweit, als daß ein Hauptmann der deutſchen Lanzenreiter um die Hand der Ilona Bezerédj anhielt, natürlich wie es ſich gebührt, nur für den Fall, daß er aus dem

Kriege lebendig zurückkehrt. Herr Gabriel gab sie ihm auch ganz bereitwillig hin, denn erstens ist ein Hauptmann schon ein Mann von Rang, dann war es aber dazumal zur Zeit der großen Königin Mode, die ungarischen Mädchen deutschen Leuten hinzugeben.

Freilich ist auf solche Nachricht Stephan Dézsy zusammt seinem Brautwerber allsogleich erschienen, aber vergeblich weinte sich Ilona fast die Augen aus, vergeblich ersann im Interesse des Burschen der wohledle und gestrenge Herr Peter Bajnok die schönsten Dictionen, daß der Bursche einen hübschen Nexus habe, daß er, Vicenotar des Comitates, ein gutes Amt hätte; es war nun einmal doch nur ein Korb das Ende, wie es denn auch ganz richtig ist, daß eine mit Vieren fahrende Familie doch unmöglich in eine mit Zweien fahrende hineingehen kann. Und es ist auch schrecklich, was für allerhand Leute ihre Augen sogar auf ein Bezerédj-Mädchen zu werfen wagen!

Sind also auch wieder nach Hause gegangen, haben sich ihres Ganges nicht einmal gerühmt. Die ganze Sache ist eingeschlafen. Ist es unmöglich, so ist es also unmöglich. Nicht einmal die Betheiligten haben weiter darüber gesprochen. So viel Klatsch, wie heute, gab es damals noch nicht. Aber die Liebe wacht über ihre Todten und oftmals erweckt sie dieselben wieder mit einem Hauche!

Nun ist es also geschehen, daß der Hauptmann von den deutschen Lanzenreitern aus dem Kriege zurückkam. Denn die kommen gewöhnlich zurück. Und in gefährlicher Nähe war der Hochzeitstag. Maschamoden und Frajla's nähten schon seit Monaten die großartige Staffirung. Ach! Wenn sie doch nur niemals diese weißen Spitzen sticken würden! Zum Brautschleier ist es zugeschnitten, aber zum Ueberthan wird es genäht ... Ihre Finger sollen ihnen anschwellen von Nadelstichen, dieser weiße Schleier, daß er niemals fertig werde ...

Er war aber fertig geworden bis zum letzten Stiche. Und nur noch eine Nacht war es bis zum Hochzeitstage.

In dieser einen Nacht aber ist Bezerédj Ilona spurlos verschwunden.

Die kleinen Fußspuren verwehte der Wind im Gartensande. Der Schlehdorn, der sich auseinanderneigte, um sie durchzulassen, er wispelte wohl, aber verrathen thät er sie nicht. Auch der Straßenstaub will nichts gestehen. Wenn der Wirbelwind einen schneeweißen Flaum mit dem Straßenstaube zusammen wegwirbelt, wer wüßte es, wo er den leichten Flaum niedersetzen wird?

Die Kleider der Dienstmagd hatte sie angethan, um nicht erkannt zu w erden; den kurzen Perkailrock, rothe Stiefel mit Rahmsohlen, ein buntes

Tuch um den Kopf. Das kohlrabenschwarze Haar in einen einzigen Zopf geflochten, dazwischen ein blutrothes Band. Es war zum Entzücken.

Als sie hinauskam auf die Landstraße, fand sie sich allein inmitten der Nacht und die weiten rothen Stiefel, die klopften und knarrten so unheimlich ... Der Ring aber, der, den sie vom Hauptmanne hatte, der brannte wie Feuer auf den Fingern. Sie warf ihn fort in's Gesträuch. Wenn ihn doch eine Elster fände, die hätte wenigstens ihre Freude daran.

Jetzt aber wohin? Nicht einmal den Weg kennt sie. Den Weg? Welchen Weg? Nun den Weg, wo er wohnt. Nein, nein. Dahin geht sie nicht. Just nicht dahin, nur so, so, in jene Gegend, so.

Und fürbaß ging es, rasch, im Laufen — bald aber war sie erschöpft. Ihre zarten Füße waren aufgedruckt von den Saffian-Stiefeln. An den Rand des Grabens setzte sie sich, nur um zu ruhen und nachzudenken, was denn nun mit ihr werden mag? Und so lange, so lange zerbrach sie sich das Köpfchen, bis sie darüber eingeschlafen war. Das dichte Gras an der Lehne des Grabens war ihr Kissen und die Feldblumen, sowie sie der Morgenwind bewegte, streichelten sanft ihr Antlitz, die hohen Disteln aber, die warfen einen Schatten darüber und hielten sie neidisch verborgen.

Und das war auch recht von diesen Disteln, denn so gegen Mittag, als sie noch immer schlief, da ritt in raschem Galopp die schnelle Stafette vorbei und die trug einen Brief an das Comitat, daß, wenn ein so und so aussehendes Bauernmädchen auf dem Gebiete des edlen Comitates aufgegriffen würde, besagtes Mädchen allsogleich in anständige Gefangenschaft zu setzen und insolange auf Kosten der königlichen Freistadt Gran zu verwahren sei, bis Seiner Gnaden der Herr Gabriel v. Bezerédj das Nöthige kund und zu wissen geben werde.

So eine Stafette war aber auf einmal nach allen Richtungen abgegangen. So viele der Haiduken in Gran nur waren, alle mußten sie diesen Morgen auf's Pferd.

Und doch wäre dieser Eine auch genug gewesen, denn schon gegen Abend, kaum daß die Stafette zurückkehrte, war das schöne Bauernmädchen Gefangener des Comitates.

Gerade damals war aber der merkwürdige Umstand eingetreten, daß das Comitat keinen einzigen Arrestanten hatte, denn so sehr hatte der gestrenge Herr Sicherheits-Commissär alle Spitzbuben ausgerottet und alle armen Bursche in die Nachbarcomitate vertrieben. Sintemalen aber das edle Comitat statualiter verordnet hatte, daß das Comitatshaus durch die Arrestanten zu reinigen und zu kehren sei, damit also das Comitatshaus dennoch nicht wie ein Schweinestall aussehe, hatte der Herr Vicegespan, der ein gar kluger und durchaus constitutioneller Mann war, einerseits in seiner väterlichen

Sorge für das Comitat, anderseits aber um auch den Anordnungen der wohlansehnlichen Comitats-Stände zu gehorchen, um schweres Geld einen freiwilligen Arrestanten aufgenommen, dieser aber wurde, damit er nicht kündige, so sehr verwöhnt, daß ihm Niemand den Herren zeigen konnte, ja sogar mit dem gestrengen Herren Castellan, Herren Franz Demes, wagte er es Finger zu ziehen. Das aber mußte geduldet und getragen werden. Denn einen Castellan bekommt das edle Comitat auf den ersten Pfiff, einen Arrestanten aber .... das geht schwerer.

Der aufgenommene Arrestant, der auf dem Ambitus seine Pfeife rauchte, und dabei über die schlechte Kost schimpfte, der sah mit einer Art von Eifersucht auf den neuen Arrestanten, als die Panduren das Mädchen vor den Stuhlrichter führten. Der Herr Stuhlrichter aber, als sie ihm vorgeführt wurde, der vergaß ganz auf die „ex offo“ Miene, ja statt dessen beeilte er sich seinen Schnurrbart aufzudrehen.

Schön war es, sehr schön das kleine Ding, mit den feurigen Schwarzaugen und dem frischen, weißen Gesichte.

Der Stuhlrichter lächelte, ja die stolzen Wappen selbst lächelten auf den Mauern, die zwei Löwen mit den abgewetzten Köpfen, die den Schild hielten, sie schienen ihre Rachen noch weiter aufzureißen, auf den strengen Bildnissen der hochgebornen Herren Obergespäne lachten die Sonnenstrahlen, nur das Mädchen weinte still vor sich hin, weder seinen Namen wollte es sagen, noch weßhalb es verfolgt werde. Das ist ja aber auch gar nicht nöthig. Sr. Gnaden der Herr Gabriel v. Bezerédj, der sie festnehmen ließ, wird es ohnehin wissen. Verständigt ist er schon, Morgen zu Mittag, wenn er eilt, kann der berittene Trabant schon mit der Antwort zurück sein. Bis dahin aber wurde das Mädchen dem Castellan überlassen; er möge sie in die anständigste Zelle setzen und ihr zu essen geben.

Hatte auch seine helle Freude, mein Herr Demes, ganz weich wurde er darüber. Wie denn auch nicht! Da er nunmehr doch einen wirklichen Arrestanten hat, freilich eigentlich ist es ein Arrestant der Stadt Gran, aber doch ein wirklich wahrhaftiger; und dann, was sie nett ist, sogar der liebe Herrgott hat sie dazu erschaffen, den Comitatshof zu kehren, und jetzt kann dieser versoffene Spitzbube davongejagt werden, der aufgenommene Arrestant.

Es erhielt auch der Thorwart den strengen Befehl, daß wenn der aufgenommene Arrestant, wie gewöhnlich, auch diese Nacht bei dem zum „Laubfrosch“ benannten Wirthshause ausbleiben sollte, man ihn keineswegs einlasse, möge er das Thor rütteln wie er wolle.

Dann aber allarmirte der Herr Castellan das ganze Comitatshaus und lief der Reihe nach in alle Amtsstuben.

— „Einen Arreſtanten haben wir Kinder! Eine Madonna! Ob ſie Gift gemiſcht, geſtohlen, geraubt hat, das weiß ich nicht zu ſagen, das aber weiß ich, daß ihr Angeſicht eine große Hilfe für den Teufel iſt. Die müßt ihr Euch aber anſehen, heh! Man kann bei dem Gitterfenſter hineinblicken."

Die Burſche ließen ſich nicht viel bitten. Stefan Dézſy blieb plane dort. Die Wache wenigſtens meldete dem Herrn Caſtellan, der wohlanſehnliche Herr Vicenotär habe ſich die Kerkerthüre öffnen laſſen und dort discurire er nun mit dem Mädchen.

— „Na was, heh? Sapperlot . . . Wenn ich es von einem Weibsbilde ſage, ſie iſt ſchön, dann wird nicht einmal der Biſchof ſelbſt an ihr etwas zu difficultiren finden!"

Dézſy war der Liebling des alten Herrn. Ungeduldig erwartete dieſer ſeine Rückkehr, im Hofe auf und abgehend.

— „Biſt Du's Stefi?" rief er die ſchlanke Geſtalt an, die ſich im Abenddunkel von den Arreſten her näherte.

— „Ich bin es Feri bácsi —" antwortet eine unſichere Stimme.

— „Hehehe, Kerl! Na, was meinſt Du dazu? Ein guter Fang, was? Aber ſieh nur, Du biſt ja ganz außer Dir!"

— „Sie iſt reizend, ſehr reizend —" warf Dézſy mit halberſtickter Stimme hin und nahm den Caſtellan am Arme.

— „Ei, ei, Burſche! Bisher machteſt Du Dir ja blutwenig aus den Frauenzimmern. Fangen wir an Ilonka zu vergeſſen . . . Ilonka heißt ſie doch . . .?"

— „Mhn!"

— „Freilich mhn! Freilich, daß freilich! Obwohl, wenn man es recht bedenkt, — übrigens aber war ich ſelber mit meinen eigenen Liebſchaften auch nicht anders."

— „Eine große Bitte hätte ich, Feri bácsi."

— „Nun?"

— „Aber eine ſehr große . . . und dann eine einigermaßen auch amtliche."

— „Wenn iſt es amtlich, dann muß es amtlich erledigt werden."

— „Geben Sie mir auf dieſe Nacht das Mädchen heraus."

— „Das Mädchen? Dieſes Mädchen?"

Selbſt die Meerſchaumpfeife fiel ihm aus dem Munde, ſo herzlich konnte er lachen. Es widerhallte im ganzen Comitatshauſe.

— „Das Bauernmädchen. Alſo biſt Du ſchon im Reinen mit ihr? Ei der Tauſend, Sapperlot! So ſchnell iſt ſie bereit? Ei Du Kerl! Freilich, daß freilich! Aber wo um des Himmels Willen denkſt Du hin? Ich kann doch unmöglich den Arreſtanten des Comitates hergeben. Und" — fügte er melancholiſch hinzu — „gleich noch am erſten Tage."

— „Aber da ich ja doch auch zum Comitate gehöre.“

— „Das ist ja wahr, Freilich, daß es wahr ist.“

— „Und morgen bringe ich sie ja zurück.“

— „Das ist ja wahr, auch wahr,“ — brummte nachdenklich der Alte — „ich bin ein sehr pedanter, pünktlicher Beamte.“

— „Das weiß ich, aber . . .“

— „Ich liebe die Ordnung, und nicht um die Welt wollte ich zugeben, daß . . .“

Dézsy's Antlitz verfinsterte sich, er seufzte tief.

— „Daß es von mir heiße, ich, ich führe die Angelegenheiten des edlen Comitates leichtsinnig. Vor Dir steht die verkörperte Strenge, mein lieber Sohn, also nehme es mir, sage ich, auch nicht übel . . .“

— „Ich nehme es ja nicht —“ stotterte Dézsy.

— „Nehme es mir, sage ich, nicht übel, wenn ich von Dir eine kleine Schrift über das Mädchen verlange . . ., weißt Du, wegen der Form.“

Fast gejauchzt hätte Dézsy auf diese Entschuldigungen.

— „Das ist, weißt Du, nur eine Formalität. Und wenn ich einmal schon so bin, so bin ich schon so. Und doch gibt es für mich keine Anerkennung beim Comitate.“

— — — — — — — — — — — — — — —

So geschah es Wort für Wort.

Als dann des anderen Tages Seine Gnaden, Herr Gabriel v. Bezerédj zusammt dem Hauptmanne von den Lanzenreitern mit großem Eifer und Gepolter erschien, und der alte Demes bácsi vernommen hatte, worum es sich handle, nickte er mit der größten Seelenruhe und sagte: „Sache ganz in Ordnung!“

Der Arrestant ist zwar nicht in natura vorhanden, die legale Quietanz aber über das Mädchen, die liegt in der Tischlade. Zwar sollte es selbst schon zurück sein, und es ist noch nicht zurück. Sollte aber der Herr Vicenotär das ihm amtlich anvertraute Gut defraudirt haben, so könne doch er, der Castellan, nichts dafür. Dagegen gibt es wieder andere Formen und Remedien.

In der That wurde auch gegen den Vicenotär, Stefan v. Dézsy, die Suspendirung vom Amte und die Untersuchung wegen Defraudation eingeleitet. Denn das Comitat muß Ordnung halten. Dieweilen aber Sr. Gnaden, Herr Gabriel v. Bezerédj, schließlich in die Heirat doch einwilligten, sohin also der Herr Vicenotär doch nur sein rechtmäßiges Eigenthum zurückbehalten hatte, wurde er auch wieder reponirt und erhielt nur einen Verweis wegen säumiger Rechnungslegung. Denn Ordnung muß das Comitat halten.

Vision einer Sterbenden.

Ballade

von

Adolf Bekk.

Versunken ganz in meines Wesens Tiefen
Da wandl' ich nun, wo alle Sorge ruht —
Ein weit Gewässer dämmert, schaumige Nebel
Umspinnen morgendlich die bleiche Flut,
Des Mondes Sichel glänzt durch Wolkenrisse,
Doch dort die Ferne schwebt in gold'ner Glut.
In jene heil'gen Morgenflammen tauchend,
So wacht' ich auf zum Leben, es verhauchend.

Seh' ich da nicht ein Boot an's Ufer schaukeln?
Und was ich hör' — ist es der Schwäne Sang,
Die es umkreisen? Nein, ich kenn' die Stimme,
An Lenz und Himmel mahnet mich ihr Klang.
Ja, ja, du bist's, du meiner Kindheit Engel!
Ich grüße dich in Freudenüberschwang.
Nun rufst du mich bei meiner Kindheit Namen,
Und neckisch ruft's der junge Hain zurück,
Den dunklen Schleier seh' ich niederflattern
Von deinem Strahlenkleide Stück für Stück —
Und deiner Augen Kindesblick erzählet
Mir von vergang'ner sel'ger Tage Glück.
So komm' mein Seraph, laß' uns wieder wallen
Vereint wie damals durch die grünen Hallen.

Gedenkst du noch, im duft'gen Tannendunkel?
Ein Wunderreich war uns der kühle Grund,
Und wo des Farnkraut's grüne Fahnen schwankten
Um eine Waldesblume, welch' ein Fund!

Wir dachten uns die Feenkön'gin thronen
Bei Glühwurmſchein, Nachts, in des Kelches Rund.
Ein Segensſtrom war uns der Quell im Mooſe,
Die bunten Steinchen, die er gleitend ſchliff,
Die hätten wir dem reichſten Kaufherrn nimmer
Verhandelt um ein volles Indierſchiff;
Dem Bildnis aber in der Waldcapelle,
Drauf mit den zarten runden Händchen griff
An ſeiner Mutter Kinn der Jeſusknabe,
Dem brachten wir all' unſere Märchenhabe.

Und denkſt du noch — ach jener ſchwülen Stunde?
In meiner Seele ward es ſtürm'ſche Nacht,
Unſel'ge Glut entbrannte mir im Herzen
Von eines Jünglings ſel'gem Blick entfacht;
Du hielteſt mich, doch an des Liebſten Lippen
Zog es mich hin mit ungeheurer Macht.
Noch ſah ich dich die Arme ſehnlich breiten,
Ich wankte — weh, da wich die letzte Kraft,
Da fühlt' ich mich in ſeinem Arm gefangen,
Und fügte zagend mich der theuren Haft.
Ein letzter Blick — ich ſah dich weinend fliehen
Und Abſchied winken ird'ſcher Leidenſchaft — —

Und Höll' und Himmel hab' ich durchgemeſſen;
Mein Himmel war an ſeiner Bruſt allein,
Doch eine Hölle war mir's grauſer Qualen,
Ein ſchreckhaft Weh, von ihm getrennt zu ſein.
Zur ſelben Zeit hub ſich ein Schrei ein dumpfer,
Des Krieges Furie brach in's Land herein,
Da ward zum Laſter Liebe, Haß zur Tugend,
Und zu den Waffen eilte Kraft und Jugend.

Wohl ſchluchzt' ich und zerwühlte mir die Haare,
Und wand vor meinem Liebſten mich im Staub,
Und ſchrie und raſte, ſeine Knie umklammernd,
Und ſchmähte Gott, der meinen Bitten taub.
Umſonſt, umſonſt! die Trommel hört' ich raſſeln,
Zu Boden ſchlug ich, der Verzweiflung Raub.
Als ich erwacht' — der Mond ſchien in die Kammer,
Mir war's, als wär' geträumt nur all' der Jammer.

Nach meinem Liebſten mit den Armen fühlt' ich,
Mit meinem Munde ſucht' ich ſeinen Mund:
Wo biſt du Herz? du Seele meiner Seele?
Mir iſt ſo weh, nun küſſe mich geſund!
Wo biſt du nur?! — auffuhr ich angſtgeſcheuchet
Und kraftlos wieder ſank ich auf den Grund. —

Als ich zum andern Mal erhub die Augen,
Zur Rüſte ging ein gold'ner Sommertag,
Und mir zur Seit' in dunklem Nonnenkleide
Ein ird'ſcher Engel auf den Knieen lag,
Und betete für mich, die in des Fiebers
Hölliſcher Glut verruchte Reden pflag;
Des nahen Kirchleins Orgelklang vereinte
Sich ſeiner Andacht ſüßem Wort — ich weinte.

Und von der Hoffnung Himmelsthau genetzet
Hub meines Lebens Blüthe ſich empor,
Doch ach, zerriſſen in der tiefſten Wurzel
War es ein letzter, trügeriſcher Flor;
An ihm ja hing ich feſt mit allen Faſern
Und ſterben mußt' ich, da ich ihn verlor.
Im tiefſten Herzen ahnungsvoll erzitternd,
Wagt' ich es einſt, der blut'gen Fehde Loos
Und des Geliebten Schickſal zu erforſchen.
Und als ich's dann erfuhr — die Welt zerfloß
Vor meinem Blick und ferne Worte hört' ich,
Wie aus des Jenſeits dunklem Nebelſchooß:
Lebwohl, mein Lieb! fahr' hin, mein junges Leben!
Für's Vaterland hab' ich euch hingegeben.

Ich wandte ſtumm mich ab und ohne Thränen,
An meinem Herzen zerrten Krampf und Tod —
Da plötzlich rollte durch die ſtillen Gaſſen
Der Schreckenstrommeln wirbelndes Gebot,
Und über mich kam wieder all' der Waiſen,
All' der verlaſſ'nen Bräute Angſt und Noth.
„Was hab' ich denn verbrochen Unerhörtes?"
So rief ich jammernd aus in meinem Schmerz,
„Warum, o Gott, den ſie barmherzig nennen,
Warum nur mir biſt du ein Bild von Erz?"
Und meines Liebſten Bild ſah ich vor Augen,
Ein großes tiefes Wundenmal ſein Herz;
So aber ſprach die Magd im Nonnenkleide:
„Gedenk Mariens, Herz, in deinem Leide!"

„Gedenk Mariens!" klang es auf mich nieder,
Als ob der Himmel ſich geöffnet weit
Und all' der Sel'gen Chöre tröſtlich ſängen:
„Gedenk Mariens, Herz, in deinem Leid!
Mit ihren Thränen einige die deinen
Und ihrem Leid das deine ſei geweiht!"
Vor dieſen Worten wich die ſchwarze Wolke,
Ein Sternlein hold ſah ich am Himmel ſteh'n,
Und ob der dunklen, tiefen Waſſerfläche

Hob ſich ein Säuſeln und ein Morgenweh'n;
Mich aber faßte Sehnen unausſprechlich,
Das liebe Aug' des Tages noch zu ſeh'n
Und dann zu ſterben — ſieh', da ward es helle,
Da quoll empor die gold'ne Segensquelle.

Es ſtreckte ſich mein Körper in Entzückung,
Gebete hört' ich flüſtern um mich her,
Und überſtrömend in des Prieſters Händen
Ergoß der Kelch ein blendend Strahlenmeer.
Ich ſchloß die Augen vor der Lichterſcheinung —
Noch war es Nacht tief unten — kalt und leer —
Doch hatt' ich kaum des heil'gen Mals genoſſen,
Und Licht und Glanz war in mir ausgegoſſen.

Nun biſt auch du, mein Engel, wiederkommen!
Im Thau des Morgens wandeln wir dahin,
Und lauſchen wieder, Arm in Arm geſchlungen,
Dem trauten Lied der Waldesſängerin;
Du deuteſt mir der Blumen Lichtkryſtalle
Und all' der Formen und der Farben Sinn.
Der Kindheit Märchen gehen in Erfüllung,
Des fernen Nebels graue Hülle ſinkt,
Glückſel'ge Au'n ſeh' ich im Dufte ſchwimmen,
Und Berge ſeh' ich ragen, goldgezinkt —
Nun laß den Schwänen deines Boots die Zügel,
Des Paradieſes Zauberufer winkt;
Zu Schiff, zu Schiff! O dort im Friedensreiche,
Ob er mich wiederkennt? Ob er der Gleiche? —

Zur neusten französischen Literatur.

Von

Ferdinand Lotheißen.

Die französische Literatur beherrscht zwar die Welt heute nicht mehr so ausschließlich wie in früherer Zeit; aber auch heute noch weiß sie, mehr als jede andere, die Aufmerksamkeit der fremden Nationen auf sich zu ziehen. Ihr Publicum findet sich über den ganzen Erdkreis verbreitet, und diese Popularität verdankt sie nicht, wie Manche behaupten, der niedrigen Richtung eines verhältnißmäßig doch geringen Bruchtheils ihrer Werke. Gemeine Bücher erscheinen ja in den verschiedensten Ländern, ohne solche Verbreitung zu finden. Wer möchte auch ernstlich glauben, daß die französische Literatur zu ihrer dominirenden Stellung durch Mißachtung des Geschmacks und der Sittlichkeit sich aufgeschwungen habe? Klarheit des Gedankens, Gefühl für die Schönheit der Form und Frische des Geistes, das sind die Eigenschaften, welche sie hauptsächlich gefördert haben und deren sich ihre Schriftsteller noch immer erfreuen. Andere Völker mögen sich gleicher geistiger Begabung rühmen; wenn sie nicht das Talent haben, ihren Geist in gleich gewinnender Form zu zeigen, werden sie für ihre Literatur nicht die gleiche universelle Anerkennung erwerben. Wohl ist die geistige Kraft eine Gabe der Natur; allein was man gewöhnlich als eine natürliche Anlage des französischen Volkes betrachtet, ist doch zum Theil die Frucht einer Jahrhunderte langen gewissenhaften Arbeit. In der Literatur gibt es, wie in der Kunst, feste Traditionen, Handwerksregeln, deren Heilighaltung sich lohnt und die selbst der genialste Mensch nicht ungestraft vernachlässigt. Diese Achtung vor der Tradition, die sorgsame unermüdliche Schulung findet sich in Frankreich mehr als irgendwo sonst, und das Publicum stellt darnach

ſeine Anforderungen auch an die Werke der Literatur. Es verlangt auch von ernſten wiſſenſchaftlichen Werken Rückſicht auf die Form. Die Mühe aber, die der Gelehrte auf die Schönheit des Styls verwendet, lohnt ſich reichlich durch die damit verbundene Klärung der Gedanken. Der franzöſiſche Schriftſteller weiß die ſchwierigſten Fragen der Philoſophie, der Naturwiſſenſchaften und der Geſchichte mit Feinheit und vornehmer Leichtigkeit zu behandeln, ohne deßhalb oberflächlich zu werden.

In der neueſten Zeit ſcheint indeſſen der Einfluß und die Verbreitung der franzöſiſchen Literatur im Ausland bedeutend abzunehmen. Einzelne Erſcheinungen, wie der außerordentliche Abſatz mehrerer Romane, geben noch keinen Beweis gegen dieſe Behauptung. Der Grund dieſer Abnahme des Intereſſes liegt theils in einer Wandlung der allgemeinen Stimmung, welche die Völker der Gegenwart auf andere Bahnen der Thätigkeit hinweiſt, theils aber und hauptſächlich in der momentanen Schwäche der franzöſiſchen Literatur ſelbſt.

Den erſten Grund brauchen wir wohl nicht weiter zu erörtern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unſere Zeit mehr und mehr realiſtiſch wird und für äſthetiſche Fragen, für Arbeiten auf dem Gebiete der philoſophiſchen Speculation ſowie der ſchönen Künſte nur ein untergeordnetes Intereſſe zeigt. Das ſoll kein Tadel ſein, ſondern nur die veränderte Richtung der Neuzeit conſtatiren. Der Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften, die Rieſenaufgaben, welche der modernen Technik geſtellt und von ihr mit Glück gelöſt werden, die gewaltigen politiſchen Umwälzungen in dem Leben faſt aller Völker, erklären es, warum die harmloſe, friedlichere Beſchäftigung mit den Künſten der Muſen dem aufgeregten nervöſen Geſchlecht unſerer Tage nicht mehr genügen kann. Und dieſe Stimmung wird vorausſichtlich noch lange anhalten, ja immer ſtärker hervortreten. Schon jetzt hört man auch in der Kunſt und Literatur den lauten Ruf nach Realismus. Nur ſelten zeigen ſich idealiſtiſche Regungen und ſeltener noch haben ſie Erfolg. Die große Mehrzahl des Publicums ſieht in dem Realismus das allein richtige Princip, ja die einzige Möglichkeit für den Fortbeſtand literariſchen Schaffens überhaupt. Dieſer Richtung der Zeit huldigen denn auch die bedeutendſten Talente der Gegenwart, denn ſie ſichern ſich dadurch momentanen Beifall, wenn ihnen auch die Anerkennung ſpäterer Zeiten weniger gewiß iſt. Bis jetzt wenigſtens haben ſich immer nur jene Epochen in Kunſt und Literatur wahrhaft groß erwieſen und haben dauernden Ruhm erlangt, welche geſunden Realismus mit idealiſtiſchem Schwunge zu vereinigen wußten.

Speciell in Frankreich iſt die realiſtiſch-naturaliſtiſche Strömung ſehr mächtig. Das Leben der Nation, ihre ſtaatlichen und ſocialen Einrichtungen, ihr Denken und Fühlen, Alles iſt ſeit einem Menſchenalter in völliger Um-

wandlung begriffen. Das alte königliche Frankreich mit ſeinem Geſchmack, ſeiner Feinheit, ſeinem Geiſt beſtand trotz aller Revolutionen noch fort bis zur Begründung des zweiten Kaiſerreichs. Es ſtürzte erſt, als Napoleon III. das allgemeine Stimmrecht einführte, eine Maßregel, deren tiefgreifende Folgen ſich erſt allmälig zeigten. Durch die Herrſchaft des allgemeinen Stimmrechts kam eine neue Claſſe der Bevölkerung zur Herrſchaft, und mit ihr ein neuer Geiſt, ein veränderter Geſchmack. Die Kataſtrophe des Jahres 1870, die definitive Begründung der Republik befeſtigten die Macht der Maſſen. In politiſcher Beziehung mag in dieſer Entwicklung ein Fortſchritt liegen, der Geſchmack und die feine Bildung mußten nothwendigerweiſe für die nächſte Zeit Noth leiden. Die europäiſchen Länder amerikaniſiren ſich alle, die einen langſamer, die andern ſchneller. Nirgends jedoch tritt die Umwandlung der Sitten und Anſchauungen deutlicher zu Tage, nirgends macht ſie überraſchendere Fortſchritte als gerade in Frankreich.

Das empfindet die Literatur am ſchwerſten. Immer mehr ſchwindet die Freude an feinem literariſchen Genuß, und man verlangt derb zubereitete Koſt. Die wenigen Anhänger der früheren Richtung kämpfen wohl noch, aber ohne Hoffnung auf Sieg. Es fehlt auch ihnen die Begeiſterung, der hohe Flug, der ſie über die Maſſe der Gegner hinaustragen und der Sonne entgegenführen könnte. Die Vertreter des Idealismus haben als Hauptwaffe nur noch eine ſchwächliche Negation. Sie ſchmollen mit ihrer Zeit, die ihnen fremd geworden iſt, und die ſie nicht mehr verſtehen, weil dieſelbe andere Bildungswege eingeſchlagen hat.

Zu dieſen letzten Vorkämpfern einer untergehenden Zeit gehört unter andern Ernſt Renan, der ſeine Vorliebe für die Ariſtokratie des Geiſtes, aber auch das Bekenntniß ſeiner Niederlage und ſeine Reſignation vor kurzem in zwei phantaſtiſchen Schauſpielen „Caliban“ und „L'eau de jouvence“ offen ausgeſprochen hat. Caliban, der Führer einer rohen Demokratie, ſtürzt den Herzog Proſpero, den Vertreter der Bildung und Weisheit, vom Thron und macht ſich ſelbſt zum Herrſcher des Landes. Ariel, der Luftgeiſt und treue Diener Proſpero's, ſieht ſeine Flügel gebrochen und ſtirbt lieber, als daß er gedemüthigt und entehrt weiter lebt. In dem Reich Caliban's iſt kein Platz für das Ideal. Proſpero gibt es auf, in ſeiner Weiſe an dem Wohl der Menſchen zu arbeiten, er verzichtet auf Alles, nur nicht auf das Recht zu lachen. Was Proſpero ſagt, iſt wohl Renan's innerſter Gedanke. Wenigſtens verräth er an anderen Stellen eine ähnliche gedrückte Stimmung. Vor wenigen Monaten beendete er ſein großartiges geſchichtliches Werk über die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums. Wenn ſonſt ein Schriftſteller nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit ein wohlgelungenes Werk vollendet vor ſich ſieht, athmet er befriedigt auf. Anders Renan. In der

Vorrede, mit der er den letzten Band begleitet, spricht er kleinmüthig von dem zweifelhaften Werth der Geschichte und äußert den Wunsch, daß er sich in seiner Jugend den Naturwissenschaften gewidmet hätte. Dann hätte er vielleicht Positives, Dauerndes geleistet. Als ob die Vermittlung wahrer Geschichtskenntniß, die Klärung der Gedankenwelt, welche ein solches Werk bietet, nicht auch eine positive That von dauerndem Werth wäre.

Wenn wir uns diese Stimmungen klar machen, und einerseits die Vergröberung des Geschmacks, andrerseits die schwächliche Haltung der feingebildeten Geister gewahren, werden wir uns nicht mehr wundern, wenn wir so wenig hervorragende Erzeugnisse in der Literatur der neuesten Zeit zu verzeichnen haben.

Unter allen Gattungen der Literatur herrscht der Roman heute vor, und gerade er pflegt den Realismus am entschiedensten. Er legt das Hauptgewicht auf eine möglichst getreue Detailmalerei. Ob etwas schön oder häßlich ist, kommt nicht in Frage, wenn es nur der Wahrheit getreu geschildert ist. Merkwürdig ist es dabei, daß der naturalistische Romanschriftsteller ein viel schärferes Auge für das Unschöne hat, und die Welt sich bei ihm fast immer in häßlichem Abbild präsentirt. Es ist ja möglich, daß dem wirklich so ist; wir gestehen aber offen unsere Schwäche, daß wir Dichtungen vorziehen, die auch edle Züge beim Menschen finden und uns über die Alltäglichkeit hinauszuheben verstehen. Im Uebrigen ist die Methode, welche der naturalistische Roman anwendet, nicht neu. Schon den fanatischen Romantikern der Dreißiger-Jahre galt es als gleich verdienstlich, eine Schnecke auf dem Kohl oder einen Apollo zu malen, die Art der Ausführung entschied allein. Damals suchte man nur noch nebenher den einfältigen „Bourgeois" durch seltsame Ausdrücke, ungewöhnliche Wörter zu kränken, heute findet man im Gegentheil seine Wonne darin, die niedrigsten und trivialsten Wendungen zu brauchen. Nur wenige talentvolle Schriftsteller, wie Cherbuliez und Theuriet, halten an der älteren feineren Manier des Vortrags fest, und auch sie haben sich dem Einfluß des Naturalismus nicht ganz entziehen können. Zola aber und seine Anhänger dominiren, so viel man auch gegen sie einwendet. Wie weit die Verirrung geht, sieht man aus den Novellen der letzteren, die noch widerlicher sind, als die Werke ihres Meisters. So erzählt Léon Hennique in einer Geschichte auf's eingehendste die Curen, welchen sich ein armer Kerl unterzieht, um sich vom Bandwurm zu befreien, und Huysmans schildert gar die Dysenterie eines Mobilsoldaten während des letzten Kriegs!

Zu der realistischen Schule gehört auch Alphonse Daudet, obgleich ihn sein poetischer Sinn und sein Schönheitsgefühl vor den groben Fehlern der Letztgenannten bewahrt. Aber auch ihn kann man trotz seiner Erfolge nicht unter die großen Erzähler reihen, deren Werke bestehen bleiben. Dazu fehlt

ihm der weite Blick und die Kunst der Composition. Ein anderer Erzähler, Albert Delpit, der die Gabe scharfer Charakteristik und spannender Darstellung besitzt, hält sich in seinen Romanen zu sehr an die herkömmlichen Stoffe, Ehebruchsgeschichten und Familiendramen, und speculirt dabei zu sehr auf starke Effecte, um auf einen Platz in der Literaturgeschichte Anspruch erheben zu können.

Bietet der Roman somit wenig Bemerkenswerthes, so ist die Unfruchtbarkeit auf dem dramatischen Gebiet noch auffallender. Allerdings versieht Paris auch heute noch die europäischen Bühnen mit Novitäten in Masse, allein der Werth dieser Werke nimmt mit jedem Jahr mehr ab. Auch das französische Theater empfindet die Ungunst der Zeit, nachdem es ihr lange mit Erfolg widerstanden hat. Die dramatische Production in Deutschland und Oesterreich, in Italien und England liegt schon längst darnieder, nun geräth sie auch in Frankreich ins Stocken. Unter dem Kaiserreich hatte das Theater eine Epoche der Blüte, neben Augier, Dumas und Sardou arbeiteten noch eine Reihe begabter Autoren. Heute ist Augier verstummt, Dumas ist barock und plump geworden und Sardou ist ein bühnenkundiger Dramenschreiber, der sich auf den Effect versteht, der aber nicht höher zielt. Vergebens hat sich selbst die Regierung um die Hebung der Theater bemüht und in einem vielbesprochenen Circular vom 26. Februar 1879 den Verfall des Theaters anerkannt, um daran anknüpfend die Forderung nach ernster und moralischer Haltung der Bühnen zu erheben. Das Theater solle wieder eine Bildungsstätte werden. Leider haben die bestgemeinten Rescripte in derlei Nothlagen noch niemals etwas genützt. Das französische Schauspiel ist bei dem Abschluß einer bewegten und nicht ruhmlosen Periode angelangt und sucht vorderhand vergebens nach einer neuen Form, die von frischem Leben erfüllt wäre. Denn die bisher beliebte Manier hat sich überlebt, und ihre kurze Blüte gibt zu mancherlei Schlüssen Veranlassung. Mit welchem Muth, welchem Stolz verkündigte man die Reform des Dramas in den Jahren nach der Februarrevolution! Die „Kameliendame" bezeichnete nach der Meinung gewisser Enthusiasten, den Beginn der echten realistischen Schauspieldichtung, da man jetzt erst das wirkliche Leben, die Bewegung der modernen Gesellschaft auf der Bühne schildere. Die Romantiker hatten die Herrschaft der classischen Tragödie gestürzt, nun wurden auch sie für veraltet erklärt. Und siehe da, auch die neue siegreiche Gattung, die „Comédie," jene Mischung von Lustspiel und Schauspiel, welche die socialen Fragen in souveräner Rücksichtslosigkeit zu behandeln unternahm, erwies sich als kurzlebig. Für die Kenntniß der Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserthum werden diese Stücke wichtig bleiben, aber ihr literarischer Werth begegnet immer stärkeren Zweifeln. Die viel geschmähte classische Tragödie,

die zweihundert Jahre lebte und die Welt entzückte, scheint doch mehr innere Kraft und mehr Poesie besessen zu haben, als alle ihre Nachfolgerinnen. Vergebens versucht man heute wenigstens das alte romantische Drama zu beleben und greift zu den Stücken Victor Hugo's zurück. Soviel Beifall dieselben auch bei dem Publicum finden mögen, das gegen den greisen Verfasser voll Pietät ist, eine Verjüngung der dramatischen Poesie führen sie nicht herbei, und keine begabten Jünger folgen den Spuren des Meisters. Henri, de Bornier scheint diese Behauptung zu widerlegen. Sein romantisches Drama „La fille de Roland" erntete begeisterten Beifall. Allein Bornier gehört schon zu den Alten. Er ist 1825 geboren, und zu dem Erfolg seiner Dichtung trugen wesentlich politische Anspielungen, Revancheprophezeiungen bei. Sein zweites Drama „Les nôces d'Attila" fand denn auch nur mäßige Zustimmung. Victor Hugo's neuste Publication, sein „Torquemada," ist nicht einmal zur Aufführung bestimmt. Auch in Frankreich naht, fürchten wir, die Zeit der unglücklichen Bücherdramen.

Nur im Vorbeigehen sei hier der rohen Versuche Zola's gedacht, den Naturalismus auch auf die Bühne zu bringen. Seine Stücke wurden selbst vom Pariser Publicum abgelehnt, und noch hat er seine Drohung, auch die Bühne zu erobern, nicht erfüllen können. Leider fanden die dramatischen Bearbeitungen seiner Romane dafür um so größeren Zulauf.

Wenn noch wenigstens das Lustspiel und die Posse sich kräftig erwiesen! Die Franzosen haben doch für diese Gattungen eine eminente Begabung. Allein die Uebertreibungen und der nichts verschonende Hohn der Parodien und Possenspiele in der Kaiserzeit haben den Sinn für echten Humor, wie es scheint, für längere Zeit stumpf gemacht. Seitdem der geniale Labiche nicht mehr für die Bühne arbeitet, hat auch die heitere Gattung keinen Namen von Bedeutung aufzuweisen. Man muß sich jetzt mit den oft drastisch und witzig gezeichneten Gesellschaftsbildern Gondinet's zufrieden geben, der bei allem Geist doch gerade kein Meister der Comödie ist.

Es bleibt uns noch die Lyrik zu betrachten übrig. Begegnen wir hier auch nicht großen Dichtern, so freuen wir uns doch manch edler sympathischen Erscheinung. Im Ganzen ist der Franzose weniger für lyrische Poesie begabt, selbst die Sprache erweist sich etwas widerstrebend in dieser Gattung. Dennoch hatte gerade die erste Hälfte unseres Jahrhunderts eine Reihe bedeutender Lyriker in Frankreich aufzuweisen, Victor Hugo, Lamartine, Vigny, Musset, deren jeder wahrhaften Dichtergeist bewies und dabei seine besondere Weise bewahrte. Doch die glänzende Zeit, in der sie auftraten, ist längst geschwunden, und nur der greise Victor de Laprade steht noch als einsamer Nachzügler und Schüler Lamartine's da. Selbst in der Lyrik macht sich das Streben geltend, realistisch zu werden, die Ideen zu bannen und

jeden Schwung des Geiſtes als unwahr und affectirt zu verſpotten. Auch die Lyrik möchte man der trivialen Wirklichkeit dienſtbar machen. Glücklicherweiſe findet dieſe Richtung hier noch entſchiedenen Widerſtand, und noch gibt es Dichter, die mit der Tiefe der Gedanken echt poetiſche Empfindung verbinden. Neben dem ſpiritualiſtiſch religiös geſinnten Laprade nennen wir Theodor de Banville, der ein Meiſter der Form iſt und manchmal nur zu ſehr ſeiner Freude an künſtlichen Formen nachgibt, ſowie Sully Prudhomme, den Denker und Philoſophen, den neulich auch die Akademie in ihre Mitte berufen hat. Dieſe Männer ſind ihrem Charakter nach grundverſchieden, haben aber eine Haupteigenſchaft miteinander gemein: ſie ſtehen im Dienſt des Ideals, können noch ſchwärmen und ſich begeiſtern. Darum aber fühlen ſie ſich fremd in ihrer Zeit, und dieſe bittere Empfindung ſtimmt ſie wehmüthig und erfüllt ſie zugleich mit einem gewiſſen Stolz. In ihrer Vereinſamung wühlen ſie im Grund ihres Herzens, und indem ſie nach Vertiefung und Gedankenernſt ſtreben, werden ſie manchmal dunkel und ſchwerfällig. Auch ihnen fehlt, wie Renan, die Hoffnung des Sieges; ſie fühlen, daß ihnen die Gegenwart nicht gehört und daß ihnen auch die Zukunft entſchlüpft. Theodor de Banville ſpricht das in einem rührenden Gedicht aus, das ſich in ſeinen „Exilés“ (1866) findet. Er beklagt darin die Unglücklichen, die aus ihrem Vaterland in die Fremde getrieben werden. Die Tyrannei der Könige verſtößt die einen, der Haß der Republiken die andern. Ovid trauert im Land der Sarmaten, Dante flieht nach dem trüben Paris. Aber ſind dieſe Männer die wahren Verbannten? Einmal kommt doch der Tag, da ſich ihnen das Vaterland wieder öffnet, und ſie zu ihrem heimiſchen Herd zurückkruft. „Jene aber, die ich immer mit heißen Thränen beweint habe, das ſind die Menſchen, deren Exil niemals enden kann. Es ſind nicht die Armen, nicht die Böſen, nicht die Todten; ſie, für die keinerlei Hoffnung hienieden leuchtet, das ſind die Wanderer, die für Schönheit und Recht erglühen, die im Kreis niedrig denkender und fühlender Menſchen ſich von den heiligen Flammen verzehrt fühlen, und die, wo ſie auch immer leben, ferne von ihrem Vaterlande ſind: Anbeter der todten Götter, hartnäckige Vertheidiger einer verlorenen Sache.“ Man fühlt es, wie Banville ſich ſelbſt als Exilirten ſieht; glüht er doch für ein Ideal, iſt er doch der Anbeter geſtürzter Götter, ein Dichter im Gewühl und Gedräng der realiſtiſchen Zeit.

An dichteriſcher Begabung den genannten Dichtern nachſtehend, aber verſtändlicher, und, weil oft ziemlich platt, auch häufiger genannt iſt François Coppée, der immer mehr die leidige Manier der deſcriptiven Poeſie, der Skizzenzeichnung einzelner oft recht trivialen Scenen aus dem gewöhnlichen Leben adoptirt. Sein „Strike der Schmiede“ war vortrefflich und voll Kraft; ſeine kleinen Schauſpiele ſind inhaltsleer, aber in ſüßlich elegante

Sentimentalität getaucht. Von seinen Gedichten urtheilt er bescheiden genug, er schreibe sie, wie man Cigaretten rolle, für sich, zu seinem Vergnügen. Der Goethe'sche Sänger sagt nichts Anderes, aber er sagt es in goldener poetischer Sprache, wenn er dem Fürsten entgegnet:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.

Coppée bildet gewissermaßen den Uebergang zu den Realisten in der Lyrik. Denn auch in diese am wenigsten realistische aller poetischen Gattungen ist der fanatische niedere Naturalismus eingedrungen. Die Vertreter dieser Richtung — Dichter können wir sie nicht nennen — wollen in ihren Versen nur feiern, was niedrig und grotesk häßlich ist. Sie erklären sich als Feinde des Gedankens. Die Poesie sei kein hohes Ideal, dem man nachstreben müsse, ruft einer von ihnen, Maurice Bouchor aus, sie liege im Leben und in der Liebe. Wir könnten diesen Gedanken hinnehmen, denn Leben und Liebe sind viel umfassende Begriffe. Aber Bouchor beeilt sich, uns zu verrathen, welche Liebe er meint. Er sagt von sich selbst, er sei verliebt wie ein Hund! und er erklärt, zum Entsetzen aller Philister singen zu wollen, während er sich in der Gosse wälze!

Ein Gesinnungsgenosse Bouchor's, Jean Richepin, hat außer andern Gedichten auch einen Band „Bettlerlieder" („chansons des gueux") verfaßt, in welchen er im niedersten Argot die Bettler und Vagabunden ihre Freuden und ihre Leiden singen läßt. Die Sammlung war derart, daß die französische Regierung sich verpflichtet glaubte, ihre Verbreitung zu untersagen. Doch erschien vor kurzem eine zweite Auflage, in welcher einige Lieder weggelassen waren, und diese findet nun kein Hinderniß mehr. Richepin versucht manchmal humoristisch zu werden. Er bittet z. B. in einem Gedicht seine Geliebte, ihn, wenn er sterbe, nicht begraben zu lassen, sondern sich aus seinen Resten einen Schmuck zu fertigen, aus den Lippen einen Ring, aus den Augen Ohrgehänge, und die Zähne sollen eine Halskette geben, von der die rothe Nase anstatt eines Kreuzes auf den Busen herabhängen möge! Da sich die Kunst aber doch irgendwo bergen muß, suchen sie diese absonderlichen Lyriker in der Form, in dem Reim. Der Vers gilt ihnen für desto schöner, je mehr Silben reimen und je seltsamer die Worte sind, die sie paarweise aufmarschiren lassen.

Nach all' dem ist es klar, daß die französische Literatur sich momentan in ersichtlicher Stagnation befindet. Solche Zeiten finden sich öfter im Leben der Völker, wie ja gerade jetzt die literarische Thätigkeit in allen europäischen Ländern darniederliegt. Solche Zeiten sind deßhalb keineswegs immer Epochen der Schwäche. Die Kraft der Nation ist oft nur in anderer Weise in Anspruch genommen, und selbst auf dem literarischen Gebiet können sich

meiſterhafte Leiſtungen finden, auch wenn die eigentliche poetiſche Production ſtille ſteht. So geht es z. B. jetzt in Frankreich, wo auf dem Felde der Geſchichte bedeutende Arbeiten zu verzeichnen ſind, wo Renan ſein großes Werk über die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums zum Abſchluß gebracht hat, und Taine an einer Geſchichte des modernen Frankreich (genau genommen der Revolution) arbeitet, und mit dieſem Werk trotz der ermüdenden Art ſeines Vortrags, dazu beitragen wird, die Ideen und Urtheile über die Revolution weſentlich, und zwar zu ihren Ungunſten, zu modificiren. Neben dieſen und anderen weniger Aufſehen erregenden, aber tüchtigen Geſchichtswerken wandte ſich das Intereſſe des gebildeten Publicums in der letzten Zeit hauptſächlich einigen Memoiren und Briefſammlungen zu, welche neu veröffentlicht wurden. Aus dem Archiv des Miniſteriums des Aeußeren brachte man wichtige Aufſätze Saint-Simon's zu Tage, welche eine intereſſante Ergänzung ſeiner Memoiren bilden, und wie die Denkwürdigkeiten der Frau von Rémuſat über den Charakter Napoleon's I. Licht verbreiteten, ſo enthüllten die Briefe Mérimée's an Panizzi manche intime Vorgänge am Hof Napoleon's III. Neuerdings veröffentlicht man auch den Briefwechſel der George Sand, welcher manches gegen dieſe Frau beſtehende Vorurtheil beſeitigen wird.

Vor Allem aber wirft ſich die Forſchung auf die ältere franzöſiſche Literatur und Sprache, bringt bisher unbekannte Manuſcripte zum Druck oder veröffentlicht alte, ſchwer zu findende Werke in neuen Ausgaben. Die claſſiſche Literatur iſt längſt abgeſchloſſen; die großen Schriftſteller und Dichter des 17. Jahrhunderts ſind nicht mehr, wie früher, im geiſtigen Beſitz aller Gebildeten der Nation — aber niemals hat man von ihren Werken ſo viel philologiſch genaue, prächtig ausgeſtattete Ausgaben mit weitläufigem Commentar veranſtaltet, als in unſerer Zeit. Das iſt alexandriniſche Gelehrſamkeit. Wir wollen ſie nicht tadeln, können aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eine ſolche immer in Zeiten auftritt, welche keine eigene ſchöpfende Kraft in ſich fühlen.

Ein Frauenleben.

Skizze

von

E. Wahlheim.

In dem großen Mittelſalon, nicht allzuweit entfernt von dem Kaminfeuer, deſſen Flackern auf die alten halbverblichenen Gobelins wunderlich phantaſtiſche Figuren malte, ſaß General Graf Rheding mit zwei Gäſten am Whiſttiſche. Das Spiel des alten Herrn mußte recht befriedigend ſtehen, denn er blickte mit ſchlechtverhehltem, vergnüglichem Schmunzeln zu ſeinem Partner, dem Fürſten Oettenſtein hinüber, während Doctor Marbach, der mit dem Strohmann ſpielte, ſich ein wenig nachdenklich über ſeine ſchlechten Karten beugte. Rechts und links von dem Hauptſalon gewährten die zurückgerafften Portieren den Einblick in zwei, vielleicht etwas altmodiſch, aber mit gediegenen, dem Kunſtgewerbe entſtammenden Möbeln ausgeſtattete Räume, die etwas ungemein Anheimelndes hatten. In dieſen kleineren Gemächern brachte die Gräfin mit Vorliebe die Abende, umgeben von ihren Töchtern zu. Das war auch eben heute wieder ein Gelächter und Gekicher in dem lauſchigen Winkel dort rückwärts, wo ſich eine Gruppe junger Mädchen, wie Sperlinge beim Regen in einer Fenſterniſche, in ein großes, hochgeſchweiftes Sopha zuſammengepreßt hatte. Ihre Heiterkeit ſchien größtentheils durch die Erzählung einer ältlichen ſchmächtigen Dame hervorgerufen, die vor der Gräfin ſtand und mit großer Lebhaftigkeit in ſie hineinredete. „Ich verſichere Excellenz, es iſt mit Gräfin Mathilde

kaum mehr auszuhalten," klagte sie eben jetzt in fast weinerlichem Tone. „Alle Tage hat sie eine andere tolle Idee, auf deren Ausführung sie trotz aller Bitten und Vorstellungen beharrt. Ihr heutiger Genieſtreich zieht mir sicher ein erneutes Rheuma zu. Ich spüre die Kälte und den Aerger noch in allen Gliedern."

Die Gräfin ladet die Gesellschafterin ihrer älteſten Tochter mit einer begütigenden Handbewegung zum Sitzen ein. „Laſſen Sie mich nur endlich erfahren, beſtes Fräulein, was eigentlich geſchehen iſt?" fragt ſie ohne die geringſte Nervoſität. Dieſe Ruhe ſagt: Ich weiß ja doch, daß ſich mein Kind nichts Schlechtes oder Unedles hat zu Schulden kommen laſſen. Ihre ernſte Miene iſt mehr eine Höflichkeit für das aufgeregte alte Fräulein als Beſorgniß.

„Eben nichts weiter Excellenz, als daß mich Gräfin Mathilde ſo wie ich da gehe und ſtehe bei 16 Grad Kälte zu einer zwei Meilen weiten Spazierfahrt zwingt. Heute Morgens, da ich kaum angekleidet in ihr Zimmer trete, finde ich ſie ſchon in Hut und Reitkleid. Ich frage: ‚Wohin Gräfin?' Sie antwortet, ſie fahre vor's Thor hinaus, um dann eine halbe Stunde zu reiten. ‚In Gottes Namen ein Stündchen!' denke ich, werfe ſchnell Mantel und Kapuze um und nehme Fifi auf den Arm. Die Gräfin gibt mir, weiß Gott Excellenz, — auf recht unfreundliche Art zu verſtehen, daß ſie mich nicht braucht, ich aber laſſe mich nicht irre machen und ſteige mit ihr in den Wagen. Am Stromufer, wo das Terrain zum Reiten beginnt, wartet der Diener mit den Pferden; die Gräfin ſpringt aus dem Wagen und will mich zurückſchicken, ich aber beſtehe darauf, ſie zu begleiten. ‚Ich muß Ihnen abrathen', ſagt ſie und lacht recht übermüthig, ‚heute geht die Reiſe ein paar Stunden weit auf's Land. Da könnte ſich Fifi leicht erkälten.'

Ich nehme das für Scherz und folge der Gräfin, die pfeilſchnell auf ihrem Pferde dahinſchießt, eine halbe Stunde lang zu Wagen. Endlich kommt ſie wieder an den Schlag und will mich bereden, umzukehren. Sie habe ein Geſchäft in Lauterbach, das ſie ſelbſt abthun wolle, denn das ſei bei dem Wetter für mich doch zu weit. Mir fällt gleich der unverſchämte Bettelbrief ein, den Excellenz geſtern von dort erhielten, und ich bekomme endlich aus der Gräfin heraus, daß ſie die Arbeiterfamilie, bei welcher angeblich heute die Pfändung vorgenommen werden ſollte und der Euere Excellenz ihren Brief zurückgeſchickt hatten, aufſuchen will."

Die Gräfin erröthet leicht; ein flüchtiger Seufzer hebt ihre Bruſt. „Leider kann man nicht allen Unglücklichen helfen," ſagt ſie, und etwas wie Beſchämung liegt in ihrem Tone. „Meine Caſſa war augenblicklich erſchöpft. Aber woher nahm Mathilde die nöthige, nicht unbedeutende Summe?" fragt ſie raſch.

„Das ist ja eben, Excellenz!“ erwidert die Gesellschafterin und schlägt mit trostloser Geberde die Hände zusammen. „Dasselbe fragte ich die Gräfin und stellte mich, als ob ich auf ihre Intentionen einginge. ‚O ich habe Geld!‘ antwortet sie, triumphirend die Börse emporhaltend, ‚ich habe den alten Schmuck verkaufen lassen, den ich von Tante Clotilde erbte.‘ Excellenz! ich glaubte umsinken zu müssen über diesen Leichtsinn, dieses pietätlose Verschleudern eines Familienerbtheils! Jetzt erinnere ich mich, daß die Gräfin mit dem Reitknecht heimlich getuschelt hatte. Ich bitte, beschwöre die Gräfin, von ihrem unsinnigen Vorhaben abzustehen, sich den Schmuck zurückzuschaffen um jeden Preis, sie lacht nur über meine Verzweiflung, gibt dem Braunen die Sporen und hin fliegt sie, als ob es ein Wettrennen gälte! Obwohl ich nun weiß, daß ich diese Laune der Gräfin leicht mit einer Todeskrankheit bezahlen kann, so eisig bläst der Nordwind über die Ebene hin, gebe ich doch Befehl, ihr nachzufahren, denn ich kenne meine Pflicht und werde eine junge Dame von 18 Jahren ebenso gewissenhaft auf freiem Felde chaperonniren als in der Residenz. Unsere Gräfin springt über Hecken, setzt über Bäche hinweg und sieht sich nur ab und zu mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt um, wie wir ihr unterdessen über Stock und Stein nachgaloppiren. Zwei Stunden dauert diese wilde Jagd. Endlich hält sie vor einem halbverfallenen Bauernhäuschen. Ich bin von der rasenden Hetze kaum mehr meiner Sinne mächtig und zittere an Händen und Füßen vor Aufregung. Da tritt die Gräfin aus der Hausthür. Auf jedem Arm trägt sie ein zerlumptes, schmutziges Bauernkind. Meine Verwunderung läßt mich kaum ein Wort hervorbringen, sie aber“ — und hier erreichte die Entrüstung der Gouvernante ihren Gipfel — „wirft Fifi von den Kissen, setzt die ganz verblüfften Bauernbengel neben mich, ruft: ‚Die will ich mir einmal gehörig ausfüttern!‘ und schlägt schnell wieder zu. Ich schreie, protestire aus allen Kräften gegen diesen neuesten Einfall unserer Gräfin, aber Excellenz wissen, wie das in solchen Fällen immer geht, sie hat allemal die Dienerschaft auf ihrer Seite. Der Kutscher thut, als höre er mein Geschrei nicht, die Pferde ziehen an und zurück geht es in wo möglich noch wahnsinnigerer Eile als hin.“

„Aber wo ist Mathilde jetzt?“ fragt die Mutter voll Ungeduld.

„Die Gräfin steckt mit ihren beiden, nichts weniger als wohlriechenden Schützlingen jedenfalls schon in der Küche,“ seufzt Fräulein Emmer und glättet nervös ihren dünnen Scheitel.

„Wenn sie sich bei dem tollen Ritt nur nicht etwa geschadet hat“ sagt die Gräfin ängstlich.

„Aber der Schmuck, Excellenz! der Schmuck! Ich bitte zu glauben, daß ich an dem ganzen Handel unschuldig bin, gnädigste Gräfin!“ rief die

Gouvernante betheuernd. „Mir ist, weiß Gott! obwohl ich schon zwei Erziehungen vollendet hatte, ehe ich hieher kam“ — nur in einem Momente höchsten Affects, wie es dieser war, konnte sich Fräulein Emmer so weit vergessen, dies zuzugestehen — „eine junge Dame, die so ganz und gar keinen Begriff von den Rücksichten hat, die sie ihrem Stande schuldig ist, noch nie vorgekommen!“

Bei diesen Worten faltete sich die Stirn der Gräfin doch etwas finster, aber ehe sie erwidern konnte, flog die Thür auf und die liebenswürdige Verbrecherin trat auf die Schwelle. Es war, als ströme eine helle sonnige Lichtfluth mit dem schönen jungen Mädchen herein. Die Mutter, die hatte zürnen wollen, war im Sturme umarmt und besänftigt, die Schwestern liefen lachend in ihre Arme und sogar Fräulein Emmer, welche nach ihrer nachdrücklichen Philippika erschöpft in einen Stuhl gesunken war, konnte dem hinreißenden Liebreiz ihrer Schutzbefohlenen nicht widerstehen, als diese ihr das etwas zerknitterte Häubchen zurechtschob und einen Kuß auf die gelbe faltige Stirn drückte.

„Du Wildfang,“ sagte die Mutter und konnte ein unmerkliches Lächeln nicht unterdrücken, da sie in das reizend-schelmische Gesicht des Lieblings sah, „willst Du nicht etwa nächstens eine Reise um die Erde unternehmen?“

„Alles lieber, beste Mutter, als ein Leben, in dem nichts vorgeht! Wenn ich so sehe, wie dumpf die meisten Frauen in nichtigen Vergnügungen und kleinlichen Sorgen ihre Tage abhaspeln, da meine ich oft, eine solche Existenz könnte ich nie ertragen!“ entgegnete sie mit großer Wärme, und wer sie ansah, konnte keinen Augenblick zweifeln, daß sie die vollste Wahrheit gesprochen hatte. Man konnte sich keine reinere Incarnation fröhlichen Lebensmuths und übermüthiger Daseinslust denken, als dieses Mädchen. Wie sie vorhin in's Zimmer hineingestürmt war, die Wangen hochgeröthet von der scharfen Winterluft, die reichverbrämte Pelzjacke nur nachlässig über die zart gerundeten Schultern geworfen, welche Fülle von Kraft und Anmuth hatte da in jeder ihrer Bewegungen gelegen!

Kurz nach ihrem Eintritte warfen die bis dahin so eifrigen Whistspieler ihre Karten am grünen Tische zusammen und folgten dem silberhellen Klange von Mathilden's Stimme in's Boudoir der Gräfin. Man ging und stand nun in kleinen Gruppen. Die Unterhaltung ward ungezwungener. Mathilde hatte sich noch nicht allzulange den Besuchern gewidmet, als die Mutter sie in unauffälliger Weise in ein einsames Seitengemach zog.

„Ich muß Dich vorbereiten, mein Kind,“ begann sie leise und stockend, „daß Vieles mir darauf hinzudeuten scheint, daß der Fürst in den nächsten Tagen um Deine Hand anhalten wird ....“

Mathilde ließ die Mutter nicht ausreden. „Niemals! niemals!“ rief sie mit unterdrückter Heftigkeit und ihre zarten Handgelenke schüttelten sich, als gelte es, unsichtbare Ketten abzustreifen. Die Gräfin verstand dies eine Wort nur zu gut, aber sie fuhr nichtsdestoweniger mit gedämpfter Stimme bittend fort: „Du wirst meine kluge Tochter sein, der Fürst liebt Dich, er ist edel und großmüthig. Wenige nur würden so uneigennützig denken wie er. Ein alter Name allein ist eine magere Mitgift.“ — Bei dieser Anspielung flog ein Lächeln, in dem die Sorglosigkeit der Jugend über alle demüthigenden Berechnungen triumphirte, um die schöngeschwungenen Lippen der jungen Gräfin. Der häßliche Begriff Armuth, was hatte er zu thun mit ihr, die jung, schön, angebetet, sich vom Vollbewußtsein dieser Vorzüge wonnig durchrieselt fühlte?

„Der Fürst! ein alternder Mann!“ stieß sie beinahe geringschätzig heraus. Ihr ganzes Innere bäumte sich trotzig auf und verlangte in ungestümem, vielleicht halbunbewußten Begehren das unveräußerliche, heilige Recht ihrer Jugend, das Recht zu lieben und geliebt zu werden, das Recht, dieses Gefühl hoch und unantastbar wie ein Palladium über die Bedenklichkeiten und Hindernisse des Alltagslebens hinauszuheben. Unter ihrer durchsichtig-feinen Haut flutheten die Wogen der Erregung auf und nieder und jede dieser heißen Blutwellen, die ihr holdes Gesicht bald bis unter das goldig-braune Stirngelock mit hoher Röthe übergoß, bald den zarten Busen stürmischer wogen machte, schien dem leidenschaftlich klopfenden jungen Herzen die Verheißung künftiger Seligkeiten zu offenbaren, die um kein Fürstenthum und um keine Krone verschachert werden durften. Ihr leuchtender Blick flog unwillkürlich hinüber auf Doctor Marbach's männlich kraftvolle Gestalt, um dann plötzlich verwirrt den Boden zu suchen.

Die Mutter viel zu klug, um sich von dieser ersten Unterredung über einen solchen Punkt schon einen günstigen Erfolg zu versprechen, ließ nun selbst den Gegenstand fallen, knüpfte ein gleichgiltigeres Gespräch an und ging mit dem jungen Mädchen wieder in den Salon zurück.

„Ich habe den Nachmittag dazu benützt, Weiser's wahrhaft großartiges Etablissement zu besichtigen“ hörte Mathilde den Fürsten sagen „und ich muß anerkennen, sogar in England nicht leicht eine besser und umfangreicher eingerichtete Maschinenfabrik gesehen zu haben. Weiser selbst führte mich herum. Es war mir nicht uninteressant, den Mann kennen zu lernen, der vor etwa drei Decennien mit wenigen Gulden Barschaft nach Wien kam und der nun einer der ersten Repräsentanten einheimischer Industrie und Besitzer eines wahrhaft fürstlichen Vermögens ist. Sie wissen doch, daß er seine ältere Tochter an unseren kleinen Grafen Trentheim verheiratete? Die Sache war übrigens ein schlechtes Geschäft seinerseits, ich kann ihm für die zweite

Tochter nur etwas Beſſeres wünſchen. Kennen Sie die Familie?“ unterbrach ſich der Fürſt plötzlich, da er ein eigenthümliches Lächeln um Marbach's feingeſchnittene Lippen zu bemerken glaubte. Marbach hatte eben innerlich die Unparteilichkeit in der Geſinnung des Fürſten bewundert. Der Ariſtokrat, der nicht alle Mängel der Erde durch eine Grafenkrone für aufgewogen hielt, war kein gewöhnlicher Menſch. „Flüchtig“ entgegnete er jetzt kaltblütig, während er ſeine Cigarre, deren Rauch die Gräfin beläſtigen konnte, bei Seite warf. Doctor Marbach war von nicht beſonders hoher, aber vollkommen ebenmäßiger Geſtalt. Sein von reichem dunklem Haupt- und Barthaar umrahmtes Geſicht erinnerte in der Ruhe an ein finſterblickendes Jupiterantlitz, belebte ſich im Geſpräch jedoch in ſo wechſelvoller Weiſe, daß das Mienenſpiel ſeine ohnehin ſehr gewandte Rede auf das Wirkſamſte unterſtützte. Es war nicht leicht an dem, was der geiſtvolle Mann mit der ihn faſt nie verlaſſenden überlegenen Beſtimmtheit ſprach, zu zweifeln, es war faſt unmöglich, ſein Lächeln, das ſich allerdings nur ſelten zeigte, dann aber ſeinen Zügen einen merkwürdig beſtrickenden Ausdruck lieh, nicht unwillkürlich wiederzuſpiegeln. Er mochte etwa ſechsunddreißig Jahre zählen. Doch gab es Momente, eben die der Heiterkeit, wo er faſt um ein Decennium jünger ſchien, aber was ihm immer gleichmäßig eigen blieb, das war eine wunderbare Schmiegſamkeit des Geiſtes, die ihn, jeden ihm auf ſeinem Lebenswege begegnenden Menſchen durch das Gefühl an ſich feſſeln ließ: „So biſt Du nur einmal und nur hier verſtanden worden.“ Dieſes gefährliche Talent war es, welches ihm die meiſten weiblichen Herzen zufliegen machte. Die Fähigkeit ſich geiſtig herabzuneigen, welche er in den verſchiedenen Sphären, in die ſein Beruf ihn führte, zu üben wußte, that ſeiner reichen intellectuellen Kraft keinen Abbruch, ſondern ließ ſie gleichſam noch fühlbarer durchleuchten und rückte ihn allen Jenen, in deren Kreis er trat, raſch näher. Allgemein ward ſeine ſeltene Humanität gerühmt und doch gehörte Doctor Marbach zu jenen Realiſten, die in dieſer Welt nur zweierlei poſitives Unglück erkennen: Armuth und Krankheit, und ſo tapfer er dieſe beiden Erbfeinde der Menſchheit mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln bekämpfte, ſo kaltblütig leugnete er alle übrigen Leiden oder er reihte ſie eben einfach in die letztere der beiden Kategorien. Herzenselend belächelte er, als ein durch die Phantaſie hyſteriſcher Frauen in die Welt hineingedichtetes Unding. Von einer großen Anzahl unthätiger, durch den giftigen Aushauch einer ſich unaufhaltſam zerſetzenden Geſellſchaft im Innerſten angekränkelter Frauen, zum Halbgott emporgehoben, durch häufig entgegengebrachte Leidenſchaft angeekelt, war er an der weiblichen Natur irre und zum Frauenverächter geworden. Je öfter ſich ihm zärtliche Beziehungen aufdrängten, um ſo tiefer verſank das holde Ideal reiner Weiblichkeit, das er in

seinen Jünglingsjahren in der Seele getragen, und er selbst ward kälter und kälter. Wo andere in Empfindung untergehen, führte er gewissenhaft Buch über seine Wallungen, und wenn es für ihn noch eine Leidenschaft gab, so war es die, als Beobachter über eigenen und fremden Gefühlsstürmen zu stehen, und wie er als Anatom mit dem Secirmesser die verborgensten Fibern des menschlichen Organismus bloßlegte, den Pulsschlag und die Zuckungen eines leidenschaftlichen Herzens zu belauschen. Es war etwas von jenem unseligen Genußsinn in ihm, der die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindung hinabgestürmt zu haben scheint, um in ihren tiefsten Abgründen zu verweilen. Dieser Mann war seit einem Jahre der behandelnde Arzt der Gräfin, dieser Mann weilte seit eben so langer Zeit in Mathilden's Nähe und der ganze gefährliche Zauber seines Wesens übertrug sich auf das junge kaum erblühte Mädchen. Mathilde sah nicht den eitlen von Frauengunst verwöhnten Genußmenschen, ihr war er nur der mit Aufopferung aller seiner Kräfte im Dienste der leidenden Menschheit wirkende Arzt, der nächtelang am Lager des ärmsten Proletariers dieselbe Milde und denselben Zartsinn bethätigte, wie im Boudoir der Aristokratin, der großmüthige Menschenfreund, der, selbst vermögenslos, bedeutende Summen gemeinnützlichen Zwecken widmete, und ihre jugendliche Phantasie wob den Glorienschein edelster Humanität um seine Stirne.

Das junge Mädchen hatte sich von der Gruppe plaudernder Herren bald zurückgezogen, da das angeregte Gespräch nur wenig Interessantes für sie bot. Sie war in den Erker hinausgetreten, der, von dem Salon durch einen schweren Sammtvorhang getrennt, einen weiten Ausblick in die herrliche Winternacht gönnte. Die heiße Stirn an die Scheiben gedrückt, starrte sie zu dem sternbesäten Firmament empor und der Anblick der Unendlichkeit goß eine wunderbare Ruhe in ihre Seele. Durch die krystallinisch-blaue, stillklare Winterluft zitterte kein Windhauch und kein Wölkchen trübte den Horizont, so daß das Auge bis in die höchsten Sphären dringen zu können meinte. Einem demantenbesetzten Spitzengewebe gleich hing der, in abenteuerlichen Gestaltungen festgefrorene Schnee auf Baum und Büschen und die hellen Mondstrahlen spielten wie liebkosend darüber hin.

Mathilden's Gedanken waren endlich in ein unklares Hindämmern zerronnen, und sie genoß einen Moment jenes bloß elementaren Seins, in den uns die dunkle Ahnung des All's so leicht verschweben läßt und aus dem wir dann zu doppelt lebhaftem, persönlichen Bewußtsein erwachen.

Ein kaum merkliches Geräusch erweckte das junge Mädchen. Doctor Marbach war neben sie getreten. Sein Blick zuckte ihr heute, einem elektrischen Schlage gleich, durch das Innerste. Als wolle sie sich gewaltsam aus diesem Zauberbanne befreien, wies sie hinaus auf die märchenhaft beleuchtete

Landschaft. „Lieben auch Sie diese ruhigen klaren Winternächte?“ fragte sie mit unsicherer Stimme, nur um die ängstlich-schwüle Pause, die sie sonderbar beklemmte, auszufüllen.

„Ich liebe Alles, was schön ist,“ erwiderte er in den weichen Tönen leidenschaftlicher und doch auch wieder siegesgewisser Zärtlichkeit „und darum lieb' ich vor Allem Dich, Du schönes, stolzes, wildes Kind!“ und mit einem Blicke, der zugleich flehte und herrschte, zog er die erschauernde zarte Gestalt in seine Arme und bedeckte ihre noch unberührten Lippen mit seinem Kusse. Im ersten Augenblicke entriß sie sich ihm und wollte aus seiner Umarmung entfliehen, aber plötzlich, wie einem übermächtigen Impuls gehorchend, wandte sie sich wieder um, zog seine beiden Hände an ihre Brust und flüsterte in jenen, in höchster Leidenschaft vibrirenden Lauten, die nur aus einem bis dahin keusch verschlossenen, nun in plötzlicher, begeisterter Glut gereiftem Herzen kommen können: „Und ich liebe Sie wieder grenzenlos, unaussprechlich, mehr, als ich selbst sagen und begreifen kann!“

Wie heller Jubel flog es über seine schönen, ausdrucksvollen Züge und noch einmal preßte er sie an sich, mit heißen Liebesworten, die ersten Wonnethränen von ihren Wimpern küssend. Eine Secunde lang noch lag sie an seiner Brust, und der Augenblick himmlischer Seligkeit, weltvergessenden Entzückens, der nie wiederkehrende, zu dem das ganze Leben der Jungfrau, nur die ahnungsvolle Vorbereitung, von dem das ganze Dasein des Weibes nur der verhallende Nachklang ist — war vorüber.

Da sie wieder zur Gesellschaft zurückkehrten, hätte Niemand an Doctor Marbach das Nachzittern irgend einer Erregung wahrnehmen können, Mathilde aber war wunderbar verklärt.

„Ich wußte, daß Ihre Tochter reizend sei,“ sagte Fürst Oettenstein zur Gräfin, „aber so überirdisch schön wie heute habe ich sie noch nie gesehen.“ Er hatte Recht. Wie ein Glorienschein umfloß es Mathilden's holde Gestalt und das herrlich-beseelte Antlitz, denn ihr ganzes Wesen war von jener geheimnißvollen Weihe durchdrungen, die wie ein Gotteshauch eine mit selbstloser Hingebung liebende Seele durchweht. Was war ihr der Fürst und seine Reichthümer? Was der gesellschaftliche Abstand zwischen ihr und Marbach? Was die Vorurtheile ihrer Angehörigen? In jedem, zum erstenmale gläubig liebenden Gemüthe ist etwas von der aufopferungsvollen Begeisterung jener Jerusalempilger, die, um das Land ihrer Sehnsucht zu erreichen, alle irdischen Ehren und Güter freudig auf dem Altar ihrer Anbetung darbrachten. Sie wollte kämpfen um den geliebten Mann, sie glaubte seiner erst werth werden zu müssen, ihr tiefstes Denken ging in dem heißen Flehen auf: „Nimm Alles o mein Gott, aber laß' mir ihn, und mein ganzes Leben soll ein glühendes Dankgebet sein!“

II.

Als Mathilde am nächsten Morgen erwachte, durchströmte sie mit der goldigen Frühsonne ihr reiches Glücksbewußtsein. Heute mußte er kommen und Glück und Liebe und ein neues Leben bringen. Sie wählte das einfachste aller ihrer Kleider, ein dunkles, schmucklos am Halse schließendes Gewand und steckte das Haar als glatten schlichten Scheitel auf; so sollte sie der Geliebte finden, ohne falschen Prunk und Flitter. Eine sanfte Röthe lag auf ihren Wangen, da sie die Gemächer ihrer Mutter betrat, wo sie Marbach zu sehen erwartete. Der Morgen verging in seligen Träumen. Sie saß etwas abgewendet von der am Schreibtisch beschäftigten Gräfin mit einer Stickerei am Fenster, aber die Nadel ruhte und der schöne Kopf des jungen Mädchens lehnte ein wenig zurückgebeugt an den Sammtpolstern der Chaise-longue, während heitere Bilder einer idealen, stillbegrenzten Häuslichkeit an der Seite eines ernsten, der Wissenschaft ergebenen Mannes immer und immer wieder vor ihrem inneren Auge auftauchten. Endlich hörte Mathilde einen raschen elastischen Schritt im Vorzimmer, den sie sofort mit der Clairvoyance der Liebe erkannte. Ohne daß die Mutter es bemerkte, ging sie Marbach in den ersten Salon entgegen. Sie sah durch die Spalte der Portiere wie der Diener ihm den Pelz abnahm. Sein Gesicht hatte den gedankenvollen, verdrießlichen Ausdruck eines mit Geschäften überbürdeten Mannes, der augenblicklich völlig geistesabwesend ist. So trat er ein, ohne Mathilde gleich zu bemerken. Sie erschrack. Das war nicht die Miene, nicht die Haltung, die sie erwartet hatte. War dieser Mann mit der düster gefalteten Stirne derselbe, der gestern voll Jubel an ihren Lippen gehangen? Plötzlich ward er des jungen Mädchens gewahr und ein sonnig verschönerndes Lächeln flog über seine strenggemessenen Züge. Der unwiderstehliche Liebreiz dieses jungen Wesens überkam ihn mit erneuter Gewalt, aber er bemeisterte sich: „Sie lehren an Wunder glauben," sagte er im verbindlichen Tone des Weltmannes, „schon beim ersten Anblicke erkennt man Ihre Schönheit als vollkommen und keiner Steigerung fähig, und doch möchte man bei jeder folgenden Begegnung schwören, heute seien Sie am schönsten. Letzthin bei dem Feste der Fürstin Salstein sahen Sie aus wie eine Fee. . . . "

Was war das nur, was kaum merklich um die erblaßten Lippen der jungen Gräfin zuckte, da sie jetzt mit leichterhobenem Haupte zurücktrat? Ja, sie war schön, aber wie eine wachgeküßte Psyche, der die ersten Thränen in das bis dahin klare Auge treten. Sie empfand einen Schmerz, als gehe ein scharfer Riß durch ihr Innerstes. War diese banale Galanterie Alles, was er an Liebe für sie auftreiben konnte? — Von diesem Augenblick an vermied Mathilde es, bei Marbach's Besuchen im Zimmer der Gräfin gegenwärtig zu sein. Er würde sie bald selbst suchen, er mußte sie ja suchen, sagte

ſie ſich. Seine Kälte, ſeine Zerſtreutheit legte ſie Berufsſorgen zur Laſt, dennoch hielt ſie eine innere Stimme davon ab ihm ſelbſt entgegenzutreten. Sie wartete ein, zwei Wochen in einem Fieber von Aufregung auf ein Wort, eine Zeile, einen Gruß von ihm, aber vergeblich. Bei den Empfangsabenden erſchien er nur ſelten und ein ungünſtiger Zufall hinderte ſie gewöhnlich, ihn allein zu ſprechen. Jeder Tag ſtreifte etwas von dem roſigen Jugendſchmelz von Mathildens Wangen und in ihren dunklen, ein wenig getrübten Augen ſtand etwas, wie eine ſcheue, angſtvolle Frage an das Schickſal, aber ſie hoffte und harrte immerzu, und wenn ein Zweifel an ihr zagendes Herz herankriechen wollte, da ſchloß ſie die Augen, wie vor einem Unfaßbaren, Todtbringenden, Entſetzlichen.

So war der Carneval mit ſeinen rauſchenden Vergnügungen herangekommen.

Mathilde ſaß in ihrem Ankleidezimmer und die Gräfin leitete ſelbſt die Hand der Zofe, die das üppige Haargewoge des jungen Mädchens unter einer ſchimmernden Blumenkrone ordnete. Noch nie war Mathilde, ihrem Schmucke gegenüber, ſo theilnahmslos geweſen, wie heute; die prachtvolle, mit duftigen Spitzen überfluthete Ballrobe, welche die Mutter in Gedanken der zukünftigen Fürſtin beſtimmt hatte, vermochte ihr kein Zeichen der Befriedigung abzulocken, und zum erſtenmale erwiderte auch nicht der Schein eines Lächelns den Blick triumphirenden Mutterſtolzes, mit dem ſie die Gräfin betrachtete. Da man ſich mit der Toilette Zeit laſſen konnte, warf die Gräfin ab und zu einen Blick in die eben angekommenen Abendzeitungen. Plötzlich reichte ſie das Blatt mit einem kleinen Ausruf der Verwunderung Mathilden. Da ſtand gleich obenauf unter den Perſonalnachrichten: „Geſtern hat ſich hier der Univerſitätsprofeſſor Dr. Marbach mit Fräulein Emma Weiſer, der Tochter des Großinduſtriellen Weiſer, verlobt.“ Die Zofe hob die Zeitung auf, die den bebenden Händen der jungen Gräfin entfallen war.

„Ich bin entzückt über Marbach's glänzende Partie,“ plauderte die Gräfin, die, wie alle Frauen, kein lieberes und ergiebigeres Geſprächsthema kannte, als eine Heirat, heiter angeregt. „Das Mädchen ſoll hübſch ſein und beſitzt eine halbe Million.“

„Es war mein Preis!“ ſchrie es in dem Herzen der Tochter.

Wenige Tage ſpäter war ſie die erklärte Braut des Fürſten. Während des kurzen, ihrer Verheiratung vorangehenden Zeitraumes kam ein Brief von Marbach's Hand an ſie: „Wir tragen Beide die Feſſeln ſocialer Verhältniſſe, wir gehorchen Beide dem unerbittlichen Zwange der Nothwendigkeit; aber was wäre eine Liebe, die dieſer Ketten nicht zu ſpotten vermöchte, was eine Glut, die von den Satzungen einer engherzigen Moral angeekelt, nicht zu doppelt hellen Flammen auflohte?

Jede große Leidenschaft trägt in sich selbst ihre Heiligung und Berechtigung, darum laß uns die Schranken vergessen, welche die Welt zwischen uns gelegt hat und weiterträumen in seligem Göttertraume." —

Ein Lachen brach von den Lippen des blassen Mädchens, das im einsamen Gemache diese Zeilen las, ein Lachen, das alle Unschuld und Weichheit von ihren feinen Zügen löschte. Sie warf den Brief in das lodernde Kaminfeuer und so, wie sie mit diesem raschen unwillkürlichen Schritte ihre Vergangenheit symbolisch abschloß, so begrub sie in diesem Augenblicke Alles, was die Jugend zur Jugend macht, das Vertrauen in die Menschheit und die Idole einer an alles Hohe und Edle glaubenden Seele.

III.

Die über Jahresfrist verschlossen gewesenen Fensterläden des Palais Oettenstein waren seit einigen Wochen wieder geöffnet, die Vorhänge aufgezogen und Bilder und Statuen aus den weißen Leinentüchern, die sie während der Abwesenheit des Fürsten und seiner jungen Gemahlin verhüllt hatten, auferstanden. Das Sonnenlicht fluthete nun ungehindert durch die hohen Spiegelscheiben in die stillen weiten Räume, spielte da um die marmornen Glieder einer schlummernden Psyche und weilte dort auf der schmalen Stirn einer ernsten Antike oder auf einer poetisch empfundenen, mondscheinüberhauchten Nachtlandschaft. Der Fürst war ein warmer Verehrer und Förderer der Kunst. Er besaß bei scharfer Beurtheilungsgabe die lebhafteste Begeisterung für alles Künstlerische. Das Schloß war nach seinem Entwurfe in den edelsten Verhältnissen aufgebaut. Schon die säulengetragene Vorhalle und das mit den kostbarsten Gobelins und einer Fülle exotischer Pflanzen, in wahrhaft malerischem Sinne ausgestattete Stiegenhaus, dessen Mittelwand dem Beschauer ein Meisterwerk moderner Malerei zeigte, waren von überraschender Wirkung. Ein fein anordnender Geist, der die verschiedensten Mittel zu einem harmonischen Totaleindrucke zu vereinen wußte, verrieth sich auf der ersten Stufe des Palastes, sowie in seinen innersten Gemächern. In den Zimmern der Fürstin schien wie durch ein liebevolles, anhaltendes Studium Alles zusammengetragen, was die Phantasie einer jungen, sinnigen Frau angenehm beschäftigen konnte. Fremdartige, reizende Seltenheiten anderer Hemisphären, die der Fürst von seinen Reisen gebracht hatte, daneben die vollendetsten Kunstwerke der Plastik, die den Kenner sowie das einfachste ungebildetste Auge entzücken mußten, gaben ihrer Wohnung das Aussehen eines märchenhaften Feentempels. Der Fürst war wieder jung geworden, da er das Haus zum Empfange seiner lieblichen Gattin bereitete und sein immer gediegen ästhetischer Geschmack hatte hier einen besonders poetischen feurigen Schwung genommen. Nun aber, da er

all' ſeinen todten Schätzen den unermeßlich theureren eines ſchönen vergötterten Weibes beigefügt hatte, war wie mit einem Schlage der heitere, griechiſche Geiſt, den die Schöpfung ſeines künſtleriſchen Feingefühles und einer wahrhaft fürſtlichen Laune, früher auszuathmen ſchien, einer düſteren unheimlichen Stimmung gewichen. Kein Laut hallte in den hohen Prachtſälen; ängſtlich und auf den Zehenſpitzen ſchlichen die Diener über den teppichbedeckten Boden, geräuſchlos und vorſichtig die ſchweren Portieren zuſammenraffend und das Pflaſter auf der Straße an der Front des Gebäudes war mit Stroh bedeckt, damit das Wagengeraſſel nicht etwa bis in die, nach der Südſeite gelegenen Gemächer der Fürſtin dringe.

Fürſtin Mathilde hatte ſich die Malaria aus Italien, wo ſie das erſte Jahr nach ihrer Verheiratung geweilt hatte, mitgebracht, und obwohl ſie nun ſeit Wochen dem tückiſchen, ſüdlichen Klima entrückt war und die Luft der Heimat ihr Stirn und Wangen fächelte, ſchien doch ihr Leiden eher zu- als abzunehmen. Die Bemühungen mehrerer Aerzte, die verſchiedenſten Behandlungsarten waren bis jetzt nicht im Stande geweſen, das Uebel in ſeinen Fortſchritten aufzuhalten. Es war ein raſches Dahinwelken, ein trauriger Verfall aller Kräfte bei der jungen Frau. Heute hatte man ſie an die friſche Luft gebracht. Ihre Chaiſe-longue ſtand auf der, den Park überſehenden Terraſſe. Ein mattes Roſenlicht floß von der kuppelartigen Ueberdachung des, nach einer Seite in's Freie hinausſpringenden Raumes, auf ſie herab und lieh ihren Wangen einen trügeriſchen Schimmer von Geſundheit. Ihre Züge waren von der Krankheit merkwürdig ſtreng und edel herausgemeißelt worden. In dieſem vornehmen claſſiſchen Oval hätte man auf den erſten Blick nicht leicht das holde, ſchelmiſche Kinderantlitz von ehedem erkannt. Um den ſchöngeſchwungenen Mund, der einſt ſo übermüthig lachen konnte, hatte ſich ein Zug unſäglicher Lebensmüdigkeit feſtgegraben. Dieſe aufeinandergepreßten Lippen, dieſe von heimlichen Thränen lichter und gleichſam durchſichtiger gewordenen Augenſterne, durch die man auf den Grund ihrer Seele zu blicken meinte, erzählten mehr als die ſtolze Zunge zu verſchweigen vermochte. Die Fürſtin hatte den Kopf leicht auf die Hand geſtützt, ſo daß der weite ſpitzenbeſetzte Aermel ihres weißen Schlafrockes zurückfiel und den ſchlanken Arm frei ließ. Um die Stirn flogen ein paar weiche, krauſe Locken; ſie ſtrich ſie mit einer matten Bewegung weg, als könne ſie ſo die irren Mädchenträume, die immer und immer wieder ihren Geiſt umſpielten, abſtreifen. Ein prachtvoller Bernhardinerhund ſchmiegte ſich an ihr Lager und ſah mit den großen klugen Augen bittend zu ihr empor, als erwarte er eine Liebkoſung, aber ſie hob die Hand nicht, um ſie auf den Kopf des treuen Thieres zu legen. Gleichgiltig und theilnahmslos flog ihr Blick über die alten, dichtbelaubten Bäume und die üppigen

Wieſengründe des Parkes in weite, ſonnendurchglühte Fernen. Ihr Gemahl kam leiſen Schrittes auf die Terraſſe. Er trat vor ſie, ſuchte ihre Hand zu faſſen und ſprach zu ihr mit der Zärtlichkeit eines Vaters, von Geneſung und erneuertem Lebensgenuſſe. Sanft und freundlich wie ſie ihm antwortete, war doch etwas in ihrer unbewegten Miene, als ginge ſie mehr aus Höflichkeit denn Theilnahme auf ſein Thema ein. Man hätte glauben können, ſie ſpreche von einer fremden Perſon. Jeder Zug dieſes blaſſen, ſchwermüthigen Geſichtes, die regungsloſe, beinahe ſteinerne Ruhe dieſes apathiſch in die weichen Kiſſen hingeſchmiegten Körpers ſagte: „Mein eigenes Schickſal intereſſirt mich nicht mehr, dieſes Daſein iſt mir wo nicht Qual, ſo doch höchſt gleichgiltig. Der Fürſt ſah dies und ein bitterer Schmerz, ein halbunbewußter Selbſtvorwurf überkam ihn. „Lebe, lebe! Du ſchönes junges Weib!“ rief der natürlichſte verzeihlichſte Egoismus in ihm und er redete ſich ein, nur das phyſiſche Leiden habe dieſe junge Stirn ſo düſter gefaltet.

„Heute hatte ich eine glückliche Idee, mein theueres Kind,“ ſagte er jetzt mit herzlicher Wärme. „Was nützen uns alle die fremden Aerzte, die Deine Natur nicht kennen und wenn es die erſten Celebritäten ſind? Ich habe Marbach beſtellt, der Dich im Elternhauſe behandelte, in Deinen Entwicklungsjahren beobachtete. Er wird die Krankheit raſch und ſicher zu bekämpfen wiſſen.“

Die Hand der jungen Frau zuckt auf, als habe ſie an eine Natter gefaßt. Der Boden unter ihr, die Bäume, die Möbel drehen ſich in wildem Wirbel vor ihren verdunkelten Blicken; ein brauſender Strom toſt an ihren Schläfen vorüber und überfluthet ihr Herz. Einen Augenblick lang glaubt ſie, hofft ſie zu ſterben.

„Nun?“ fragt ihr Gatte und hebt zärtlich den Kopf, den ſie in das Ruhebett vergraben hatte, „biſt Du nicht einverſtanden?“

Mathilde wagt einige Einwendungen, ſchüchterne, halb erſtickte Vorſtellungen, aber ſie fühlt, daß ihre Sache verloren iſt, denn ſie darf Marbach nicht leidenſchaftlich, nicht heftig zurückweiſen. Der Fürſt weiß alle ihre Gründe, alle ihre Bedenken zu widerlegen, und während ſie noch mit Aufgebot aller Willenskraft nach ſo viel Beherrſchung ringt, um dem forſchenden Auge des Gatten ruhig zu ſcheinen, tritt Marbach, auf deſſen Beſuch der Fürſt ſie erſt vorbereitet hatte, nachdem er den Arzt ſchon im Nebenzimmer wartend wußte, über die Schwelle.

Beim Anblicke dieſer Geſtalt, um die ſie einſt den ganzen Zauber einer keuſchen, jungfräulichen Liebe gewoben, und die ſelbſt nach der bitterſten Enttäuſchung eine unſelige Allgegenwart in ihrer Phantaſie behauptet hatte, ſtand ihr künſtlich beruhigtes Herz plötzlich mit einem ſchmerzlichen Aufſchrei von ſeinem Scheintode auf. Marbach hätte nicht Arzt, er

hätte nicht der gewiegte Frauenkenner sein müssen, der er war, um den furchtbaren Aufruhr ihrer Gefühle nicht zu merken. Da er sich ihr nahte und sich über sie beugte, kämpfte sie mit einer Ohnmacht. Da Marbach dies verführerisch schöne Weib unter seinen Blicken fast vergehen sah, da schlug plötzlich mit elementarer Gewalt eine Flamme in ihm empor, die er längst erstickt geglaubt hatte vom Wüstensande des Lebens. Sein tiefstes Gefühl sagte ihm, daß er hier besser geliebt werde, als er es verdiente, besser, als die Masse alltäglicher Weiber es vermochte. Er hätte in diesem Moment gerne sein halbes Leben dahingegeben, um sich nicht sagen zu müssen, daß auch dies reizende, der vollen, unzersplitterten Hingabe eines Mannes würdige Wesen, ihm nichts weiter als ein Weib mehr sein könne.

Der Ton, in dem er zu dem Fürsten sprach, hatte eine, bei dem kühlen, selbstbewußten Manne seltene Weichheit.

„Das Fieber ist jetzt sehr heftig, Durchlaucht, aber die Fürstin ist jung, sie ist voll Lebenskraft. Ich stehe für sie . . . .“

Mit einem Blicke, der in ihre tiefste Seele tauchen wollte, beugte er sich abermals zu der Kranken, die nach Athem zu ringen schien und stützte sie. Sein Arm streifte ihren geschmeidigen Leib, der bei dieser Berührung scheu in sich zusammenbebte, und mit geschickter Hand schob er die spitzenbesetzten Kissen unter dem braunen Lockenhaupt höher. Er sah hinab auf ihre zuckenden Lippen, auf die niedergeschlagenen Wimpern, die sich, einem dunklen Schleier gleich, auf der durchsichtigen Wange abzeichneten, auf die kleinen, zitternden Hände, die sich convulsivisch unter dem Busen verschränkten, und wie ein heißer, alle Liebesfähigkeit neu gebärender Lebensstrom durchschauerte es ihm Kopf und Sinne. „Dies Weib ist Dein, mit jedem Athemzuge seines Wesens Dein.“

IV.

Das Befinden der Fürstin hatte sich nach einer heftigen Krise zum Besseren gewendet. Wenige Wochen hatten genügt, um ihr jene seltene Elasticität des Körpers und Geistes wiederzugeben, die einen ihrer hervorstechendsten Reize bildete. Eine feine, durchsichtige Bläße abgerechnet, die ihre schönen Züge vergeistigter als sonst erscheinen ließ, machte die Fürstin weit mehr den Eindruck einer Gesunden als einer Genesenden. Wer die vor Kurzem an der Schwelle des Todes stehende Frau nun so erblickte, der mochte an ein Wunder glauben. Sie schien um Jahre älter und dennoch schöner als je. Die Knospe war gesprengt, und was auch Maienfrost und Frühlingsstürme an ihr verbrochen, eine wunderbar stolze Blüthe hatte sich daraus entfaltet. Aus dem schmetterlingähnlichen Wesen, das, von der Natur nur zu Lust und Freude bestimmt, dem ersten Schmerz keinen Widerstand zu leisten vermochte und beinahe still verblutet wäre, war nun mit

einem Schlage ein ſtarkes, ſelbſtbewußtes Weib geworden. Marbach iſt der Einzige, der dieſe dem oberflächlichen Beobachter unmerkliche und doch ſo tiefgehende Veränderung wahrnimmt und den ſie mit einer faſt fieberhaften Spannung erfüllt. Er war den verſchiedenſten Frauennaturen durch alle Stadien der Leidenſchaft gefolgt, und nirgends hatte er nach einem heftigen Sturme eine ſolche Hafenſtille gefunden. Die unverkümmerte Urſprünglichkeit ihres Weſens, die ihn einſt hingeriſſen, jene völlige Unfähigkeit, ſich zu verſtellen, die ihm bei ihrem Wiederſehen die Ueberzeugung, daß er geliebt ſei, aufdrängte, waren einer heiteren Ruhe gewichen, die er ſchon als eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung mit leidenſchaftlicher Ungeduld zu erforſchen ſtrebte.

Wie er jetzt ſo vor ihr ſteht in dem dämmerigen Salon, in dem der ferne Straßenlärm nur abgedämpft wie eine einſchläfernde Muſik herüberklingt, während grüngoldige Lichtreflexe über ihren ſeidenweichen Scheitel hinhuſchen und die laue Sommerluft ſüße, betäubende Blumendüfte aus dem Park heraufweht, ſinnt er dem Räthſel nach. Wäre Mathilde auch nicht ſo engelſchön geweſen, in ihrer ganzen Haltung, in dem Ton, den ſie ihm gegenüber anzuſchlagen und feſtzuhalten wußte, lag ein Etwas, das ihm dieſe Frau höchſt begehrenswerth machte. Daß es das Element reinſter Weiblichkeit war, das ſie einem unverletzlichen Schilde gleich umgab, ſo daß er immer und immer wieder vor einem Berühren der Vergangenheit zurückſchreckte, deſſen war er ſich nicht einmal bewußt, und doch war eben dadurch, aus einer Eroberung, die er zu machen gewünſcht hatte, aus einem Triumph, den ſeine Eitelkeit hatte feiern wollen, eine Leidenſchaft geworden, die den ſonſt ſo kalten, feinen Weltmann aus allen Bahnen warf, ihn jede Form und Vorſicht bei Verfolgung ſeines Zieles vergeſſen ließ.

Er merkte nicht, daß die Fürſtin ſich verabſchiedend erhoben hatte; er ſah nur die Geſtalt voll vornehmer Grazie, die er einſt in ſeinen Armen gehalten, nur den feinen Schmerzenszug um die blaßrothen, ſchwellenden Lippen, die er geküßt hatte.

„Ich glaube, Sie ſind während der Krankheit noch gewachſen," ſagte er plötzlich, wie aus einem Traume heraus.

Sie lächelte ein wenig, brach ab und begann ein allgemeines Geſpräch. Marbach ſtrich ſich unmuthig über die heiße Stirn. Daß doch dieſe Weltdamen ewig geiſtreich ſein und Andere dazu zwingen wollen! Dieſe ſpielende Converſation, die an Kunſt, Wiſſenſchaft und allem Möglichen naſcht, ſteht wie eine eiſerne Schutzwehr vor ihrem Herzen und ihrer Tugend. Wo war die holde Mädchenblüthe, die einſt unbewußt, ohne Berechnung, ohne Bedenken den zarteſten Duft ihrer Seele ausgehaucht hatte? Marbach ging ein paarmal haſtig auf und ab.

Es war Abend. Der Fürst war nicht zu Hause. Minuten eines peinlich schwülen Stillschweigens vergingen. Der Zeiger der Uhr rückte unaufhaltsam vorwärts. Eilte er, die letzte Stunde zu bezeichnen, in der ein junges, lebenglühendes Weib Liebe und Glück entbehrt hatte?

Die Fürstin verharrte noch immer auf derselben Stelle. Ihre schmale Hand faßte krampfhaft in die seidenen Falten ihres Kleides. Alle ihre Pulse stockten, sie hatte ein Gefühl, als müsse sich jetzt erst ihr Leben und ihr Schicksal endgiltig entscheiden. Was aber auch in ihrem Innern vorging, ihr Gesicht büßte nichts von seiner conventionellen Ruhe ein. Da war keine Falte zwischen den Brauen, kein wärmeres Licht im Auge. Sie stand wie eine Bildsäule. Ein paar Blüthen von einem seltenhohen Azaleenstrauch, der sich zu ihren Häupten in einer Nische wölbte, fielen auf ihr Haar und auf ihre tadellos geformte Büste. Außer Marbach's Schritt, der auf dem dicken persischen Teppiche einer leisen Schwingung gleich verklang, war eine Todtenstille in dem von Abendsonnengold durchleuchteten Gemache.

Plötzlich trat Marbach in Mathildens Nähe. „Die Zeit und die Welt rauben viel, rauben das Köstlichste," stieß er, einer Anklage gleich, hervor.

Es war keine Bitterkeit, aber ein leises Schwanken in ihrer Stimme, da sie erwiderte: „Nein. Die Zeit rückt nur alle Dinge, Menschen und Verhältnisse aus der falschen Beleuchtung, in die sie augenblickliche Verblendung und Leidenschaft versetzt hatte, in die richtige Perspective. Was sie rauben kann, sind bloß äußerliche Güter."

Sein Auge leuchtete auf, wie in jähem, seligen Verständniß. Wäre ihr kühler, strenger Blick nicht gewesen, er hätte sie umfangen. „Sie haben da eine tiefe Wahrheit ausgesprochen," sagte er, und sein Athem ging rascher. „Es gibt Gefühle, die unabhängig von Trennung, Vorurtheilen und Schranken ewig unzerstörbar in uns leben. O Mathilde, nicht diese eisige, zurückweisende Haltung! Wenn Sie wüßten, was ich in diesen furchtbaren Wochen litt, da ich um Ihr theueres Leben mit dem Tode rang, bald Angst, bald Hoffnung aus jedem Pulsschlag, aus jedem Athemzug schöpfend, und dann später, da Alle, die Sie lieben, laut aufjubeln durften, und Sie für Jeden ein Wort, ein Lächeln hatten, nur über mich Ihr Auge immer kalt und gleichgiltig wegirrte, als dürfe ich allein nicht den geringsten Theil an Ihnen haben, Sie opferten mich nicht mit dieser grausamen Kaltblütigkeit Ihrer Pflicht. Sie ließen eine einzige Minute lang die Fürstin bei Seite und sagten mir, was ich, um weiterleben zu können, hören muß, unsere Liebe gehört zu jenen heiligen, unzerstörbaren Gütern, denen keine Macht der Jahre und keine Satzungen der Menschen etwas anzuhaben vermögen!" Er neigte sich ihr beschwörend entgegen. Seine Lippen zuckten, eine jähe Röthe flog über seine classisch gewölbte Stirn.

Das war ſie wieder, jene ſinnbetäubende Sprache, die, Ton und Ausdruck von echter Leidenſchaft borgend, das Herz des unerfahrenen gläubigen Kindes einſt mit den erſten Gluthen erfüllt hatte. — Ihr ganzes ſtilles, unſeliges Liebesleben zog in dieſem Augenblick durch die Seele Mathildens. Der Gegenſatz zwiſchen dem reinen idealen Glücke, das ſie mit heißer Sehnſucht an der Seite dieſes Mannes erträumt hatte und dieſer Stunde griff gewaltſam an ihr Herz. Sie hatte an den lauterſten Quellen des Lebens Seligkeit trinken, Alles hingeben wollen, um dieſes einen Glückes würdig und theilhaftig zu werden, und er bot ihr kalt und ſchamlos den ſchaalen, ſinneberauſchenden Taumelkelch der Luſt, nachdem er die zärtlichen Verheißungen ihres Herzens um ein elendes Linſengericht verſchachert hatte. Ein tiefer Ekel erfaßte ſie. Nach der gefährlichen Kriſe, wo ihr ganzes Sein mit dunklen Gewalten ſtritt, war ſie auch geiſtig gleichſam neugeboren erſtanden. Dieſe Frau, die keinen anderen Vertrauten, keinen anderen Troſt haben durfte, als ihren Verſtand, hatte ſich nach dem erſten ſchweren Kampfe wunderbar in ſich ſelbſt aufgerichtet. Es war eine jener tiefen Wandlungen mit ihr vorgegangen, die oft eine reine Frauenſeele wie durch überirdiſche Macht nicht über die Schmerzen, aber doch über alles Niedrige, über den Staub der Erde und ihre Irrthümer emporheben.

„Ich verſtehe Sie nicht . . .“ entgegnete ſie, ſich hoch und ſtolz aufrichtend, und jetzt, wo aus den halbgeſenkten Wimpern ein kalter, geringſchätziger Blick auf den ihr mit allen Fibern entgegenbebenden Mann herabzuckte, war ſie nicht nur das nicht tiefbeleidigte Weib, ſie war vor Allem die ſich ihres Ranges völlig bewußte Ariſtokratin, die einem Geringeren ſeinen Standpunkt klar macht. „Ich ſpiele keine Rolle, wie Sie vorauszuſetzen ſcheinen, habe nie eine geſpielt. Sie ſprechen von Pflicht .... Ich aber verſichere Sie, daß ich nie lebhafter die Uebereinſtimmung meines Herzens und meiner Pflicht empfunden habe, als eben in dieſem Augenblicke. Keine Satzung der Welt, der Sitte oder Moral könnte uns ſo tief, ſo völlig ſcheiden, als mein eigenes Gefühl.“

Marbach erbleichte; aber er hatte ihre ſekundenlange Erſchütterung geſehen und ſo wagte er noch zu hoffen, wagte es, die zarte, weiße Hand, die ſich auf den vergoldeten Knauf der Thüre gelegt hatte, mit heißem Drucke zu berühren.

„Machen Sie ſich und mich nicht unglücklich, Fürſtin,“ ſagte er leiſe mit heftig vibrirender Stimme. „Mögen Sie mich immerhin zu dieſer kalten, wie zu einer Heiligen emporſehenden Verehrung zwingen, Eines können Sie mir doch nicht rauben, das beſeligende Bewußtſein, daß Ihr Herz für mich ſchlug, da es noch vom Stolz ſocialer Stellung und von der Furcht vor dem Naſenrümpfen der Alltäglichkeit nicht angekränkelt war, und

ich weiß, daß ein edles Weib, wie Sie, seine Liebe nie und nimmer vergißt! Mathilde! Ich bin nicht gewohnt zu betteln, aber vor Ihnen beugt und demüthigt sich mein ganzes Innere, ich flehe Sie an, auf meinen Knieen fleh' ich Sie an, öffnen Sie mir wieder Ihr schönes, stolzes Herz! Ich habe mich danach gesehnt wie der Schiffbrüchige nach einer rettenden Insel, wie der im Wüstenhauch Verschmachtende nach einem lebenspendenden Tropfen Wasser!"

Sie vermochte es nicht zu hindern, daß der in Leidenschaft aufgelöste Mann zu ihren Füßen niederstürzte. Mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Trauer und Verachtung blickte sie jetzt auf ihn nieder. Sie trat rasch zurück und ihr Auge, ihre Hand gebot ihm aufzustehen. Nie hatte sich der Unwerth seines Charakters in schärferem, unbarmherzigerem Lichte gezeigt, als da er sich stolz rühmte mit ihrem vertrauenden kindlichen Herzen gespielt zu haben.

„Sie haben ein etwas genaueres Gedächtniß für Kleinigkeiten, Herr Doctor Marbach, als einem Weltmann von Geschmack und Takt zukommt," erwiderte die Fürstin nun in einem leichten Tone, der sich von ihrer gewöhnlichen Redeweise höchstens durch eine kleine Schärfe unterschied. Jener wunderbare Instinkt, der ein feinfühlendes Weib selbst in den schwierigsten Lagen richtig leitet, sagte ihr, daß wenn sie auch nur eine Spur des tiefempörten weiblichen Stolzes, der furchtbaren Bitterkeit, die sie erfüllte, ahnen lasse, das angstvoll gehütete Geheimniß ihrer Liebe und ihres Leidens verrathen sei. „Sie sagen: ich liebte Sie und meinen, Vergangenes könne nicht Vergessenes sein. Ich aber frage Sie, haben Sie denn auch nur eine Ahnung davon, wie ein achtzehnjähriges Mädchen liebt?" Sie trat bei diesen Worten wieder in den Salon zurück und der Schimmer eines feinen ironischen Lächelns umspielte ihre schönen Lippen. Nichts hätte Marbach rascher ernüchtern können als dieses völlige Nichtbeachten seiner ungeheuren Erregung, als dieser Ton überlegenen Spottes. Die Fürstin ließ sich mit nachlässiger Anmuth in einem Fauteuil nieder und nahm den zierlichen Elfenbeinfächer mechanisch auf. „Was sind Mädchenträume? Ein Spiel der müßigen Phantasie. Was ist Mädchenliebe? Der vergötternde Cultus eines eingebildeten Götzen. Ihr leiht uns zu unseren Träumen höchstens die Gestalt, wir glauben Euch zu lieben, indessen wir immer und immer nur vor einem Ideale, das wir hoch über die Alltäglichkeit hinausstellen, knien. Wissen Sie, wie ich mir den Mann dachte, den ich lieben könnte? Wahrhaftig," ein leises melodisches Auflachen traf Marbach's Ohr, „Sie skeptischer Mann der Wissenschaft werden das Gebilde einer jugendlichen Phantasie ein Ding der Unmöglichkeit oder vielleicht gar einen Romanhelden nennen, und doch — bei Gott — meiner beschränkten Auffassung schien das

Köſtlichſte, das Seltenſte, eben das Einfachſte, das ſich täglich finden laſſen müſſe. Ich forderte von dem einen Mann, daß er edel ſei, treu und wahrhaftig. Er ſollte mir der reinſte Spiegel der Menſchheit ſein, ſein ſtarker, verläßlicher Arm mich feſthalten in den Täuſchungen und Wirren des Lebens, dieſen Mann" — hier brach doch die lange gewaltſam niedergehaltene Bewegung den Damm ihrer Selbſtbeherrſchung, der erkünſtelte frivole Ton erſtarb auf ihren Lippen und es flog wie Begeiſterung über ihr ſchönes blaſſes Geſicht — „der mit aufrechter Stirn verächtlich an den Verſuchungen des Mamons vorüberging, ſeiner eigenen Kraft Alles und dem Glücke Nichts verdanken mochte, den Mann hätte ich geliebt mit jeder Regung meines Weſens, ich hätte ihn angebetet wie meinen irdiſchen Gott!" Sie hatte ſich erhoben. Ihre Wangen glühten, ihr Auge leuchtete. Dieſe ganze blendende, beinahe überirdiſche Schönheit empfand Marbach in dieſem Augenblicke wie einen Schmerz. Er wußte nun was er beſeſſen, was er auf ewig verloren hatte. Tiefgereizt, gedemüthigt und erniedrigt, hätte er die Fürſtin gehaßt, wenn ſie ihn nicht wider ſeinen Willen zur Bewunderung hingeriſſen hätte, wie er ſie ſo vor ſich ſah, gleich einer hohen, in unerreichbare Fernen entſchwebenden Lichtgeſtalt.

„Mathilde!" rief er halberſtickt vor Wuth und Schmerz, „ſtrafen Sie mich nicht ſo furchtbar!"

Seine maßloſe Leidenſchaft brachte ſie ſchnell wieder zu ſich. Sie raffte ihr Kleid auf, als dürfe auch nicht der Saum ihres Gewandes Marbach berühren. „Ich habe nichts zu verzeihen," erwiderte ſie kühl, faſt ſcherzend, „Sie begreifen ja nun ſelbſt, daß Sie nichts zu thun hatten mit den Schwärmereien eines überſpannten Mädchenkopfes, daß ich ein unerreichbares Ideal liebte, einen Halbgott — nicht Sie." Bei dieſen Worten war ihre Stimme wieder zu einem ruhigen Umgangstone geſunken, als beſpreche ſie in Geſellſchaft fremde, allgemeine Dinge und nun wies ſie, die feinen Lippen leicht kräuſelnd, mit einer unnachahmlich vornehmen, graziöſen Handbewegung gleichſam auf ihn herab. Es war Marbach als ſei ihm in dieſem Augenblicke ein unauslöſchliches Brandmal aufgedrückt worden, als habe die Fürſtin ihm mit dieſer eleganten, kaum merklich geringſchätzigen Bewegung eine ewige Schmach angethan. Eine Sekunde lang noch blickte er in ihr glattes, lächelndes Geſicht, dann war ſie verſchwunden. Marbach ſtand lange auf derſelben Stelle und ſtarrte ihr nach. Seine Züge waren entſtellt, ſeine Bruſt hob ſich in ſchweren gepreßten Athemzügen. Der mit maßloſem Egoismus von Genuß zu Genuß ſtürmende Mann fühlte ſich zum erſtenmale in ſeinem Selbſtbewußtſein erſchüttert. Er verwünſchte ſich ſelbſt, ſeine Leidenſchaft, die ganze Welt. Ein Verbrechen zu begehen um einer Wallung willen, war nichts, aber ſich lächerlich gemacht zu haben,

zurückgewiesen zu werden, von ihr, die er dazu bestimmt geglaubt hatte, in Liebe und Hingebung an seiner Brust zu zerschmelzen, das vernichtete, das zerschmetterte ihn. Er hätte diese Stunde mit Jahren seines Lebens zurückkaufen mögen.

Bleich, verstört, schwankend sahen ihn die Diener in der Vorhalle das Haus verlassen.

Die Fürstin hatte sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen. Ihre stolze Gestalt war in sich selbst zusammengeknickt, der schöne Mund, der eben noch so spöttisch gelächelt hatte, verzerrt. Ihre heiße Stirne lehnte an einem Marmorpfeiler, krampfhaft umschlangen die feinen weißen Hände den kalten, regungslosen Stein und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

V.

Die nächste Saison brachte den Habitues des Salons Oettenstein eine empfindliche Enttäuschung. Die Pforten des stolzen Hauses, das in früheren Jahren ein Sammelplatz reinsten Blaubluts und vornehmster Geistesaristokratie gewesen, blieben diesmal ungastlich geschlossen. Der Fürst und seine Gemahlin lebten in Paris. Die schöne, geistvolle Fürstin, die bei ihrem Erscheinen in der Welt, wie ein aufgehendes Gestirn rasch ein großes Heer von Trabanten um sich gebildet hatte, wurde, von den Männern wenigstens, schmerzlich vermißt. Mancher glänzende Cavalier, der sich berufen gefühlt hatte, die junge Frau des alternden Mannes zu trösten, sah sich um die Ausführung seiner menschenfreundlichen Pläne betrogen. Man stritt herum, was die Veranlassung zur Uebersiedlung des Fürsten sein mochte, und war nur in dem Tadel darüber einig, daß er durch seine Abwesenheit einheimischer Kunst und Industrie eine nicht unbedeutende Stütze entzogen habe. Böse Zungen behaupteten, der um beinahe drei Decennien ältere Mann habe eine reizende Gattin aus Eifersucht einer Gesellschaft, die sie, so oft sie sich zeigte, mit Sinne umnebelndem Weihrauch umfing, entrückt und lebe nun in der größten Zurückgezogenheit mit ihr in Paris. Wenige Eingeweihte nur wollten wissen, daß die Fürstin, welche einen fast unumschränkten Einfluß auf ihren Gemahl ausübe, eine leidenschaftliche Vorliebe für das Leben in der französischen Metropole gefaßt habe und daß sie es sei, die den Fürsten bestimmt habe den deutschen Boden zu verlassen.

Durch einige Jahre glaubte man bei jeder größeren Kunstausstellung den Fürsten, bei jeder Steeple-chase seine Vollblutrenner wieder auftauchen zu sehen. Da aber Nichts von alldem geschah, ward die anfangs fühlbare Lücke endlich von den nachdrängenden Wogen der großen Welt ausgefüllt, als hätte sie nie bestanden. Da war nur ein Mann, der mit stets gleichem

Intereſſe den Lebensgang der Fürſtin verfolgte, ſo weit dies die ungenügenden Nachrichten aus der Ferne geſtatteten.

Es war ſonderbar, ſo viel Frauenliebe er auch genoſſen und an ſo vieler er auch kalt vorübergegangen war, in dem an Verſuchungen und Gelegenheiten überreichen Leben des Arztes, keine Roſe der Vergangenheit war ſo treu in ſeinem Gedächtniſſe haften geblieben, als der Stachel, der ſich mit Mathildens Bild verknüpfte.

Nach Jahren erſt, da die erſten, unbeſcheidenen Silberfäden ſein üppiges Haar durchzogen und die Frauen dem, von einem mehr als europäiſchen Ruf getragenen, ernſten Manne der Wiſſenſchaft ſtatt heißer Leidenſchaft eine Art verehrenden Cultus darbrachten, ſah er ſie wieder. Es war in Genf. Er brachte den ſpäten Abend vor dem Hotel Belle-vue zu. Eine herrliche Mondnacht überfluthete die paradieſiſche Gegend mit ihrem Zauber. Lange konnte er ſich von dem wunderbaren Schauſpiel nicht losreißen. Da er ſich endlich erhob, erblickte er auf einer in den See hinausragenden Plattform eine zarte weibliche Geſtalt. Sie wandte ihm den Kopf halb zu und er erkannte Mathildens Züge. Es war dieſelbe köſtlichreine, unter tauſend Geſichtern nicht wiederzufindende Profillinie, an die ſich die feingehobene, mit dem zarteſten Blüthenſchmelz überhauchte Wange anſchloß, derſelbe reizende Mund ſo kindlich weich und doch ſchwellend, wie der Traum eines Liebesgottes, die da eine Spanne weit von ihm, im vollſten Mondlicht wie eine Viſion ſeiner Phantaſie vor ihm ſchwebten.

Er faßte ſich an die Stirn und ſchalt ſich einen grauen Thoren. Ehe er ſeinen Geiſt ſammeln und Aehnlichkeit von Wirklichkeit ſondern konnte, löſte ſich die augenblickliche Täuſchung auf. Eine hohe, gebietende Frauenerſcheinung kam die breiten Stufen der Freitreppe langſam herab und näherte ſich der jugendlichen Geſtalt, die ſich über die Brüſtung der Terraſſe hinabgeneigt hatte. „O Mutter!“ ſagte das junge Mädchen mit derſelben Stimme, die Marbach von dem holden Traumbilde erwartet hatte, „Was iſt Licht und Glanz des ſchönſten Tages gegen die Poeſie einer ſolchen Nacht?“ Marbach wandte ſich raſch um. Ein jähes Erkennen verdüſterte ſeine Züge. Dort oben ſtand die Fürſtin. Tiefe Trauergewänder umwogten die herrliche Geſtalt, an deren wunderbares Ebenmaß die Hand der Zeit nicht zu rühren gewagt hatte. Sie war noch ſchön, ſo ſchön, daß die holde Anmuth der Tochter ſie ſchmückte, wie eine an die Bruſt geſteckte Knospe. Sie ſieht hinab auf den ernſten, düſterblickenden Mann dort unten und es iſt ihr, als erzähle ihr Jemand eine alte, wehmüthige, halbvergeſſene Geſchichte, als tauche aus den Tiefen des Sees eine dunkle traumhafte Erinnerung an längſtvergangenes Herzenselend empor; aber da ſchmiegt ſich das liebliche Kind in ihre Arme und alle dunklen Schemen erbleichen ſchnell wieder.

Keine Wolke, kein Schatten fliegt über ihre heitere Stirn, da ſie mit vollkommener Höflichkeit Marbachs ehrerbietigen Gruß erwidert. Ein Blick auf ſie überzeugt Marbach, daß dieſe Frau, die ihr durch den Tod des Fürſten wiedergegebene Freiheit zu keiner zweiten Verbindung benützen wird, daß alle egoiſtiſchen Wünſche des Weibes, alle eitlen Beſtrebungen der Weltdame in dem ſeligſten Muttergefühle untergegangen ſind. Er weiß die Fürſtin iſt glücklich, ſo glücklich, als nur die Natur ein Weib machen kann, das von der ſocialen Ordnung und dem grauſamen Zwang der Geſellſchaft zu öder hoffnungsloſer Reſignation verurtheilt ſchien. —

Slavische Volkslieder aus dem Süden.

Uebersetzt von

Georg Grafen Jellačić.

1.

Ein Jahr waren die neun Brüder
Aus dem Stamm der Jagovice
Nicht mehr heimgekehrt zur Mutter.
Sie sprach: „Lieber Gott, ich bitte
Gib mir Armen Falkenflügel,
Gib mir schwarze Schwanenaugen,
Daß ich meine Söhne suche.“
Und Erbarmen fühlt der Schöpfer,
Gab ihr gleich die Falkenflügel,
Gab ihr schwarze Schwanenaugen,
Und sie flog in das Gebirge,
Nach den Söhnen auszulugen,
Hatte bald sie alle Neune
Todt am Amselfeld gefunden.
Einer an dem Andern lag dort
Hingestreckt auf blut'ger Wahlstatt,
Neben Jedem stand sein Schlachtroß.
Ruhig ohne lautes Klagen
Hat die starke Heldenmutter
Ihre Söhne selbst bestattet.
Dann nahm sie der Pferde Zügel
Und bestieg den guten Schimmel,
Den Bogić, ihr Sohn geritten
Und jagt heim zu ihrem Schlosse.
Als sie dorten angekommen,
Rief sie nach neun jungen Frauen.
Acht der Frauen kamen klagend,
Jede übernahm den Zelter
Ihres vielgeliebten Helden,
Nur des Bogić Gattin fehlte,
Denn es schämte sich die Arme,
Wähnend, daß ihr junger Gatte
Lebend von dem Schlachtfeld komme.
Da rief laut die alte Mutter:
„Tritt nur aus dem Thore, Theu're!
Brauchst Dich wahrlich nicht zu schämen,
Wirst den Bogić nie mehr sehen.“
Aus dem Thore tritt die Aermste,
Nähert schwankend sich dem Schimmel
Und mit einem lauten Schreie
Sinkt sie todt zur Erde nieder.

2.

Aus dem Thor von Sarajevo
Heute Früh jung Lazar ritt.
Die besorgte gute Mutter
Gab ihm diesen Rathschlag mit:
Lazar, theuerster der Söhne,
Wenn Du wählest eine Maid,
Blicke nicht nach ihren Perlen,
Auf ihr reichgeschmücktes Kleid.
Blicke tief ihr in das Auge.
Wenn es ehrlich auf Dich schaut,
Dann, mein Lazar, bring' das Mädchen
Zu mir heim als Deine Braut.

3.

Es vertrank einſt Dulci Peter
Varadin's geſtrenger Ban,
Hundert goldene Ducaten,
Sein Roß, ſeinen Buzdovan.

Zürnend ſprach zu ihm Corvinus
„Dich der Himmel ſtrafen mag.
Wie iſt möglich zu vertrinken
Alles dies an einem Tag?“

„„Zürne nicht, mein Herr und König,
Hätt'ſt getrunken Du den Wein,
Welchen ich gefunden habe,
Möcht die Zeche größer ſein.

Hätteſt ſicherlich vertrunken
Varadin und Biograd,
Dann dazu das ſchöne Ofen
Und von Peſt die halbe Stadt.““

4.

Jedermann in Banjaluka,
Sei er Türke oder Chriſt,
Weiß, daß Selim's große Pfeife
Eine von den beſten iſt.

Sie kürzt ihm die langen Stunden,
Iſt ſein beſter Zeitvertreib —
Außerdem beſitzet Selim
Noch das allerſchönſte Weib.

Plötzlich wurde ihm ein Becher
Mit dem Auftrag zugebracht:
Trinke in des Kaiſers Namen
Dieſen Becher heute Nacht.

Selim kreuzte ſeine Hände,
Hat zur Erde ſich geneigt,
Ließ ſich ſeine Pfeife bringen,
Winkt der Bula, aber ſchweigt.

Raucht zu Ende ſeine Pfeife
Selim, wiſſend, was ihm droht,
Küßt die Bula, trinkt den Becher,
Stürzt zur Erde und iſt todt.

5.

Kobilić baut ſich ein Schlößlein.
Was an einem Tag er baute,
Das zerſtörten ihm zur Nachtzeit
Wieder gleich die Waldesfrauen.
Da ſtellt er ſich auf als Wachen
In die Berge ſchwarze Rüden,
An das Waſſer weiße Falken
Und am Bauplatz junge Männer.
Als es Mitternacht geſchlagen
Kamen plötzlich an die Feen,
Doch die Rüden bellten wüthend,
Lauter noch die Falken ſchrien
Und ſchnell ſprangen auf die Mannen,
Kobilić doch war der ſchnellſte,
Faßte eine Waldesvila.

„Bitte, gebe mir die Freiheit,
Werde Dir drei Pflanzen nennen;
Von der einen wird Dein Rößlein
Schneller gehen als der Sturmwind,
Von der zweiten ſollſt Du handeln
Weiſe ſtets im Rath der Männer,
Und die dritte wird es machen,
Daß Du Mädchen ſtets gefalleſt.“
„„Vila ſollſt nicht thöricht ſprechen!
Wie der Sturmwind geht mein Rappe,
Wohl ſo lang ich Hafer habe,
Weiſe werd' ſo lang ich handeln,
Als Verſtand ich haben werde,
Und ſo lang die Jugend dauert,
Auch den Mädchen ſtets gefallen.““

6.

Es vergeht der rauhe Winter,
Frühlingslüfte wehen lind,
Vögel ſingen in den Zweigen,
Alles liebt ſich, theures Kind.

Alles liebt ſich — und Du liebſt nicht,
Läßt vergeh'n die ſchöne Zeit?
Beſſ're Dich, und lerne kennen
Dieſer Erde Seligkeit!

7.

Herzlich küßte ſich ein Pärchen
Unter Blumen auf der Wieſe,
Glaubte, daß es Niemand ſähe.
Doch die grüne Wieſe ſah es
Hat der Heerde es erzählet,
Und die Heerde ihrem Hirten,
Und der Hirt dem Wandersmanne,
Und der Wandersmann dem Schiffer,
Und der Schiffer ſeinem Kahne,
Und der Kahn dem kühlen Waſſer,

Und das Waſſer hat die Sache
Schnell geſagt des Mädchens Mutter.
„Wieſe," flucht das ſchöne Mädchen,
„Sollſt vertrocknen und verdorren,
Heerde, fall' dem Wolf zur Beute,
Hirt, Dich ſoll der Türke tödten,"
Wand'rer, ſollſt nicht weiter kommen,
Schiffer, ſollſt ins Waſſer fallen,
Kahn, verbrenne bald zu Aſche,
Waſſer, ſollſt im Sand verſiegen."

Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

Vom Werth des Augenblickes.

Der arme Augenblick! Wie wunderſelten wird ihm das ihm gebührende Recht, ohne Unterſchätzung, ohne Ueberſchätzung ſeines Werthes! Die Einen ſprechen ihm um ſeiner Flüchtigkeit willen jede Berechtigung ab, die Anderen, die ſeine Sclaven ſind, dienen ihm ſchlecht, wie alle Sclaven ſchlecht dienen. Nur in dem Einen begegnen ſich die Verächter und Fanatiker des Augenblickes, daß ſie Beide Mißbrauch mit ihm treiben.

Die Behauptung der Sevigné: das Leben ſei ein Moſaikbild, das nicht durch große Züge, ſondern durch kleine Steinchen ſein Charaktergepräge und Colorit erhalte, iſt ein ſchwerwiegendes Wahrwort. Bei gar wenigen Menſchen nur geſtaltet ſich das Geſchick großzügig, und ſelbſt dieſen gegenüber bleibt das Kleine eine fühlbare Macht; iſt doch auch das Materiale, aus dem ſich die Ewigkeit aufbaut: der Augenblick.

Und darum iſt die Nichtachtung, mit der man ihn um ſeiner raſchen Vergänglichkeit willen betrachtet, ein Unrecht, und zwar ein Unrecht, das ſich raſcher rächt, als jedes andere. Ein ſchöner Augenblick iſt wie der Sonnenſtrahl, den man als Wärme im Blute mit ſich herumträgt gar lange noch, nachdem er dem Auge ſchon verloſchen. Die Kunſt, ſchön und glücklich zu leben, beruht zum großen Theile auf der Pflege des Augenblickes. Daß aber eine ſchöne und glückliche Geſtaltung des Lebens eine Kunſt zu nennen iſt,

läßt ſich nicht leugnen, denn wie häufig ſtößt man auf Leute, deren Begabung und deren äußere Verhältniſſe das ſchönſte Glücksmateriale bieten, und die doch nicht glücklich ſind. Zweifellos gibt eine edle, ethiſche Lebensauffaſſung die Grundbedingung ſowohl zu einer glücklichen, wie zu einer ſchönen Lebensführung ab, da doch nur das Gute, das echt Schöne dauernde Befriedigung gewährt, allein ausreichend zur Beglückung iſt ſie noch lange nicht. Ganz vorzügliche, von den edelſten Grundſätzen geleitete, von den ſchwungvollſten Anſchauungen getragene Menſchen ſind gar oft nicht allein ſelbſt nicht glücklich, ſie vermögen auch ihre Nächſten und Beſtliebſten nicht glücklich zu machen. Sie verſtehen ſich nicht auf die Kleinkunſt in der ſchönen Lebensgeſtaltung.

Sie überſehen die Demarcationslinie zwiſchen dem Kleinen und dem Kleinlichen und ſprechen damit dem erſteren, wie dem letzteren die Berechtigung ab. Im Bewußtſein ihrer ſteten Bereitſchaft zu großen, ſchwerwiegenden Opfern, halten ſie ſich der kleinen, leichten überhoben, ja dieſe dünken ihnen ihrer Unbedeutendheit willen gar nicht der Mühe werth. Man fällt aber durchſchnittlich während eines ganzen langen Lebenslaufes nicht ein einziges Mal ins Waſſer, während man täglich dürſtet, und ſo ſchön auch das Bewußtſein bleibt, ſich eines Menſchens ſicher zu wiſſen, der Einem unbedenklich zur Rettungsthat in die Fluthen eines reißenden Stromes folgen würde, ſo bleibt dies doch für gewöhnlich ein abſtracter Genuß, während man der Hand, die Einem häufig einen Labetrunk reicht, gar manchen Moment poſitiver Wohligkeit dankt. Es iſt ein großer Irrthum unſerer im Alltagsleben an Idealitätsgehalt ziemlich baren Zeit, das Glück im Raffinement materiellen Behagens, im Luxus des Aeußerlichen zu ſuchen, allein das Gemüthsbehagen im Culte kleiner Freuden, des Luxus, des Anmuthigen am Nothwendigen, iſt zweifellos eines der vornehmlichſten Glückselemente. So ehren- und dankenswerth auch die Liebe und Güte an ſich iſt, wahrhaft wohlthuend, erquickend wirkt ſie doch nur da, wo ſie mit jenem Herzenstacte gepaart iſt, der ſie nicht nur auch ganz unſcheinbare Gelegenheiten zu ihrer Bethätigung wahrnehmen läßt, ſondern auch ihre Aeußerungen mit jener Anmuth verklärt, die ihren Werth noch um den Reiz der Liebenswürdigkeit erhöht. Wer hat nicht das Wohlthuende kleiner Freuden gar oft ſchon empfunden in Zeiten der Krankheit oder ſeeliſcher Herabſtimmung? Ein freundliches Wort, eine Blume, eine hübſche Melodie, ein liebenswürdiges Buch, die Freude an der Freude eines Andern, wie viel Lebensſchmuck liegt in all' dem! Und doch wird dieſer Lebensſchmuck im Kleinen, als zu geringfügig, ſo oft vernachläſſigt, 's iſt ja nur ein hübſcher Augenblick!

Und anderſeits wieder, was opfern die Fanatiker des Augenblickes ihm nicht! Bald in Luſtverlockung, bald in Feigheit, die, einem momentanen

kleinen Schmerze aus dem Wege zu gehen, ſich für die Zukunft einen weit größeren bereitet. Sie vergeſſen ſein Proportionsmaß zum Ganzen, ja in ſeinem Dienſte zerfaſert ſich ihnen das ganze Daſein in momentane Regungen, allen einheitlichen Charakter einbüßend. Nachgerade werden ſie ſo völlig vom Kleinen beherrſcht, daß ſie allen Sinn für das Große verloren haben.

Wie oft werden nicht Kunſtwerke durch die Extreme: hier Dürftigkeit, dort Ueberwucherung des Details, ungenießbar gemacht? Mag im erſteren Falle auch ein großer Vorwurf in kräftigem Umriß dargeſtellt ſein, die Unzulänglichkeit ſeiner Ausführung läßt ihn nicht gebührend zur Geltung kommen, er weckt keine volle Empfindung. Der Mangel an jener Lebensfülle, die nur durch die Ausführung der einzelnen Theile des Ganzen zu erlangen iſt, läßt kalt, wenn ſie ſich nicht gar als eine Rohheit empfindet und ſo den Eindruck in allerſchlimmſter Weiſe ſtört. Im Gegenſatze wieder findet ſich häufig der Grundgedanke in der Ueberfülle all' zu fein ausgearbeiteter Einzelheiten erſtickt, ja durch die ſelbſtſtändige Wucherung derſelben im Grundzuge nicht allein verkümmert, ſondern auch von dem Zielpunkte, dem er ſeiner Natur nach zugeſtrebt haben würde, in Zerſplitterung abgelenkt. Das Ueberwuchern iſt eben ſo gut ein Degeneriren, wie das Verkümmern.

Ganz ebenſo verhält es ſich wohl mit der beglückenden Lebensführung. Hier Dürftigkeit durch die Vernachläſſigung der Pflege des ſchönen Augenblickes, dort durch ſeine Ueberwucherung unerquickliche Zerfahrenheit.

Der in richtige Proportion zum großen Ganzen geſtellte Kleingenuß des Lebens iſt zum Theile wohl ein Talent, eine Naturbegabung, hauptſächlich aber beruht er doch auf Gemüthsbildung, dieſem in der modernen Erziehung im Vergleiche zur Geiſtesbildung etwas ſtiefmütterlich behandelten Factor. Jener Herzenstact, der alles Störende, Verletzende, Häßliche zu vermeiden, und, wo dies nicht möglich iſt, doch zu mildern weiß, eine Eigenſchaft, die ſich im Zuſammenleben ſo wohlthuend empfindet und in ſolcher Weiſe auch auf ihren Beſitzer zurückwirkt, iſt doch theilweiſe auch heranzubilden, das Schmerzliche, das freilich bleibt Niemand erſpart, und die einzige Abwehr dagegen: die Stumpfheit, wäre wohl ſchlimmer noch als das Uebel ſelbſt. Wo dem Schmerze nicht ſein Recht wird, da vermag auch das Glück nicht ſich heimiſch zu machen, denn der eine ſtammt aus derſelben Empfindungsquelle wie das andere. Allein läßt ſich auch das Schmerzliche nicht bannen, das Unſchöne, Unharmoniſche, das ſo häufig in der mangelnden Beherrſchung des Augenblickes, und ſo oft auch in der Vernachläſſigung ſeiner Ausnützung liegt, das iſt häufig zu bannen, und darin allein ſchon liegt ein außerordentlicher Glücksgewinn. Aus der Gemüthsanregung aber erwächſt auch die Mehrzahl der kleinen Freuden, dieſer hübſche Luxus des Alltagslebens, der das Nothwendige mit dem Anmuthenden umkleidet.

Etwas weniger Raffinement im äußeren Comfort und etwas mehr Sorge für den inneren wäre ſicher profitabel. Man ſchmückt ſeine Wohnräume bis zur Ueberladung mit Nippegegenſtänden, aber für den moraliſchen Kleinzierath des Lebens trägt man weit weniger Sorge. Als erſtreckte ſich der äſthetiſche Sinn nur auf das Gebiet des Auges! Die Schönheit der Verkehrsform, die Anmuth des Ausdruckes, die oft dem Unbedeutenden, der trivialen Mittheilung momentanen Reiz verleiht, die Freundlichkeit, die dem Gewöhnlichen einen Verklärungsſchimmer leiht, wie ſehr wirken alle dieſe kleinen Züge, dieſes Moſaik hübſcher Augenblicke zu dem Wohlthuenden des Geſammtbildes mit.

Es iſt ſo viel ſchon gegen die Macht des Augenblickes — und gegen ſeine fortreißende Gewalt ſicher mit Recht — zu Felde gezogen worden, daß dem arg mißbrauchten eine Ehrenrettung zukommt. Wer dem Augenblick gibt, was ihm gebührt, fühlt ſich ſicherlich wohl dabei. Warum ihm ſeiner Flüchtigkeit willen grollen, da er doch im Vergehen wiedererſteht? Warum nicht auf ihn das: Le roi est mort, vive le roi! an dem Sterbebette der franzöſiſchen Könige übertragen? Der Augenblick iſt todt, es lebe der Augenblick!

Eine kleine Weihnachtsſtudie über das Schenken.

Jedem iſt es am 25. December vollkommen klar, daß er „ſo Gott ihm das Leben ſchenke," im künftigen Jahr, wie in allen vorhergehenden Jahren, einen 24. December und ſomit einen „heiligen Abend" erleben werde, dennoch aber finden ſich alljährlich eine Menge Leute in den erſten Decemberwochen höchlich überraſcht und beſtürzt durch die unerwartete Nähe des „lieben Feſtes." Im Drange der Zeit wird die Geſchenkswahl nun zur wahren Qual und hundert und aber hundert Mal hört man ſeufzen, Dies oder Jenes „wäre wunderſchön, wenn nur die Zeit noch ausreichte." Kaum minder häufig hört man die ſinnige Variante: „Wenn ich nur noch Zeit hätte etwas auszuſinnen."

Nun werden Anſinnen an die Kaufleute geſtellt, welche die ſchmeichelhafte Vorausſetzung in ſich ſchließen, daß dieſelben allmächtig und allwiſſend ſeien. Was Wochen zur Vorbereitung und Herſtellung bedarf, ſoll nun, trotz dem Andrang der Geſchäfte, binnen wenigen Tagen herbeigezaubert werden, und der Verkäufer ſoll dem Geber, der ſich auf nichts zu beſinnen weiß, ein „paſſendes" Geſchenk für einen unbekannten Empfänger anrathen.

Der in der Weihnachtswoche Jedem obligate Ladenbeſuch gewährt gar manchen Einblick in die Art und Weiſe, in der das Schenken betrieben wird. Selten beſucht man einen Galanteriewaarenladen, ohne einer Dame zu begegnen, die bei ihrem Eintritte dem Kaufmanne verkündet: „Ich ſuche

einen Gegenstand für einen Herrn, der schon Alles hat." Jeder Vorschlag, jedes Vorzeigen wird nun mit einem stereotypen „Das hat er schon" beantwortet. Nachdem Alles verworfen worden, erlaubt sich der Kaufmann die schüchterne Bemerkung, daß es eben nichts Neues unter der Sonne gäbe und daß die Eleganz des Comforts ja eben in den vielfachen Varianten eines Gegenstandes bestehe. Die Dame, der nichts einfällt, klagt nun bitter über den Mangel an Erfindungsgabe und entschließt sich nach lange, lange schwankender Wahl zu etwas möglichst Barocken, denn daß ihr Geschenk „besonders" sei, liegt ihr vor Allem am Herzen. Eigentlich möchte sie ein Unicum.

Ein Quälgeist anderer Art für den Kaufmann ist die Frau aus dem Mittelstande, die von dem Eleganzwerth keine Vorstellung hat, und die zwar durch ihre Geschenke glänzen, doch aber ihr beschränktes Weihnachtsbudget nicht überschreiten will. Sie läßt sich alles Erdenkliche vorzeigen, als gedenke sie den halben Laden auszukaufen und schließlich wird sie von einem reizenden Gegenstande fascinirt, bei Nennung des Preises aber erklärt sie höchstens die Hälfte der genannten Summe für dieses Geschenk anwenden zu können. Alle zu dem von ihr bestimmten Preise nun vorgelegten Gegenstände perhorrescirt sie mit dem Bedeuten, daß sie „lange nicht so schön seien," als der von ihr erlesene, zu dem sie immer wieder mit contemplativem Entzücken zurückkehrt. Der Hinweis, daß ja der Eleganzunterschied eben auch die Preisdifferenz bedinge, klingt an taube Ohren, und nach dem idealen Grundsatze, daß man mit Geringerem nicht vorlieb nehmen soll, wenn es Besseres gibt, verläßt sie nach vielfachen Debatten den Laden, ohne irgend Etwas gekauft zu haben. Sehr naiv sind in solchen Fällen junge Mädchen; sie meinen allen Ernstes, weil ihr Geschenk dem „lieben Papa" oder der „lieben Mama" gewidmet sei, solle der Kaufmann ein billiges Einsehen haben und die gewünschte Sache zu halbem Preise geben.

Ein Gegenstück zur eleganten Dame im Nippesladen bildet der elegante Herr, der in den letzten Tagen vor dem Feste den Bücherladen mit der Anfrage stürmt: „Haben Sie etwas ganz, ganz Neues? Ich suche ein Buch für eine Dame, die schon Alles, was erschienen, gelesen hat." Dieser ermuthigenden Versicherung folgt noch die andere, daß er selbst keine Zeit habe, sich um „derlei Zeug, wie Belletristik und Poesie, zu kümmern, und daß er sich daher ganz und gar auf den Rath des Buchhändlers verlasse; die Dame sei ein Schöngeist, vor dem er sich nicht blamiren wolle." Bei jedem vorgeschlagenen Werk fordert er einen Eid, daß es das „Allerneueste" sei und eben erst aus der Presse komme. Allein ein paar der besten „allerneuesten" Erscheinungen weiset er zurück, weil sie nicht schön genug gebunden sind. Mit wahrer Entrüstung bemerkt er hiezu: „Heutzutage, wo unsere

Kunſtinduſtrie eben im Fache der Buchbinderei ſo ungeheueren Aufſchwung genommen hat, iſt es unmöglich, einer Dame ein Buch auf den Weihnachtstiſch zu legen, das nicht in dieſer Richtung ein wahres Bijou iſt.“ Schließlich verläßt er mit einem äußerlichen Prachtband und mit dem ſtolzen Bewußtſein den Laden, daß er ein Mäcen der Literatur ſei. — Auch Mütter ſtellen ſich nicht ſelten in der Buchhandlung mit der Verſicherung ein, daß ihre Kleinen die geſammte Kinderliteratur ſchon durchgekoſtet und darüber hinausgenaſcht hätten. Ganz unfehlbar aber fügt jede Mutter, über das Alter der kleinen Leſer befragt, der Jahresangabe hinzu: „Meine Kinder ſind aber ſo ſehr geiſtig entwickelt, daß ſie ihrem Alter um mindeſtens drei bis vier Jahre voraus ſind.“

Die Beichtſtühle bekommen in der Charwoche nicht ſo viele und ſo innige Reu- und Leiderweckungen zu hören, als in der Adventzeit in den Handlungen mit weiblichen Arbeiten ertönen. Ach, hätte man nur ein paar Monate oder ſelbſt etliche Wochen nur früher daran gedacht, wie viel Großes und Schönes hätte ſich ausführen laſſen! Eine Anzahl häuslicher Heroinen ſucht das Wort Napoleon's: „Impossible, c'est le mot d'un fou“ zu bewahrheiten, dem Zeitlaufe Trotz bietend, das Unmögliche möglich zu machen und eine rieſige Arbeit fertig zu zwingen. Ob der damit bedachte Familienvater damit wirklich beglückt wird, iſt eine offene Frage. Während er ſonſt jubelnd empfangen wird, ſcheint ſeine Heimkehr jetzt nur Schreck zu verbreiten, und, von ſeinen Lieben geflohen, verbringt er ſeine Mußeſtunden in langweiliger und ungewohnter Einſamkeit, flieht er nicht, in Nothwehr dagegen, ſein unbehagliches Heim. Geht Alles gut, ſo überraſchen ihn ſeine weiblichen Familiengenoſſen bleichwangig und rothäugig am Feſtabende mit irgend einem Kunſtwerke ihrer zarten Hände, für das ihm gleich ſehr Verſtändniß, wie paſſende Verwendung fehlt, für das er aber dennoch, iſt er kein Barbar, gerührten Dank bezeugen muß. Gar häufig aber verunſtaltet auch Unfertiges noch den Weihnachtstiſch und dem Feſte folgt noch der Katzenjammer nachträglichen Vollendens. Eine Kaufmannsqual auch iſt die Dame, die bis zum letzten Augenblick mit ihrer Arbeit getändelt hat, und nun verlangt, daß „Berufshände“ dieſelbe in kürzeſter Friſt fertigzaubern ſollen. „Wer den ganzen Tag näht, kann auch die ganze Nacht nähen,“ ſcheint ſie zu argumentiren.

Doch gibt es auch Weihnachtskunden, welche die wahre Herzensfreude des Kaufmanns bilden. Zu dieſen zählt der neuvermählte zärtliche Gatte, der mit wohlgefüllter Börſe und rührender Sachunkenntniß in den Confectionsladen tritt und um ſchweres Geld einen Ladenhüter aus der vorigen oder gar vorverwichenen Saiſon, als „Pariſer Modell“ erwirbt. Liebevolle Verwandte, die Geſchenke nach der Provinz zu ſenden haben, ſind gleichfalls

willkommene Kunden. Zwar ſind dieſelben, wenn dem zarten Geſchlechte angehörig, nicht ſo illuſionsfähig und ſplendid wie der junge Ehemann, allein ſie ſind — für ihre Lieben — genügſam und erlöſen das Lager von mancher Modeantiquität. Auch die Verzweiflungskäufer, die im letzten Augenblick noch programmlos herbeigeſtürzt kommen, ſind überall gerngeſehene Gäſte; die Rathloſigkeit ohne Zögerungsfriſt muß alle Scrupel über Bord werfen, und ſich nach wochenlangem vergeblichen Erwägen mit dem Nächſtbeſten begnügen.

Gar Viele aber ſcheuen ſchon von allem Anfang an die Anſtrengung des Denkens, und ihre Wahl bewegt ſich nur zwiſchen Viererlei, das nach orthodoxer Annahme ſtets und überall willkommen iſt, nämlich zwiſchen: Blumen, Bonbons, Parfums und hyperelegantem Briefpapier. Beſonders letztere Specialität wird vielfach ausgebeutet, wenn auch durchaus nicht immer mit Schick und Glück. Auch hier iſt das „Allerneueſte," das Barockſte und „Feſcheſte" das zumeiſt gewählte. Da erhält eine ehrſame Familienmutter, deren Beziehungen zum Pferdegeſchlecht in ein Halbdutzend Einſpännerfahrten per Jahr beſtehen, das „hochelegante Jockey-Club-Papier," und ein Herr, der Dur von Moll und die Melodie von „Guter Mond, Du gehſt ſo ſtille" von jener zu „Ein freies Leben führen wir" nicht zu unterſcheiden vermag, bekommt niedliche Briefblätter, die ſinnige Mottos in Notenſchrift an der Stirne tragen. Junge Mädchen werden für ihre zarten Ergüſſe mit Briefbogen ausgerüſtet, die aus ſommerlichen Herrenhemden geſchnitten ſcheinen und ergrauten Männern wird zugemuthet, ihre Epiſteln unter ein Veilchen- oder Vergißmeinnichtſträußchen, unter ein paar Maiglöckchen oder Roſenknöspchen zu ſetzen.

Den Fanatikern des Praktiſchen, die auch ihren Weihnachtstiſch am liebſten mit ſchmucklos Nützlichem ausgeſtattet ſehen, ſtehen Jene gegenüber, welche den Begriff des Luxus mißverſtehen, und ein Ding für um ſo eleganter halten, je unbrauchbarer es iſt. Je weniger ſich ein Gebrauchsgegenſtand, ſei es durch barocke Geſtaltung oder durch das dazu verwendete Materiale, zum Gebrauche eignet, um ſo eleganter erſcheint es in gewiſſen Kreiſen. Eine Uhr ſo klein und flach, daß ſie unmöglich gut gehen kann und ein Armband, das an Dicke und Stärke mit den „ſchweren Ketten" des Verbrechers wetteifert und die zarte Haut blau drückt, ein Tintenzeug, in dem das Stundenglas des Chronos ein paar mühſam zugängliche Tintentropfen enthält, und ein Kiſſen aus ſteif aneinander gereihten lebenden Blumen, gelten da als „ſuperfein."

Allein auch ein Geſchenk von wirklich zweifelloſer Eleganz kann, paßt es nicht zum Stammbeſitz des Empfängers, leicht mehr Verlegenheit als Freude erregen. Nicht Jedermann befindet ſich in der Lage Diderot's, einem

Paar neuer Pantoffel eine neue Zimmereinrichtung folgen zu lassen, um die Harmonie zwischen diesen beiden etwas ungleichen Factoren herzustellen, und Ein Prachtstück, das die Mangelhaftigkeit so manches Anderen hervorhebt, ist eine Demüthigung, welche gedankenlose Geber nicht selten verursachen. Die Zahl Jener, welche ihrer Schenkpflicht mit dem Geldausgeben im Großen oder im Kleinen genügt zu haben glauben, ist wahrlich keine geringe und darum mischt sich der Freudenrechnung am Festabende meist auch eine ganz stattliche Summe Mißbehagen. Das echte, rechte Geschenk, wie groß oder wie klein, wie luxuös oder wie schlicht es sei, soll seinen vornehmsten Werth in der Sinnigkeit der Wahl, darin besitzen, daß es den Geber und Empfänger, und das Verhältniß der Beiden zu einander charakterisirt. Darum bleibt allzeit wahr das alte Sprüchlein:

„Um gut zu schenken,
Heißt's mit dem Herzen denken."

Alte Freunde.

Es gibt mancherlei Segnungen von unzweifelhaftem Werthe, aber zugleich etwas zweifelhafter Behaglichkeit. In diese Rubrik zählen auch die alten Freunde. Die Hand auf's Herz, wird so Mancher zugestehen müssen, daß sein malitiösester Gegner ihm nicht halb so viele Verlegenheiten und peinliche Situationen bereitet habe, als ein „alter Freund," der seine Kinderthorheiten und Jugendtollheiten getheilt hat und sich deßhalb lebenslänglich dazu berufen meint, durch „aufrichtige Bemerkungen" und unbequeme Reminiscenzen seine Freundschaft zu documentiren.

Wenn wir in angenehmes Sinnen verloren im Freien hinschlendern und ein wuchtiger Faustschlag auf die Schulter rüttelt uns aus unserem Behagen empor, so können wir versichert sein, daß dieser anmuthige Liebesdienst von der Hand eines alten Freundes herrührt, der uns damit sanft auf seine stets willkommene Nähe aufmerksam zu machen sucht. Auch ein alter Freund nur besitzt den Muth, wenn wir durch eine begangene Thorheit oder Unvorsichtigkeit Schaden erleiden, uns zu versichern, daß er es ja gewußt habe, wir seien im Begriff einen dummen Streich zu begehen, und hätten wir uns nur seinen Rath erbeten, oder auf ihn gehört, so wären die Dinge ganz anders und tadellos schön gegangen. Er nimmt unser Mißgeschick als ein an ihm persönlich begangenes Unrecht auf und glaubt seine Theilnahme am wirksamsten kund zu geben, wenn er von seinem Aufrichtigkeitsrechte den vollsten Gebrauch macht, und uns, als ein Echo unseres Gewissens und unserer Einsicht, alle die Vorwürfe wiederholt, die wir uns selbst schon gemacht haben. Gar selten nur fehlte zum Schlusse noch die Ermahnung: in Zukunft klüger zu sein; niemand meine es ja so gut mit uns, als der alte

Gefährte, der es in seinem Liebeseifer nicht einmal scheue, sich durch ungeschminkte Wahrheit ein wenig unangenehm zu machen.

Nicht minder anmuthend benimmt er sich in geselligem Kreise gegen uns. Er erzählt unseren Vorgesetzten, wie wir in der schönen Jugendzeit, statt die Collegien zu besuchen, Tage lang durch Feld und Wald geschlendert, und statt des Nachts zu studiren, bis in den Morgen hinein getanzt hätten. Gegen die Rigorosen zu sei dann freilich in einer wahren Verzweiflung „gebüffelt" worden, nach überstandenem Fegefeuer aber der Bücherkram schleunigst wieder zur Seite geworfen, und das Tollen erst recht con amore wieder aufgenommen worden. Er habe zwar das gestrenge Verdict der naserümpfenden Muhmen und Basen: wir seien ein „unverbesserlicher Taugenichts" niemals unterschrieben, sondern stets auf einen gewissen „guten Kern" in uns gehofft, allein eigentlich verwundere es ihn doch ein wenig, den wilden Gesellen von dereinst jetzt in ein taugliches und sogar ordentliches Glied der Gesellschaft verwandelt zu sehen. Der Vorgesetzte, der uns bis dahin als eine Musterkarte aller bürgerlichen Tugenden betrachtet und seinen Söhnen als leuchtendes Beispiel vorgeführt hatte, wird durch diese Enthüllungen von Seite unseres „ältesten Freundes" stutzig, und betrachtet uns, als sollte es ihn nicht wundern, wenn nach all' dem Gehörten, unsere Vergangenheit die schlimmsten Missethaten berge.

Oder der alte Freund setzt sich neben unsere reiche, fromme Tante, deren präsumptiver Erbe zu sein wir uns schmeicheln, und theilt ihr mit, wie wir schon auf der Schulbank der lästerlichste Freigeist gewesen seien, und statt bei der Religionsstunde aufzumerken, Caricaturen gezeichnet hätten. Auch des würdigen Katecheten Nase sei unserem Griffel nicht entgangen. Wollen wir seinen Erzählungseifer durch eine sanfte Fußbewegung etwas hemmen, so schreit er auf: „Gütiger Himmel, das war ja ein Tritt, wie ich ihn Dir bei der Predigt immer versetzen mußte, damit Du nicht einschliefst! Wahrhaftig, meine Gnädige, bei den erbaulichsten Stellen schnarchte er immer im allertiefsten Basse."

Am entsetzlichsten aber ist der alte Freund, wenn wir uns in erneutem Herzensfrühling um ein liebliches Mädchen bewarben und, in wiedergeborene Jugendillusionen eingesponnen, unserer warmen Empfindung den zartesten Ausdruck zu verleihen suchen. Wenn er da mit seinen trivialen Reminiscenzen aus einer längst vergangenen Zeit dazwischen fährt, bedarf es wahrlich der größten Selbstbeherrschung und des vollen Bewußtseins der unangenehmen Folgen einer solchen That, dem Schwätzer nicht die Cravate etwas enger zu schnüren.

Allein auch wenn wir das Glück unserer Häuslichkeit schon gesichert haben, versteht der alte Freund es noch gelegentlich in's Schwanken zu

bringen. Da er vor zwanzig Jahren unſer Stubengenoſſe geweſen iſt, hält er ſich berechtigt, zu jeder Stunde des Tages bei uns vorzuſprechen. An officiellen und Familien-Feſttagen findet er ſich ganz von ſelbſt ein, der ſüßen Ueberzeugung voll, unſer „älteſter Freund“ müſſe nicht allein uns ſelbſt, ſondern auch unſerer beſſeren Hälfte ſtets willkommen ſein. Ueber Tiſch, beim Glaſe Wein, wird er warm und nun fließt er von Reminiscenzen über. Er erzählt unſerer Frau mit einer galant ſein ſollenden Verbeugung, wie wir ſtets viel Sinn für Schönheit beſeſſen und auf der Univerſität den unverantwortlichſten Luxus in Handſchuhen getrieben hätten, nur weil die Verkäuferin ſo wunderſchöne blaue Augen gehabt habe. Blaue Augen ſeien eben ſtets unſere ſchwache Seite geweſen, und ohne den Zornesblitz aus dem dunklen Augenpaar unſerer Gattin auch nur zu bemerken, recitirt der Unglücksmenſch ein paar jämmerliche Verſe, die wir allerdings zu jener Zeit auf das hübſche Mädchen verübt hatten. Und in naivſter Ahnungsloſigkeit des Unbehagens, das er ſeinem Auditorium verurſacht, leert er behaglich lachend ſein Glas und verheißt recht bald wiederzukommen, um abermals in den Erinnerungen aus der ſchönen Jugendzeit zu ſchwelgen.

Selbſt unſeren Kindern gegenüber verſteht es der Unhold, unſere väterliche Autorität zu erſchüttern. Er erzählt ihnen, wie er mit Papa ſchon die Quarta beſucht habe und weiht auch ſie voll „gemüthlicher“ Luſtigkeit in die wilden Streiche und Schulunthaten ſelbigen Papa's ein. Die armen Kleinen gerathen da in argen Zwieſpalt zwiſchen den väterlichen Lehren und dem väterlichen Beiſpiel und wollen doch nicht recht an Mama's Verſicherung glauben, daß „der Onkel nur ſcherze.“ Papa hat aufgehört ihnen unfehlbar zu ſein, der Autoritätsglaube iſt in ihren Köpfen erſchüttert, der Keim des Skepticismus in ihre Herzen geſäet, und das hat der „alte Freund“ gethan.

Bei alledem aber iſt der alte Freund von der ſentimentalſten Empfindlichkeit. Wird er nicht geradezu gehätſchelt, ſo beklagt er ſich über Kälte und Rückſichtsloſigkeit und verſucht zu ſchmollen, bis er, von der Erfolgloſigkeit dieſer Taktik überzeugt, mit einem Hymnus auf ſeine unwandelbare Treue und Anhänglichkeit, wieder einlenkt und von Neuem anhebt, ſich unbequem zu machen. Die leiſeſte Andeutung über eine leichte Modification ſeines Gebarens empfindet er als tödtliche Beleidigung und benützt ſeine Intimität, um mehr oder minder grob zu werden. Plötzlich aber ſchlägt der Zorn in Wehmuth über. Er erinnert uns daran, wie wir uns dereinſt Oreſt und Pylades genannt, gemahnt uns, wie er uns während eines Fiebers Tag und Nacht gepflegt, und manchmal einen ſchlimmen Streich auf ſich genommen habe, um uns vor Beſtrafung zu bewahren. Seine Stimme zittert, er wendet ſich an's Fenſter, fährt mit der Hand über die Stirn und auch etwas tiefer noch, beinahe iſt's als verberge er eine Thräne. Nun noch in halberſticktem

Tone eine Bemerkung, wie das Glück uns gewandelt und zum Egoiſten gemacht habe, und wie er, der Einſame — (die „alten Freunde“ recrutiren ſich ſtets aus Junggeſellen) — nun freilich zu nichts mehr nütze und nur läſtig ſei und — — — wir ſind bezwungen. Halb gerührt durch die alten Erinnerungen, halb beſchämt durch unſer, wohl um nichts verdientes, ſchöneres Geſchick, reichen wir ihm die Hand und — der „alte Freund“ iſt wieder in all' ſeine vermeintlichen Rechte eingeſetzt.

Ritter Kurt vom Thurme.

Von

Julius Lothar.

Ein ſtarrer Sinn, dem Rechte hold
Und eiſentreu der Ehre,
Im Herzen manches Quentchen Gold,
Im Säckel ſtäte Leere,
So war, ein Recke krieggewohnt,
Herr Ritter Kurt vom Thurme,
Der nie den Feind noch ſich geſchont,
Ging es im Kampf zum Sturme.
Er ſaß auf ſeiner Burg am Main,
Davon in Gläub'gerhänden
So Feld als Forſt und jeder Schrein
Und Nagel an den Wänden.
Denn das gewalt'ge Herrengut
War ſeit zweihundert Jahren
Durch ſeiner Ahnen leichtes Blut
Verlottert und zerfahren;
Doch ein geliebtes Weib im Arm,
Und Kinder, fromm und heiter,
Blieb gegen Sorgen er und Harm
Ein muthgeſtählter Streiter,
Und trotzte jedem Ungemach
Kühn unter dieſem Zeichen
Und gab dem Drangſal immer nach
Und dachte nie zu weichen.
Zog muntern Sinn's zur Jagd hinaus
Mit ſeiner lauten Meute
Und bracht' nach friſch beſtand'nem Strauß
Den Seinen leck're Beute,

Und war vergnügt bei aller Noth,
Mit der er oft gerungen,
Und wie ſie hart ihn auch bedroht,
Er hat ſie ſtets bezwungen.
Doch als nach einer Eberjagd
Er krank an ſchweren Wunden,
Hat bald die Noth den unverzagt
Geblieb'nen überwunden;
Und ſpann ſein Weib auch Tag und Nacht,
Um Pfenn'ge zu gewinnen,
Es reicht nicht aus und bringt die Macht
Des Unglücks ihn von Sinnen.
Er hält das theure Dulderbild
Verzweiflungsvoll umfangen
Und küßt den Kindern ſtürmiſch wild
Blutroth die bleichen Wangen,
Und ruft: „Mit Freuden biet' ich feil
Den unterird'ſchen Mächten
Mein irdiſch und mein himmliſch Heil,
Wenn e u ch ſie Rettung brächten.“ —
Da rollt es donnernd durch das Thal,
Das plötzlich tief im Dunkel
Durchzuckt von eines Blitzes fahl
Und düſterem Gefunkel.
Und in den Saal ein Dämon tritt
Mit lüſternem Verlangen
Und ſagt zu Kurt: Wohlan, komm' mit,
Der Pakt ſei eingegangen!
Der Ritter ſtarrt ihn an betäubt,
Will ſeinem Ohr nicht trauen,
Das Haar ſich ihm zu Berge ſträubt
Vor namenloſem Grauen.
Doch faßt er ſich und ſinkt in's Knie
Und ſpricht nun ungebrochen:
„Der Kurt vom Thurme nahm noch nie
Zurück, was er geſprochen.
Hilf meinen Lieben aus der Noth
Und nimm mich hin auf immer,
Folgt mir doch dann in Nacht und Tod
Noch ihres Glückes Schimmer!“
So ſei's! der Dämon hämiſch kreiſcht,
Und will ihn ſchon erfaſſen,
Da naht ein Engel und erheiſcht,
Das Opfer frei zu laſſen.
Und neigt zu Kurt das gold'ne Haupt
Und ſpricht mit ſanfter Stimme:
Das Wort, das frech Du Dir erlaubt
In ſinnlos heft'gem Grimme,

Es ſei verzieh'n, da Deinen Eid
Du männlich wollteſt löſen
Und nur aus Lieb' und Liebesleid
Verdungen Dich dem Böſen;
Und ſei zum Lohn für Heldenmuth
Und Liebeskraft beſchieden
Dir Dein erſehntes höchſtes Gut,
Der Deinen Glück und Frieden.

Gesänge

von

August Silberstein.

Drei Thränen sind erlesen.

Drei Thränen sind erlesen
Für jedes Menschenherz,
Gelangt sein irdisch Wesen
Vom Himmel erdenwärts.

Die werden ihm begegnen
Auf seiner Erdenbahn,
Als weihevolles Segnen
Zur Heimkehr himmelan!

Die eine wird sich finden
Geweint vom tiefsten Leid,
Die mußt Du machen schwinden
Durch Trost und Mildigkeit.

Die zweite wird dann leuchten
So demantrein und blank,
Für Kummer, den verscheuchten,
Und Dir zu hellem Dank.

Erst beiden folgt ein Tropfen
Als letzte beste Gab' —
Du hörst am Sarg ihn klopfen
Und lächelst noch im Grab!

Jugendtraum.

Im Traume ward ich wieder frohgemuth,
Ein jung und frisch Studentenblut.

Am Fenster blühte der Rosmarein,
Ein Vöglein hüpfte und sang darein.

Die Schläger blinkten an der Wand,
Ein lichtvoll Buch in meiner Hand.

Die Thür' auch nicht verschlossen blieb,
Eintrat mit Lächeln mein rosig Lieb'.

Hellstrahlend hab ich die Welt gesehn —
Aufwacht' ich, da war's um mich geschehn!

Verglommene Sterne.

Ich habe von Sternen vernommen,
Die in des Himmels Auen
Schon längst vergingen, verglommen,
Und doch hernieder schauen.

Nicht konnt' ich's begreifen, nicht fassen —
Bis Deine Augensterne
Mich Armen haben verlassen,
Doch leuchten aus einst'ger Ferne.

Die oftmals geküßten Stellen,
Wie such' ich sie vergebens —
Und doch, welch ein mildes Erhellen
Der Nächte meines Lebens!

Ueber Gesundbleiben und Gesundwerden.

Eine hygieniſche allgemeine Betrachtung.

Von

Dr. Carl Kohn.

In dem reizenden Badeorte Iſchl iſt an der Statue eines berühmten Arztes folgende Inſchrift zu leſen:

„Man nennt als größtes Glück auf Erden:
Geſund zu ſein;
Ich ſage: nein —
Ein größeres iſt's, geſund zu werden.“

Ich bin nicht ganz dieſer Anſchauung; das Geſundbleiben iſt und bleibt einmal das größte Glück, nur daß man deſſen hohen Werth nicht genug zu würdigen verſteht, ſo lange man geſund iſt. Erſt dann, wenn man ſeine Geſundheit eingebüßt hat, empfindet man die Größe des Verluſtes und gelangt zur rechten Werthſchätzung des bedeutendſten aller Güter.

Die größere Würdigung des Geſundwerdens entſpricht vollſtändig der bisherigen curativen Richtung der Medicin. Man erblickt in dem Arzte nur den Heilarzt, und auf das Recept wird alle Hoffnung geſetzt.

Und doch — geſtehen wir es nur offen und ehrlich — wie eng begrenzt iſt die ärztliche Kunſt, wenn es ſich um das Heilen der Krankheiten handelt! Wie ohnmächtig ſteht der Arzt einer ganzen Legion von Krankheiten gegenüber da, trotz aller Kliniken, trotz des unermeßlichen, mit jedem Tage wachſenden Medicamentenſchatzes, trotz der großen Fortſchritte der mediciniſchen Wiſſenſchaft —!

Die Aerzte machen kein Hehl daraus, daß die Heilkunſt das beiweitem nicht leiſtet, was man von ihr erwartet; täglich ſind ſie gezwungen, am Krankenbette das deprimirende Geſtändniß zu machen, daß ein zerſtörtes Organ ſich ſelbſt durch das ganze Arſenal der Apotheke nicht wiederherſtellen läßt — und doch will man es nicht glauben und greift mit Zuverſicht nach dem Recept, bis endlich die unvermeidliche Kataſtrophe in ſchmerzlicher Weiſe darthut, wie trügeriſch die Hoffnung geweſen ſei.

Da es alſo um das Geſundwerden nicht ſo leicht beſtellt iſt, ſo entſteht die Frage, ob das Geſundbleiben leichter bewerkſtelligt werden kann?

Das Verhüten der Krankheiten iſt allerdings auch ſchwierig; immerhin aber ſind die Mittel zur Beſeitigung der das Leben und die Geſundheit bedrohenden Schädlichkeiten in größerem Maße vorhanden, als jene zur Bekämpfung der Krankheiten. Nur möge man vor den Opfern, mit denen die Verhütung der Krankheiten verbunden iſt, nicht zurückſcheuen! Leider aber bietet man nur im Erkrankungsfalle alles Mögliche auf. Zum Krankſein und zum Sterben hat man Zeit, die Geſundheit zu erhalten — hiezu fehlt es ſtets an Zeit und Geld.

So handelt aber nicht bloß der Einzelne; die Geſammtheit macht es nicht beſſer. Weder der Staat, noch das Land, noch die Gemeinden treffen die entſprechenden Maßnahmen, um Krankheiten von der Bevölkerung fern zu halten, weil — ſanitäre Vorkehrungen größerer Summen bedürfen.

Welch' fehlerhafte Berechnung!

„Nichts iſt theuerer als Krankheit, und kein Capital iſt beſſer angelegt, als das zur Erhaltung der Geſundheit aufgewandte," ſagt Pettenkofer. Wenn Peſt und Seuchen hereinbrechen, Jammer und Elend allſeits verbreitend, dann werden die Geldſäcke geöffnet, und alle anderen Intereſſen beiſeite gelaſſen, um den Feind zu vertreiben, während man namenloſes Elend hätte verhüten können, wenn man zur rechten Zeit nicht mit Geldmitteln unbedacht geſpart haben würde.

Kampfbereit ohne Rückſicht auf die Koſten ſteht das Reich zu jeder Zeit da, um eventuell einem feindlichen Ueberfalle mit Erfolg begegnen zu können, da es viel koſtſpieliger und überdies gewöhnlich zu ſpät wäre, erſt dann zu rüſten, wenn der Feind ſchon im Anzuge iſt. Ganz richtig.

Si vis pacem para bellum.

Dieſer Satz ſollte aber auch in ſanitärer Beziehung Geltung haben. Verhüten muß man das Herannahen der Krankheiten, und nicht warten, bis ſie hereingebrochen ſind; nicht ſie erſt dann zu bekämpfen ſuchen, nachdem ſie vielleicht größere Verheerungen angerichtet, als die blutigſten Kriege.

Die hohe Bedeutung eines geordneten Geſundheitsweſens für die allgemeine Wohlfahrt wurde auch von hervorragenden Staatsmännern

gewürdigt. So hielt Disraeli vor mehreren Jahren in Manchester bei einem Meeting eine Rede, aus welcher folgende Stelle hervorgehoben zu werden verdient:

„Nach meiner Meinung ist die Verbesserung des Gesundheitszustandes des Volkes diejenige sociale Aufgabe, welche allen anderen voranzugehen hat, und welche in erster Linie die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Politikers jeder Partei in Anspruch nehmen muß ..... Ich wiederhole es: die hygienischen Fragen überragen an Wichtigkeit alle anderen Fragen, und es darf für den praktischen Staatsmann keine höher stehen. Ein großer Gelehrter pflegte zu sagen, es müsse sich in die Vulgata ein Irrthum eingeschlichen haben. Der Spruch, den König Salomo als Inbegriff aller menschlichen Weisheit hingestellt hat, sollte nicht lauten: „Vanitas vanitatum omnia vanitas", sondern: „Sanitas sanitatum omnia sanitas." Es kann nicht oft und nicht energisch genug entwickelt werden, daß, wenn es sich um Größe und Bedeutung einer Nation handelt, zuerst die hygyenischen Verhältnisse derselben ins Auge gefaßt werden müssen. Wir können uns ein Land denken, welches mit Siegestrophäen bedeckt, welches stolz ist auf den Reichthum seiner Kunstanstalten, auf die in seinen Museen und Bibliotheken angehäuften Schätze menschlicher Geistesthätigkeit; das Land kann von einer intelligenten, witz- und geistreichen Bevölkerung bewohnt sein. Wenn aber in diesem Lande die Volkszählung eine Abnahme der Bevölkerung nachweist, ja wenn nur eine Abnahme in der Durchschnittsgröße der männlichen Bevölkerung dargethan wird; so kann man, ohne zu irren, vorhersagen, daß diese Nation ihre große historische Bedeutung allmälig einbüßen, und selbst ganz verlieren wird. Ich muß darum nachdrücklich wiederholen, und möchte es allen meinen Hörern einprägen, daß die hygienischen Fragen weit über allen Fragen stehen, welche das Staatsinteresse zum Gegenstande haben. Sie stehen nicht nur höher als jene principiellen Fragen, welche oft die Parteien scheiden; sie überragen selbst alle anderen Fragen, welche wegen ihrer großen Bedeutung die Parteiunterschiede verwischen. Wir müssen bedenken, daß die Größe dieses Landes in erster Reihe von der physischen Entwicklung seiner Bewohner abhängt, und daß alles, was zur Verbesserung des Gesundheitszustandes geschieht, auch zur Grundlage wird für die Größe und für den Glanz der Nation."

Es wird wohl noch lange Zeit brauchen, bis sich diese Anschauungen des gefeierten Staatsmannes und Schriftstellers allgemein Bahn brechen, bis sich auch weitere Kreise für hygienischen Fortschritt erwärmen werden.

Die Aerzte lassen es in neuester Zeit auch nicht daran fehlen, in dieser Richtung zu wirken. Sie betrachten es als den edelsten Theil ihres Berufes, ihren Schutzbefohlenen als hygienische Berather zur Seite

zu ſtehen, die Leiden zu verhüten und die Heilkunſt möglichſt überflüſſig zu machen.

Die Abwehr der Krankheiten von dem Einzelnen kommt aber nicht dieſem allein zu gute, es participirt daran auch die Geſammtheit. Ein anſteckender Krankheitsfall iſt im Stande, die Bevölkerung eines ganzen Ortes zu decimiren.

So ſteht die Erhaltung der Geſundheit des Einzelnen in inniger Wechſelwirkung mit der Erhaltung der Geſundheit Aller; und wenn je der Satz: Einer für Alle — Alle für Einen, ſeine Berechtigung hat, ſo gilt dies in erſter Linie bei Abwehr der Krankheiten.

Vielleicht ſcheinen dieſe Betrachtungen einigen Leſern weniger in den Rahmen der „Dioskuren“ zu paſſen; doch glaube ich, daß jede ernſte Anregung auf geſundheitlichem Gebiete immer und überall am Platze iſt.

Ich habe zwar nichts Neues vorgebracht und nur allgemein weniger beachtete Thatſachen angedeutet; allein wenn dieſe Zeilen von jenen Tropfen, die den Felſen aushöhlen, auch nur einen bilden ſollten, wäre mein Zweck erreicht.

Björn, der Freie.

Ein Nordlandslied.

Fragment von

Fritz Pichler.

Kalt, in blaßkryſtallener Kläre und Pracht
Neigte Nordlands Himmel ſich über die Runde
Träumenden Fichtengeſenks um den Mälarſee.
Den aber umſäumte ſanftbeſproßter
Erikafelder ein tauſendblüthiger Teppich
Und gähabſchüſſig Granitgefels,
Kärgliches, leiſes Leben gönnend nur
Stillgeſchäftigem Waldblumenflore.
Todt zwar lag weithin das Waſſer,
Das geheimnißreich bewegliche,
Wenn Frühlingshauch weckt Wolken und Wehe.
Denn, der ſtämmigen Fichten ſtrammlockicht Haupt
Einnicken ließ unter ſchwerer Schlummerhaube,
Der Winter, er hatte gebannt mit dem Wahrſpruch
Well' auf Welle, auf daß ſie ſich ebne
Und lege und rauſche zur Rüſte,
Wie Heimatweh einſchläft
Vor Todes Pforten.
Aber Lebens und Lärmens genug
Gab's auf dem ſtarrenden Eisplan
Und urgewaltig blieb der Unterirdiſchen
Zaubermacht, ungeſeh'n, allüberall,
Und wie dem fernen Weſt Sonnenbrand
Entſtrömte zu den verlorenſten
Hochtannkuppen, daß ſie aufblitzten
Mit blaufunkelnden Eisgemmen,

Mit des Schneegefilds Perlenkränzen
Und gerötheten Baumwipfeln der Tiefſchlucht,
Heimlicher Liebe voll bei werdender Nacht:
Alſo tiefdrunten bereiteten,
Vom ahnungsloſen Menſchengeſchlecht
Geſchieden durch körnigen Eiswall nur,
Die Seejungfrau'n Geſchmeide
Und Zauberroſen — für welch ein Paar?

Wohl war des Skioldungerkönigs
Erich (der Sechste hieß er)
Seelilienähnliche Tochter Sigtuna
Unter den Fahrenden.
Wie ſchwebte vor Allen herrlich ſie
Mit den Erzſandalen laufkundig einher
Ueber des ſpiegelglatten Bergſees
Froſtflimmerndes Silberfeld,
Wie entwallt' ihrem hehren Hauche
Verjüngender Duft den Uferblumen,
Den danklos erſterbenden.
Und wo erfreut, ſinkendes Abendroth, dich
Schöneren Wiederſcheins Glut in Norweg,
Bis wo die Eisſäule den Himmel ſtützt,
Wenn nicht auf dieſer Wangen Roſengeheg'?
Wer je geſchaut in dies blaue Aug',
Ihm war's, hinuntergezogen
Werd' er mit Elfenmacht
In Seeesgrund voll Vergißmeinnicht
Und Sapphirgeſtein,
Beſeligt im Sinken.
Doch Schweigen gebot des Schweigens Meiſterin.
Trauer kam dem Nah'nden in's Herz
Vor der niemals lächelnden,
Und weit über Thal und Gebirg
Hinwarf ſich der Schatten der Wandelnden.
Gedenk ſei der Götter, den ſie bezeichnen!
Drum alſo ſtürmiſch fuhr ſie dahin,
Weit vorhaſtend meiſt der Gefolgſchaar;
Drum flog ihr Blick, ſchwermuthreich,
Aus gramumflorten Lidern
Meerwärts ſo oft, von wannen
Weißbeſegelte Schiffe,
Mit müden Rudern aufſuchend die Strandbucht,
Begrüßt von ſchwärmendem Landgevögel,
Kunde bringen wie mit Harfengetön
Vom ſüdlichen Wonneland,
Wo Schnee und Eis wird zur Sage.
Schnee und Eis. Auch Herzen die glühten?

Mondenſchein bricht durch brütend Geäſt,
Das ſchwärzliche Arme reckt in die Düſterniß.
Bedächtig ſteigt er, der Führer der Nacht,
Der gelbliche Wolkenwächter,
Der Allenthüller,
Dem aufgedeckt die Unthat
In des Urwalds einſamer Lichtung,
Wie des Liebespaars verſprechender Wink
Im rüdenbewachten Gehöftraum.
Aufſprüht der Himmel in tauſend Leuchten,
Groß und wie näher geſenkt, vertrauter der Hochwelt.
Doch dieſe, ſie zollt Erwiederung zärtlich
Mit der Fackeln hehrem Hundert, das kniſtert
Und knattert und ſtrahlet und ſtreuet
Hellende Streifen durchs hallende Fahrergewog'.
Von fernen Borden blinken ruhig
Des Königsſchloſſes Fenſterreihen,
Dunkler Runen lichte Zeilen.
Glück und Luſt, iſt das die Deutung?
Wahn iſt des Volkes Weſen; Glanz nennt' es
Des Sterns Botſchaft, des ſelig leuchtenden,
Des Blitzes Botſchaft, des allzermalmenden.

„Ich ſei allein! Auf heimatwärts!"
So ſcholl das Gebot Sigtunens Troſſe.
Sie ſchwang ſich empor auf des Zelters Bug
Und mit des Nachtwinds Geſaus
Enttrappte der Zug.
Vorauf die hauptumlockte Holde,
Von düſterrothen Bränden umglüht,
Düſtrerer Seele.
Aufgeſcheucht in des Schloßwalls Gräben
Verläuft ſich gezähmter Hirſche
Trautvereinte Geſellſchaft.
Es übertönen des Hufſchlags Getos
Bellender Wolfshunde Wächterſtimmen.
Doch des Hauſes Tochter, ſie wandelt
Von Gang zu Gang, bis wo
Die ſtille Kamenate friedlich ſich aufthut
Und mit holzgetäfelten Wänden
Einſchließt die Unruhvolle.
Der Hochwand Schnitzwerk, wohl iſt's ſo verſchlungen
Wie der Bewohnerin Träumen;
Des Erkers Vorſprung nur
Durch des Fenſters Doppelbogen
Gönnet der Welt von Licht und Ton
Kaum ſtörenden Eingang.

Heut fühlete heftig Begehren die Zarte,
Kunde zu ſchöpfen durch die Greiſin,
Die ſilberhaarige, die ſtets um ſie war,
Kunde wohl von den ſchönen Schiffen,
Die jüngſt gelandet auf Helgeandsholm.

„Fernen Landen entſtammt ſind die Segler,
(So hub an die Geſchlechtererfahrne)
Denn ſie haben geſchaut des Eislands
Himmelanrauchende Springfluth,
Die aus kieſelreichem Siedbecken,
Ein endlos emporſchießender
Strom, ſonnenwärts urplötzlich aufſtrebt,
Zunächſt Firnrieſen, nimmer aufthauenden;
Denn ſie haben geſchaut
Eines Süderlands ſonnengeliebte
Edenfluren, wo wandelt
Milderer Menſchen geſegnet Geſchlecht.
Doch der ſie führt die wagenden Mannen,
Der geſtern einzog herrlich
In dieſe Mauern, zerklüftet
Von der Jahrhunderte Erzſchritt,
Der jetzo mit ſtrahlender Schaar
Durchjaget jubelerfüllter Säle
Luſtungewohnte Bogenhallen,
Er ſucht mit ſehnendem Auge,
Sigtuna, dich,
Und mit ſehnendem Herzen.
Vernimm, o Kind. Soviel ich geſehn
Der Freier je um deiner Mutter
Mutter bis herab in deine
Mailich blühende Zeit, nie ſchaut' ich
Mannliche Kraft und zärtliche Milde
Schöner gepaart. Er iſt's, der dein Herz
Erſiegt und wenn in Lieb' nicht
(Du begrubſt ſie), ſo mit dunkler Gewalt,
Der allbezaubernden. Vor ihr erbebe."

Der Alten rief eine Botin. Die Greiſin ſprach:
„Der König beſcheidet dich, der König, dein Vater." —
„Mein Vater, bei Odin iſt er,
Und wünſchelos." —
„Nicht kannteſt du ihn. Doch dieſen kennſt du.
Drum ehren ſollſt du ſein gut Gebot.
Wohl, ſchmücke dich und ſchmücke das Feſt." —
„Ich will. Doch hofft es auch, die das Leben mir gab,
Ach! dies Leben, meine Mutter?"

„Was zweifeln wir? Es iſt des Königs — ihr Wille“ —
„So laßt die Tochter mich ſein. Geleit mich.
Doch heiſchet nicht hohlen Schmuck. Wie Sonne und Mond
Mich geſeh'n, unſerer Götter Lieblinge,
Alſo ſchaue der Fremdling mich!
Flammt ihm des Helden Merkmal
Von der weltbezwingenden Stirn,
Mehr wird er mir ſein als Sonn' und Mond,
Unſerer Götter Lieblinge,
Ein Gott ſelbſt, ſchafft er
Rächenden Ausgang aus dieſen Hallen mir.“

Zornſprühenden Blicks von dannen ſchritt
Die Schwanenjungfrau.
Von draußen ſcholls wie Eisbruchs Gekrach
Im wärmenden Lenz. Was taucht aus dem See?
Doch als ſie eintrat, die herrliche Maid,
In den leuchtenflimmernden Saal,
Da war's als hebe — obſiegend dem Dunkel —
Morgenröthlich Glänzen auf Neu' ſich,
Es thauete in der Skalden Seele
Ueberird'ſcher Begeiſterung Bronnen.
Und ſüßer berauſchend aufjauchzte
Das leis erzitternde Harfenlied.
Gluthender des Weins Roth wogte
In kalten Bechern und ſelber das Schwert,
Zu ſprengen droht' es
Der Scheide ſchwungbezähmende Haft,
Klirrend ungeduldig, damit es aufblitze,
Erhoben alsbald
Für der Schönheit ewiges Recht.
In Milde doch ging des Abends Stern
Und ins Herz zurück trat der Stolz ihr,
In's zaghaft pochende.
Die Hand gelegt in der Mutter Hand,
So mied ſie ſieghaft des Werbers Blick
Und lauſchte des Königs Geboten:

„Von dir ſagen hörete der Mann —
Geſtern noch ein Fremder war er uns —.
Heute doch beſiegelt er freundlichſten Bund.
Wenn königlich Wort noch heilig im Reich,
Heilig im Haus, ſo wiſſe, nicht weigern wolle
Du dich des Bandes, das Biedre dir bieten.
Bekannt iſt Sigtunen und unſrer Mannen
Jedwedem, daß wir vor der Jahre vielen
Nach Olafs Tod, unſ'res Bruders,
In Björn, genannt dem Vierten,

Außer Landes ſendeten einen loſen,
Zorngemuten, überhebungsvollen
Knaben; auf des Volks Vorgeben
Geſchah's, das ihn nicht kürte zum König.
Ob er den Meergewaltigen ſich
Zugeſellt, ob die oberen Götter,
Oder die unt'ren (ſchütz' Odin uns)
Seiner Schiffe wohlgefügtes Eichengebälk
Mit ſchimmernden Schätzen geſchwert
Und mit Weisheit geweiht die Stirn ihm,
Das ſei ſpäter vernehmbar noch.
(So ſprach bedeutſam der Herrſcher, beirrt nicht
Durch des Gaſtes grollenden Blick. Fort fuhr er.)
Doch nun Recht zu erkennen und treulich zu ſchirmen
Des Königs und Reichsverweſers Pflicht iſt,
So heißen auch wir in der Heimat Luft
Und in des Reiches Theil
Willkommen, wie wir müſſen, Olafs Sohn
Björn, genannt den Vierten,
Und ſein Weib ſeiſt du, Sigtuna."

Fröhlicher Schreck lähmte der Lieblichen Rede.
Wangenroth kündet, was innerſt verſchwiegen
Zum Herzen wandelt in goldener Stunde.
Dem Vogelſang gleich in Waldnachtſturm,
Der Mutter Segenſpruch verklang,
Ueberſchollen von ſchmetternder Zinken Feſtchor.
Hinging der König, ihm folgte ſein Gemahl.
Zum erſtenmal die ſchneeige Hand
Legend in eines Jünglings Rechte,
Seufzte tiefauf die bange Sigtuna,
Als ſollte ſie fragen, ob jetzo erſt
Entknoſpet ihr das Leben zur Blume,
Ob ſie bis nun gelegen in bannender Gruft,
Ob in des Daſeins Nacht geſtrömt
Der Liebe ſtrahlenzitterndes Nordlicht?

Ueber Heinrich von Kleist.

Von

Dr. Ernst Gnad.

Ungefähr zwei Meilen von Potsdam, am sogenannten Wansee, dort wo der Straßendamm den See in den kleinen und großen theilt, liegt ein altes Wirthshaus, „zum Stimming“ genannt. Stille und fast ängstlich einsam ist die Gegend, wie ein erstarrtes Geheimniß. Am 21. November des Jahres 1811 Nachmittags erscholl die grüne Uferhöhe jenseits des Wirthshauses von dem fröhlichen Gelächter eines heiteren Menschenpaares, das kindisch aufjauchzend Steine ins Wasser warf und von tollster Lebenslust berauscht schien. Und nur wenige Augenblicke später — da lagen beide als Leichen am Boden, beide von des Mannes Hand fest und sicher getroffen, und von der tollen Heiterkeit der letzten Stunden lag noch ein Schimmer auf den ruhigen unentstellten Zügen, gleich der Abendröthe nach einem sonnigen Tage. Der Mann war Heinrich von Kleist, die Frau seine Freundin Henriette Vogl. Kein dunkles Verhängniß, keine unglückliche Leidenschaft etwa hat die Beiden in den Tod getrieben. Sympathie trüber Stimmungen und gemeinsame Liebe zur Musik hatte sie zu Freunden gemacht; in einem Anfalle schwermüthiger Laune hatte Henriette ihrem Freunde das Versprechen abgenommen, sie zu erschießen, und Kleist mit der eigenartigen Hartnäckigkeit seines Charakters sein Wort gelöst. Leichtfertiger ist nie ein Tod erbeten, leichtfertiger nie gegeben worden: wie die Steine, die früher in kindischer Laune ins Wasser geschleudert wurden, sind hier zwei Menschenleben spielend weggeworfen, ja die gräßliche That

vorher angekündigt worden, wie ein heiteres Freudenfeſt: „Wir unſrerſeits,“ ſchreibt Kleiſt an eine Freundin, „wollen nichts von den Freuden dieſer Welt wiſſen und träumen lauter himmliſche Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir mit langen Flügeln an den Schultern umherwandeln werden.“ Und an ſeine Schweſter Ulrike: „Ich kann nicht ſterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt und mit Dir verſöhnt zu haben. Du haſt an mir gethan, ich ſage nicht, was in den Kräften einer Schweſter, ſondern in den Kräften eines Menſchen ſtand, um mich zu retten. Die Wahrheit iſt, daß mir auf Erden nicht mehr zu helfen war. Möge Dir der Himmel einen Tod ſchenken nur halb an Freude und unausſprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: Das iſt der herzlichſte und innigſte Wunſch, den ich für Dich aufzubringen weiß!“ Dieſer frivole faſt komödienhafte Abſchluß eines ſo reich begabten Lebens verblüfft uns, wie ein dunkles Räthſel. Die Frage liegt nahe: Was muß dieſer herrlich begabte Menſch erlebt haben, um ſo zu enden? Wenn wir auf ſein Leben blicken, ſo finden wir keine Erklärung; von bedeutenden und erſchütternden Ereigniſſen iſt keine Rede; der Schlüſſel zu den Irrgängen ſeines Weſens liegt nur in dem, was er innerlich durchgemacht, und das läßt ſich aus den ſpärlichen Notizen über ihn nur ahnen Wir ſind gewöhnt, das Weſen des Menſchen zu ſehr als etwas Gewordenes, als das Product äußerer Lebensſchickſale aufzufaſſen und zur Beurtheilung gewöhnlicher Naturen reicht dies auch vollkommen aus: aber wenn wir die dichteriſche Begabung ſelbſt als eine Art phyſiſcher Abnormität anſehen dürfen, als eine geſteigerte Subjectivität, die ſich in dem verzehrenden Drange kennzeichnet, der Außenwelt das Gepräge des eigenen Innern aufzudrücken, ſo liegt hierin die Erklärung für manches traurige Lebensſchickſal, das ſcheinbar unvermittelt durch äußere Ereigniſſe an hochbegabte Menſchen herantritt. Wenn Kleiſt in einem Briefe an ſeine Schweſter ſein Gemüth ſein Schickſal nennt, ſo beſagt dieſer harmloſe Ausdruck doch im Grunde nichts Anderes, als was Goethe ſtärker und richtiger ausſpricht, „daß Kleiſt bei dem reinſten Vorſatze einer aufrichtigen Theilnahme ihm nur Schauer und Abſcheu erregte, wie ein von Natur aus ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen iſt!“ Und dieſe Krankheit lag in ſeiner phyſiſchen Anlage, wie eine kaum beachtete Wolke, die urplötzlich am Himmel auftaucht und Sturm und Dunkel nach ſich reißt. Wir brauchen dabei nicht an wirklichen Wahnſinn zu denken, wie bei Hölderlin und Lenau, ſondern nur an einen verſteckten Grundfehler der organiſchen Bedingungen des Seelenlebens, der ſich in ſeinem Leben als ein haſtiger unruhiger Drang, als ein ewig vergebliches Sehnen nach dem Sonnenſchein des Glückes, in ſeinen Dichtungen aber als der Riß zeigt, der ihn vom Ideale und von der Vollendung trennt. Es iſt ein ganz merkwür-

diger Menſch, den wir vor uns haben. Die biographiſche Einleitung, mit welcher Ludwig Tieck die erſte Geſammtausgabe ſeiner Werke begleitete, gibt ein Charakterbild von faſt ſpartaniſcher Haltung. Seither hat die Veröffentlichung ſeiner Briefe mancherlei in dieſem Bilde berichtigt. Aus der herriſchen Stellung, die er dort einnimmt, tritt er mehr in die leidende, die fremdartige Erſcheinung ſeines Weſens, fügt ſich mehr in die unklare Krankhaftigkeit ſeiner Zeit, das ſelbſtquäleriſche Grübeln und Grollen erſcheint mehr als Folge ſeines perſönlichen Charakters, als ungünſtiger äußerer Verhältniſſe. Und merkwürdig, wie der Menſch, iſt ſein Lebensgang: ein ewiges Schwanken zwiſchen den heterogenſten Aufgaben, zwiſchen hochfliegenden Plänen und kleinmüthiger Entſagung — und doch durch all die Welt von gefaßten und wieder verlaſſenen Entwürfen blitzt unverkennbar ein mannhafter Geiſt durch, eine große ſelbſtſtändige Lebensanſchauung, die nur in der Anwendung auf ſich ſelbſt fehl geht. Die militäriſche Laufbahn, die er zuerſt ergreift, ſagt ihm nicht zu, die Feſſeln der ſoldatiſchen Disciplin ſcheinen ihm eine Beeinträchtigung der menſchlichen Freiheit. Er nimmt ſeinen Abſchied, ſtudirt Mathematik und Kant'ſche Philoſophie und trägt ſich mit dem Lehrberufe. Aber es iſt ihm dabei doch mehr um ſein eigenes Fortſchreiten als um einen klaren Lebensweg zu thun: „Wenn Du Dein Wiſſen nicht nutzen willſt," ſchreibt er einmal, „warum ſtrebſt Du denn ſo nach Wahrheit? So fragen mich viele Menſchen; aber was ſoll ich ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort, die es gibt, iſt dieſe: weil es Wahrheit iſt! — Aber wer verſteht das?" Doch dieſer Satz, der an die edle Forſcherluſt Leſſing's erinnert, verliert bald ſeine Giltigkeit: wie ſo viele hochbegabte Geiſter, überkömmt auch ihn das Gefühl der Unzulänglichkeit alles menſchlichen Wiſſens: „der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts wiſſen, daß das, was wir Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, hat mich in dem Heiligthume meiner Seele erſchüttert. Mein einziges und höchſtes Ziel iſt geſunken — mich ekelt vor Allem, was Wiſſenſchaft heißt!" Und wie früher die militäriſche Disciplin, ſchreckt das gelehrte Zunftweſen ſeinen freien Geiſt ab: „Es iſt ſo traurig, weiter nichts als gelehrt zu ſein. Dieſe Menſchen ſitzen ſämmtlich wie die Raupen auf einem Blatte, jeder glaubt, ſeines ſei das Beſte, und um den Baum kümmern ſie ſich nicht." Ein Amt zu übernehmen und in die ruhige Gewohnheit der täglichen Arbeit einzulenken — dazu kann er ſich nicht entſchließen: „Ich fühle mich zu ungeſchickt, ein Amt zu erwerben, zu ungeſchickt, es zu führen, und am Ende verachte ich den ganzen Bettel von Glück, zu dem es führt. Der Menſch paßt nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn durchglüht." Dagegen reiſt er zwecklos in der Welt umher und ſein Vermögen geht dabei auf die Neige. Endlich denkt er an Erwerb, er will ein Landgut in der Schweiz kaufen und Bauer werden, aber der kriegeriſchen

Verhältniſſe wegen entſagt er auch dieſem Projecte. Eine Stelle im Staatsdienſte, zu welcher er ſich endlich entſchließt, gibt er bald wieder auf, gründet mit dem letzten Reſt ſeines Vermögens eine Zeitung und eine buchhändleriſche Unternehmung. Dies Alles ſcheitert an der Ungunſt der Zeiten, dazu körperliche Leiden, und das Unglück ſeines Vaterlandes; während außen Alles zuſammenſtürzt, taumelt er rathlos und haltlos immer tiefer in den Abgrund ſeines eigenen Weſens hinein, bis er durch eigene Hand zu Boden ſinkt. „An mir iſt nichts beſtändig, als die Unbeſtändigkeit," ſchreibt er einmal, und in dieſem Selbſtgeſtändniſſe liegt der Schlüſſel zu ſeinem Leben. Nicht glücklicher als ſein äußeres, kann ſein inneres Leben genannt werden; hier greift die Unſtäte und Krankhaftigkeit ſeines Weſens noch rauher in die Tiefen ſeines Herzens und zerſtört deſſen ſchönſte Blüthen. Wohl fehlt auch ſeinem Daſein nicht die weiche Frauenhand, die im Leben genialer Menſchen die empörten Wogen des Gemüthes zu glätten weiß, und nie müde wird, die ſcharfen Steine, aus denen ſich das Gebäude unſeres Lebens zuſammenfügt, mit Blumen zu überkleiden: aber ſeine düſtere, quäleriſche Natur weiß die Empfindungen nicht ſo feſt zu halten, wie hervorzurufen. Seine Braut Wilhelmine von Zeuge war, ſo weit wir ſie aus ſeinen Briefen kennen, eine liebevolle Natur und in der Genügſamkeit und Anſpruchloſigkeit ihres Weſens der grellſte Gegenſatz zu der überſpannten Leidenſchaftlichkeit ihres Verlobten. Die Briefe des Dichters an ſeine Braut, inſoweit wir ſie aus Kleiſt's Leben von Bülow kennen, ſind ganz merkwürdig durch den faſt kühlen und doctrinären Ton, der in ihnen vorherrſcht, ſo daß ſie faſt mehr ſchriftlichen Schulſtudien als Liebesbriefen gleichen; die zärtlichen Worte, die ſie begleiten, bewegen ſich oft in ſo abſtracten Metaphern, daß man verſucht wird, an wirklicher Wärme und Tiefe der Empfindung zu zweifeln. Allerdings wird dieſes Urtheil durch die jüngſt von Carl Biedermann in der Zeitſchrift „Nord und Süd" veröffentlichten, bisher ungedruckten Briefe bedeutend eingeſchränkt, in denen es an innigen Herzenslauten und Ausdrücken wirklicher Liebesleidenſchaft nicht fehlt. Aber doch liegt in dem ganzen brieflichen Verkehre des Dichters mit ſeiner Braut eine gewiſſe theils pedantiſche, theils excentriſche Art, in welche Wilhelmine ſich ſicher nur mit Mühe hineinfinden konnte, und welche ihrem geſunden Sinne die Ungleichheit und Unvereinbarkeit ihrer beiderſeitigen Naturen bald klar machen mußte. Als ſie nun wirklich ſeinen excentriſchen Plan, in der Schweiz als Landmann zu leben, nicht gut heißt, bricht er für immer ab. Einer Neigung zu einer von Wieland's Töchtern hören wir flüchtig in ſeinen Briefen erwähnen; — ſpäter lernt er im Körner'ſchen Hauſe zu Dresden ein liebenswürdiges und reiches junges Mädchen kennen, mit welchem ihn bald gegenſeitige Neigung verbindet. Aber er hat die wunderliche Grille, ſie ſolle ihm ohne Vorwiſſen

des alten Körner, ihres Vormundes ſchreiben; ſie ſchlägt es ihm ab: zuerſt nach drei Tagen, dann nach drei Wochen, zuletzt nach drei Monaten wiederholt er ſein Anſinnen, aber vergeblich. Damit war es wieder zu Ende. Dazwiſchen liegt die romantiſche Liebesidylle auf der Aarinſel in der Schweiz, deren Heldin ein Fiſchermädchen. Wohl mochte hier über Kleiſt's unſtätes Gemüth zum erſten Mal ein Hauch des Friedens hingezogen ſein: aber bei der ungleichen Bildung und Lebensſtellung Beider konnte dieſes Verhältniß ſeinem Gemüthe nichts Dauerndes bieten, als die Erinnerung an einen flüchtigen Sonnenblick des Glückes. Wohl hat Kleiſt in ſeinen Werken die Liebe mit wunderbar tiefer Empfindung geſchildert; aber von dem reichen Strahlenglanz, den ſeine Dichtung dieſer ſchönen Lichtgeſtalt des Lebens um das Haupt flocht, fiel kaum ein flüchtiger Schimmer in's Dunkel ſeiner Seele. Nur ſeine Schweſter Ulrike blieb treu an ihm hangen durch alle Irrgänge ſeines Lebens, aber auch ihre großherzige, faſt heldenmüthige Liebe vermochte den Sturm nicht aufzuhalten, dem er rettungslos verfallen war. — Aber Kleiſt war ein Dichter und der Anlage nach ein großer Dichter! Hat die ſchöne Himmelsgabe, welche auch die ſchärfſten Umriſſe des Lebens traumhaft zu verklären vermag, nicht ausgereicht, ihm ſein Daſein lebenswerth zu machen? Hat die Luſt am Schaffen, die Freude an dem Geſchaffenen niemals ſeine Seele beflügelt? Sagt doch Schiller einmal, daß jede Dichtung nichts Anderes ſei, als eine enthuſiaſtiſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres Kopfes und kommt zuletzt zu dem ſtolzen Ausſpruch, „daß der Dichter der einzig wahre Menſch ſei.“ Aber gerade hier zeigt ſich wieder die ganze Krankhaftigkeit von Kleiſt's Weſen. Er iſt ähnlich wie Alfieri, erſt ziemlich ſpät zur Erkenntniß ſeines Dichterberufes gelangt und ſeine erſten Werke danken ihr Entſtehen weniger einem inneren Schöpfungsdrange, als ganz äußeren Anläſſen. Und als er ſeiner dichteriſchen Begabung bewußt wird, hat er das Gleichgewicht ſeines Innern ſchon verloren. Er geräth in fieberhafte Productionswuth, in leidenſchaftliche Selbſtüberſchätzung, die zuletzt in Kleinmuth und Verzweiflung endet. Er hat nur das eine Ziel, der größte Dichter ſeiner Nation zu werden, und namentlich Goethe zu verdunkeln. „Ich werde ihm den ſtolzen Kranz von der Stirne reißen,“ lautet der Ausdruck ſeiner Ueberhebung. Die nur als kleines Fragment vorhandene Tragödie „Robert Guiscard“ war das Werk, das alles Vorhandene überbieten ſollte. Jahrelang trug er die Arbeit mit ſich herum, mehrmals vernichtete er ſie und arbeitete wieder daran von Neuem. „Der Anfang meines Gedichtes,“ ſchreibt er an ſeine Schweſter, „das der Welt Deine Liebe zu mir erklären ſoll, erregt die Bewunderung aller Menſchen, denen ich es mittheile. Wenn ich es doch vollenden könnte! Dieſen einzigen Wunſch ſoll mir der Himmel erfüllen, und dann mag er thun, was er will!“ „In Kurzem,“ heißt es in einem

anderen Briefe, „werde ich Dir viel Frohes zu melden haben; denn ich nähere mich allem Erdenglücke.“ Aber die Arbeit reift nicht zur Vollendung „Der Himmel weiß, wie gerne ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: mein Gedicht ist fertig.“ Und auf die stolzeste Schaffenslust folgt die größte Entmuthigung. „Ich habe in Paris mein Werk verworfen und verbrannt, und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde, ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönsten Tod der Schlachten sterben. Ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser Aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O, Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!“ Es kam nicht zu dem abenteuerlichen Plane, Kleist hat weiter gedichtet, aber der Erfolg, welcher die Fratzen der Mode oft verschwenderisch mit Beifall lohnt, hat ihm nie gelächelt. Viele seiner Lebensgenossen ahnten in ihm kaum den Dichter, die schönsten seiner Werke sind bei seinen Lebzeiten ungedruckt geblieben und nur die wenigsten aufgeführt worden und meist ohne den gehofften Erfolg. Als er einmal einer Freundin einige seiner Verse recitirte und diese voll Bewunderung nach dem Dichter fragte, da schlug er sich verzweifelnd an die Stirn und brach in die Worte aus: „Auch Sie kennen es nicht? O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?“ Und so zerrann ihm sein Dichten erfolglos, wie sein Leben und sein Lieben, und wir werden begreifen, wie er in der Verzweiflung an sich und an der Welt unaufhaltsam den dunklen Bahnen zugetrieben wurde, welche in dem selbst geschaffenen Grabe am stillen Wansee ihren Abschluß fanden. Noch weit mehr als in seinem Lebensgange im Großen und Ganzen zeigt sich die Krankhaftigkeit seines Wesens, wenn wir in die Details blicken. Hier begegnen wir einzelnen Zügen von Ungeheuerlichkeit, die uns gegenüber der geistigen Größe, welche aus seinen Dichtungen athmet, geradezu verblüffen: die Herausforderung zum Zweikampf an Goethe, dessen Inscenirung er den Mißerfolg seines Lustspieles „der zerbrochene Krug“ zuschreibt, welches in Weimar zuerst über die Bühne ging; die wüthenden Epigramme, mit denen er den greisen Dichterfürsten verfolgte; dann der wahnwitzige Plan, Napoleon durch Gift aus der Welt zu schaffen. Auch der Gedanke des Selbstmordes kam ihm nicht erst von außen her, ist nicht das Ergebniß seines unglücklichen Lebens: es ist die fixe Idee, die ihn von Jugend auf mit furchtbarem Ernste begleitete. Aus seinen frühesten Briefen können wir ersehen, daß er das Leben als ein lästiges Gewand ansieht, und wie es ihm die Schulter drückt, wirft er es mit kalter Entschlossenheit beisei-

„Wenn ich auf dieser Erde nirgends einen Platz finde, finde ich vielleicht auf einem anderen Sterne einen um so besseren.“ Und die schreibt er als Jüngling mit 24 Jahren, wo sonst die Seele noch sehnsüchtig und ahnungsvoll in's Leben blickt, wie hinter blaue Berge: „Ach, es ist nichts ekelhafter,“ heißt es in einem Briefe an seine Braut, „als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das nur dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten.“ Und an die Schwester: „Das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als daß man es erhaben wegwerfen kann.“ „Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein,“ schreibt er an einen Freund. „Komm' laß uns etwas Gutes thun, und dabei sterben. Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden.“ Wir könnten derlei Aeußerungen aus seinen Briefen noch vielfach vermehren, wäre es nicht zu betrübend, wenn ein hochgebildeter Geist in diesem frivolen Tone über das kostbare Lebensgut spricht, das auch dem blöden Stumpfsinn noch ein Lächeln der Befriedigung ablockt, an welches selbst der frierende Bettler sich ängstlich klammert, um des kargen Bissen Brodes willen, den es ihm noch in den Schoß wirft. Wir wollen immerhin zugeben, daß aus dem reichen Freudenkranze des Daseins nur spärliche Blüthen auf sein einsames Haupt herniederfielen, aber befremdend ist es, daß die Schwingen eines so reich begabten, so hochstrebenden Geistes nicht mächtig genug waren, ihn zu jenen sonnigen Höhen des Daseins empor zu ziehen, wo dem befreiten Blick sich die großen schönen Aufgaben des Menschenlebens enthüllen, Aufgaben, welche das Dasein noch des Athmens und Strebens werth machen, wenn auch in der Wimper noch manchmal die Thräne zuckt, die wir dem persönlichen Erdenglücke nachweinen. Und es ist derselbe Dichter, der im „Prinzen von Homburg“ seinen Helden einen erschütternden Schrei der Verzweiflung ausstoßen läßt vor dem geöffneten Grabe, das sein junges Menschenleben für ewig verhüllen soll. Und doch liegt in Kleist's ganzem Wesen trotz alles Schwankens und Grübelns zu viel Ernst und Männlichkeit, als daß wir ihn als eine weiche Werthernatur ansehen dürften, als eine zarte Menschenblüthe, die beim ersten Sturm zusammenknickt, oder daß wir in seiner befremdenden Todessehnsucht nur die Modekrankheit jener Tage erblicken sollten, die sich gerne Welt und Leben schwarz ausstaffirt, weil es die eigene Blässe besser kleidet. Es liegt vielmehr ein furchtbarer Ernst in seinen Aeußerungen, eine wirkliche psychische Krankheit: durch alle Phasen seines Daseins, durch alle heitern und schmerzvollen Erlebnisse schaut die blasse Todesgestalt gespenstig herein und der scherzende Frevelmuth, mit welchem er ihr zuletzt in die Arme taumelt, macht uns denselben seltsamen Eindruck, den wir bei seinem Portrait empfinden, mit dem seelenvollen fast kindlichen Lächeln des Mundes und dem greisenhaft starren Ausdruck von Stirn und Wangen.

Kleist war erst 35 Jahre alt, als er starb; die Werke, die er uns hinterlassen, stammen meist aus der letzten Periode seines Lebens, und es beschleicht uns ein wehmüthiges Gefühl bei dem Gedanken, was ein so reich begabtes Talent hätte schaffen können, wenn ihm ein Leben vergönnt gewesen wäre, wie andern Dichtern. Aber auch das, was geschrieben, ging fast spurlos an seinen Zeitgenossen vorüber und von all der Anerkennung, die heute seinen Werken nicht versagt wird, kam ihm beim Lebzeiten so viel wie nichts zu Ohren. Ich will hier das bei Künstlern und Dichtern so beliebte Stichwort nicht wiederholen, daß die Mitwelt dem Genius gleichgiltig begegnet, während die Nachwelt ihm glänzende Denkmale setzt. Hierin liegt nur scheinbar ein Unrecht. Kleist ging seine eigene Bahnen im Leben wie in der Dichtkunst, und wer immer über die Schranken der gewohnten Welt rücksichtslos seinem eigenen Drange zu folgen wagt, muß erwarten, daß er zuletzt vereinsamt bleibt. Die Nachwelt freilich wird den Genius immer anders beurtheilen, als sein Zeitalter, sie fühlt den schroffen Gegensatz nicht mehr, in welchem er zu dem Sitten- und Glaubensbekenntnisse seiner Zeit stand, seine Härten und Schwächen berühren und verletzen sie nicht mehr und darum ist ihr Urtheil unbefangener. Mit der irdischen Hülle streift der Genius auch die Schuld seines Lebens von sich ab, und nur das Andenken an das Große und Herrliche, was er geschaffen, schwebt als Verklärung über seinem Grabe. So ist auch Kleist erst nach seinem Tode zur Würdigung gelangt, allerdings zunächst nur in bescheidenem Umfange und von einer kleinen Gemeinde. Das Wort Gottschall's, daß man bei der Anerkennung von Kleist's Dichtungen, die bei dessen Leben fast unbeachtet geblieben sind, in das Extrem der Ueberschätzung gefallen sei, bedarf wohl einer bedeutenden Einschränkung. Aber man mag nun seine Werke lieben oder nicht — darin ist man einig, daß Kleist ein großes Talent war, ja der bedeutendste dramatische Dichter, der nach Schiller und Göthe unter den Deutschen aufgetreten ist. Man wird bei der Lectüre seiner Dramen — und in dieser Dichtungsart liegt der Gipfelpunkt seines Könnens — gar oft an Shakespeare erinnert, ohne daß man darüber zu lächeln versucht wäre. Als Kleist eines Tages dem alten Wieland einige Scenen aus „Robert Guiscard" aus dem Gedächtnisse vordeclamirt hatte, schrieb dieser begeistert: „Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleist's Tod Guiscard's, des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblicke an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu bestimmt, die große Lücke in unserer Tragödie auszufüllen, die auch von Schiller und Goethe nicht ausgefüllt ist." Wir können aus dem Bruchstücke des ersten Actes, den wir noch besitzen, kaum ahnen, was das Ganze zu werden

beſtimmt war; aber die Bewunderung des alten Wieland iſt doch übertrieben: Kleiſt hat dieſe Lücke nicht ausgefüllt. Nur die wenigſten ſeiner Dichtungen gewähren einen völlig reinen und befriedigenden Eindruck. Wir fühlen wohl manchmal den berauſchenden Athem großer Schöpfungen, wir hören immer den Flügelſchlag eines gewaltigen Geiſtes, aber die beſeligende Wärme, die reinigende Kraft, die bei wahrhaft vollendeten Dichtungen unſer ganzes Weſen erfaßt, erfahren wir an Kleiſt's Werken nicht. „Mitten in der Freude über Harmonie eines dichteriſchen Geiſtes," ſagt Julian Schmidt, „ergreift uns plötzlich das unheimliche Gefühl, daß etwas Fremdartiges, Unvermitteltes in die Dichtung tritt. Man könnte faſt in jedem ſeiner Werke den Punkt bezeichnen, wo er aufhört, Herr über ſeine Gedanken zu ſein, wo ſie über ihn kommen und ihn willenlos mit ſich fortreißen. Der verborgene Wahnſinn tritt dann heraus, nicht als Ausbruch einer vorübergehenden Erregtheit, ſondern mit dem Anſchein kalter, ſpröder Berechnung. Wenn die anderen Romantiker mit den dunklen Mächten ein frevelhaftes Spiel trieben, ſo ſteigen dieſe bei Kleiſt mit finſterm Schauder aus dem tiefſten Kern ſeines Gemüthes hervor." Es liegt viel Treffendes in dieſen Worten: aber das Krankhafte und Fremdartige in Kleiſt's Dichtungen liegt weniger darin, daß die Hand, die den Pinſel führt, in fiebriſchem Wahnſinn zittert, ſondern weil mehr in dem erdachten Bilde ſelbſt, welches Kleiſt in feſten klaren Umriſſen, mit oft grellen und ſchreienden, aber immer deutlichen und überlegten Farben hinmalt. — In der Ausführung zeigt er eine plaſtiſche Kraft, wie wir ſie bei keinem deutſchen Dramatiker antreffen, einen tiefen Sinn für Ordnung und Geſetz, und einen hohen dramatiſchen Verſtand. Das Krankhafte und Befremdende liegt zunächſt in den pſychiſchen Problemen, welche er zum Vorwurf ſeiner Dichtungen wählt. Wie man auch immer das Weſen und den Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt, ſo wie der Dichtung überhaupt, äſthetiſch formuliren mag: Eines bleibt ihre erſte Aufgabe, nämlich, das allgemein Menſchliche poetiſch zu verklären, und die rechten Schlagwörter für Herz und Verſtand zu geben, mit welchen wir die Probleme des Menſchendaſeins, die erhebenden ſowohl als die erſchütternden erfaſſen und in den Tiefen der Seele nachempfinden ſollen. — Aber die Probleme, die Kleiſt's Dichtungen zum Gegenſtande haben, ſtehen ſelbſt oft nicht mehr auf dem Boden des allgemein Menſchlichen, ſie ſprudeln nicht aus der klaren ſonnenhellen Quelle der geſunden Empfindung hervor, es ſind meiſt pſychiſche Irrthümer und Unarten des Geiſtes, oder pſychologiſche Abnormitäten, wie ſie nur im Dunkel einer einſam brütenden, ſchwermüthigen Seele entſtehen, wie ſie nur durch den wilden, unſtäten Flug einer krankhaften Phantaſie getragen werden können. Und auch da, wo ſeine Gefühlsprobleme noch auf dem Boden des menſchlich Wahren ſtehen,

werden ſie durch Uebertreibung auf die Spitze geſtellt. Ich will von ſeinem erſten, nur wenig bekannten Trauerſpiele „die Familie Schroffenſtein“ ganz abſehen, wo der fünfte Act ſo abſcheulich wirkt, daß das Stück trotz aller Schönheit der erſten Aufzüge ſich niemals auf der Bühne wird einbürgern können: ich will nur die Gefühlsprobleme kurz erwähnen, die ſeinen bekannten Dramen zu Grunde liegen und in tief menſchlicher Empfindung zu wurzeln ſcheinen. Welch herzgewinnender und rührender Vorwurf für die Dichtkunſt iſt nicht die keuſche, ſelbſtloſe Liebe im „Käthchen von Heilbronn,“ dieſe ſchöne Verkörperung des tiefen Göthe'ſchen Wortes: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ Aber dieſe Liebe wird nicht aus geſundem, natürlichen Drange erklärt, ſondern ein Netz von geheimnißvollen, ſomnambulen Beziehungen ſchlingt ſich um die beiden Liebenden, ein Fiebertraum, ein übernatürliches Verhältniß, nicht freie Wahl iſt die unwiderſtehliche Triebfeder alles Handelns. Dieſes fremdartige Element ſtört die volle poetiſche Wirkung einer Liebe, deren Todesmuth durch das freie Bewußtſein ihrer natürlichen Allgewalt weit mächtiger zur Geltung gekommen wäre. Und wie Kleiſt jedes Gefühl gerne auf die Spitze treibt, ſo wird die reizende Demuth der Liebe, die Fauſt's Gretchen in den ſchlichten Worten „Weiß nicht, was er an mir find't,“ ſo rührend ausſpricht, welche Chamiſſo in „Frauenliebe und Leben“ mit ſo herrlichen Worten geſchildert hat, bis zur Entäußerung des menſchlichen Selbſtgefühls, ja — ich weiß keinen anderen Ausdruck — bis zur faſt hündiſchen Unterwürfigkeit geſteigert, die unſer Gefühl beleidigt, hier ſpielt Kleiſt's krankhafte Empfindungsweiſe in die Dichtung über. Er wollte nämlich, wie es heißt, durch dieſes Werk ſeiner Braut, die er durch ſein quäleriſches Weſen bis zum Abbruch des Verhältniſſes getrieben hatte, in einem Beiſpiel zeigen, wie er geliebt werden wollte: d. i. bis zur Entäußerung und Verunglimpfung der weiblichen Natur, die auch in dem ſchlichteſten Weſen noch Achtung gebietet. Und wenn wir ein weiteres Gebilde ſeines Dichterherzens, „die Pentheſilea“ betrachten, ſo kann all der Glanz und der Zauber, den Kleiſt über dieſe Dichtung ausgegoſſen hat, uns nicht für den ungeheuerlichen, dramatiſchen Vorwurf entſchädigen, der die natürlichen Verhältniſſe geradezu auf den Kopf ſtellt. Die Amazone, wie ſie hier gedacht wird, entrückt ſich unſrer Geſichtsſphäre, wenn der Mann zum leidenden und das Weib zum erobernden Theil wird. Was ſoll all die wunderbare Schönheit, welche der Dichter ſeiner Amazonenkönigin um das Haupt geflochten? Von dieſer Leidenſchaft, die tigerartig und bacchantiſch einhertaumelt, von dem Liebeswahnſinn dieſer Jungfrau, welche die Zähne in den zuckenden Leichnam des Geliebten ſchlägt, wendet ſich jedes natürliche Gefühl. — Im „Prinzen von Homburg“ finden wir den Conflict zwiſchen dem frei wagenden Kriegermuthe und der Strenge

militäriſcher Disciplin, einem an und für ſich echt dramatiſchen Vorwurf. Aber dadurch, daß Kleiſt ſeinen Helden zu einer Art träumeriſchen Hamlet in preußiſcher Uniform macht, geht der Conflict, tiefer betrachtet, eigentlich wieder verloren. — Wenn man friſche Thatkraft zu rechter Zeit und beſonnene Kaltblütigkeit als Eigenſchaften des Heldenthums anſieht, iſt der „Prinz von Homburg" in dieſem Sinne ein Held zu nennen und überhaupt zurechnungsfähig? Wenn er bei der Vorleſung des Schlachtenplans allerlei romantiſche Viſionen im Kopfe hat und dann gegen ſeine militäriſche Ordre nicht im Erfaſſen des richtigen Augenblicks, ſondern nur getrieben von der fieberhaften Unruhe ſeiner aufgeregten Seele einem Nachtwandler gleich in die Schlacht ſtürzt und faſt willenlos den Sieg entſcheidet: kann ſeine That als *bewußte* Verletzung der militäriſchen Disciplin angeſehen werden? Ein ſolch fieberhafter Held gehört vor den Arzt und nicht vor das Kriegsgericht. Das Leben mag man ihm ſchenken, aber zum Soldaten taugt er nicht. So bleibt der ganze dramatiſche Conflict eigentlich wirkungslos, weil hier kein militäriſches Geſetz durch freies, ſelbſtbewußtes Handeln verletzt worden iſt. Das nachtwandleriſche Weſen des Helden entrückt ihn der vollen, menſchlichen Zurechnungsfähigkeit, ſein Handeln fußt auf pſychiſchen Ausnahmsbedingungen.

Wie ſehr Kleiſt uns den reinen Genuß ſeiner Dichtungen dadurch trübt, daß er in ſeine Helden zu viel von ſeinem eigenen Weſen hineinträgt, und ihre menſchlich ſchöne Anlage durch Uebertreibung verzerrt, oder daß er die dargeſtellten pſychologiſchen Probleme aus der grübelnden Tiefe ſeiner krankhaften und überreizten Empfindungsweiſe in Verwirrung bringt, erſehen wir deutlich daraus, daß ſeine hohe dichteriſche Begabung ohne peinliche Nachwirkung jedes Mal zur vollen Entfaltung kommt, ſo oft er ſich auf Stoffe wirft, die entweder ihrer Natur nach ſeiner eigenen Individualität wenig Spielraum gönnen, oder wo die dämoniſche Gluth ſeines Innern nur zur Leuchte wird, in welcher ſeine Helden und ihre Stimmungen farbenprächtiger und lebendiger vor uns auftauchen. Seine glühende Vaterlandsliebe war der einzige unverrückbare Schwerpunkt, den ſein ruheloſer Geiſt im Leben gefunden, und in allen Werken, die er zur Verherrlichung ſeines Volkes ſchrieb, iſt das krankhafte Weſen faſt ganz verſchwunden. Hier wird er durch die Größe des Stoffes ſichtlich gehoben. Seine patriotiſchen Oden und Sonette ſind faſt durchwegs vollendet und unterſcheiden ſich durch die Kraft und Mannheit der Sprache weit aus von dem hohlen Bardengebrüll oder der ſentimentalen Verzweiflung anderer zeitgenöſſiſcher Dichter. Man leſe nur „das letzte Lied" mit ſeiner ſchönen Bilderpracht, oder das Gedicht „an den König," wo er mit antikem Todesmuthe den Kampf auf den Thürmen der Hauptſtadt für das heilige Recht erneuern will:

„Sie ſind gebaut, o Herr, wie hell ſie blinken,
Für beſſere Güter in den Staub zu ſinken.“.

Keines ſeiner Dramen hinterläßt daher verhältnißmäßig einen ſo ungetrübten Eindruck, wie „die Hermannsſchlacht,“ mit der tiefen Wahrheit ſeiner Charaktere, mit der gediegenen Kraft ſeiner Sprache, durch welche der Hauch des germaniſchen Urwalds weht. Im freien Walten ſeiner Phantaſie entwirft er von dem Treiben unſerer Ahnen ein bis ins Kleinſte ausgemaltes Bild, das ohne viele hiſtoriſche Studien doch den unzweifelhaften Stempel der Wahrheit an ſich trägt. Man vergleiche nur damit die geſchraubte Unnatur in der Bearbeitung desſelben Stoffes durch Klopſtock und Grabbe! Die Tendenz und Beziehung zu ſeinen Zeitverhältniſſen, zu der ſchmachvollen Erniedrigung des Vaterlandes liegt offen am Tage, aber ſie äußert ſich nie in unmittelbaren Phraſen und Anſpielungen, ſondern die Parallele ſeiner Tage und der grauen Vorzeit ergibt ſich aus der ganzen Darſtellung ſo ungeſucht ſcheinbar, ſo ohne Abſicht, daß der Treue und Erſchloſſenheit der Dichtung kein Eintrag geſchieht. Gottſchall hat Recht, wenn er ſagt, „daß die innerſte Stimmung jener Zeit, das Gefühl des unerträglichen Druckes, der ſich ſpäter in den Schlachten der Befreiungskriege entlud, aus dieſer Tragödie ſich beſſer erkennen laſſe, als aus vielen hiſtoriſchen Schriften.“ — Und hier ſind wir bei einer Seite in Kleiſt's Dichtungen angelangt, die nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, und die allein es verdienen würde, daß Kleiſt mehr als bisher zu ſeiner Nation in jenes herzliche und trauliche Verhältniß treten ſollte, welches die Völker mit den großen Geiſtern zu verbinden pflegt, in denen ihr Geſammtgefühl zum hohen dichteriſchen Ausdruck gekommen iſt. — Es geht nämlich durch viele ſeiner Dichtungen ein kernhafter, tiefdeutſcher Zug, eine echte Volksthümlichkeit, wie wir ſie in gleicher Vollendung nur in Göthe's „Götz“ und im „Fauſt“ wieder finden. Wer denkt dabei nicht zunächſt an das alte Ritterſchauſpiel „Käthchen von Heilbronn“? Dieſes Werk iſt aus des Dichters innerſter Seele als ein Gebilde des Herzens entſtanden; all die Träume von Liebesglück, die ihm ſo ſchmerzlich zerronnen, rief er wach, um ein weibliches Weſen zu ſchaffen in Käthchen; all die Liebe zu ſeinem Vaterlande ließ er in ſeinem Innern auffluthen, um ſich einmal in die Fülle deutſchen Lebens oder deutſcher Gemüthstiefe zu verſenken. Es iſt nicht die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik mit den häßlichen Rittergeſtalten aus Harniſchen von Blech, worin, wie Heine ſagt, lauter Blumen ſtecken, ſtatt Fleiſch und Knochen, ſondern das alte, derbe, leibhafte Mittelalter, welches Kleiſt in ſcharfen und lebenswarmen Strichen uns vor die Seele führt. Und wenn wir uns auch heut zu Tage mit dem überlegenen Lächeln unſerer blaſirten Klugheit vor das farbenprächtige Gemälde ſtellen: ſo laſſen wir uns doch von unſern Müttern erzählen, wie

groß und herrlich ihnen einſt der wackere Ritter vom Strahl erſchien, mit welcher Rührung ſie dem ſüßen Käthchen lauſchten, wenn es unter dem Fliederbuſch ſeine keuſche Liebe träumte. Und es iſt noch heute ein echtes Volksſchauſpiel von mächtiger Wirkung auf naive Gemüther, mit der kernigen, treuherzigen Sprache, mit dem warmen Herzenslaut, der aus jedem Worte klingt, mit ſeiner einfachen für hoch und niedrig verſtändlichen und ſchlichten Motivirung der Charaktere und Grundſätze! Welch ſchöne Mannesgeſtalt iſt nicht dieſer Wetter vom Strahl, ein echter Ritter, derb und bieder, edel und hart und ſo durch und durch wahr! Wie heiß und innig iſt er von Käthchens Bild durchdrungen: „Wenn ich jemals ein Weib finde, Käthchen, das dir gleicht, ſo will ich die Länder durchreiſen und die Sprachen der Welt lernen und Gott preiſen in jeder Zunge, die geredet wird.“ Und über dieſer ganzen Welt von Liebe hängt ſtarr wie ein Fels das Standesvorurtheil: „Warum verlaßt ihr eure goldenen Rahmen, ihr Bilder meiner geharniſchten Väter und tretet hier um mich herum, euere ehrwürdigen Locken ſchüttelnd. Zum Weibe, wenn ich gleich ſie liebe, begehre ich ſie nicht; eurem ſtolzen Reigen will ich mich anſchließen — dich aber Winfried, du Erſter meines Namens, dich frage ich, ob die Mutter meines Geſchlechtes war wie dieſe, von jeder Frauentugend ſtrahlender und makelloſer an Leib und Seele? O Winfried, ich küſſe dir die Hand und danke dir, daß ich bin; doch hätteſt du ſie an die ſtählerne Bruſt gedrückt, du hätteſt ein Geſchlecht von Königen erzeugt, und Wetter vom Strahl hieße jedes Gebot auf Erden.“ Und der Mann mit der tiefen Empfindung, die aus dieſen Worten ſpricht, greift ſpäter zur Peitſche, um das Mädchen abzuwehren, das gegen ſeinen Befehl ihm wieder in den Weg tritt. Dieſer Zug wirkt verletzend auf unſer Gefühl, er iſt ein häßlicher Schatten in der lichtvollen Erſcheinung des Ritters. Man läßt ihn bei der Darſtellung auch oft das Schwert zücken, ſtatt die Peitſche zu ergreifen gegen das wehrloſe Mädchen und macht die Sache noch ſchlimmer, indem man an Stelle der Rohheit die Niederträchtigkeit ſetzt. Der Zug des Grafen mit der Peitſche iſt häßlich, aber nicht unwahr, ja er ſprudelt — ſo ſonderbar dies klingen mag — aus derſelben Quelle ſeiner nie völlig unterdrückten, tiefen Neigung für Käthchen. Wetter vom Strahl iſt im Hauſe ſeiner Braut, er erblickt in dem Beſuche des Mädchens, zu dem es nur aus Fürſorge für des Geliebten Leben getrieben wird, eine Zudringlichkeit; bei ihrem Anblicke erwacht die kaum entſchlummerte Liebe mit neuer Gewalt — und in ſeinem Zorn, mehr über ſich ſelbſt als über das Mädchen und in dem unbeſtimmten Drange, dem unerträglichen Zuſtande ſeines Innern ein Ende zu machen, greift die rauhe Männerhand zur Peitſche, um durch dieſen Act der Rohheit die Brücke für immer abzubrechen, die ihn wider Willen ſeiner nie vergeſſenen Liebe zuführt. Wie wenig er der Mann

ist, die Drohung wirklich auszuführen, deutet der alte Knecht Gottschalk an, wenn er dem zitternden Mädchen halblaut zuflüstert: „Sei ruhig, fürchte nichts.“ Und wer die Scene aufmerksam liest, wird aus den Worten des Grafen herausfühlen, daß sein ganzer Ingrimm etwas Gewaltsames, ja etwas Aengstliches hat, daß er mit der Peitsche weniger dem Mädchen als den eignen überquellenden Empfindungen wehren will, die sich wider Willen in seinem Herzen aufbäumen. Und als er den eigentlichen Zweck ihres Besuches erfährt, wie unterdrückt er gewaltsam wieder seine tiefe Rührung; der stolze Standesherr löst sich die Schärpe vom Leibe, um das Gesicht des schlichten Bürgermädchens vor der rauhen Luft zu schützen. Und wie fein ist der Zug, daß er die Peitsche wuthentbrannt durch's Fenster wirft: „Was macht die Peitsche hier? hab ich hier Hunde, die zu schmeißen sind?“ In dieser freiwilligen Selbstbeschämung, die sich der Graf vor dem Mädchen und vor seinem Knechte auflegt, findet seine edle Natur sich selbst wieder.

Ich erwähne der Scene mit der Peitsche nur deßhalb, weil sie bezeichnend ist für Kleist's Art, zu charakterisieren. Er wirft einen störenden, häßlichen Zug auf seinen Helden, der an sich nicht unwahr ist, ja der dem aufmerksamen Zuschauer einen Lichtblick in dessen innerste Stimmung öffnet, aber die hohe Mannesgestalt zugleich des idealen Schimmers entkleidet. Diese Art zu charakterisieren hat alles Conventionelle abgestreift und verwirrt leicht das Bild des Helden, indem sie jede convulsive Zuckung seines Gemüthes mit wildem Naturlaut zum Ausdrucke bringen will.

Was nun Käthchen selbst betrifft, so hat trotz aller Uebertreibung und ihrer fast unweiblichen Unterwürfigkeit die deutsche Dichtung wenig Frauenbilder aufzuweisen, die mit solcher Innigkeit der Empfindung aus dem Born eines Dichterherzens entquollen sind, als das schlichte Bürgerkind von Heilbronn mit dem demüthig gestammelten „Mein hoher Herr!“ von dem zuckenden Weh im Herzen bis zum jubelnden Freudenschrei beglückter Liebe. Welch' eine Fülle von Duft schwebt um diese schöne Menschenblume, deren süße Innigkeit der so tief gekränkte Vater unbewußt verherrlicht: „Die Eichen sind so still, die auf den Bergen verstreut sind; man hört den Specht, der daran pickt. Ich glaube, sie wissen, daß Käthchen angekommen ist, und lauschen auf das, was sie denkt. Wenn ich mich doch in die Welt auflösen könnte, um es zu erfahren!“

Und die Scene vor dem Vehmgericht, wo ihre ganze Seele dem Blicke des geliebten Mannes daliegt, wie „die Rose, die ihren jungen Kelch dem Licht erschloß,“ dann die Welt von Liebe und Hoffnung, die unter dem Fliederbusche sich mit tausend Blüthen ihren halbgeschlossenen Lippen entringt, gehören zu dem Schönsten, was ein Dichtergemüth ersonnen, und gemahnen in der schlichten, warmen Innigkeit des Tons an das alte

Volkslied. Und ganz nach dem Grundſatze, daß es für den echten Dichter keine Nebenfiguren gibt, daß jede Perſon dort, wo ſie der Dichter auftreten läßt, für ihn zur Hauptperſon wird: wie plaſtiſch und mit ſicheren, ſcharfen Umriſſen gezeichnet treten nicht alle Geſtalten vor unſere Augen. Der alte Waffenſchmied mit dem wilden Haſſe gegen den Grafen und der rührenden Liebe zu ſeinem armen Kinde, der ehrliche Gottſchalk, des Grafen Knecht, deſſen Darſtellung trotz des beſcheidenen Umfangs längere Zeit eine Glanzrolle Ludwig Devrient's bildete. Die vielgetadelte Erſcheinung des Engels, unter deſſen ſchimmernden Flügeln Käthchen aus den Trümmern der eingeſtürzten Burg hervorkommt, hat für ein Volksſchauſpiel von faſt märchenhaftem Charakter weit weniger Störendes, als etwa die Erſcheinung des ſchwarzen Ritters in Schiller's „Jungfrau". Auch der etwas an Kotzebue's Theatercoups mahnende Schluß, daß Käthchen ſich zuletzt ganz unerwartet als Kaiſerstochter entpuppt, iſt durch die für ein Volksſchauſpiel nicht zu umgehende Nothwendigkeit eines glücklichen Ausgangs gerechtfertigt und entſpricht zu ſehr den damals herkömmlichen Theatereffecten, als daß man in dieſer Richtung mit den Anſprüchen abſoluter Kritik vor die Dichtung treten könnte. Und wie die Perſonen, iſt auch die Sprache ſchlicht und treuherzig, dabei eigenthümlich und alles Conventionelle vermeidend. Im rhetoriſchen Schwunge erinnert ſie manchmal an Schiller's Jugenddramen, in der nackten Bezeichnung des Wortes, in den urwüchſigen, mitunter ans Unſchöne ſtreifenden Naturlauten des Herzens manchmal an Shakeſpeare; ſie iſt oft hart und knorrig, aber immer markig und aus echtem deutſchen Eichenholz geſchnitzt. Und wie trefflich verſteht es Kleiſt, wie ſchon A. Haym feinſinnig bemerkt hat (Preußiſche Jahrbücher B. 2, Heft 6, p. 599 u. f. f.), auch ſubtilere Empfindungen dem gemeinen Volksverſtande begreiflich zu machen. Wenn der Burggraf von Freiburg ſeinen glühenden Haß gegen Kunigunde mit den Worten motivirt: „Ich liebte ſie — und ſie war deſſen nicht werth." „Der Menſch wirft Alles, was er ſein nennt, in eine Pfütze — aber kein Gefühl" — ſo iſt dies, in ſolcher Form ausgeſprochen, auch der ſchlichten Empfindungsweiſe des Volkes verſtändlich. —

Und derſelbe tiefdeutſche Zug geht auch durch ſeinen „Prinzen von Homburg," dieſer idealſten Verherrlichung des deutſchen Soldatenthums, welche unſere Literatur aufzuweiſen hat. Wie Bilder aus alten Ahnenſälen gemahnen uns dieſe markigen Kriegsmänner mit ihrer echt deutſchen Reit- und Schlagluſt, die ſich wie Sterne um die erhabene Herrſchergeſtalt des Kurfürſten reihen, von dem kühnen Hohenzollern, dem wilden Schößling eines Heldenſtammes, bis zum biederen Kottwitz mit dem ſchlichten Wort auf den Lippen und der alten germaniſchen Treue im Herzen:

Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand,
Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt, so sagt' ich:
Das wußt' ich, Herr, da nimm ihn hin.
Als mich ein Eid an deine Krone band
Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und nichts dir gäb' ich, was nicht dein gehörte.

Freilich paßt wieder der Prinz von Homburg mit seinem nachtwandlerischen Wesen unter diese märkischen Helden so wenig, wie eine exotische Blume unter alte Eichenstämme; er tritt wie eine Gestalt aus einer andern Welt unter eine im strengsten historischen Costüme gehaltene Umgebung. Wohl läßt sich nicht leugnen, daß dieser träumerische Jüngling mit der liebenswürdigen Unart seines Geistes, mit seinen wechselnden Stimmungen vom frischen Kriegermuthe bis zum ängstlichen Todesschrei in Licht und Schatten mit ziemlicher Wahrheit durchgeführt wird; aber dennoch wirkt die viel besprochene Scene, in welcher der Prinz vor seinem offenen Grabe zusammenschauert und um sein Leben fleht, so störend, daß sie bei der Aufführung, als den herkömmlichen Begriffen von Soldatenehre widersprechend, gewöhnlich weggelassen wird. Allerdings kann auch das Herz des muthigsten Mannes vorübergehend in Todesfurcht erzittern, und die halbunterdrückte Thräne, die ein Held dem scheidenden Leben nachweint, nimmt seinem Tode nichts von seiner Weihe und Verklärung. In der nervösen, von jeder Stimmung leicht überwältigten Natur des Prinzen hat dieser Aufschrei der Todesangst an und für sich nichts Befremdendes, ja es ist menschlich wahr gedacht, wenn der Prinz in der Fülle der Kraft und Jugend vor seinem finsteren Grabe einen sehnsüchtigen Blick nach dem sonnigen Leben zurückwirft, wenn er bei der plötzlich aufflackernden Lebenslust für einen Augenblick die Fassung verliert: aber Kleist läßt bei der ihm eigenthümlichen Vorliebe für Uebertreibung auch jeder berechtigten menschlichen Empfindung die Todesangst des Prinzen sich in Ausdrücken ergehen, die ans Unmännliche streifen:

Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben,
Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sei.

Das ist menschlich wahr, aber in dieser Fassung erscheint es, von der idealen Höhe der Dichtung gesehen, wie ein Fleck in der Lichtgestalt des Prinzen und widerspricht unseren gangbaren Begriffen vom Heldenthum. Allerdings sprechen auch die homerischen Helden den Schauder vor dem Tode in der naivsten Weise aus, sie flehen unter der nervigen Faust des Gegners mit den rührendsten Worten um ihr Leben: aber für die natürlichere Empfindungsweise der alten Griechen hatte dies nichts Befremdendes. Wir Modernen aber kleben in der Aesthetik an dem Conventionellen wie im Leben. Hier gilt es als gute Sitte, stürmische Gefühle zu verbergen, dort

ſtört uns der wahrſte Aufſchrei des natürlichen Gefühls, wo er herkömmlichen Begriffen widerſtreitet. Ich will hier die Frage unerörtert laſſen, inwieweit das Conventionelle in der Dichtkunſt ſeine Berechtigung hat, deren oberſtes Geſetz immer das menſchlich Wahre bleiben muß. Aber wenn wandelnde Stimmungen uns im Leben nicht beirren, weil wir durch den täglichen Verkehr gewöhnt ſind, uns das Weſen des Menſchen aus fortwährenden Widerſprüchen zuſammenzuformen: ſo ſind ſie doch wenig paſſend für den knappen Gang der dramatiſchen Charakteriſierung. Das Zauberlicht der Poeſie verträgt keine Unebenheiten — wie der Ziergärtner von dem Baume, dem er eine harmoniſche Form geben will, alle zu weit ragenden Aeſte, wenn ſie auch noch ſo feſt verwachſen ſind, zu entfernen bemüht iſt: ſo muß die dramatiſche Darſtellung allen vorübergehenden Auswüchſen des Gemüthes, und wären ſie menſchlich noch ſo berechtigt, aus dem Wege gehen, wenn ſie das feſtgeſchloſſene, einheitliche Bild des Charakters zu verwirren drohen. Gegenüber der Manneswürde und dem Adel der Geſinnung, welche der Prinz von dem Augenblicke an beurkundet, als die Entſcheidung über Leben und Tod in ſeine Hand gelegt iſt, erſcheint ſeine jammernde Verzweiflung, gelinde geſagt, als eine unmännliche nervöſe Ueberreizung, deren kläglichen Eindruck der Dichter ſelbſt unbewußt nicht beſſer verdammen konnte, als durch die Worte, die er der Prinzeſſin Natalie in den Mund legt:

Zu ſolchem Elend, glaubt' ich, ſänke Keiner,
Den die Geſchicht' als ihren Helden preiſt.
Schau her, ein Weib bin ich und ſchaud're
Dem Wurm zurück, der meiner Ferſe naht:
Doch ſo zermalmt, ſo faſſungslos, ſo ganz
Unheldenmäßig träfe mich der Tod
In eines Leuen ſcheußlichen Geſtalt nicht an:
Ach! was iſt Menſchengröße, Menſchenruhm!

Dieſer Zug im Bilde des Prinzen von Homburg wirkt ähnlich befremdend, wie früher die Peitſche in der Hand des Grafen vom Strahl, aber er iſt ebenſo bezeichnend für Kleiſt's Art zu charakteriſieren: Eine plötzliche Aufwallung des Gemüthes, die an und für ſich nicht unberechtigt und menſchlich wahr iſt, die aber eine beſonnene Dichterhand zu glätten oder nur leicht anzudeuten geſucht haben würde, tritt hier mit breiter Oſtentation ausgeführt in den Vordergrund und trübt das ſonſt ſcharf gefaßte Bild des Helden, wie ein Steinwurf, der in den klaren Waſſerſpiegel fällt. —

Aber das Werk, in welchem die poetiſche Begabung Kleiſt's am glänzendſten zur Entfaltung kommt, iſt gerade dasjenige, welches nach ſeiner ſtofflichen Seite als dramatiſcher Vorwurf am meiſten getadelt wird: ich meine die „Pentheſilea." Ich habe ſchon bemerkt, daß die Amazone, wie ſie Kleiſt auffaßt, unſerer Empfindungsweiſe fremd iſt; auch hat der Dichter

nicht bedacht, wie unvereinbar gerade auf helleniſchem, vom ſchönſten Formenſinn durchtränkten Boden die Liebe eines Griechen zu einem ſolch' unnatürlich verſtümmelten, von Blut und Schlachtenſtaub bedeckten Weibe erſcheint. Aber die häßliche Fabel iſt mit entzückenden Farben gemalt; durch das Werk zuckt ein Blitz des Genius, weht eine Gluth der Leidenſchaft, die in ihrer berauſchenden Gewalt in der Literatur wenig ihres Gleichen hat. Nicht in ruhiger, heiterer Schaffensfreude konnte eine ſolche Dichtung geboren, ſondern nur in der krankhaft aufgeregten Phantaſie eines Dichters erſonnen werden. Aber wie die Gluth des Fiebers manchmal im Leben dem menſchlichen Geſichte eine ungeahnte Schönheit verleiht, ſo hat hier der Fiebertraum eines Dichters ein Werk geſchaffen, in welchem das Bacchantiſche einen claſſiſchen, bisher nie erreichten Ausdruck gefunden hat, und von deſſen wilder Schönheit man trotz alles Kopfſchüttelns hingeriſſen wird. Wir reichen vor dieſer Dichtung mit äſthetiſchen Schulbegriffen nicht mehr recht aus; ſie wirkt auf uns wie ein Schauergemälde, deſſen Vorwurf uns tauſendmal abſcheulich dünkt, das aber mit unwiderſtehlicher Gewalt immer und immer wieder unſer Auge feſſelt, ſie wirkt wie ein Meteor, das am heiteren Sternenhimmel unerwartet aufleuchtet, das uns erſchreckt und ängſtet, deſſen leuchtende Gluth aber unſere Blicke mit geheimem Entzücken verfolgen. Man kann freilich bedauern, daß Kleiſt die volle Energie ſeines Talentes nicht auf einen ſchöneren, uns menſchlich näher gelegeneren Stoff verwendet hat; aber ebenſo berechtigt iſt die Frage, ob ein anderer Vorwurf dem Dichter die gleiche Gelegenheit gegeben hätte, den ganzen Reichthum ſeines poetiſchen Könnens in ſolcher Stärke zu entfalten. In keinen Stoff hat ſich ſeine unbändige Natur ſo hineingeſenkt, wie in dieſen: Alles erſcheint in Leben und Farbe, allerdings nicht im heiteren Sonnenlichte gereiften Schaffens, ſondern grell und unheimlich beleuchtet wie in der Feuersbrunſt. — Wie in der altnordiſchen Sage es dem Krieger den Tod bringt, wenn er vor dem Kampfe die Walküre erblickt hat, ſo iſt Achilles dem Untergange verfallen, ſeit er dem dunklen Auge der wilden Amazonenkönigin begegnet iſt. Zwei gewaltige Naturen, ähnlich wie Siegfried und Brunhilde in den Nibelungen, rieſengroß über ihr Geſchlecht emporragend, in dunklem, unbewußtem Drange ihrer Ebenbürtigkeit, ſuchen ſich im heißen Schlachtgewühle, gleich entbrannt von Kampfgier wie von Liebe, gleich beſeelt, ſich zu vernichten, wie ſich zu beſitzen.

Seht, wie ſie im gold'nen Kriegsſchmuck funkelnd
Voll Kampfluſt ihm entgegentanzt. Iſt's nicht,
Als ob ſie heiß von Eiferſucht geſpornt
Die Sonn' im Fluge übereilen wollte,
Die ſeinen jungen Scheitel küßt!
Wie ſie bis auf die Mähn' herabgebeugt
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die ſie hemmt.

Mit jedem Hufſchlag
Schlingt ſie wie hungerheiß ein Stück des Weges,
Der ſie von dem Peliden trennt, hinunter.

Und dem wunderbaren Weibe gegenüber ſteht der glänzende Götterſohn Achilles:

Auf einem Hügel leuchtend ſteht er da,
In Stahl geſchient ſein Roß und er — der Saphir
Der Chryſolith wirft ſolche Strahlen nicht!
Die Erde rings, die bunte, blühende,
In Schwärze der Gewitternacht gehüllt,
Nichts als ein dunkler Grund nur, eine Folie,
Die Funkelpracht des Einzigen zu heben.

Und wie die beiden titaniſchen Naturen aufeinander treffen, da zuckt durch die Worte des athemlos lauſchenden Gefolges ſchon die Ahnung auf von der unvermeidlichen Kataſtrophe:

Ihr Götter, haltet eu're Erde feſt,
Jetzt, eben jetzt, da ich dies ſage, ſchmettern
Sie wie zwei Sterne auf einander ein.

Zwei ſo gigantiſche Naturen können nicht neben einander gehen, ſie müſſen ſich zerſchmettern, wie Planeten, die ſich auf ihren Wegen begegnen. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, der Entwickelung dieſer Kataſtrophe im Detail zu folgen, wenn Raum und Zweck dieſer Arbeit es geſtatteten. Von der Liebesſcene zwiſchen Achilles und Penthesilea, wo aus der ſtahlbedeckten Bruſt der Amazone alle leidenſchaftlichen und ſüßen Töne, welche die Liebe in einen Frauenmund zu legen weiß, hervorquellen, bis zur dämoniſchen Raſerei, in welcher ſie den Pfeil nach dem Halſe des Geliebten ſendet und mit den Hunden um die Wette die weißen Zähne in die zuckenden Glieder ſchlägt — liegt eine Stufenleiter wechſelnder Empfindungen, die nur ein großes Talent zu malen ſich erkühnen darf, und wer die Dichtung zur Hand nimmt, muß zugeben, daß Kleiſt hier auch das Unglaublichſte uns glaublich zu machen verſtand. Ja, man muß ſtaunen, mit welchem Maße, ja mit welcher Grazie der Dichter uns den Tod des Achilles, dieſe häßlichſte aller dramatiſchen Scenen, zu ſchildern weiß. Und dazu hat Kleiſt eine Sprache geſchaffen, die trotz mancher Härten geradezu bewundernswerth iſt. Mit ganz modernem Colorit, ohne jedes mythologiſche Beiwerk, ohne antikiſirende Tendenz bringt ſie uns die märchenhafte Amazonenwelt, wie das heitere Hellenenthum zu lebendiger und wahrer Anſchauung; haſtig, ungeſtüm, blitzartig, wie die Handlung ſelbſt, ſchmiegt ſie ſich an den Gang des Dramas, feurig in Bild und Wort, wie die gluthäugige Amazone, und durch jeden Vers zuckt der Pulsſchlag wilder Leidenſchaft. Man mag vom äſthetiſchen Standpunkte über das Werk urtheilen, wie man will: hier iſt keine Spur von Nachahmung, hier lebt Kleiſt's ganze Seele mit allen Widerſprüchen, und trotz der fremdartigen Traumwelt, die hier geſchildert

wird, trotz aller wilden Gefühlszuckungen, die aus der Seele zittern, bleibt die „Pentheſilea“ die Schöpfung eines gewaltigen und echten Dichters. Und mit dem Hinweis auf dieſe abſcheulichſte und zugleich lieblichſte ſeiner Dichtungen ſei dieſe Skizze beendet, und es mag nur noch bemerkt werden, daß auch Kleiſt's Erzählungen — von mancher Abſonderlichkeit des Stoffes abgeſehen — zu den beſten ihrer Gattung gehören durch ihre kerndeutſche Schreibweiſe, durch eine gewiſſe Objectivität und Thatſächlichkeit der Darſtellung, die ſich von jeder reflexiven Beigabe, von jedem Vordringen des Beobachters ferne hält. Wie man beim Klange der Göthe'ſchen Verſe das Gefühl bekömmt, daß jedes Wort eine Nothwendigkeit war, ſo iſt auch Kleiſt's Proſa frei von jedem müßigen Zuſatz.

Es muß überhaupt noch der Zukunft vorbehalten bleiben, über die dunklen Pfade ſeines Lebens weiteres Licht zu verbreiten und ſeine Werke von der einſeitigen Bewunderung und von dem befangenen Tadel der richtigen Würdigung näher zu bringen. Bisher iſt zum Verſtändniſſe ſeiner Dichtungen noch wenig geſchehen. Wie Kleiſt ſich einſam durch's Leben ſchlug, ſo lag er, ein vergeſſ'ner Todter, fünfzig Jahre lang in ſeinem einſamen Hügel, und der einfache Grabſtein, den mitleidige Freundeshände aufgeſtellt hatten, war nahezu verwittert. Vor etwa zwanzig Jahren hat Hermann Grimm in der „Voſſiſchen Zeitung“ einen Aufruf erlaſſen und ſeither ziert ein Gitter und ein neuer Stein ſeine Grabſtätte. Und wenn wir die Stelle ehren, wo ein großer, aber unglücklicher Dichter ſeine letzte Ruhe fand, ſo wollen wir damit keine Anerkennung ſeiner That ausgeſprochen haben, ſondern nur an das erinnert werden, was edel und unvergänglich in ſeinen Dichtungen fortlebt. In dem ſtolzen Garten unſerer Literatur ſtehen viele hochragende Bäume, die mit ewig friſchen Blüthen unſer Auge und Herz entzücken. Wir haben Recht, uns ihrer zu erfreuen: aber es liegt ein wehmüthiger Reiz darin, auch manchmal unſeren Blick auf frühverwelkte Dichterblumen zu ſenken und an ihnen die Fülle von Duft und Schönheit zu ermeſſen, die ein heiterer Lebenshimmel vielleicht aus ihnen hervorgezaubert hätte!

Uebersetzungen aus dem Ungarischen

des Jos. Kiß.*

Von

Franz Gernerth.

Fräulein Agathe.

Ihr Vater war geschieden aus der Welt
Und hinterließ als Erb' ihr Haus und Feld.
Und seit er todt, da setzt sie treulich fort,
Wie er's zu üben pflegt' in That und Wort.
Da war auch ein Proceß; sie hängt daran
Voll Eifer, wie's der Vater schon gethan.

Es war ein seltsamer Proceß, fürwahr!
Wer ihn vernahm, der lacht' und weinte gar,
Und wem sie ihn erzählte da und dort,
Der gab zur Antwort ihr das Trosteswort:
„Behüt' Euch Gott, Agathe lieb und werth!
Viel Bitt'res hat das Schicksal Euch bescheert."

Schon lange währt's. Sie ging zum Komitat
Und führte Klage vor dem hohen Rath:
„Der Körös fließt an meinem Garten hin,
Als meinen ärgsten Feind verklag' ich ihn,
An meines Vaters Erbgut nagt sein Zahn;
Die Obrigkeit leg' ihm den Zügel an!"

Die weisen Herrn, beriethen hin und her,
Wie doch der wilde Fluß zu bänd'gen wär',
Befehl' ergingen viel und wohlgesetzt,
Man spricht davon im Komitat noch jetzt;
Doch Jahr für Jahr ach! von Agathens Grund
Begräbt ein Stück des Körös weiter Schlund.

* Kiss József költeményei 1868—1881, második bővitett kiadás, Budapest 1882.

Und weinend vor dem Oberg'ſpann ſie ſtand,
Die Klagſchrift war von ihrer eignen Hand:
Buchſtaben grimmig dick und langgeſtielt,
Als würde damit der Erfolg erzielt.
Und aufzuklären, was unlesbar wär':
Drum war Agathe ſelbſt gekommen her.

Mit Fuchspelz iſt ihr Mantel reich verbrämt —
Ohn' ihn zu kommen hätt' ſie ſich geſchämt;
Die goldne Kett' iſt ihres Nackens Zier,
Und zum Ellbogen reicht der Handſchuh ihr.
Altmodiſch iſt ihr Gruß, ihr Bückling auch;
Sie hält noch an der ſel'gen Mutter Brauch.

„O Herr!" — Doch Schluchzen hemmt das Wort ihr bald,
Dem gnäd'gen Herrn läuft's über'n Rücken kalt,
Er ſpricht begüt'gend, nennt ſie „Schweſter" gar
Und meint, zu Ende geh' nun die Gefahr:
Das Komitat erkauft den kleinen Grund
Und zahlt den Preis ſammt Schaden ihr zur Stund!

Da fährt Agathe zornig auf und ſpricht:
„Mein väterliches Recht verkauf' ich nicht,
Um keinen Preis, wie gut Ihr's immer meint;
Denn dieſer Garten iſt mein einz'ger Freund,
All' mein Erinnern birgt ſein ſtiller Raum,
Und zu entſagen ihm, ertrüg' ich kaum.

Von ihm iſt theuer mir das kleinſte Stück,
Es ruft die Jugend wieder mir zurück,
Der Frühlingsnächte denk' ich, ſelig bang,
Und wie am Morgen dann die Lerche ſang.
Noch immer klingt's mir nach ſo wunderſam
Und mahnt mich an den todten Bräutigam.

Wir pflanzten damals, nach der Liebe Brauch,
In meinem Garten einen Roſenſtrauch;
Drauf zog er fort, die Freiheit rief ins Feld,
Gott weiß, wo nun begraben liegt mein Held.
Bei Kapolna ward er zuletzt geſehn,
Doch lebt ſein Roſenſtrauch und blüht noch ſchön.

Ich ſchütz' ihn ſammt dem Grund, auf dem er ſteht,
Gebt mir die Schrift zurück, eh's noch zu ſpät.
Ich will damit zum König gehn ſogleich,
Er übt Gerechtigkeit in ſeinem Reich,
An's Komitat wird ſein Befehl ergehn,
Daß auch der Waiſe ſoll ihr Recht geſchehn."

— Der Reif erzittert ſchon am gelben Strauch,
Das Alter ſenkt ſich auf Agathen auch;
Ihr ſchwarzes Haar verliert den weichen Glanz
Und wandelt ſich in grau allmälig ganz,
Vom Weinen ſind die Augen trüb und ſchwer,
Und ihre Hand führt kaum die Feder mehr.

Sie lebt verſchloſſner, als ſie ſonſt gethan,
Nur ſelten trifft man ſie im Garten an;
Mit allzugroßem Schmerz hätt' ſie's erfüllt,
Zu ſchauen täglich der Verwüſtung Bild.
Denn ach! Der Körös wüthet nach wie vor,
Schon leckt die Fluth zum Roſenſtrauch empor.

Da gruben ihn die guten Nachbarn aus,
Und ſetzten heimlich näher ihn ans Haus,
Und thaten's wieder ſo von Jahr zu Jahr
Aus Mitleid für Agathens graues Haar.
Da wird es Nacht auf einmal um ſie her,
Der Garten iſt dahin — ſie ſieht's nicht mehr.

Nun kann am Frühlingsabend ſie auf's Neu
Verſenken ſich in ſüße Schwärmerei,
Von Ihm bringt Botſchaft ihr der Roſenduft,
Der längſt ſchon ihrer harrt in ſtiller Gruft,
Und ihre Seele lauſcht dem Lerchenſchlag,
Der ihr verheißt der ew'gen Liebe Tag.

Der Kuß.

(Orientaliſch.)

Drei Dinge liebte Juſſuf, der Poet:
Das Lied, das Mädchen und das Ruhebett.

Jung ſei das Mädchen, das du nenneſt dein —
Das Lager, wenn's nur weich, kann alt auch ſein.

Auch feurig ſei das Mädchen, und das Lied
Verlaſſe nicht der Erd feſt Gebiet.

So ſann vergnügt der Weisheit Juſſuf nach. —
Da kam ein Jüngling einſt zu ihm und ſprach:

Ein Lied, o Meiſter! hab' ich Dir gebracht;
Hör's gütig an und prüf' es mit Bedacht!

— „Genug, mein Freund!“ fiel Juſſuf ihm ins Wort;
„Bei Verſen laß die Vorred' immer fort!“

„Nun lies!“ — Zuerſt ganz leis, bewegter dann
Der Jüngling alſo hub zu leſen an:

* * *

Die Tuberoſe Blüt', Bülbül's Geheimniß ſüß:
O Kuß! Wo iſt der Pfad zu deinem Paradies?

Der Roſe Blätter ſäuſeln klingen . . . ſprechen gar,
Doch ſüßer ſchallt der Kuß vom holden Lippenpaar.

Vom Himmel ſchwebt er, wenn die ſtillen Nächte ziehn,
Und ſieh! auf meines Mädchens Lippe find' ich ihn.

Du ſtillſt den ew'gen Durſt und reizeſt ihn zugleich,
O Kuß der Liebe, reich an Qual, an Wonne reich!

* * *

Auf einmal rauſcht's. — Was kommt da leis hervor? —
Der Dichter winkt, der Jüngling blickt empor.

Der Vorhang theilt ſich, und im holden Schein
Tritt Leila, die Geliebte Juſſuf's, ein.

Und wie der Dſchin ſein Opfer nimmer läßt,
So hängt ſie an des Dichters Lippen feſt.

Und küßt ihn lang und ſtumm und inniglich;
Der Jüngling, wie betäubt, blickt ſtarr um ſich.

Der ſel'gen Huri's denkt er, tief bewegt,
Bis endlich an das Ohr ein Laut ihm ſchlägt.

Aus wirrem Traume rief's ihn wieder wach,
Und Juſſuf, Leila's Haupt verhüllend, ſprach:

„Nicht forſch' nach Allah's Weſen — bet' ihn an!
Und Küſſe gibt, doch nicht erklärt der Mann.“

Die Lorbeern von Abbazia.

(Nach einer Sage.)

Von

Gotthard Freiherrn v. Kuſchmann (Eginhard).

Von Lorbeern will ich ſingen, die nicht im Kampf erfochten,
Vom Menſchenblute triefend, zum Siegesruhm geflochten, —
Nein — wie einſt Iſtriens Küſte mit Lorbeern ward geſchmückt
So daß ſie Herz und Auge des Wand'rers noch entzückt.

Der Sänger muß beginnen von des Guarnero Stürmen,
Vor welchen ſeine Wogen ſich oft noch drohend thürmen,
Seitdem Medea einſtens der Argonauten Flucht
Hier vor den Kolchern ſchützte durch Brudermord verrucht.

Und wieder — horcht — die Winde aus Aeols Schläuchen heulen,
Tritone peitſchen die Wogen wild mit Korallenkeulen
Daß ſie wie toll aufſpritzen — es wälzt ihr ſchäumender Giſcht
Sich toſend auf und nieder mit Blitzesglut vermiſcht.

Ein Dreimaſt iſt ihr Spielball — Neapels Flagg' am Borde,
Ihn wirft ſich zu, hohnlachend, die triefende heulende Horde,
Daß ihm die Fugen ächzen, als berſte ſchon ſein Holz —
Doch ſtets hebt er ſich wieder, ſo wie ein Meergott ſtolz.

Auswand'rer birgt er — flüchtig vor wilden Saracenen —
Wo eine neue Heimath? — ſo fragt ihr Friedensſehnen. —
Sie nahmen mit ſich Alles, was ihnen heimatlieb,
Selbſt Blumenſträuche, Bäumchen, mit friſchem Keim und Trieb.

Wo eine neue Heimath? — wohl nur am Meeresgrunde!
Schon klafft ein Leck — wer heilet des Schiffes ſchwere Wunde? —
Der Hauptmaſt brach, die andern ſich ſchwer zur Seite neigen,
Es pfeift ſchon durch die Taue des Schiffes Todesreigen.

Weh, ſoll's als Wrack zerſchellen am klippigen Felſenſtrande? —
Da plötzlich rundet weit ſich — mit grünem Küſtenrande
Ein Golf, vor deſſen Frieden ſcheu die Tritonen flieh'n,
Poſeidon's Najaden mildlächelnd ſchirmen ihn.

Dem Lebensſturm iſt wahrlich der Meerſturm zu vergleichen,
Heil, wenn ſo Menſch als Schiffer den Hafen noch erreichen,
Und ihnen, eh' ihr Nachen als Wrack geborſten ſinkt,
Ein friedlich Küſtendaſein durch Gottes Gnade winkt.

So war's Neapels Kindern auch damals wohl zu Muthe,
Als ſie ſchiffbrüchig, bergend, was noch von ihrem Gute
Verſchont blieb, freudig riefen, im frommen Gottvertrau'n: —
Hier in der ſonn'gen Wildniß — hier laßt uns Hütten bau'n!

O wie ſo mild die Bucht ſich biegt,
Als wär's Caſtellamare,
Die Möve leichten Schwung's durchfliegt
Die Luft, die azurklare.

Delfine tanzen durch die Flut,
Die Wellen ſilbern ſchäumen,
Und Cherſo glänzt in Morgenglut,
Wie Capri's Morgenträumen.

Bergdörfleins lugen rings hervor,
Umſchirmt von Felſenſchienen
Des walddurchſäumten Mont' maggior,
Wie in den Apenninen.

Nicht Rauch, der vom Veſuv uns droht,
Nur lichte Nebel walten,
Die in der Berge Abendrot
Den Roſenkelch entfalten.

Und ſtatt bei Tamburin und Sang
Auf Tarantellaſchwingen,
Seht fröhlich bei der Gusla-Klang,
Ein Fiſchervölklein ſpringen.

Ja, hier, wo die Kaſtanien
Entblüh'n den Klippenſchründen,
Soll bald wie in Campanien
Sich edles Weinlaub winden.

Und, daß die Hütten traulich — ſich einigen zum Ganzen,
Sie rings der Heimath Bäumchen und Blumen, Sträuche pflanzen,
Vor Allen aber Lorbeern, die herrlich dort gedeih'n,
Und Nachtigallen neſten in ihrem Grün ſich ein.

So kam's, daß ſeit dem letzten der Siedler Gottesfrieden
In blumigem Grabhügel nach Jahren ward beſchieden,
Die Küſte die als Wildniß einſt aufnahm ihren Kiel,
Wenn Meer und Leben ſtürmet, hold winkt als ein Aſyl.

Kamelien und Roſen im Schutz der Lorbeerhaine, —
Und was ſonſt ſüdlich duftet im blumigen Vereine,
Dem wilden Karſt entblühend rings als Oaſe ſprießt,
Die mild den müden Pilger mit ſonn'gem Glanz umſchließt.

Monsieur En-passant.

Eine Künſtler-Novelle

von

Oskar Welten.

1.

Heiß brütete die Sonne über dem laut- und regungsloſen Wald und machte das Harz von den arg geſchundenen Föhren und die Schweißperlen von der Stirne eines Mannes herabrieſeln, welcher, ſichtlich erſchöpft, jetzt am Rande einer abſchüſſigen Waldwieſe ſtillſtand und forſchend rings umblickte. Allein ringsum gab's nichts zu ſehen als Wald und Wald und Wald; keinen Pfad, keine Straße, — nichts, was auf die Nähe menſchlicher Wohnungen ſchließen ließ. Solches aber mochte der Wanderer wohl erwartet haben, und ſeine männlich ſchönen Züge drückten hellen Mißmuth aus ob der ſo unwillkommenen Enttäuſchung.

„Das hat man davon," rief er faſt zornig, und warf Waidmannstaſche, Hut und Stock in's Gras — „das hat man davon, wenn man eigene Wege wandelt, in der Ueberzeugung, daß ſie die kürzeren ſind, — man geht erſt recht mit der Kirche um's Kreuz. In der Kunſt —" grollte er weiter — „mag einen der Inſtinkt noch richtig führen, aber im Gebirg hört bei unſer einem das Genie auf, und der Eſel fangt an!"

Jetzt lachte er laut und ſtreckte ſich unter eine knorrige, dicht belaubte Eiche, den einzigen ſchattigen Baum in dieſer Föhrenwildniß. Und mit wiedergewonnenem Humor fuhr er alſo fort: „Wer weiß auch, wozu es gut

iſt, daß ich juſt hieher gerieth! Schon Mancher verwünſchte einen Zufall, der gerade zu ſeinem Beſten ausſchlug. Vielleicht iſt's auch bei mir ſo! . . . . . Und genau genommen muß ich ja doch, wenn ich, meinem Grundſatz treu, immer gerade fort bergab gehe, in ein Thal, zu Menſchen, zu einem Wirthshaus gelangen. Erſt aber noch ein wenig verſchnaufen. Ah!"

Der müde und verirrte Wanderer legte ſich behaglich auf den Rücken, ſchob die Hände unter den Kopf und ſchaute nun in's Geäſte der dunklen Eiche hinein, an deren gefurchtem Stamme große braune Waldameiſen raſtlos auf- und niederliefen. So lag er eine geraume Weile und dachte, — dachte kunterbunt, vom Hundertſten zum Tauſendſten gelangend; und allmälig ſchloſſen ſich die ſchweren Augenlider, gleichmäßige, leichte Athemzüge hoben die Bruſt, — er ſchlief.

Ein Raſcheln im Geſträuche hinter ihm ſchreckte ihn nach kurzen Minuten aus dem leiſen Schlaf empor; er wandte den Kopf und erblickte eine große Eidechſe, deren grüner Schuppenpanzer in der Sonne wahrhaft prächtig glänzte.

„Halt, kleines Ungethüm! Das iſt einmal eine Farbe, die man ſtudiren ſollte!"

Mit dieſen lebhaft hervorgeſtoßenen Worten drehte ſich der Erwachte pfeilſchnell um und griff nach dem Reptil. Dieſes aber war noch viel ſchneller in ſeinen Bewegungen, — es entſchlüpfte; und aufſpringend verfolgte es der ſeltſame Jäger, den nicht das Wild, ſondern nur deſſen Farbe intereſſirte, am Rande der Wieſe entlang, bis er ſeine Spur verlor. Eine Minute noch lauſchte er, ob ſich's nicht nochmals regen würde, — doch vergebens. Und ſchon wollte er ſich ſeinem Ruheplatze wieder zuwenden, da war's ihm, als höre er es neuerdings. Er machte einige Schritte in den Wald hinein, und lief dann mit einem Freudenſchrei noch eine Strecke tiefer.

„Ein Pfad! Ein Pfad!" jubelte er. „Aber ein ſehr merkwürdiger Pfad, der in die Wieſe hier mündet, und nicht weiter führt. Doch immerhin! Hinab will ich ja und nicht hinauf, — ich will ihm alſo folgen. Dank Dir, kleiner grüner Drache, Du haſt mir guten Dienſt geleiſtet! — Seltſam! Wie mich das an die Märchen mahnt von gekrönten Schlangen, die den fahrenden Ritter in ein Schloß führen und ſich dann als verwunſchene Prinzeſſinen entpuppen. Vielleicht finde auch ich in dieſer Waldeinſamkeit etwas dergleichen. Vederemo."

Mit leichten Schritten, die keine Müdigkeit mehr verriethen, eilte der Wanderer der Eiche zu, warf das Ränzchen über, nahm Hut und Stock zur Hand und ſchritt den Pfad hinab, den er ſo unverhofft gefunden und der nach kurzer Friſt in einen breiteren, längs eines natürlichen Zaunes hinlaufenden Weg mündete. Nun war wieder die Frage: wohin? rechts oder

links? Der Pfadsucher entschied sich für rechts und langte nur wenige hundert Schritte weiter vor einer niedrigen Holzthür im Zaune an, die allerdings jenseits wieder in den Wald führte, jedoch in einen Wald, welcher mit Rücksicht auf Zaun und Pforte die Bezeichnung „Park" erheischte. Unwillkürlich griff der Mann nach der eisernen Thürklinke um zu öffnen, hielt aber schon im nächsten Augenblicke inne. „Halt!" murmelte er, „dieses Pförtchen ist wohl nicht für mich da und ich habe kein Recht in solch' abgeschlossenes Besitzthum zu dringen. Marschiren wir also rechts hinunter!"

Er blickte den Weg entlang.

„Hm! Hierherum werde ich wohl noch eine gute Weile gehen müssen, ehe ich zur Fahrstraße gelange! Mittendurch wär's wohl näher, und auffressen wird mich auch Niemand, wenn ich's thu'. Also — frisch gewagt!"

Rasch entschlossen drückte er auf die eiserne Klinke, die Thür gab nach, — und in der nächsten Secunde stand er innerhalb der Umzäunung.

2.

Zur selben Stunde saß auf einem bequemen Gartenstuhl im kühlen Schatten einer alten großblättrigen Linde weit zurück gelehnt eine junge, auffallend schöne Frau und las. Doch nicht ganz gefesselt schien sie von dem Inhalt des Buches, das sie in der Hand hielt. Der Blick ihres großen dunklen Auges schweifte häufig über den Rand desselben hinweg, bald auf die Wiese und das Haus zu ihrer Rechten, bald in den dunklen Weg hinein, der zu ihrer Linken tiefer in den Park führte. Und dann wieder schaute sie mit humoristischem Lächeln auf die große, grau und schwarz gefleckte Dogge zu ihren Füßen, die ungeduldig nach den Fliegen schnappte, welche ihren schön gezeichneten Kopf umschwirrten und ihr mitunter einen schweren Seufzer erpreßten.

Gleichfalls seufzend klappte die junge Frau mit einem leisen „Es geht ja doch nicht!" endlich das Buch zu, beugte sich vor, und legte wie tröstend die Hand auf des Thieres Kopf. Dieses knurrte voll Behagen und drückte denselben dicht in das helle Kleid, das, über dem schön gewölbten Busen etwas geöffnet, in weichen Wellen an der vollen, biegsamen Gestalt hinabfloß. Unten jedoch war es ein wenig emporgerafft und ließ die kleinen auf einem Schemel ruhenden Füße, die schneeweißen Strümpfe frei. All' dies sowie die ganze Haltung der jungen Frau deutete darauf hin, daß sie sich völlig allein und unbeobachtet wähnte, und wie sie jetzt wieder in ihren Stuhl zurücksank, ein Blatt vom nahen Fliederbusche pflückte und dasselbe mit den feinen und offenbar auch geübten Fingern zu skelettisieren begann, da war es wohl unverkennbar, das sie eine Störung nicht im Entferntesten gewärtigte. Und doch schien eine solche zu drohen. Denn noch war die junge

Frau in ihrer selbstvergessenen Spielerei nicht weit gediehen, als der Hund zu ihren Füßen die Ohren spitzte und knurrend den Kopf in die Höhe hob.

Die Dame hielt in ihrer Arbeit inne.

„Ruhig, Lea!“

Allein statt sich zu beruhigen, sprang Lea auf, hob die Ruthe hoch, sträubte die Rückenborsten, machte einige Sätze in den Parkweg hinein und bellte laut.

„Lea! Ruhig! Hieher!“

Vergebens der Zuruf; der Hund bellte fort.

„Da ist ein Fremder im Park! Wer aber sollte es wagen? Unbegreiflich!“

Die junge Frau erhob sich rasch und eilte dem Hunde nach, ihn nochmals zurückrufend. In diesem Augenblicke ward an einer Biegung des Weges ein hoher Mann sichtbar, der dem Thiere furchtlos entgegenschritt und es durch freundlichen Zuruf zu begütigen suchte. Und wirklich schien dies zu gelingen. Lea stand still und wandte den Kopf fragend der Herrin zu, die, das Kleid mit ruhiger Hand über der Brust schließend, den kühnen Eindringling halb zornig, halb erstaunt, etwas unnachahmlich stolz Abwehrendes in der Haltung, ansah. Sie gewärtigte offenbar ein Wort der Aufklärung ob seines plötzlichen und unwillkommenen Erscheinens. Der fremde und nichts weniger als sorgfältig gekleidete Mann jedoch schien weder leicht einzuschüchtern, noch besondere Eile mit seiner Entschuldigung zu haben. Er stand wie gebannt und es lag tiefe staunende Bewunderung in dem Blicke, mit welchem er das schöne Weib mit der hohen vollendeten Gestalt und dem geistvollen Antlitz umfaßte. Und so ganz unverkennbar war es, daß nur der unverhoffte Anblick der jungen Frau ihm augenblicklich die Sprache raubte, daß diese ihm Zeit ließ sich zu fassen, und nun auch ihrerseits ihr staunendes Gegenüber eines forschenden Blickes würdigte.

Ihre Züge glätteten sich hiebei und nahmen einen kritisch prüfenden Ausdruck an, als wolle sie aus einer Reihe besonderer Merkmale einen Schluß ziehen auf Alter, Stand und Bildungsgrad des Unbekannten. Doch selbst in ersterer Beziehung kam sie nur zu einem annähernd sicheren Resultate: denn auch die Annahme, der Mann sei zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre alt, bedurfte erst noch der Bestätigung, indem das schon stark mit Grau gemischte Haar, im Widerspruch zu dem glänzend braunen Vollbart und der frischesten männliche Kraft ausstrahlenden Erscheinung, ein höheres Alter vermuthen ließ.

Völlig verwirrend aber war der Gegensatz zwischen der hohen, schlanken Gestalt, welche sich durch vornehme Haltung auszeichnete, zwischen dem Geist und Schwung verrathenden Ausdruck des leuchtenden,

tiefblauen Auges, und der rauhen, abgeschabten, den Adel der Formen verbergenden Waidmannstracht des Mannes, dem plumpen Sack auf dem Rücken, dem groben Knotenstock und dem formlosen, mit einer langen Rabenfeder gezierten Hut. Und jetzt erst fiel es der Dame auf, daß der Eindringling es noch gar nicht der Mühe werth gefunden diesen Hut vom Kopfe zu ziehen. War sie daher einen Moment geneigt gewesen, ein vorwiegend günstiges Urtheil über ihn zu fällen, so widerrief sie es jetzt. Zornesröthe stieg ihr in die Wangen, zwischen den feingeschwungenen, fast schwarzen Brauen ward eine haarscharfe senkrechte Falte sichtbar, die kleinen Schneidezähne nagten an der Unterlippe, und mit einem rauhen: „Mensch, was suchen Sie hier?“ wollte sie das ungebührliche Starren und Schweigen des Mannes unterbrechen, — vermochte jedoch, ohne zu wissen, wie dies kam, nur ein scharfaccentuirtes „Herr?!“ herauszustoßen.

Allein auch dies genügte den sprachlosen Fremdling wieder zu sich zu bringen. Langsam griff die Hand nach dem Hut und sich tief und achtungsvoll verbeugend, sprach er mit leiser Stimme, als fürchte er den Zauber zu brechen, dem er noch hingegeben ist: „Verzeihen Sie, meine Gnädige, daß ich erst jetzt nach einem Worte des Grußes, der Entschuldigung suche, doch Ihr plötzliches Erscheinen unterwarf alle meine Sinne dem Begehren des Auges, Sie anzuschauen.“

Die junge Frau machte eine abwehrende Bewegung. „Ich bin nicht in der Lage, das in diesen Worten liegende Compliment anzunehmen. Uebrigens entschuldigt dasselbe“ — der erst kalt abwehrende Ton wurde jetzt scharf — „Ihr Erscheinen hier durchaus nicht. Durch Zaun und Pforte wähnte ich mich gegen solchen Ueberfall geschützt von Seiten gebildeter Menschen; wandernde Handwerker aber kommen immer vorne an das Haus des Pförtners und steigen nicht über Zäune, weil sie wohl wissen, daß sie dies nicht ungestraft thun dürften.“

In dem Antlitz des so hart zurecht Gewiesenen flammte dunkle Röthe auf, krampfhaft umschloß die Hand den weichen Hut, so daß die Rabenfeder gebrochen zusammenknickte, und fast drohend machte er einen Schritt nach vorwärts. — Für die junge Frau war der Moment kritisch und eine furchtsame hätte wohl um Hilfe gerufen. Sie aber erwiderte den drohenden Blick, indem sie mit ausgestrecktem Finger nach dem Hunde wies und kalt sagte: „Hüten Sie sich!“ Allein Lea, die sich längst zu den Füßen ihrer Herrin niedergelassen hatte, und dem Gespräche mit erhobenem Kopfe lauschte, schien die feindlichen Ansichten der jungen Frau durchaus nicht zu theilen, und anstatt sich dem Vorwärtsgeschrittenen entgegenzustellen, schnupperte sie ihn schweifwedelnd an, so daß er sich trotz seiner inneren Empörung eines Lächelns nicht erwehren konnte. „Ihr Hund“ sprach er jetzt mit lauter, wohlklingender

Stimme, „scheint mehr Menschenkenntniß zu besitzen als seine Gebieterin und er thut wohl recht, mir keine bösen Absichten zuzumuthen, welche mir auch wirklich ferne liegen. Doch — ich will nicht länger stören, es müßte denn sein, daß Sie mich als Einbrecher in Haft nehmen wollen. Dann allerdings müßte ich bleiben."

Nicht im Tone des Spottes, sondern gutmüthigen Humors waren die letzten Worte gesprochen, und so entwaffneten sie auch die junge Frau und erweckten ihr die höchst peinliche Empfindung, einem Manne zu nahe getreten zu sein, der, weß Standes immer, jedenfalls gute Lebensart zeigte. Mußte sie nun dies milder stimmen, so entschied das ganz befremdliche Gebahren Lea's, welche sich von dem Fremden bereits den Kopf streicheln ließ, vollends zu seinen Gunsten, und es war etwas Freundliches in dem Tone, mit welchem die junge Frau sich jetzt zu ihm wandte: „Ich halte Sie nicht, mein Herr, und wenn etwas in meinen früheren Worten lag, das Sie verletzte, so mögen Sie nicht übersehen, daß die Art und Weise, wie Sie hier eindrangen und auftraten, mich zu einem Protest berechtigte."

„Und ich, meine Gnädige," erwiderte mit galanter Verbeugung der Fremde, „komme nun endlich, allerdings sehr verspätet, mit meiner Bitte um Entschuldigung. Ich bin Maler, — Landschaftsmaler muß ich beifügen —, der auf der Suche nach interessanten Motiven, wie sie ja doch nur die Natur gibt, in diese Berge ging, sich auf der Wanderung verirrte, endlich einen Waldweg fand, der ihn zum Pförtchen Ihres Parkes führte, — und, da ihm dieses sich willfährig öffnete, unbescheiden genug war, hier einzudringen: in der Erwartung, dadurch ein gut Stück Weges abzuschneiden. — Dies die Zufälligkeiten, welche mein Hiersein, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch ein klein wenig verzeihlich erscheinen lassen werden. . . . Nun aber ist es für mich wirklich höchste Zeit . . . ."

Die junge Frau hatte lebhaft angeregt zugehört; in ihren schönen Augen war etwas wie Neugier zu lesen, des Malers Namen zu wissen, der ihr so unvermuthet und jetzt mit so viel Artigkeit begegnete. Auch fühlte sie sich, nachdem sein Erscheinen in dieser Weise aufgeklärt war, gedrängt, ihr früheres Unrecht gut zu machen. Als der Maler also mit tiefer Verbeugung sich verabschieden wollte, sprach sie liebenswürdig: „Nicht doch, mein Herr! Nicht so lasse ich Sie fort! „Tout comprendre c'est tout pardonner" — ich habe die alte gute Lehre wieder einmal unbeachtet gelassen und bin dadurch Ihnen gegenüber in's Unrecht gekommen. Sie sollen aber nicht sagen, daß die Gräfin Valerie von Rottenstein Ihnen nur unliebenswürdig begegnet sei, daß sie der Pflicht der Gastfreundschaft sich völlig entzogen habe. Bleiben Sie also ein halbes Stündchen hier und nehmen Sie einen Imbiß und frischen Trunk, die Ihnen wohl notthun werden —"

„Sehr, Frau Gräfin!“ Der Maler legte dabei die Hand betheuernd an's Herz, und die junge Frau rief lächelnd: „Das ist schön von Ihnen, daß Sie mir keinen Korb geben! — Und“ — fuhr sie, ihn ruhig ansehend, fort — „da Sie Werth darauf zu legen scheinen, Ihr Incognito zu bewahren, so erlasse ich Ihnen die Nennung Ihres Namens. Sind Sie's zufrieden?“ „Das ist zu viel Güte, Frau Gräfin, und von meiner Seite wäre es jetzt geradezu eine Unhöflichkeit, von derselben Gebrauch zu machen. — Mein Name ist Curt von . . . .“ „Doch nicht Sarnen?“ entschlüpfte es in unverhohlener Erregtheit den Lippen Valeriens, und als der Maler lächelnd entgegenfragte: „Und warum nicht?“ da schoß ihr die helle Röthe in die Wangen und fast verwirrt antwortete sie: „Weil . . . weil ich Sie nach der Photographie, die ich von Ihnen gesehen, nicht wiedererkannt hätte. Dort blickte mir ein eleganter Salonmann entgegen und hier —“ „Ein Vagabund!“ schloß lachend Curt den Satz. „Sie haben ganz Recht, Frau Gräfin, — und indem Sie mich meines fragwürdigen, alten Habits wegen im vorhinein verurtheilten, sprach aus Ihnen nur der verletzte gute Geschmack. Ich weiß, ich sollte mich nicht so tragen, — aber, Gott helfe mir, dieser alte rauhe Kittel hat mir's nun einmal angethan, und auf meiner Sommerwanderung in's Gebirge muß er immer wieder her, bis kein Faden mehr hält. Und dann — begrab' ich ihn wie einen treuen Hund.“

Mit sanfter Hand, wie liebkosend, strich Curt von Sarnen über den groben Loden, ganz vergessend wo er war und wem er gegenüber stand. So konnte er auch den großen staunenden Blick nicht wahrnehmen, mit welchem Valerie ihn betrachtete, und war daher sehr überrascht, als diese im ungläubigsten Tone, halb für sich, die Worte sprach: „Und Sie sind wirklich der berühmte Maler Curt von Sarnen?“

„Frau Gräfin scheinen das für ganz unmöglich zu halten? Da muß ich in der That geradezu bedenklich aussehen. So schlimm dacht' ich's selber nicht,“ erwiderte gutmüthig lächelnd der Maler.

„O nicht das ist's!“ protestirte lebhaft Valerie. „Nicht Ihr Aussehn, denn das dünkt mich jetzt gerechtfertigt, — wohl aber die Worte, mit denen Sie es rechtfertigen, befremden mich aus dem Munde eines Mannes, der . . . dem . . . .“

Die junge Frau schwieg erröthend, und gespannt fragte Curt: „Sie scheuen sich den Satz zu vollenden? Das muß ja dann etwas ganz entsetzlich Schlimmes sein, was Sie gegen mich vorzubringen haben! Aber bitte, sprechen Sie es aus. Vielleicht bin ich im Stande, etwas dagegen vorzubringen.“

Ernst schüttelte die Gräfin das schöne Haupt. „Nicht doch, Herr von Sarnen, — es ist nur Unsinn, was ich sagen wollte, — es bleibt also besser unausgesprochen. Auch gibt es jetzt Wichtigeres für mich als Hausfrau zu

thun, Willkommeneres für Sie. Ich bitte mir in's Schloß zu folgen, mein Herr! . . . Sie werden dort einige alte Bekannte finden," fügte sie dann, zum Gehen gewendet bei, „die wiederzusehen Sie gewiß freuen wird."

„Und darf ich denselben so gegenübertreten?" fragte zögernd der Maler.

Valerie wandte sich mit reizendem Lächeln um. „Gewiß dürfen Sie das! Diese alten Bekannten werden es Ihnen nicht verübeln. Kommen Sie nur!" Und rasch voranschreitend wies sie ihrem Gaste den Weg, während Lea freudig bellend an diesem emporsprang und den noch immer Zögernden zu rascherem Gehen aufforderte, — nicht achtend den verweisenden Ruf ihrer Herrin, die, einen Moment stillhaltend, bis Curt sie erreicht hatte, freundlich bemerkte: „An dem Hunde, Herr von Sarnen, haben Sie merkwürdig schnell einen Freund gewonnen."

„Treu und treu gesellt sich eben gerne." — Wieder war's der große staunende Blick, mit dem die schöne Frau den Sprecher ansah, — und diesmal entging er Demselben nicht. Doch mit keinem Worte deutete er an, daß er diesen Blick wahrgenommen; nur ein trübes Lächeln glitt über seine Züge, und, das Haupt geneigt, schritt er schweigend neben Valerie einher, während der Hund immer bellend voran und dem Hause zulief, als wolle er die Ankunft eines willkommenen Gastes melden.

3.

In der Thür des Schlosses, zu welcher sieben steinerne Stufen emporführten, erschien jetzt, offenbar gelockt von dem munteren Bellen Lea's, ein alter Diener, dessen stramme Haltung und martialischer grauer Knebelbart den ausgedienten Soldaten verriethen. Freundlich rief er den Hund und eilte dann, die Nahenden gewahrend, die Stufen hinab. Obgleich sich ein gewisses Erstaunen in seinen Zügen spiegelte, so grüßte er die Gebieterin und den fremden Mann an ihrer Seite doch mit aller schuldigen Ehrfurcht. Valerie aber nickte ihm gütig zu und sprach lächelnd: „Herr von Sarnen hier ist hungrig und durstig, und ich lege es Dir und der alten Katrin' dringend an's Herz in der Sorge für sein leibliches Wohl nichts zu verabsäumen. Vorerst aber, lieber Bartel, nimm dem Herren seine Reisetasche ab, die ihm gewiß schon schwer genug geworden ist. — Sie erlauben wohl, Herr von Sarnen?" fügte sie bei, während der Diener sich beeilte, ihrem Befehle zu entsprechen.

Mit einem herzlichen „Danke schön!" ließ sich Curt den Dienst gefallen, stieg dann, dem einladenden Winke der Gräfin gehorchend, die Stufen empor und folgte ihr in den Speisesaal, woselbst sie ihm einen

bequemen Fauteuil zum runden Tiſche rollte. „Sie werden müde ſein und mögen daher einen Moment behaglicher ungeſtörter Ruhe pflegen!“ ſagte ſie einfach liebenswürdig, indem ſie ihn zum Sitzen aufforderte. Und da Sarnen zu widerſprechen Miene machte, fuhr ſie raſch fort: „Einige Minuten muß ich Sie nun ohnedies allein laſſen, denn das ganze Verdienſt, Sie zu bewirthen, mag ich meinen Leuten doch nicht gönnen.“ Die ſchöne Geſtalt verſchwand raſch in der Thür; Curt aber ſprang mit einem halblauten: „Bin ich denn bei Sinnen?“ von ſeinem Sitz empor, und ſchritt unruhig, ſichtlich erregt, in dem großen Raume auf und ab. Faſt märchenhaft berührte ihn, was er in der letzten kurzen Friſt erlebt und in ſeinem Herzen bebte ein Gefühl von Freude und Luſt, fremd und entzückend zugleich, ohne daß er ſich irgend eines haltbaren Grundes desſelben bewußt geworden wäre. Doch nicht lange blieb der Maler den in ihm ſtürmenden Gedanken und Empfindungen überlaſſen, als Valerie wieder eintrat, gefolgt von Bartel, der auf ſilberner Platte eine beſtäubte Bouteille mit Wein, eine Caraffe mit Waſſer und einen Becher trug.

„Vor allem etwas, um den brennenden Durſt zu löſchen!“ ſagte ſie liebenswürdig, und tiefer färbte ſich ihre Wange, als Curt den raſch gefüllten Becher mit eleganter Bewegung erhebend ſelben auf das Wohl der unvergleichlichen Hausfrau leerte.

„Viel zu viel des Lobes!“ erwiderte ſie, die momentane Verlegenheit bemeiſternd, und winkte dem Diener, nochmals einzuſchenken. Curt jedoch ließ es nicht zu. „Das iſt ein ſehr alter Herr,“ meinte er lächelnd, — „mit dem darf man nicht ſpaßen; und vorläufig ſehe ich auch noch niemanden, auf deſſen Wohl ich ein zweites Glas leeren dürfte. — Ihr Herr Gemahl iſt nicht gegenwärtig, Frau Gräfin?“ „Mein Mann iſt todt!“ — Valerie ſagte es ruhig und ernſt. „Doch Sie mahnen mich recht“ fuhr ſie in einem leichteren Tone fort. „Ich verſprach Ihnen ja zwei alte Bekannte. Dieſelben erwarten Sie auch bereits im Salon. Ich mochte ſie nicht herabführen, zumal wir hier dem Oberſthofmeiſter Bartel das Feld räumen müſſen. Darf ich bitten, mir zu folgen?“

„Wenn Sie befehlen, Frau Gräfin! — Dürfte ich aber nicht wenigſtens die Namen der Herren kennen, denen ich begegnen ſoll? Ich bin im höchſten Grade geſpannt . . . . .“

Schalkhaft lächelnd blickte die junge Frau den Sprecher an. „Es ſind zwei Glieder der Familie Sarnen,“ ſagte ſie, und lachte hell auf, als Curt auf der Treppe ſtehen bleibend rief: „Das iſt unmöglich! Denn ich bin der Letzte dieſes Stammes.“

„Da wäre ich alſo myſtificirt? Undenkbar!“ gab Valerie mit gut geſpieltem Erſtaunen zurück. „Bitte, — hier herein!“

Sie öffnete die Thür zum Salon und, sich rasch der Wand den Fenstern gegenüber zukehrend, sagte sie humoristisch: „Hier, meine Freunde, stelle ich Euch vor Herrn Curt von Sarnen, der eure Existenz zu läugnen wagt!“ Und dabei wies sie auf zwei kleine Landschaftsbilder, während ihr dunkles Auge neugierig auf des Malers Antlitz ruhte. Hatte sie jedoch erwartet, daß die Ueberraschung, welche sie Curt dadurch bereitete, eine freudige sein würde, so mußte sie jetzt erzittern vor der furchtbaren Wirkung, welche der Anblick der Bilder auf ihn machte.

Gespannt war der Maler der weisenden Hand gefolgt, im nächsten Moment jedoch wich aus dem schreckensstarren Antlitz alles Blut, die linke Hand fuhr nach dem Herzen, während die rechte mit eisernem Griff das feine Gelenk von Valerie's erhobenem Arm umklammerte; und wie ein Schmerzensschrei rang sich's aus seiner Brust: „Wie kommen Sie zu diesen Bildern?“ Dann fielen die beiden Arme schlaff herab, der Kopf sank auf die Brust und die ganze Gestalt brach in sich selbst zusammen. So stand der Mann, zerschmettert, nach Athem ringend, neben der wie Espenlaub zitternden Frau, ewig lange Minuten, ohne einen Laut von sich zu geben, — während die Schatten der Dämmerung allmälig herabsanken, den todtenstillen Raum verdunkelnd, die beiden Bilder wie mit einem Schleier verhüllend. . . .

Curt's Athem wurde wieder gleichmäßig, die Gestalt wuchs zu ihrer ursprünglichen Höhe empor, und langsam das den tiefen Schmerz noch widerspiegelnde Antlitz hebend, schaute er die, noch immer fassungslos dastehende Frau mit einem Blicke unsäglicher Wemuth an und sprach leise: „Und das sind Ihre Freunde? Da müssen Sie wohl schon sehr unglücklich gewesen sein!“

Valerie konnte nicht sofort antworten. Sie fühlte, wie es ihr heiß in die Augen stieg, wie ein einziger Laut die mühsam beherrschte Bewegung in ihr zu heftigem Ausbruche bringen würde, — und die Hände auf den wogenden Busen pressend rang sie und zwang sie es nieder, das Mitleid, welches sie übermannen wollte. Nur unmerkbar noch vibrirte ihre weiche Stimme, als sie erwiderte: „So unglücklich nicht, wie der Mann gewesen sein muß, der diese Bilder gemalt, — aber auch nie so glücklich.“ „Wahr! Wahr! Wahr!“ — Curt stieß die Worte wie halb im Traume heraus. Dann, der jungen Frau mit großem Interesse in's Antlitz schauend, fragte er fast hastig: „Wer hat Sie gelehrt diese Bilder verstehen? Wer hat Ihnen verrathen, was in meiner Seele vorging, als ich dieselben malte? Das Sujet ist ja doch ganz einfach, — die Bilder kaum der Beachtung werth, und Tausende werden gleichgiltig daran vorübergehen!“

Der Maler hatte nicht so Unrecht. Die Bilder, welche solchen Aufruhr in seiner Seele entfesselt hatten, konnten in der That auf den ersten Blick

ein beſonderes Intereſſe nicht erregen. Das eine derſelben ſtellte eine einfache Bauernhütte vor, rückwärts an eine bewaldete Höhe gelehnt, vorn von einem kleinen Gärtchen umgeben, in welchem der prächtigſte Nußbaum eine hell rieſelnde Quelle beſchattet. Neben der Thür des Hauſes ſteht an der Riegelwand eine rohe Holzbank, Raum bietend für zwei Menſchen. Auf dem Dache hat ein Storch ſein Neſt gebaut und fliegt ſoeben, Nahrung ſuchend für das brütende Weibchen, in die Ferne. — Dies das eine Bild, das die Morgenſonne beleuchtet und ein wolkenloſer, tiefblauer Himmel überſpannt. — Und dieſelbe Landſchaft ſtellte auch das zweite Bild dar; doch wie ganz, ganz verändert! — Blutroth ſinkt die Sonne hinter dem bewaldeten Hügel hinab und taucht in ihre Glut den dunklen rauchenden Schutt des bis zur Erde herabgebrannten Häuschens, des halbverſengten Raumes, deſſen dürre Blätter ein leiſer Wind unheimlich bewegt, die verſiegte Quelle, das zertretene Gärtchen. Und rückwärts auf einer verkohlten Sparre ſitzt der Storch mit hängenden Flügeln, mit geſenktem Kopf, ein todtes Schlänglein im Schnabel, und ſtarrt wie verzweifelt in die Zerſtörung, in die Vernichtung zu ſeinen Füßen. — Dies Bild ergreift unwillkürlich mehr, doch ganz verſtändlich wird es erſt durch ſein Gegenſtück, wie letzteres auch erſt durch das erſtere zu voller Geltung kommt in ſeinem Beſtreben, ſtilles Glück und ſeligen Frieden zu ſiegendem Ausdruck zu bringen. Und je länger man die beiden Bilder betrachtet, deſto mehr tritt der furchtbare Gegenſatz in's Auge, — und möchte man jubeln beim Anblick des einen, ſo zerreißt der Jammer im andern das Herz und lockt die Thräne in's Auge.

So erklärte die eigenartige Beſchaffenheit dieſer Bilder einerſeits Valerie's Wort vom Glück und Unglück des Malers, anderſeits aber auch ſeine Verwunderung über ihr tiefes Verſtändniß der in den Bildern ausgedrückten Stimmungen. Und an Curt's diesbezügliche Aeußerung anknüpfend erwiderte die junge Frau nach kurzer Pauſe ruhig: „Sie fragen ſeltſam, Herr von Sarnen! Wer mich gelehrt hat dieſe Bilder zu verſtehen? Ich glaube, daß gewiſſe Dinge ſich gar nicht lehren laſſen, — ſo vor allem das Schaffen, — ſo auch das Genießen und Verſtehen eines Kunſtwerkes. Insbeſondere aber gilt dies von jenen Künſten, die nur durch Farbe oder Ton geſtalten und in erſter Linie nur *Stimmungen* zum Ausdruck zu bringen befähigt und berufen ſind: da iſt die Muſik und die Landſchaftsmalerei.“ Valerie ſchwieg und da Curt keine Miene machte zu entgegnen, ſo fuhr ſie nach kurzer Sammlung fort: „Ja, durch die Stimmung vor allem, die aus ſeinem Bilde zu uns ſpricht, muß der Landſchaftsmaler zu wirken ſuchen, ſei's nun daß er einen Baumſchlag, ſei's daß er eine Schlucht, ein Thal, ein Stück Feld malt. Etwas muß in ſeiner Seele vorgegangen ſein, als er ſich den jeweiligen Vorwurf wählte, dieſes Etwas *in* ihm muß

nach poetiſchem, künſtleriſchem Ausdruck gerungen haben, und dies muß aus ſeinem Bild voll und klar verſtändlich zu uns ſprechen, — vor allem zum Gemüth, — zur Phantaſie erſt durch ſeine Vermittlung. Wer aber von unſeren berühmten Landſchaftsmalern kann das? Sie — und wer noch? — Die Herren malen ganz vortrefflich, — ja meiſterhaft, — für das Auge, für die Sinne: für die Seele malt keiner, — weil keiner mit der Seele malt!" Die junge Frau hielt inne, faſt verlegen ob des Eifers, in welchen ſie ſich unverſehens hineingeſprochen, und da der Maler noch immer ſchwieg, fügte ſie raſch hinzu: „Anders kann ich Ihnen Ihre frühere Frage nicht beantworten. — Was ich in dieſer Richtung verſtehe, verſtehe ich aus mir ſelbſt."

„Und ich bitte um Verzeihung, daß ich jene Frage zu ſtellen wagte."

Die junge Frau nickte freundlich: „Die iſt Ihnen gewährt, zumal ich es wohl begreiflich finde, daß Sie auf Ihrer einſamen Höhe nur ſelten tieferem Verſtändniß begegnen. — Uebrigens mögen auch Sie mir verzeihen, daß ich Sie hieher geführt. Die Bilder haben ſchmerzliche Erinnerungen in Ihnen wachgerufen!"

„Nicht doch! Nicht doch!" erwiderte Curt mit Lebhaftigkeit. „Nun iſt's wieder vorbei! — Vielleicht iſt es ſogar gut ſo. Keinesfalls aber, Frau Gräfin, trifft Sie ein Vorwurf." — Bartel's Meldung, daß ſervirt ſei, endete dies Geſpräch, und lebhaft angeregt begaben ſich die beiden einander unverſehens liebgewordenen Menſchen in den Speiſeſaal hinab, wo auf dem wohlbeſetzten Tiſch bereits die Lampe brannte und durch die offenen Fenſter die laue balſamiſche Abendluft hereinſtrömte. —

Nach eingenommenem Mahle trat eine Pauſe der ſchweigenden Ruhe ein, aus welcher der dumpfe Schlag der hohen Stockuhr Curt von Sarnen urplötzlich aufſchreckte. „Die neunte Stunde!" ſagte er, ſich lebhaft zu der jungen Frau wendend. „Kaum daß ich's für möglich hielte, ſo raſch verflog die Zeit, — und der Vorwurf, Ihre Gaſtfreundſchaft, Frau Gräfin, mißbraucht zu haben, wird mir wohl jetzt kaum mehr erſpart bleiben."

„Sprechen Sie nicht ſo, Herr von Sarnen! Thun Sie mir die Ehre an, mich bezüglich der Geſinnung für Ihresgleichen zu halten und nicht für eine jener Salondamen, die nur Phraſen bieten, und nur Phraſen fordern. Ich gebe mich ja wohl zur Genüge ſo, daß ich hierauf Anſpruch machen darf. — Uebrigens, was ſoll's mit der neunten Stunde? Sie wollen doch nicht Nachts weitermarſchiren in Ihnen völlig unbekannter Gegend?" Es lag etwas wie Beſorgniß in dem Ton, wie die junge Frau dieſe Worte ſprach, und ihr Blick war nicht im entfernteſten bemüht, dies zu verhehlen.

Curt jedoch ſcherzte darüber hinweg, ſo innige Freude er auch ob dieſer ungeheuchelten Theilnahme Valeriens empfand. „Es wird doch hier

keine Räuber geben?“ ſprach er lachend. „Und bis zum nächſten Orte, der zweifelsohne ſehr nahe liegt, werde ich wohl ohne weitere Irrfahrt finden!“

„Da täuſchen Sie ſich, wenn Sie den Ort ſo naheliegend wähnen. Auf der Fahrſtraße haben Sie faſt eine halbe Stunde zu gehen, — und daß ich Ihnen nicht zutraue, Sie könnten den Waldweg finden, ohne ſich noch einige Male zu verirren, werden Sie mir wohl verzeihen.“

Heiter hatte Valerie geſprochen; jetzt aber hielt ſie einen Moment inne, wie im Kampfe mit einem in ihr aufſteigenden Bedenken. Dann in einfach-herzlichen Ton umſchlagend fuhr ſie fort: „Zudem, Herr von Sarnen, ſind Sie gewiß müde, und wer weiß, ob und welche Unterkunft Sie in dem kleinen Dorfwirthshauſe finden würden. Es ſcheint mir alſo das Einfachſte und auch das Natürlichſte, daß Sie hier übernachten: das ganze Parterre ſteht zu Ihrer Verfügung! — Ich bitte, kein Wort weiter über dieſen Gegenſtand,“ fügte ſie lebhaft bei, da Sarnen Miene machte, gegen ſo viel Freundlichkeit zu proteſtiren, — „es würde mich in meiner Lage nur peinlich berühren.“

Das Letzte war etwas leiſer geſprochen, — nun aber hob ſie das Antlitz und ſah den Maler mit ihren großen dunklen Augen ſo merkwürdig an, ſo ehrlich und tiefernſt zugleich, daß ihm das Wort der Entgegnung auf den Lippen erſtarb. „Unnahbar!“ — das hatte aus dieſem Blick geſprochen, warnend und flehend und — vertrauend zu gleicher Zeit, und wie ein Bann ſenkte ſich's in die Seele des ohnehin vornehm denkenden Mannes.

„Und nun ſagen Sie mir,“ begann Valerie im unbefangenſten Tone wieder, „wohin Ihre Reiſe Sie führt? Das intereſſirt mich!“

„Eben in dieſe Gegend,“ gab Curt von Sarnen einfach zurück, „von deren prächtigen Partien, mir ein jüngerer College viel erzählt und vorgeſchwärmt hat.“

„Und mit gutem Grunde!“ bekräftigte Valerie des Malers Worte, worauf dieſer kopfnickend ſagte: „Auch ich habe dieſe Wahrnehmung bereits gemacht und einen Punkt von beſonderem Reize auch ſchon in's Auge gefaßt!“

„Und dieſer wäre?“

„Die Waldwieſe oben . . . . .“

„Mein Lieblingsplätzchen! — Ach! wenn Sie mir das malen wollten!“ Die junge Frau ſagte es lebhaft, faſt kindlich, und faltete bittend die Hände. Und lächelnd ob dem liebenswürdig reizenden Anblick erwiderte Curt:

„Und Sie ſollen es auch haben — ſo gut ich's eben kann!“ . . . .

Als die ſchöne Frau an dieſem für ſie ſo bewegten Abend, vor dem großen Spiegel in ihrem Schlafzimmer ſtehend, das ſeidenweiche braune Haar löſte und das Kleid von den herrlichen Schultern ſtreifte, da zog es

wie der Abglanz tiefinnerſten Glückes über ihr Angeſicht und träumeriſch lächelnd ſprach ſie vor ſich hin: „Endlich ein Menſch ſo recht aus dem Vollen! Und ihm zu begegnen mußte ich in dieſe Berge flüchten!“ — Dann, ungläubig das Haupt ſchüttelnd, fuhr ſie fort: „Wie ganz anders ſtellte ich ihn mir vor, den die böſe Welt „Monsieur En-passant“ nennt, den größten Don Juan der Reſidenz! — Und wie ganz entſpricht er dem Manne, der mir aus ſeinen Bildern entgegenſchaut: tief, — edel, — treu! Sollte er wirklich ſolch eine räthſelhafte Doppelnatur ſein? — Ich kann's nicht glauben, — und ich mag's nicht wiſſen! . . . .“

Die letzten Worte waren heftig hervorgeſtoßen und dunkle Röthe ergoß ſich über Antlitz und Nacken der jungen Frau, die, raſch das Licht löſchend, ſich im Dunkeln vollends entkleidete.

Und unten lag, die müden Glieder auf ſchwellenden Pfühl geſtreckt, Curt von Sarnen, und murmelte: „Endlich einmal ein Weib, das keinen Roman ſpielen will, — ein Weib, das ſelbſt beſtrebt iſt, uns im ſchönſten Sinne vergeſſen zu machen, daß es ein Weib. — Nur zu ſchön, — zu ſchön! . . . . Was ſie wohl veranlaſſen mag, ſo ganz allein, ferne von der großen Welt zu leben? Nur urſprünglicher Hang für Natur und Einſamkeit? Dazu iſt ſie mir doch zu lebhaft! — Trauer um den Verluſt des Gatten? So ſchmerzlich ſcheint ſie ihn denn doch nicht zu vermiſſen! — Alſo — unglückliche Liebe? Unſinn! — Was geht's auch mich an! . . . .“ Aergerlich drehte ſich Curt auf die andere Seite und — dachte nichts mehr.

4.

In großen Sätzen haſtete Lea des anderen Morgens die Treppe vom erſten Stock hinab, gefolgt von Valerie, welche das verzogene, ungehorſame Thier vergebens mit leiſem Zuruf zur Ruhe mahnte. Und ſchon wollte der Hund an Curt's Thür vorbei ins Freie ſtürzen, als er ſich plötzlich anders beſann, einen Augenblick an der Diele ſchnupperte, dann mit freudigem Gebell emporſprang, und die Pfote auf die Klinke legte, ſtürmiſch Einlaß begehrend. Komiſche Verzweiflung über ſolch ungeſtümes Weſen malte ſich in dem thaufriſchen, roſig angehauchten Antlitz der jungen Frau, da ſie ihren Gaſt noch ſchlafend wähnte. Dem war aber nicht ſo. Auch Curt von Sarnen hatte ſein Lager bereits verlaſſen und trat in leichtem Sommeranzug in den Flur, mit eleganter Verbeugung die junge Frau grüßend. — Dieſe überwand raſch eine momentane Befangenheit ob der nun noch vortheilhafter wirkenden Erſcheinung des Malers und ſtreckte ihm herzlich die Hand entgegen, welche Curt flüchtig mit den Lippen berührte.

Nun trat das ſchöne Paar in den ſonnenhellen Garten hinaus und Valerie lenkte ihre Schritte einer breitäſtigen Eſche zu, in deren Schatten

der bereits gedeckte Frühſtücktiſch ſtand, und lud den Maler liebenswürdig ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. . . . .

„Nun aber, mein werther Gaſt," begann ſie mit wichtiger Miene, nachdem der Morgenimbiß eingenommen war, zu Curt gewendet, — „nun müſſen wir uns als ſyſtematiſche Deutſche vor allem eine richtige Zeiteintheilung machen bezüglich jener Stunden, die dem Studium und der Arbeit, — und jener anderen, welche der Erholung gewidmet ſind. Wie Sie dies ſonſt halten, ſo möge es auch hier gelten. Ich bitte darum."

Curt von Sarnen fühlte, daß dieſe liebenswürdigen Worte eine Einladung zu längerem Verbleiben als ſelbſtverſtändlich in ſich ſchloſſen, und er nahm ſtillſchweigend an, indem er ſeine Antwort directe der an ihn geſtellten Frage anpaßte. „Meine Zeiteintheilung, gnädige Gräfin," erwiderte er, „iſt die einfachſte von der Welt, und ich glaube, daß dieſelbe keinerlei Störung herbeiführen wird. Ich gehe des Morgens in den Wald, und erſt wenn es dunkelt, kehre ich wieder heim, — wenn Sie den Ausdruck geſtatten!"

„Und ſpeiſen?" Etwas mütterlich Beſorgtes lag in der naiven Frage der jungen Frau, und lächelnd gab der Maler zurück: „Davon iſt tagsüber keine Rede bei mir, — nicht im Sommer, nicht im Winter, es müßte denn ſein, daß ich nicht arbeite. Dann allerdings bin ich ein normaler Menſch mit normalem Nahrungsbedürfniß. Während des Schaffens aber genügt eine Kruſte Brod und ein Tropfen Wein, — was darüber wäre vom Uebel!"

Valerie nickte verſtändnißvoll. „Mir iſt es auch ſchon ſo gegangen, wenn mein Geiſt ſich ganz beſonders mit etwas beſchäftigte: da war mir jede Mahnung in dieſer Richtung überläſtig. — Und ſo wäre, dank Ihrer ganz ſpartaniſchen Genügſamkeit, dieſe Frage überraſchend ſchnell und einfach gelöſt. Meine Sorge beſchränkt ſich alſo auf die Herſtellung eines Früh- und Abendmahles, und dieſe Zeit wird es auch ſein, wo ich mich des Vergnügens, perſönlich mit Ihnen zu verkehren, werde erfreuen können. Für heute aber gilt dieſe Stundeneintheilung noch nicht. Dieſen Tag müſſen Sie mir widmen, auf daß ich Sie in meinem Reiche herumführe. Und wenn es Ihnen angenehm, wollen wir gleich aufbrechen, — die heißen Mittagsſtunden werden wir ohnedies im Hauſe bleiben müſſen."

Mit unnachahmlicher Grazie erhob ſich die junge Frau, deren natürliches Weſen, deren herzlicher Ton den Maler unendlich ſympathiſch berührte, — und von der nimmer fehlenden Lea freudig umſprungen, begann das Paar die Wanderung, — „vor allem zum Waſſer, denn dort iſt es am herrlichſten," — wie die Gräfin enthuſiaſtiſch verſicherte.

Hochbefriedigt von dem guten Eindrucke, den die verſchiedenen ſchönen Partien des umfangreichen Parkes auf den Landſchaftsmaler gemacht, kehrte die junge Frau nach einigen Stunden an Curts Seite nach Hauſe zurück.

Und als der Maler lachend versicherte, es sei ihm an dem heutigen Vormittag eine solche Fülle von Motiven aufgestoßen wie seit lange nicht, und um all' das mit dem Stifte festzuhalten, bedürfe es mehr Wochen als er Tage zur Verfügung habe, fragte ihn Valerie, ob es denn so dringende Geschäfte seien, die ihn den Aufenthalt so kurz zu bemessen zwängen? Und da Curt hierauf mit einem „Das wohl nicht!" geantwortet hatte, sprach sie einfach: „Dann bleiben Sie, bis Ihre Mappe gefüllt ist!"

Und Curt von Sarnen blieb. . . .

Nicht einen Augenblick hatte Valerie sich ein Hehl daraus gemacht, daß, indem sie den berühmten Maler in ihrem Hause aufnahm und zu längerem Bleiben veranlaßte, damit ein ganz ungewöhnlicher und in den Augen der großen Welt ganz unstatthafter Schritt geschehen war. Sie wußte sich verurtheilt, an den Pranger gestellt, sobald es ruchbar wurde, daß sie mit Curt von Sarnen unter einem Dache gewohnt habe, da diese große Welt niemals nach den Motiven einer Handlung frägt, sondern je nach der nackten Thatsache auf die daraus gewöhnlich resultirenden Folgen schließt, — und je verfänglicher solche Schlüsse, um so willkommener. Doch das kümmerte sie wenig, sie blieb sich immer dieselbe.

Ein Anderes aber war's, was die Gräfin während der ersten Tage von Curt's Anwesenheit beunruhigte, — es war die Furcht, *er selbst* könnte ihre ungewöhnliche Handlungsweise mißdeuten trotz aller Rechtfertigungsgründe, die für sie sprachen und ihm jede Mißdeutung unmöglich machen sollten. Denn was sie von Curt gehört hatte, ließ annehmen, daß er als verwöhnter Liebling der Frauen nicht eben eine allzugünstige Meinung vom Werthe derselben habe. Und wer hinderte ihn dann, sie nach den Erfahrungen zu beurtheilen, die er bei anderen gemacht? Das war's, was die junge Frau beunruhigte; sie fürchtete, Sarnen könnte doch einmal einen anderen als den freundschaftlich achtungsvollen Ton anschlagen und so für immer den Zauber brechen, der sie jetzt umwob. Und dies, soweit es in ihrer Macht lag, zu verhindern, ihm auch die leiseste Annäherung in gewissem Sinne unmöglich zu machen, hielt sie für die ihr aus dem selbstgeschaffenen schwierigen Verhältnisse erwachsende heikelste Aufgabe. — Daß sie diese nicht lösen könne, indem sie in ihrem Benehmen gegen Curt zurückhaltender, abweisender wurde, wußte sie recht wohl. Das mußte ihn befremden, wohl gar verletzen, und solche Absicht lag ihr ferne. Der ihr eingeborne natürliche Takt vereinigte sich hier vielmehr glücklich mit ihrer Neigung zu herzlichem unbefangenem Verkehr und fand sie darin die sicherste Abwehr gegen ein Zunahekommen des Mannes.

Nur bezüglich ihrer Kleidung glaubte sie sich eine gewisse Reserve auferlegen und durch strenge, alle Licenzen des Salons verbannende Tracht sich

vor Mißdeutung ſchützen zu müſſen. Und ſo erſchien ſie denn von nun an ſtets nur in bis an den Hals geſchloſſenen und auch den Arm bis zum feinen Gelenk hinab verhüllenden Stoffkleidern, die, in weiten Falten herabfließend, dem eigentlichen Zwecke der Bekleidung ſtrenge entſprachen, gleichzeitig aber das Vornehme, Achtunggebietende ihrer Erſcheinung hoben. Vermied ſie es auf dieſe Weiſe durch ihre in die Sinne fallenden Vorzüge ein anderes als ein rein geiſtiges Wohlgefallen zu erwecken, welches ſich mit der Freundſchaft wohl verträgt, ſo war ſie anderſeits auch darauf bedacht, ohne auffällig zu werden, jede Berührung mit dem Maler zu vermeiden, was bei ſeiner etwas ſtürmiſchen Art wohl geboten erſchien. Nur ganz flüchtig reichte ſie ihm des Morgens und des Abends die Fingerſpitzen, und wenn er ein und das andere mal während lebhaften Geſpräches ſeine Hand auf ihren Arm legte, was ſtets abſichtslos geſchah, ſo verſtand ſie es, ſich von ſolchem Drucke zu befreien, bevor es ihm noch zum Bewußtſein gelangte, daß er ſie berührt hatte.

In ſolcher Weiſe geſtaltete die junge Frau ihren Verkehr mit dem lieben Gaſte, welcher ſich wirklich, wie gleich anfangs feſtgeſetzt worden war, auf die frühe Morgenſtunde und die Abendzeit beſchränkte. Und wie die Tage ſchwanden, gewann ſie die beruhigende Ueberzeugung, daß Curt von Sarnen ſie nicht mit einem Worte verletzen würde, daß er die Umſtände wohl erwogen haben müſſe und aus der ihm gewährten Gaſtfreundſchaft keinen zweideutigen Schluß ziehe auf den Charakter ſeiner vornehmen Wirthin.

Und ſo war es auch; denn der Maler, ob auch die böſe Fama ihn als Don Juan kennzeichnete, hatte keineswegs die Achtung vor weiblicher Tugend, noch den Glauben an dieſelbe verloren und beſaß überdies Menſchenkenntniß genug, um den gediegenen Kern in Valerie zu erkennen und zu würdigen. Und zudem war er des Glückes in der Liebe mit den Jahren faſt müde geworden und ſehnte ſich gerade nach dem, was ihm der Umgang mit Valerie bot. — Eines fiel ihm zwar immer wieder in die Augen, ſo ſehr die junge Frau es zu verhüllen ſtrebte, — ihre ſeltene Schönheit, — die ob auch noch ſo vergeiſtigt und verklärt durch die edle Weſenheit, in manchen Momenten doch den Mann in ihm aufzurütteln drohte: — das aber zwang er mit der ihm eigenen zornigen Energie nieder, die ihm ſtets zu Gebote ſtand, wenn er mit ſich ſelbſt unzufrieden werden wollte. — „Unnahbar!“ — das hatte er aus jenem wunderbaren Blicke geleſen, mit dem ſie ihn am erſten Abend angeſehen, — und unnahbar ſollte ſie ihm ſein und bleiben, ein Heiligthum, an welchem er auch nicht mit dem geheimſten Gedanken zu ſündigen wagte.

So boten dieſe beiden ideal angelegten Menſchen ihr ganzes ſittliches Wollen und Können auf, um für die kurze Dauer ihres perſönlichen Ver-

kehrs tadellos zu bestehen und auf diese Tage zeitlebens mit ungetrübter Freude zurückblicken zu können. Und mit dem wachsenden Gefühle der Sicherheit durften sie sich um so rückhaltsloser aneinander anschließen, um so unverhohlener der innigen Sympathie Ausdruck geben, die sie für einander fühlten und die, ohne daß sie deßhalb für ihre Seelenruhe bangten, von Tag zu Tag zunahm. Kein Wunder also, daß Valerie der Heimkehr des Malers aus dem Walde immer ungeduldiger entgegenharrte und Curt mit heimlichem Frohlocken die Beobachtung machte, daß der Tag sichtlich abnehme und ihn zwinge, seine Arbeitszeit zu verringern; kein Wunder auch, daß die Gedanken der Beiden immer stetiger bei einander weilten. Dies Denken hatte ja ohnehin einen ganz anderen Charakter als es bei Liebenden der Fall, die von dem Glücke, das sie sich erst schaffen, von der Zukunft, die sie sich im Vereine gestalten wollen, zu träumen pflegen.

Valerie und Curt lag solches Denken und Träumen völlig ferne; ihre Wege hatten sich nur zufällig leise berührt und gingen, wer weiß wie bald, wieder in ganz verschiedenen Richtungen auseinander. Sie hielten das Beide gar nicht anders für möglich, denn um miteinander zu gehen, hätten sie sich früher begegnet haben müssen; das aber war nicht geschehen, — also waren sie auch nicht für einander da. Ja, sie wußten nicht einmal etwas von ihrem früheren Leben, und doch glaubte Curt ebenso wie die junge Frau, Grund zu der Annahme zu haben, daß es viel des Wissenswerthen enthalte. Und darüber grübelten sie in ihren einsamen Stunden, und je resultatloser dieses selbstständige Streben, die Vergangenheit des Anderen zu enträthseln, desto brennender die Begier, dieselbe kennen zu lernen, desto unerschütterlicher der Glaube, daß diese Kenntniß erst sie befähigen werde, in der Seele des Anderen voll und klar zu lesen wie in der eigenen. Das aber, meinten sie, müßten Menschen von ihrer Art und in ihrer Beziehung zu einander. Und wenn sie trotzdem Abend für Abend dahingehen ließen, ohne das Gespräch auf diese Frage zu bringen, so war es die jedem feinorganisirten Menschen innewohnende Scheu, sich in das Vertrauen des Anderen zu drängen; solche Scheu aber wird noch begreiflicher im gegebenen Fall, wo der Maler annehmen mußte, daß Valeriens zurückgezogenes Leben einen besonderen ihr zu erwähnen vielleicht peinlichen Grund habe, und die Gräfin anderseits, seit sie Zeugin war jener erschütternden Scene vor den kleinen Bildern im Salon, unendlich bangte, durch eine offene Frage den gemüthvollen Mann neuerdings in schmerzliche Aufregung zu versetzen. — Und so schwiegen sie denn gegenseitig, und dachten umsomehr an diese Räthsel, je länger sie schwiegen. Solches Denken aber ist der Anfang vom Lieben. Allein das wußten, das ahnten Beide nicht, und wenn Curt, die stürmischere Natur, endlich das Schweigen brach, so gehorchte er damit einer

Nothwendigkeit, denn dies Denken machte ihn allmälig ganz unfähig zur Arbeit; und des Arbeitens wegen war er doch da. — Eines Nachmittags also brach er früher als gewöhnlich vom Walde auf und die junge angenehm überraschte Frau herzlich grüßend, sagte er ihr kurz und gerade heraus, was er auf dem Herzen habe, und ob sie geneigt sei, ihm einen Einblick in ihr früheres Leben zu gestatten.

Tiefe Röthe flammte in Valeriens Gesicht auf bei den directen Worten des Malers, denn dieselben machten ihr den Eindruck, als habe er damit nicht nur sein eigenes, sondern auch ihr verborgenes Denken bloßgelegt. Rasch aber faßte sie sich und erwiderte ehrlich:

„Was Sie hier ausgesprochen, werther Freund, es liegt auch mir schon lange auf den Lippen; auch mich dünkt, wir haben gegenseitig Anspruch uns aus unserem früheren Leben kennen und erkennen zu lernen. Ich bin also gerne bereit Ihrem Wunsche Folge zu leisten und hoffe das Gleiche von Ihnen. Doch nur —“ fügte sie rasch und bewegt bei, „wenn Ihnen damit nicht wehe geschieht. Ich möchte nicht noch einmal die Veranlassung sein, daß Sie in diesem Hause Schmerz empfinden.“

„Wie gut Sie sind!“ Mit tiefem Gefühl sprach Curt die einfachen Worte und fast zärtlich blickte er Valerie dabei an. Dann, sich rauh über die Stirne streichend, als wolle er einen allzu verführerischen Gedanken von dort verscheuchen, sagte er herzlich:

„Was Sie wünschen ist nur recht und billig und die Rücksicht auf mich würde nie im Stande sein, Ihnen solchen Wunsch zu verweigern. Uebrigens ist das, was schmerzlich war in meinem Leben, längst überwunden. Ich bin ja ein Mann und ein Mann muß mit Allem fertig zu werden wissen. Sentimentalität ist überhaupt nicht meine Sache.“

So war das Eis gebrochen und noch denselben Abend bis tief in die Nacht hinein erzählten Valerie und Curt einander, was ihnen aus ihrem Leben des Mittheilens werth erschien.

5.

Mit schalkhaftem Lächeln zu dem aufmerksam lauschenden Maler aufblickend begann die Gräfin:

„Ich fürchte sehr, daß ich mit meiner Geschichte ganz kläglich Fiasco machen werde. Denn wie Sie mir angedeutet, beschäftigen Sie sich schon längere Zeit mit dem Gedanken an meine Vergangenheit, und wer weiß, welch' interessanten spannenden Roman da Ihre lebhafte Phantasie ausgeboren hat. Natürlich einen Roman mit tragischem Ausgang, um mein jetziges Einsiedlerleben in entsprechender Weise zu erklären. Und nun werden Sie eine entsetzlich nüchterne Geschichte zu hören bekommen; was aber das

Schlimmste ist, meine Selbstverbannung in dieses Paradies wird dadurch nicht einmal genügend motivirt erscheinen. Sie werden also gut thun, ihre Erwartungen auf ein Minimum herab zu spannen. — Und nun hören Sie:

Unter normalen Verhältnissen bietet das Leben eines Mädchens aus guter Familie, — vorausgesetzt daß die Erziehung von Kindheit an eine vernünftige und der Sinn des Mädchens kein allzu romantischer ist, — bis zu seiner Verehelichung kaum irgend etwas der Mittheilung Würdiges. Diese glücklichen positiven und negativen Bedingungen trafen nun bei mir in hohem Grade zu, und so kam es, daß, um einem Philosophen das Wort zu geben, meine Seele noch in meinem achtzehnten Jahre eine unbeschriebene Tafel war. Heiteren Gemüthes, voll Vertrauen zu den Menschen und alles harmlos auffassend wie ein Kind, begriff ich gar nicht, wie es überhaupt ein anderes Unglück geben könne als materiellen Mangel, Krankheit und Tod. Daß aber diese Uebel auch auf der besten aller Welten sein müßten, das hatte mir mein Vater so klar bewiesen, daß ich gar keine Veranlassung fand weiter darüber nachzudenken. Mein Vater war überhaupt ein ganz merkwürdig geistreicher Erzieher und der frühe Tod meiner Mutter gewährte ihm die Möglichkeit, seine Erziehungsmethode unbeirrt und unbehindert an mir zu erproben. Mit umfassendem Wissen ausgerüstet brachten ihn die zahlreichen gedankenlosen Fragen, wie sie der heranwachsende Mensch zu stellen pflegt, nie in Verlegenheit. Er gab überall klare und faßliche Auskunft, führte mich sogar gern von einer Frage zur anderen, und indem er mich so einerseits logisch und selbstständig denken lehrte, bewahrte er mich anderseits vor allem Hang zum Grübeln, da er mich ungescheut auf die natürlichen Grenzen aufmerksam machte, welche allem menschlichen Wissen und Erkennen von vorneherein gesteckt sind. Ueber dieser Sorge für mein geistiges Werden und Gedeihen vernachlässigte er jedoch jene für meine leibliche Entwicklung keineswegs, noch auch jene ebenso wichtige, die Keime der Weiblichkeit in mir zur Blüthe zu bringen; und da er einer Frau auch die richtige Lösung dieser Aufgabe nicht zutraute, so griff er nach der Geschichte. Indem er mich das Leben berühmter Frauen der verschiedenen Zeiten und Völker kennen lehrte, wies er mir an ihnen diejenigen Tugenden auf, die beim Weibe am meisten zu schätzen sind und von den Männern am meisten geliebt werden. Was aber die Werthschätzung der Männer betrifft, so sagte er mir wiederholt: „Wenn Du glücklich wählen willst, so prüfe den Mann, zu welchem Du Neigung zu fühlen glaubst, vor allem auf seinen Charakter hin, dann erst auf seinen Geist, und endlich auf seinen Muth. Es sind das die drei Eigenschaften, auf welche das Weib beim Manne zumeist und mit gutem Grunde den größten Werth legt. Alle drei vereint wirst du übrigens selten finden, hüte dich daher vor allem eine Wahl zu treffen, bei welcher der glänzende Geist Dich das

Fehlen der beiden anderen Eigenschaften vergessen ließe. Charakter und Muth beim Manne verbürgen Dir auch dann eheliches Glück, wenn der Geist nicht über das Durchschnittsmaß hinausragt. Zu solchem Manne wirst Du immer emporsehen können, — den Mann nur von Geist wirst Du bald verachten." So sprach mein Vater und ich sollte die Wahrheit seiner Worte kennen lernen im Guten und im Bösen. Zuerst im Guten, — denn mit meinem achtzehnten Jahre schloß ich den Bund der Ehe mit dem Grafen Lothar von Rottenstein.

Rottenstein, ein Jugendfreund meines Vaters, war ein stahlharter Soldat von nahezu sechzig Jahren, ein Feuergeist wie Wenige, von wahrem Löwenmuth beseelt, und ein gerader, unerschütterlicher Charakter. Dabei von etwas rauher Art, doch tiefster Herzensgüte, vereinigte er trotz seines hohen Alters eine Fülle von Eigenschaften, die auf ein Mädchen meiner Sinnesart tiefen Eindruck machen mußten. Dazu kam, daß er mir, die er als Kind gekannt und nun erst als erblühte Jungfrau wiedersah, in geradezu leidenschaftlicher Weise huldigte. So mußte ich die Seine werden, trotz des erbitterten Widerspruches, den mein Vater seiner Werbung entgegensetzte und der fast zum Bruche zwischen den beiden sich sonst verehrenden Männern geführt hätte, trotz der Warnungen, mit denen er mich von einer in Folge des Altersunterschiedes unzulässig scheinenden Heirath abzuhalten suchte. — Und mag mein Vater im Princip auch Recht gehabt haben, seine bösen Vorhersagungen erfüllten sich nicht, meine vierjährige Ehe mit dem Grafen war eine durchaus glückliche, in keiner Beziehung getrübte, — und daß sie kinderlos blieb, das wußte mein Gatte zu verschmerzen, da er ja überhaupt nicht mehr gedacht hatte zu heiraten, und es in seinem einfachen Sinne eine Sünde nannte, sich des ihm so spät beschiedenen Glückes durch weiteres Wünschen unwürdig zu zeigen. Ich aber war noch zu jung, selbst noch zu sehr Kind, um zu vermissen was mir nicht beschieden war. Ich fühlte mich geliebt, vergöttert, beides von einem Mann, den ich selbst ungemein hochstellte, und so war ich in tiefster Seele zufrieden und glaubte gar nicht, daß man sich noch ganz anders glücklich fühlen könne. Als daher ein Schlaganfall dem Leben des heißblütigen Mannes ein jähes Ende machte, war mein Schmerz ein aufrichtiger, tiefer und nachhaltiger; und als wenige Monde darauf auch mein Vater einem langjährigen Leiden erlag und ich so fast mit einem Schlage der zwei Menschen beraubt ward, die mich ganz in ihr Herz geschlossen hatten und deren Liebe mich nichts entbehren ließ: da fühlte ich eine so entsetzliche Vereinsamung, als wäre die ganze Welt urplötzlich in einen Friedhof verwandelt, mein Sinn verdüsterte sich und trotz aller zudringlichen Mahnungen meiner entfernten Verwandten war ich nicht zu bewegen, das Schloß, dessen Gruft meine beiden geliebten Todten barg, zu verlassen. Doch eine gesunde Natur überwindet solche Verluste, und wenn

auch eine gewisse Schwermuth mein Denken und Fühlen umschattete, so rang ich mich im Laufe der Zeit doch zu neuem Lebensmuth empor, und der Verkehr mit der Natur ließ mich jenen mit den Menschen — mit meinen zwei Menschen vor Allem — nach und nach weniger vermissen. Eins aber entwickelte sich dabei doch, — die Sehnsucht, wieder ein Wesen zu finden, das mich liebte, wie mich meine Todten geliebt hatten, und das ich wieder lieben könnte. Ein Zufall sollte dem Anscheine nach dieses geheime Sehnen erfüllen.

Auf einem Spaziergang, den ich von unserem Schloß aus eines Morgens unternahm und weiter ausdehnte als gewöhnlich, begegnete mir ein vornehmer Mann zu Pferd, den ich nicht kannte, nie gesehen hatte. Lea, damals ein ungestümes junges Thier, sprang das Pferd wüthend an, — dieses scheute, bäumte sich und warf den auf nichts gefaßten Reiter ab. Heftig erschrocken folgte ich dem natürlichen Antrieb meines Herzens und eilte dem Gestürzten zu Hilfe, der sich langsam erhob und mich zornig anblickte. Offenbar hatte er auch ein zorniges Wort gegen Lea auf der Zunge, rasch aber besann er sich eines andern und die von mir nur gestammelte Entschuldigung in der liebenswürdigsten Form zurückweisend, maß er sich selbst alle Schuld an dem Unfall bei, der einem besseren Reiter nimmer widerfahren wäre. Nachdem ich mich jedoch gleichfalls als unschuldige Ursache desselben betrachten mußte, so konnte ich wohl nicht anders als einem Standesgenossen, — der Name Cesar möge genügen, — der sich mir zum Ueberfluß als neuer Gutsnachbar vorstellte, die Erlaubniß geben, mich zu besuchen, um die er geradezu bat. Und als er immer öfter kam, selbst im strengsten Winter den zwei Meilen weiten Weg zu mir nicht scheuend, — als er, erst durch geistvolle Unterhaltung mich fesselnd, allmälig rückhaltloser wurde und ein fast leidenschaftliches Interesse an mir und meinem Geschick verrieth, da fühlte ich mich unwillkürlich auch zu ihm hingezogen. Als eines Abends der interessante Mann vor mir niedersank und in gluthvoller Sprache, wie sie dem italienischen Stamme besonders eigen ist, um meine Liebe, um meine Hand warb, sagte ich Ja und gelobte mich ihm an. Die Heirath wollte ich aber nicht vollzogen wissen, ehe auch der Jahrestag von meines Vaters Tode verstrichen wäre. Cesar schien darüber sehr unglücklich, doch er fügte sich, — da er solch edlem Gefühle in mir nicht nahetreten dürfe. Ja — er kam, als wolle er bis zum Zeitpunkt unserer Vermählung seiner Leidenschaft strenge Zügel anlegen, nun seltener, aber er blieb länger, — er wurde dann vertraulicher, — er wurde ungestüm. Ich aber hatte nicht immer die Kraft, ihn in jene strengsten Grenzen zu weisen, die einzuhalten er verpflichtet war und die einhalten zu wollen er auch immer Miene machte. . . . .

So glaubte er ſein Opfer glücklich gewählt zu haben, doch ein guter Stern ſchützte mich vor ihm. Eines Tages — er war den vorigen Abend wieder ſehr lange geblieben — brachte mir Bartel einen Brief, deſſen Erwähnung mir noch heute die Röthe der Scham und des Zornes in die Wangen treibt. Dieſer Brief war von Ceſar's Gemahlin, die mich des Ehebruches mit ihm anklagte und mir mit öffentlicher Brandmarkung drohte, falls ich ihre Rechte noch weiter kränke, — die Gegend nicht ſofort verlaſſe!"

Ein wilder Fluch unterbrach hier die Erzählerin, und aufſpringend ſchritt Curt von Sarnen heftig erregt durch den Saal, gefolgt von den ängſtlichen Blicken der jungen Frau, welche vor ſeinem ungeſtümen Weſen, ob ſie es auch bereits kannte, doch immer wieder erſchrack. — Nachdem er den Weg bis zum Fenſter und zurück gemacht, ſetzte ſich der Maler wieder und das Auge, welches einen Moment das Antlitz Valerien's geſucht hatte, raſch ſenkend ſprach er leiſe:

„Ich bitte, Frau Gräfin, erzählen ſie zu Ende!" Und Valerie entſprach ſeinem Wunſche.

„Damals," fuhr ſie mit vibrirender Stimme fort, „verlor ich den Glauben, das Vertrauen und für eine kurze Zeit auch die Liebe zu den Menſchen, — und nur letztere fand ich ganz wieder.

Unſchwer gelang es mir, Ceſar's Gattin von meiner Unſchuld, von dem doppelt falſchen Spiele ihres Gemahls zu überzeugen, indem ich ihr perſönlich begegnete, — ein Schritt, den zu thun ich mir und ihr ſchuldig zu ſein glaubte. Die ſtillſchweigende Trennung dieſer Ehe war die Folge desſelben, — ſtillſchweigend, weil, wie Adele fühlte, ſie mich unbedingt ſchonen mußte. Auch muthete ſie mir nicht weiter zu, ihrethalben mein Schloß zu verlaſſen, — dieſe Forderung war ja gegenſtandslos geworden. Nun aber blieb ich ſelbſt nicht, denn ſo lieb und theuer mir dieſer Aufenthalt früher geweſen, jetzt ſchien er mir entweiht, — ich hatte das Gefühl, daß Jahre vergehen müßten, ehe ich wieder dahin zurückkehren dürfe. — In die Geſellſchaft aber wollte ich nun vollends nicht eintreten, und ſo gab ich Auftrag, ein einſam gelegenes Haus — ferne vom Weltgetriebe — für mich zu kaufen. Man ſchlug mir dieſes vor, — ich kam es zu beſichtigen, und wenn ich noch geſchwankt hätte dasſelbe zu wählen, — Ihre zwei Bilder, die ich hier bereits vorfand und die meiner damaligen Stimmung in hohem Grade zuſagten, hätten mich endgiltig veranlaßt, hier zu bleiben. . . . .

Es iſt gewiß wahr, daß, was ich erlebt, noch lange nicht zu Menſchenhaß und Verachtung, zur Entſagung auf alle Freuden der Welt Veranlaſſung geben kann und ſoll. Zu dieſer Erkenntniß bin ich endlich gelangt, und ich gedenke auch, vielleicht ſchon in Bälde, wieder einen Blick in's Leben, in die große Welt zu thun. Ich bin älter, ruhiger geworden, und die ſchlimme

Erfahrung, die ich gemacht, wird mich künftig vor Aehnlichem bewahren. Vielleicht blüht auch mir noch einmal das Glück — ich habe noch nicht ganz entsagt, ja manchmal kommt es über mich wie allmächtiger Lebensdrang und die Ruhe hier muthet mich an wie Grabesruhe. . . . .

Nicht mehr zu Curt, sondern träumerisch vor sich hin, hatte sie das Letzte gesprochen. Dann schwieg sie. Der Maler aber mochte dies Schweigen lange nicht brechen; heiß ruhten seine Augen auf der selbstvergessenen jungen Frau, und ein Zittern lief über seinen Körper, ein Zittern innerer unbändiger Leidenschaft. Wie sie aber dann, aus ihren Träumereien erwachend, so ruhig lächelte, so unbefangen das große dunkle Auge zu ihm erhob, da war's auch vorüber.

„Und Sie haben Recht, Frau Gräfin," sprach er wie ermuthigend, „wenn Sie dem Leben noch nicht entsagen. Es kann Ihnen noch viel des Süßen, des Freudigen bieten, denn Sie haben noch nicht den Muth verloren, danach zu verlangen."

Valerie schrack zusammen.

„Den Muth verloren, sagen Sie? Den Muth verloren?" rief sie tief bewegt. „Und Sie — Sie hätten ihn verloren?"

„Ich glaube!" — Der Maler sprach es tief, — dumpf.

„Nein!" — Die junge Frau stieß das Wort mit einer ihr sonst fremden Heftigkeit heraus.

„Ich weiß es!" — Diesmal klangen die Worte Curt's leichter, weniger trüb. Und mit einem oberflächlich scherzenden: „Was ist auch dabei?!" sah er der jungen Frau lächelnd in das fragende Antlitz. —

6.

„Vielleicht" fuhr Curt von Sarnen nach kurzer Pause fort, „werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen das Wenige aus meinem Leben mittheile, was auf die fernere Gestaltung desselben den entscheidenden Einfluß übte, was mich zu dem Menschen machte, der ich bin und vor dem ich wahrhaftig keinen Respect habe. — Ja, Frau Gräfin, gar keinen Respect! — Wie Sie mich jetzt sehen und kennen gelernt haben, so bin ich eben nur jetzt, so bin ich durch Sie geworden — und so darf ich nicht bleiben!"

Es war etwas Jähes, Hastiges in der Sprechweise des Malers, das im Vereine mit seinen seltsamen Worten auf Valerie einen geradezu erschreckenden Eindruck machte; doch sie wußte nicht, wie sie ihn beruhigen könnte, und hatte deßhalb auch nicht den Muth, ihn zu unterbrechen. Er aber schritt in seiner Erzählung nur stoß- und sprungweise vorwärts und ließ in hohem Grad jene sichere, objective Ruhe vermissen, welche Valeriens Mittheilungen ausgezeichnet hatte.

„So darf ich nicht bleiben!“ murmelte er nochmals, indem er ſtarr vor ſich hinbrütete; dann hob er raſch den Kopf und ſprach, directe zu der jungen Frau gewendet: „Sie ſind die gefährlichſte Frau, die mir ſeit jenem eben erwähnten Wendepunkt in meinem Leben begegnet iſt, denn Sie vermochten es, mich, ohne daß ich wußte wie? — meinen Grundſätzen zu entfremden, das Beſſere, das in mir liegt und das ich nicht für die Menſchen, ſondern für meine Bilder in mir bewahre, für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Doch das brauche ich Ihnen Alles nicht zu ſagen. Daß Sie von mir gehört, — ſagten Sie mir ſelbſt; es iſt ja auch nichts Beſonderes daran, — man ſprach und ſpricht vielleicht noch viel von mir, — vom Künſtler Gutes, vom Menſchen Schlechtes. Das iſt logiſch, eine Conſequenz meiner Grundſätze. — Trotzdem Sie dies nun wußten, gewährten Sie mir Gaſtfreundſchaft. Sie kannten mich aus den zwei Bildern oben, — vielleicht auch noch aus einer oder der andern meiner ſpäteren Arbeiten, — das flößte Ihnen Intereſſe, Theilnahme, vielleicht gar Vertrauen zu mir ein, und bei Ihrer eben nicht günſtigen Meinung von der ſogenannten „guten“ Geſellſchaft waren Sie geneigt, dem üblen Leumund derſelben zu mißtrauen, mich für beſſer zu halten als meinen Ruf. Irrten Sie, — erfüllte ich Ihre Erwartungen nicht, wagte ich Ihnen zu nahe zu treten: dann wieſen Sie mir die Thür und waren um eine Enttäuſchung reicher. Behielten Sie dagegen Recht, dann um ſo beſſer!

Nun aber irrten Sie wirklich, ich bin, für den ich gelte, — dieſe Enttäuſchung kann ich Ihnen nicht erſparen, — ich will es gar nicht! . . . Nur bildet unſer Fall eine Ausnahme, wie Sie ſelbſt eine Ausnahme ſind: und ſo bleibt es Ihnen erlaſſen, auch durch die That von mir enttäuſcht zu werden. Es iſt Ihr Recht, nicht mein Verdienſt.“

Der Maler verſtummte und Valerie ſaß mit niedergeſchlagenen Augen; kaum wagte ſie zu athmen, und als die hohe Stockuhr mit dumpfem Schlag die eilfte Stunde zu verkünden begann, ſchrack ſie nervös zuſammen. Curt aber zählte halblaut die Schläge, dann wandte er ſich zu der jungen Frau, deren Aufregung ihm gänzlich entging, und nahm ſeine Erzählung folgendermaßen wieder auf:

„Nach dem Geſagten dürfte Ihr Intereſſe für mich ziemlich geſchwunden ſein. Beſitze ich ja doch keine der drei Eigenſchaften, die nach der berechtigten Anſchauung Ihres verſtorbenen Vaters den Werth eines Mannes ausmachen, — weder Charakter, noch Geiſt, noch auch Muth. Oder iſt etwa der kein Feigling, der nicht einmal mehr zu wünſchen wagt? — Alſo auch keinen Muth! — Frägt ſich's demnach nur, wie ich zu ſolchem Geſchöpf geworden bin und wie es kommt, daß ich trotz aller Selbſterkenntniß nicht

anders werden will. Wahrſcheinlich auf die Dauer auch nicht kann. Wollen Sie das hören?“

Das Auge der jungen Frau ſchwamm in Thränen, als ſie, es zu Curt emporhebend, flehte: „Sprechen Sie nur nicht länger ſo von ſich. Es zerreißt mir das Herz, weil ſo nur der Verzweifelte ſpricht. Und wenn ich denke, wie Sie in dies Haus traten, voll Heiterkeit und Lebensluſt, da kann ich's gar nicht faſſen, wie Sie ſich jetzt vor mir enthüllen.“

Der Maler lächelte ſeltſam.

„Das kommt daher, weil ich damals noch an meinen Grundſätzen feſthielt, denen ich für die Zeit meines Hierſeins untreu werden muß und — will. Laſſen Sie mich nur erſt dieſem Eden den Rücken kehren, — wie ich jubeln werde! Der Teufel fühlt ſich nicht wohl in der Kirche! — Uebrigens ſoll Ihr Wunſch erfüllt werden; was ich Ihnen nun biete, iſt nur Gutes von mir. Wenn Sie leſen könnten, ganz gut leſen, ſo brauchte ich Ihnen die Geſchichte gar nicht zu erzählen, denn ſie ſteht Wort für Wort in den zwei kleinen Bildern. Und ſie iſt auch ſo einfach wie dieſe.“

Er ſchwieg wieder und ſah Valerie tief, forſchend, faſt höhnend an. Und die junge Frau hielt dieſen Blick mit merkwürdiger Feſtigkeit aus, — es war, als wolle ſie ihn niederzwingen. Und dennoch wußte ſie gar nicht, daß ſie ihn, daß er ſie anſah, — ihr Blick ruhte auf den Bildern, die ſich ihr urplötzlich vor den Geiſt ſtellten wie gelöſte Räthſel; und dann ſchlug ſie jäh die Hände vor's Geſicht und ſank mit dem Rufe: „Um Gotteswillen, das wäre zu fürchterlich!“ bebend in ihren Stuhl zurück.

Im erſten Augenblick wollte Curt der Tieferſchütterten beiſpringen, doch er wurde ſofort wieder andern Sinnes, und die Handbewegung, welche er gegen die junge Frau machte, ſagte deutlicher als Worte: „Die braucht meine Hilfe nicht!“ Dann ſchaute er die in ſich zuſammengeſunkene Geſtalt lange an, erhob ſich endlich langſam, trat mit leiſen Schritten an's offene Fenſter und ſprach in die laue Nacht hinaus: „Auch das hat ſie errathen! Seltſam! Seltſam! Und ſie liebt mich doch nicht!“

Dann raſch zu ſeinem Platze zurückkehrend, begann er laut, munter:

„Der Storch auf den Bildern hat Sie gewiß ſchon genirt, Frau Gräfin? Doch ſintemal ich damals ein Stückchen Lebensgeſchichte malte, ſo mußte ich auch porträtähnlich malen und da bethätigte ſich das lateiniſche Sprichwort: „Difficile est satyram non scribere.“ Als Storch dünkte ich mich am beſten charakteriſirt, denn ſo ebenmäßig Sie mich jetzt ſehen in meiner körperlichen Bildung, ſo unmöglich war ich damals vor einem Dutzend Jahren, — ich weiß ſelbſt nicht mehr das Datum. Man muß ſich eben in Alles erſt hineinwachſen, in's Glück, in's Unglück, in Vater's Hoſen und — in ſein eigenes Knochengerüſte. Ich war alſo damals ein leibhaftiger Storch mit

langen Beinen und langer Naſe, — ſelbſtverſtändlich auch Zugvogel und — im Beſitze eines jungen Weibes. Sie war ſelbſt noch ein halbes Kind, als ſie ſich mir antrauen ließ, — wir lebten ſchlecht und liebten uns dafür um ſo beſſer. Und — weiß Gott! war's die Liebe oder natürliche Entwicklung, — von jener Zeit an, da ich ſie an der Seite hatte, malte ich beſſer, bekam häufigere Aufträge, man verlangte meine Bilder ſogar nicht mehr umſonſt, und ſo konnten wir bald auch beſſer leben. Um aber das Glück voll zu machen, theilte mir meine Frau einmal etwas mit, was unſerem Glücke Vollendung bringen ſollte. —

Es war im Sommer und ſo gingen wir auf's Land, mietheten ein Bauernhäuschen, — Bild Nummer Eins. — Ich lebte ſchon damals wie jetzt, Früh in den Wald und Abends nach Hauſe, zu — meiner Lieſe. Und ſie war's ſo zufrieden, denn ſie liebte meine Kunſt und wußte, daß ich arbeiten müſſe, damit wir leben. Der Abend war dann um ſo glücklicher, weil wir uns tagsüber nicht gehabt hatten. — Die Zeit für die ſchweren, gefahrvollen Stunden meiner Frau rückte immer näher und ich wollte nun ununterbrochen bei ihr bleiben. Sie aber litt es nicht und ich hatte zu viel Sorge, für den neuen Weltbürger Brod zu ſchaffen, als daß ich zu ſehr in ſie gedrungen hätte. Was ſollte denn auch paſſiren? War ja die Bäuerin im Hauſe und ihr halbwüchſiger Junge lief ſchneller um Arzt und Hebamme als ich ſammt meinen langen Beinen. Alſo ging ich auch dann noch in den Wald, — und als ich einmal frohlockend mit einer fertigen prächtigen Skizze heimkam — fand ich kein Heim mehr. Bild Nummer Zwei! .... Feuer war ausgebrochen und der Schreck hatte bei meiner armen Lieſe eine Frühgeburt zu Wege gebracht: — ich fand ein todtes Kind, ein ſterbendes Weib — und dumme jammernde Menſchen." —

Der Maler ſchwieg und pfiff dann leiſe vor ſich hin. Valerie aber, die während ſeiner ganzen Erzählung die Hände vor das Antlitz gehalten hatte, — ſie ahnte ja, was kommen würde, — löſte ſelbe jetzt langſam von dort ab und hob das todtenbleiche, zuckende Geſicht zu dem Manne empor. Es war ihr, als ſollte ſie ihm etwas ſagen, etwas, das ihn tröſten, das ihn unä glich beglücken würde. Und ſie öffnete die bebenden Lippen und ....

„Es gibt einen Schmerz, den man kein zweites Mal erleben mag, erleben kann, — zu erleben den Muth hat" — tönte es dumpf an ihr Ohr und ruhig, ahnungslos fuhr der Maler fort: „Und ſolchen Schmerz habe ich damals gefühlt, faſt noch zu jung, um ihn zu ertragen, und daher ſeiner furchtbaren Gewalt widerſtandslos hingegeben. Daß ich endlich doch wieder zu mir ſelbſt kam, das danke ich einem älteren Freunde, der mich liebte wie ſeinen Sohn, und heute noch ſehe ich zu dem alten Graukopf wie zu einem Vater empor. Doctor Strupp alſo half mir über das Schlimmſte hinweg, —

er ſchaffte, obgleich ſelbſt nicht bemittelt, eine bedeutende Summe herbei, welche mich in die Lage ſetzen ſollte, Reiſen zu unternehmen, mich gründlich zu zerſtreuen. Und ich rüſtete mich auch dazu, fuhr ſogar auf den Bahnhof, — anſtatt aber die Karte zu löſen, entſchlüpfte ich meinem Freunde durch eine Hinterthür und eilte zum Grabe meines Glücks zurück. Ich konnte mich noch nicht von der Scholle trennen, die mein Alles deckte. Doch auch nachdem ich die beiden Bilder gemalt, mit denen ich mich von der Vergangenheit loslöſen wollte, auch dann noch blieb ich; denn nun ließen mich die Bilder nicht fort, — es trat gewiſſermaßen eine zweite Kriſis ein. Nun wurde es aber meinem Freunde Strupp denn doch zu viel, — er nahm mir die Bilder weg, verkaufte ſie einem durchreiſenden Kunſthändler um ein Spottgeld und mich ſelbſt ſchleppte er wieder auf die Bahn: nun mußte ich nach Italien. Meine Bilder habe ich ſeitdem nicht mehr geſehen, bis ich dies Haus betrat."

Curt von Sarnen ſtrich ſich langſam einigemal mit der Hand über Stirn und Augen. Valerie aber ſaß regungslos, kalt und bleich wie eine Todte, und todt war's auch in ihr, kalt und todt.

Und als der Maler, ſeinen Blick nun ſenkend, ſie ſo erſchaute, wußte er ſich's nicht zu deuten und bange fragte er: „Ich habe Sie verletzt, Frau Gräfin?" — Er wußte zwar nicht womit, aber es kam ihm faſt ſo vor. . . . .

Ein leiſer zitternder Athemzug hob die Bruſt der ſchönen Frau und mit großen dunklen Augen ſah ſie den Maler ganz fremd an. Dann ſchüttelte ſie leiſe verneinend das edle Haupt und weich floß es ihr von den Lippen: „Was kommt Ihnen in den Sinn, mein Freund? . . . Aber bitte, ſchließen Sie Ihre Geſchichte. Ich fühle mich angegriffen. Auch iſt es ſchon ſehr ſpät." Müde ſank ſie in ihren Stuhl zurück und der Maler ergriff wieder das Wort:

„Ich fühle den Vorwurf, der in ihren Worten liegt, Frau Gräfin, — ich bin zu breit, zu ausführlich geweſen, — doch das kommt manchmal ſo. . . . Zum Glück bin ich auch bereits zu Ende, denn was ich noch ſagen könnte, läßt ſich leicht errathen. Ich habe es auch ſchon geſagt. Als Künſtler gewann ich, indem ich als Menſch verlor. Mein Name ward raſch berühmt und vieler Frauen Huld tröſtete mich über den Verluſt der Einen. Daß ich mich keiner mehr dauernd verband, hatte ſeinen Grund darin, daß ich nur ſolcher Frauen Liebe ſuchte, die — ſelbſt ein dauerndes Band ſcheuten. Solch' Lieben „en passant" hat ſehr gute Seiten. Man findet ſich raſch — und man trennt ſich auch leicht, — man vergißt einander vielleicht, aber — man ſtirbt einander nicht, wenn man's ſo hält. Und ich haſſe den Tod, — das Sterben! . . . ."

Es wurde still im hohen Gemach, bleich lag die junge Frau in ihrem Stuhl, finster vor sich hinstarrend stand der Maler, die Arme verschränkt, das Haupt auf die Brust gesenkt. Und in düsterem Hinbrüten verrannen die Minuten. Keines wußte davon, Keines fühlte die Gegenwart des andern. Plötzlich aber schracken sie beide empor. Ein häßlicher Ton, wie das Gurgeln eines Ertrinkenden, schlug an ihr Ohr, dann zischte und knisterte es und flammte noch einmal hell auf — die Lampe erlosch. Aufschreckend erhob sich Valerie, dem Maler die eisigkalte Hand zu flüchtiger Berührung reichend, und verließ mit leisem „Gute Nacht!“ den Raum, gefolgt von Lea, die den ersten tiefen Schlaf von sich abschüttelte.

Und auch Curt von Sarnen suchte sein Zimmer auf.

7.

Aus dem Idyll war urplötzlich — über Nacht — eine Tragödie geworden. Ohne es zu wollen, ohne sich selbst klar darüber zu sein, hatte Curt vor Valerie sein Innerstes enthüllt, hatte er sie die Leidenschaft erkennen lassen, welche sie in ihm geweckt. Eben so unbewußt hatte er aber auch einen Damm aufgerichtet zwischen sich und der jungen Frau, der selbst dann unübersteiglich, undurchbrechbar war, wenn Valerie seine Leidenschaft erwiederte, wenn sie den Impuls hatte, sich ihm zu eigen zu geben für Zeit und Ewigkeit. Daß auch dies thatsächlich der Fall gewesen, ahnte er nicht: er würde sonst dies Eden gleich den nächsten Morgen geflohen haben um der Frau willen, die er zwar wahnsinnig liebte, der aber dauernd sich zu verbinden ihm der Muth fehlte; lag doch die Bestimmung dieser Dauer in der Willkür des Todes.

Und so beschloß er denn noch ein Weilchen das Leben an der Seite dieses Weibes fortzuführen in äußerlich ruhiger, unbefangener Weise. Daß er dies vermögen würde, daß er sich und seine Leidenschaft völlig in der Gewalt habe, — davon war er überzeugt. Und ihr dies zu beweisen und dadurch ihre höchste Achtung zu erringen — das strebte er an als einzigen Ersatz für Alles, was er mit ihr verlor. Doch die Aufgabe, die er sich damit stellte, war größer als er ahnte und ihre Erfüllung barg Höllenqualen. Denn Eines kam dazu, was für ihn verhängnißvoll werden mußte, und dies Eine war die Nachwirkung von Valeriens Erzählung, war die Erkenntniß, daß sie dem Leben, dem Genusse noch nicht entsagt hatte, daß sie noch beglücken, beglückt werden wollte. —

Als dieser Gedanke ihm am nächsten Morgen urplötzlich auftauchte und er, denselben ausgestaltend, sie in den Armen eines andern Mannes sah, — da entfuhr ihm ein Schrei der Verzweiflung und in jähem Krampfe drückte er sich die Nägel in die Brust. Dann sprang er vom Lager empor,

warf ſich in die Kleider und ſtürmte hinaus in den Wald, als wolle er entrinnen dem Unerträglichen. Doch es folgte ihm höhnend, indem es die herrlichen Reize der Geliebten in all' ihrer Süße vor ihm enthüllte, — und in Verzweiflung warf er ſich zur Erde und grub das Haupt tief in's feuchte Moos, um nicht zu hören, nicht zu ſehen, nicht zu denken. So lag er ſtundenlang. Als er aber endlich wieder das Antlitz hob, da war er ruhig und gefaßt und er glaubte auch, dies überwunden zu haben ein- für allemal. Doch es war nur die Ermüdung nach dem Kampfe, was er für entſcheidenden Sieg hielt.

Eines kam noch dazu, was Curt Selbſtvertrauen und Sicherheit lieh, — die langjährige Uebung im Löſen zärtlicher Verhältniſſe, das bei ſeiner angeborenen Gefühlstiefe nicht immer ohne Kampf und Leid möglich geweſen war. Sollte denn er, der dort ſich frei zu machen gewußt hatte, wo oft Ketten zu zerbrechen waren, nicht auch im Stande ſein, das Band, welches Seelenverwandtſchaft um ihn und Valerie geſchlungen, zu löſen, und zu löſen, wann er wollte? Wer ihm das bezweifelt hätte! .... Curt von Sarnen glaubte alſo noch einige Tage der Gaſt der Gräfin bleiben zu dürfen, — nur noch einige Tage, bis er die Skizze von der Waldwieſe entworfen haben würde; und dann wollte er gehen, — vielleicht auf Nimmerwiederſeh'n! — Faſt heiter kehrte er demnach an jenem Tage um die Mittagsſtunde in's Schloß zurück. Hatte er doch Valerie noch gar nicht geſehen, da er das Frühſtück verſäumt, und mußte dies Verſäumniß nun in irgend einer unverfänglichen Weiſe entſchuldigen. Zwiſchen ihnen mußte ja Alles bleiben, wie es geweſen, bis zum letzten Augenblick. Die junge Frau ſollte ihm nicht den leiſeſten Vorwurf machen dürfen. — Trotzdem aber ſchlug ihm das Herz faſt hörbar, als er dem Hauſe nahte, und im Innerſten erbebte er, als er ihrer von ferne anſichtig wurde. Und auch Valerie fühlte ſich im Tiefſten erſchüttert, als Lea's freudiges Bellen das Nahen des Freundes verkündete; alles Blut trat ihr zum Herzen und ſie wurde noch bläſſer, als dies nach der letzten Nacht ohnehin der Fall war. Was für eine Nacht, was für ein Morgen, was für ein Erwachen war das aber auch geweſen! und doch nur der Anfang, — der Anfang namenloſen Leidens! Denn auch ihre Stunde hatte geſchlagen, auch ihr Herz hatte die Todeswunde empfangen, wie jedes große Menſchenherz ſie einmal empfangen muß, wenn es alle ihm innewohnenden Kräfte zu voller Entfaltung bringen ſoll, — ſowie manche Frucht durch den Froſt erſt zu voller Reife gelangt, welcher der übrigen Natur den Tod bringt.

Als Valerie am letzten Abend ihre Erzählung begonnen hatte, da lag ihr Herz noch im Schlafe und unbeſtimmt, verſchwommen war ſein Traum von neuem Leben, von Glück und Genuß. Sie dachte noch nicht daran, daß der Mann, dem ſie gegenüberſaß, mehr als freundſchaftliches Intereſſe für

„Wollen gewiß! Aber ob auch können? — Sie haben mir in der That eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, denn mit dem bloßen naturgetreuen Wiedergeben des Stückchens Wiese mit dem angrenzenden Wald wäre Ihnen bei Ihren idealen Ansprüchen an den Landschaftsmaler kaum gedient. Und denken Sie noch dazu diese Unmasse grüner Farbe, die ich auf das Bild klexen müßte, um es naturgetreu zu machen! Da gilt es also eine Beleuchtung zu finden, welche über das Allzuviel in dieser Richtung hinweghilft. Und dann — was die Hauptsache ist, eine durch Stimmung ausgedrückte Idee in das Ganze zu legen. Das wird wirklich schwer werden. . . . Sagen Sie selbst, Frau Gräfin!“ —

Die junge Flau blickte erst nachdenklich vor sich hin; dann nahmen ihre feinen Züge einen humoristischen Ausdruck an, und im Tone scherzhafter Selbstanklage gab sie zur Antwort: „So ist's, wenn man wünscht, ohne zu denken. Und so geht es dem Künstler, wenn er solchen gedankenlos geäußerten Wunsch zu erfüllen verspricht! Nun stehen Sie vor einem Berge von Schwierigkeiten und zerbrechen sich den Kopf um eines Fleckchens Gras willen, wie es tausende und tausende in der Welt gibt. Und doch bin ich überzeugt, daß gerade Sie etwas daraus zu machen wüßten! . . . . Vielleicht haben Sie sogar schon eine Idee?“ — Das letzte sprach sie mit besonderer Lebhaftigkeit und blickte den Maler gespannt an. Dieser aber schüttelte verneinend den Kopf.

„Die Morgenbeleuchtung“ sprach er „sollte mir eine solche bringen, nachdem der heiße sonnige Tag nichts taugen gewollt. Da hatte ich mich aber vollends geirrt. Wiese und Wald lagen im tiefen Schatten und von welchem Punkte immer ich die Wiese betrachtete, nirgends ein mir zusagender Lichteffect, nirgends eine Stimmung, nirgends ein Bild!“

Die schöne Frau hatte aufmerksam zugehört. Der Gegenstand von dem der Maler sprach, erfüllte nun auch ihr ganzes Denken und ließ sie sowie ihn den Jammer in der eigenen Brust vergessen. Und so war es denn auch in voller Vergessenheit, als sie jetzt plötzlich den Kopf hebend sprach: „Wie wäre es aber dann, da ja offenbar der Tag diesem Bilde nicht günstig ist, es als eine Art Abendlandschaft zu erfassen, — so ungefähr in dem Momente, wenn die Sonne scheidet? . . . .“ Das letzte Wort kam kaum mehr über ihre Lippen; die Sprecherin erschrack selbst davor und senkte den Blick. Sie hoffte, Curt habe es nicht gehört. Doch er hatte es gehört, denn nach einer Pause sprach er darauf dumpf vor sich hin: „Wenn die Sonne scheidet! Das ist wirklich eine Idee! Da läßt sich viel, unendlich viel hineinlegen. Und auch an dem nöthigen Effect, an dem Contrast zwischen Licht und Schatten wird es da nicht fehlen — wenn die Sonne scheidet. . . . . Ich will's mit ganzer Seele malen! . . .“ Was lag in diesem letzten Satz, was in dem Blick, mit

dem Curt die junge, im Innerſten erbebende Frau anſah!.... Ich will's mit ganzer Seele malen.... wie ich Dich mit ganzer Seele liebe.... — Doch nur einen Moment ſchlug die Woge der Leidenſchaft ſiegend in ihm empor. Dann war's wieder ſtill, und ruhig fuhr er fort: „Ich will gleich den heutigen Abend benützen, um die Skizze in Angriff zu nehmen. Vielleicht, Frau Gräfin, ſchenken Sie mir das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft, Ihres Rathes, — auf daß mein Werk ſo gelinge, wie Sie es haben wollen. Darf ich Sie darum bitten?"

Valerie konnte nicht ſofort erwidern, ſo ſehr überraſchte ſie die Aufforderung des Malers, und ſie zitterte bei dem Gedanken ihn zu begleiten, — den Sonnenuntergang mit ihm zu betrachten, dem er ſolche tiefperſönliche Deutung gegeben. Und doch! Konnte ſie es ihm verwehren? Verrieth ſie dadurch nicht, daß ſie ſelbſt nicht ſicher, nicht unbefangen war? Und unter welchem annehmbaren Vorwande ſollte ſie's verwehren? — Sie mußte „ja" ſagen, es war gar nicht anders möglich. — Und als ſie nun, ihre Zuſtimmung zu geben, den Blick zu dem Mann erhob, der ſo ruhig, ſo in ſich ſelbſt gefeſtigt, vor ihr ſtand, da ſagte ſie auch ohne weiteres Beſinnen zu. Sie fühlte, ſie durfte ihm vertrauen voll und ganz; und das drückte ſich auch in der einfachen Art aus, wie ſie ſprach: „Gerne will ich Sie begleiten!" — Ueber ſein Antlitz aber flog ein Strahl innigſter, reinſter Glückſeligkeit: Vertrauen hatte er geheiſcht, volles, blindes Vertrauen in ihn und ſeine Kraft der Entſagung, und ſie gab ihm was er wollte. Das machte ihn ſelig und ſtolz. — Und als ſie darum Abends oben ſtanden auf der Waldwieſe, das Scheiden der Sonne zu ſchauen, da verrieth er nicht mit dem Zucken der Wimper, was in ihm wogte, da er der Trennung gedachte von ihr, — er der Wald, der in's Dunkel der Nacht glitt, entbehrend das Licht ihrer Augen, den erwärmenden Zauber ihre Nähe....

Mit dem Bilde aber war es nichts, das ließ ſich nicht malen, ſo ſehr ſie beide darüber ſannen und ſprachen, es möglich zu machen. Denn lag jetzt noch heller, warmer Sonnenſchein auf der Wieſe, in kaum einer Viertelminute war's dunkel, die Sonne hinter einem Waldvorſprung verſchwunden, — plötzlich, ohne Uebergänge, ohne Scheideblick. — Und unſägliche Traurigkeit kam über ſie ob dieſer Erſcheinung, als ſie wieder hinabſtiegen zum Schloſſe, und ſpät noch, als der Maler längſt zur Ruhe gegangen war, lag die junge Frau ſchmerzzerriſſen vor ſeinen Bildern auf den Knieen und klagte das Schickſal an, das ihn mit einem Schlage ſo ſchwer getroffen, daß er den Muth verloren hatte ein dauernd Liebesglück zu wünſchen. Denn ſie ſelbſt wünſchte noch aus ganzer Seele, mit allen Fibern ihres Weſens, mit jedem Pulsſchlag ihres Herzens: und jetzt wußte ſie, daß es Täuſchung geweſen, wenn ſie ſich des Morgens für lebendig todt gehalten hatte, —

sie lebte noch und sie liebte noch wie wahnsinnig; — nicht über Nacht, sondern nur langsam, qualvoll elend, wie der Verirrte in der Wüste, mußte dies Leben und Lieben vergehen, verschmachten, verdorren. . . .

Und Curt lag schlaflos auf seinem Bette und sann und sann über das Bild wie über ein unlösbares Räthsel. Und der Mond schien ihm bleich in's Gesicht und winkte und nickte, als wolle er ihm des Räthsels Lösung sagen.

Curt aber sah den Mond nicht.

8.

Die künstliche Ruhe, zu welcher Curt von Sarnen sich emporgerungen hatte, ward von einem Traume verscheucht, so süß und herrlich, wie ihn die tückische Phantasie des Menschen ausgebiert, wenn sie ihm die Wirklichkeit unerträglich machen will. Zerklüftet und verwüstet im Innersten fühlte er seine Willenskraft, seine Selbstbeherrschung schwinden und kaum hatte er den Muth vor Valerie zu erscheinen. Das aber mußte sein und mehr noch als das: er mußte auch seinem hiesigen Aufenthalte bestimmte Grenzen setzen, ganz unabhängig von der Frage, ob er die Skizze von der Waldwiese entworfen haben würde, oder nicht. Und diese Grenzen setzte er sich möglichst knapp; nach drei Tagen wollte er fort und ihre Lebenswege sollten sich dann scheiden auf immer. — Dieser Entschluß beruhigte ihn wieder ein wenig, so entsetzlich ihm auch der Gedanke war, von ihr zu gehen. Und mit diesem Entschluß trat er vor sie hin, die eben aus dem Bade in der Felsschlucht kam, welches sie jeden Morgen zu besuchen pflegte. Sie erschien frischer und heiterer als Tags zuvor und die jugendlich kräftigen Formen des edlen schlanken Leibes zeichneten sich in schönen Wellenlinien an dem weichen Kleide ab. Curt mußte rasch den Blick senken vor solch' mächtig lockendem Reiz; und er streichelte der schmeichelnden Lea den klugen Kopf und richtete an den Hund die Worte, welche der Frau zu sagen er jetzt nicht über sich gewinnen konnte, welche aber unbedingt gesagt sein mußten.

„Ja, meine Lea" sprach er, „jetzt wird unsere Freundschaft bald ein Ende haben. Heute noch und morgen und übermorgen. Dann gehörst Du wieder Deiner Frau allein."

Lea schien nicht richtig verstanden zu haben, denn freudig bellend sprang sie an dem Maler empor und leckte ihm das Gesicht, was er lächelnd geschehen ließ. — Um so besser hatte Valerie verstanden, und sie begriff wohl, daß er gehen mußte, — sie begriff auch, daß sie ihn nicht länger halten durfte; allein nicht das Eine, noch das Andere konnte sie ihm sagen. Dennoch aber mußte sie sich mindestens den Anschein geben, als dünke ihr sein Scheiden noch verfrüht, und so fragte sie denn leise: „Und das Bild?"

„Ja! Das Bild! Vielleicht gibt mir noch die letzte Stunde einen glücklichen Gedanken, wie ich es erfasse. Wenn nicht, dann ist auch alles weitere Sinnen vergebens. Ich kenne mich in dieser Beziehung." — Curt sprach es ernst, fast traurig, den Kopf gesenkt. Dann aber hob er ihn in der jähen Weise, die ihm eigen war, empor und rief lebhaft: „Jetzt hab' ich's! .... Freilich —" fuhr er bedenklich fort, „müßte ich zu dieser Auffassung erst Ihre Erlaubniß einholen." Er blickte ihr träumerisch in's Antlitz, das langsam eine tiefe Röthe überzog.

„Und welche besondere Auffassung wäre das?" fragte sie, ihre Verlegenheit und Bewegung mühsam beherrschend.

Der Maler schwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Wie wäre es, wenn ich die prächtige Eiche zum Mittelpunkt des Bildes machte?"

„Herrlich!"

„Doch nicht so wie sie oben steht in ihrer ungebrochenen Kraft, sondern vom Blitz gespalten bis hinab zur Wurzel, mit zerrissener Krone, mit geknickten Zweigen. .... Ringsum aber grünt und blüht Wald und Wiese und in unerschütterter Ruhe steht die leuchtende Sonne oben am Firmament, ... Das müßte ein herrliches Bild werden!"

Lächelnd blickte der Maler vor sich hin, nur das Bild vor Augen, das er so plötzlich im Geiste ausgestaltet hatte, gefangen von der tiefpersönlichen Idee, die er hineinlegen wollte. Und so sah er auch nicht die jähe Veränderung, welche seine Worte in Wesen und Erscheinung der jungen Frau hervorgerufen hatten. Ihr dunkles Auge flammte wild auf, ihre ganze Gestalt schien sich emporzubäumen, stürmisch wogte der Busen, und mit schmerzlichem Zorn in der Stimme rief sie gebieterisch: „Das werden Sie nicht malen!"

Jetzt blickte Curt auf die schöne Frau, die, einer zürnenden Gottheit gleich, vor ihm stand, — und zündend theilte sich ihm mit das so plötzlich geoffenbarte Geheimniß ihres Herzens: er erkannte sich geliebt. Und hochaufloderte seine Leidenschaft, und vergessend alle Vorsätze, alle Entschlüsse, alle schwer errungenen Siege, wollte er dem herrlichen Weibe zu Füßen sinken. Doch auch Valerie hatte erkannt, daß sie sich verrathen, und sie sah die mächtige Erregung des geliebten Mannes, sie fühlte, wie sich diese ihr mittheilte urgewaltig, unwiderstehlich. Und da sammelte sie ihre letzten Kräfte, erzwang die volle Herrschaft über ihre Züge, ihre Haltung und ihre Stimme und sprach, indem sie einen Schritt zurücktrat und mit der Hand eine ganz leise Bewegung der Abwehr machte: „Sie haben mich geradezu erschreckt, Herr von Sarnen! Welch schwarze Gedanken sind wohl über Sie gekommen, daß Sie mir meine liebe Eiche so furchtbar zerstört vor Augen bringen wollen? Solches Bild würde mich immer trübe stimmen, würde mir die Freude rauben an meiner

Waldwieſe. . . . . Laſſen Sie alſo die Eiche ruhig weiter wachſen und ihre prächtige Krone höher heben gen Himmel. Und wenn Sie mir nicht ein freundlich Bild zum Andenken hinterlaſſen können, dann lieber keines. . . . Es würde mir jeden Gedanken an Sie trüben, es würde mir den Abſchied verbittern!"

„Den Abſchied" — Sie hatte das Wort abſichtlich betont, denn kein Zweifel ſollte in ihm auftauchen über den ferneren Charakter ihrer Beziehungen, — ob er nun auch wußte, daß er wieder geliebt ſei: ſie mußten ſich trotz alldem ferne bleiben. Er und nicht ſie hatte die Scheidewand aufgerichtet, die eine Vereinigung unmöglich machte. Und jeden Verſuch von ſeiner Seite, ihr jetzt noch nahezukommen, hätte ſie als tödtliche Beleidigung zurückgewieſen. Liebe hatte ſie für den Entſagenden, — für den Begehrenden nur Haß.

Auch verſtand Curt dies Wort „Abſchied," er verſtand jetzt alles, — alles, — alles, — er wußte, daß er ſich um ſein Glück betrogen hatte, indem er wähnte, er dürfe es nicht anſtreben, er müſſe darauf verzichten. Und er achtete Valerie ob ihres berechtigten Stolzes nur um ſo höher, er liebte ſie um ſo leidenſchaftlicher. Und er entſagte neuerdings, — nun für immer, wie er glaubte, und das kam in der Art zum Ausdruck, wie er ſich ihren Worten fügte. Sobald aber Valerie dies wahrgenommen, ſchwand das plötzlich erwachte Gefühl feindſeliger Abwehr aus ihrem Herzen und dies ward wieder ganz erfüllt von der tiefen Liebe, die er ihr einflößte und deren er ſich in ſo hohem Grade würdig zeigte.

So blieb denn alles beim Alten, — äußerlich mindeſtens, ob auch im Innern das Feuer der Leidenſchaft immer weiter um ſich griff. Und auch der dritte, der letzte Tag ihres Zuſammenlebens nahte ſeinem Ende. Die Veſperſtunde ſchlug, und im großen Speiſeſaal, deſſen Fenſter weit offen ſtanden der unerträglichen Hitze halber, welche dieſe erſten Septembertage über geherrſcht hatte, brannte die Lampe. Auch hatte der alte Bartel bereits zweimal nachgeſehen, ob „die Herrſchaft" ſchon da ſei. Doch weder Valerie noch der Maler wollte erſcheinen, und Bartel, dem ſchon einige Zeit nicht Alles ſo ganz gefiel, ſchüttelte bedenklich den grauen Kopf. Da endlich trat Curt von Sarnen ein, ſichtlich bemüht, ſich ein munteres Anſehen zu geben, gegen welches jedoch der unſtäte Blick der ſonſt ſo freundlichen Augen und ein nervöſes Zucken um den Mund nur allzugrell abſtach. Er brachte es auch über ſich, mit Bartel einige freundliche Worte zu wechſeln und ſeiner Meinung bezüglich des zu gewärtigenden Wetters nachzufragen: was Dieſen zu der Erwiderung veranlaßte, er erwarte mit Beſtimmtheit zwiſchen heute und morgen ein ſchweres Gewitter und dann einen andauernden Landregen als Uebergang vom Sommer zum Herbſt. Da trat auch Valerie ein. Sie

ſah tiefbleich aus und müde bis zur Ohnmacht; Bartels Wetterprophezeihung aber ſchien ſie etwas aufzurichten, und an ſeine Worte anknüpfend ſprach ſie erregt: „Gewitter, Regen, — o! Das wäre eine namenloſe Wohlthat! Ich verſchmachte bereits! — Natürlich würden Sie dann Ihre Abreiſe verſchieben müſſen, Herr von Sarnen?“ Sie fragte es im gleichgiltigſten Tone und dabei zitterte ihr Herz vor der Antwort. — Bartel war hinausgegangen um die Schüſſeln zu holen. Curt ſtand allein der jungen Frau gegenüber, kaum eine Spanne von ihr entfernt. Es war eine gefährliche Nähe und er mußte gewaltſam die Hände ineinander ſchränken, um nicht nach Valerie zu greifen. „Nein, Frau Gräfin, auch dann nicht!“ Er ſagte es kalt, tonlos, und kalter Schweiß trat auf die weiße Stirne der jungen Frau, als ſie erwiderte: „Und Sie haben auch Recht: beſſer Regen und Sturm, Schnee und Eis als dieſe Glutatmoſphäre, — zum Wandern entſchieden beſſer.“

Bartel ſervirte und man ſetzte ſich zu Tiſch. Das Mahl verlief ſtill, faſt wortlos: bei einem Todtenmahle kann es nicht ernſter zugehen. Curt aß wenig, doch ſtürzte er raſch einige Glas Wein hinunter. Valerie aber berührte weder Speiſe noch Trank. Sie vermochte nichts über die Lippen zu bringen und gab der Hitze die Schuld. So war das Mahl bald vorüber, Bartel konnte abtragen. Und dann blieben die zwei armen Menſchen allein. . . .

Es war ſchrecklich dies Alleinſein, denn keines wagte das andere anzuſehen, keines wagte zu ſprechen. Was auch? — Endlich wurde es unerträglich. Mit jähem Ruck ſtand Curt vom Tiſche auf und ſchritt zum Fenſter. Da hob Valerie langſam den Kopf und blickte ihm nach. Eine Thräne rollte ihr über die Wange. . . „So“ dachte ſie „wird er dahingehen und nicht wiederkommen!“ Curt lehnte ſich über die Brüſtung und ſummte etwas vor ſich hin. Es war die luſtige Wandermelodie von Schubert. Valeriens feines Ohr vernahm's und unter der Thräne erblühte ihr ein Lächeln: „Wenn nur er es verwindet — dann iſt ja alles gut. Und beim Wandern wird einem das Herz ſo leicht!“ . . . . .

Curt kehrte zum Tiſche zurück, doch nicht mit heiterem Geſicht wie die junge Frau erwartete. Sein Antlitz war fahl und die Augen braunten, ſo daß Valerie erſchrack. Und plötzlich irrte ein höhniſches Lächeln über ſeine Züge wie der bläuliche Blitz über den finſtern Himmel und rauh ſprach er: „Daß ich doch kein Müller worden bin, — mir wäre beſſer!“

Valerie wagte nicht zu ſprechen, warum? Er wartete auch nicht darauf. Er ſprach rauh weiter: „Wiſſen Sie auch den Grund? 's iſt aber doch nur Unſinn, was da im Liede ſteht! Mag auch ſchon Müller gegeben haben, denen das Wandern keine Luſt war. Glauben Sie nicht auch Valerie?“

Es war das erſte Mal, daß er ihren Namen nannte, und ſie hatte das Gefühl, als wäre damit die Schranke durchbrochen zwiſchen ihr und ihm. Sie

ward darüber so verwirrt, daß sie gar nicht zu antworten wußte. „Was sagten Sie?“ fragte sie endlich stockend, „Ich habe nicht ganz verstanden.“

„Hat auch nichts zu bedeuten!“ Er warf es so hin. Dann betrachtete er sie eine Weile tiefernst und endlich sprach er milde: „Sie scheinen unwohl, ernstlich unwohl. Geh'n Sie also zur Ruhe; — es ist das Klügste auch für mich. . . . . Was soll's auch diese Marter zu verlängern? Wir haben uns ja doch nichts weiter zu sagen. Also — Gute Nacht!“

Er stand rasch auf und stellte sich hinter seinen Stuhl, auch ihren Aufbruch erwartend. — Und die junge Frau gehorchte seiner Aufforderung. Das Unverhohlene seiner Aeußerungen duldete keinen Widerspruch. Langsam hob sie sich vom Stuhle empor und that einige Schritte. Dann blieb sie stehen. Der Maler trat zu ihr und streckte ihr die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, für die schönen Stunden, die Sie mir in Ihrer Nähe vergönnt! leben Sie wohl! werden Sie glücklich!“

Sie sah ihn groß an und schüttelte leise den Kopf. Sie begriff ihn gar nicht mehr. Glücklich werden ohne ihn! War er wahnsinnig? . . . . Dann legte sie leise die schlanken Finger in seine Hand. Er umschloß dieselben und preßte seine Lippen auf die weiße Hand. Dort blieben sie haften wie fest gewachsen. Er ließ nicht los und sie vermochte nicht zurückzuziehen. Und hinüber und herüber fluthete das heiße Blut und höher brandete es empor gegen das Hirn. Da ließ er die Hand plötzlich, daß sie herabfiel schwer wie Blei. Dann sah er sie noch einmal an, — ein letztes Mal, — und verließ langsam schweren Schrittes das Gemach. Valerie aber stand lange wie erstarrt und wußte von nichts. . . . . .

9.

Allein auch solche Erstarrung löst sich, auch solche Bewußtlosigkeit weicht. Und dann kommt die Erkenntniß.

Mit einem einzigen verzweifelten Blick durchflog Valerie den weiten Raum, dann schlug sie die Hände vor's Gesicht und aus der stöhnenden Brust rang sich's empor wie der Hilferuf eines in brandender Fluth Versinkenden: „Curt! Curt! Curt!“

Curt von Sarnen aber hörte nicht. Aug' und Ohr und Sinn war ihm verschlossen: lang hingestreckt lag er auf der Diele seines Zimmers, — ein im Augenblick des Sieges gefällter Recke . . . . . .

Und da die junge Frau sah, daß sie allein blieb, kehrte ihr auch die Kraft zurück. Sie schritt leise zur Thür, öffnete dieselbe vorsichtig und flog dann, von Lea gefolgt, in jäher Hast die Treppe hinauf in ihre Gemächer. Oben angelangt verschloß sie die Thüren und ließ die Rouleaux herab. Jetzt war sie allein, sicher vor jeder Ueberraschung, jetzt mochte der Sturm aus-

toben, sie wollte ihn nicht hemmen. Der Sturm aber hatte sich gelegt, sie wußte selbst nicht wie? Nur eine unerträgliche trockene Hitze verspürte sie im ganzen Körper, eine Gluth, welche ihr den Athem hemmte, die Zunge verdorren, die Pulse an den Schläfen toben machte, — eine Gluth, welche ihr die Empfindung hervorrief, als müßten ihr jetzt und jetzt die Kleider am Leibe in Flammen aufgehen. Die Hand aber, die er so lange in der seinen gehalten, zitterte wie von einem elektrischen Strom in Bewegung gesetzt und der kleine Fleck, an dem seine Lippen sich festgesogen hatten, brannte als läge eine glühende Kohle darauf. Sie mußte dieser versengenden Qual entrinnen, die sie wahnsinnig zu machen drohte.

Da tauchte sie erst die Hand in kaltes Wasser, das bereit stand, dann wusch sie sich das Antlitz, kühlte die tobenden Schläfe, — und einen Augenblick schien ihr's als würde ihr leichter. Doch das Blut war zu heiß, es stieg immer wieder empor neue Gluth erzeugend. Da begann sie sich zu entkleiden und warf sich endlich erschöpft und doch ruhelos auf ihr Lager: sie wollte, sie mußte schlafen. Allein was hilft es die Augen schließen und den Leib zur Regungslosigkeit verdammen, wenn tausend Gedanken, tausend Bilder im Kopfe auftauchen und einander jagen und das Blut fieberwild durch die Adern schießt? Es kommt ein Moment, wo der Wille ohnmächtig wird, wo der Leib seinen Zwang nicht mehr duldet. Und auch Valerie sprang nach kurzer Weile, die ihr eine Ewigkeit geschienen, ungestüm von ihrem Lager empor, schlüpfte in die kleinen Pantöffelchen, warf einen Schlafrock um, den sie um die Mitte mit einem Gürtel zusammenfaßte, und ging einigemal mit raschen Schritten durch das Zimmer. Dann trat sie an's Fenster und schob das Rouleau etwas bei Seite. Ob er wohl schlief? Wirklich! Kein Lichtschein auf dem Vorplatz. Er schlief, — er konnte schlafen, — und sie irrte hier rastlos, von Hitze fast erstickt, umher, eine Gefangene im eigenen Zimmer, im eigenen Hause! Warum aber gefangen? Wer hinderte sie, noch in's Freie zu gehen? Niemand, — er gewiß am allerwenigsten! Und sie mußte hinaus, sie ertrug's nicht länger im abgeschlossenen Raum — Luft! Luft! . . . .

Leise rief sie die schlafende Lea und öffnete dann die Thür zu einer Wendeltreppe, die ihr den directen Ausgang von ihren Zimmern in den Park gestattete. Diese stieg sie langsam hinab, und dann flog sie, von dem Hunde gefolgt, einen kleinen Pfad entlang, der versteckt durch Gebüsche führte. So kam sie zum Bach und, seinem Lauf entgegen, schritt sie langsam zur Felsschlucht empor und stand plötzlich unversehens vor der kleinen Holzhütte, die von einem hohen Fels überragt ihr als Badecabine diente. Sie trat ein und blickte in die Fluth. Wie schön, wie lockend kühl! Und wie heiß, wie voll Gluth ihr Leib! . . . . . Rasch warf sie die Hüllen von sich

und einen Augenblick ſpäter tauchte ſie in die Fluth, die ſich hier in einem natürlichen Becken ſammelte, ſtets erneuert von einem hoch herab ſtürzenden Waſſerſchwall.

Und der Mond kam eben herauf und goß ſein zauberiſches Licht über Fels und Fluth und über das herrliche Weib, das einer Nixe gleich im Becken auf und nieder tauchte, von den Wellen gewiegt, umkoſt und umgaukelt . . . . . .

Allmälig nahmen Valeriens nervös geſpannte Züge einen Ausdruck von Befriedigung, ja von ruhiger Heiterkeit an; die Empfindung unendlichen phyſiſchen Wohlbehagens, verurſacht durch das Verweilen in der kühlen Fluth, theilte ſich der Seele mit, und da ſie jetzt an Curt dachte, war ſie froh, daß er ging, daß er ſo ſtark geweſen. Die Zeit der Kämpfe war nun vorüber. Sie war wieder allein und bis zum Winter wollte ſie es bleiben. Und dann ging ſie in die Reſidenz . . . . . „Werden Sie glücklich!“ hatte er geſagt. Und er hatte Recht gehabt. Sie *wollte* glücklich werden, — und gewiß, ſie würde es können auch ohne ihn. Und er ohne ſie — das unterlag keinem Zweifel! — Was war's auch geweſen, das ſie ſo plötzlich wie gewaltſam zu einander getrieben — und unglücklich gemacht hatte? Gewiß mehr die Situation als wirkliche Leidenſchaft. Unter anderen Umſtänden, in anderen Lebenslagen wären ſie ſich wohl ganz fremd geblieben. Und ſie würden es wieder ſein, wenn ſie einander nochmals begegneten . . . . . .

So dachte die junge Frau und ſie fühlte, daß Alles gut war wie es gekommen. — Doch das Waſſer war kalt, ſie empfand ein leiſes Fröſteln und entſtieg daher auch dem Bade. Eine kurze Weile blieb ſie dann noch auf den Stufen ſtehen. Sie hob das Haupt und wendete ihr bleiches Angeſicht dem Monde zu. So ſtand ſie — eine Wellenſchaumgeborene — und ſchaute mit blinzelnden Augen in die faſt ſonnenhell leuchtende Scheibe. Und plötzlich flog es wie ein Lächeln über das ſchöne Antlitz — ein ſtolzes Lächeln, als wäre ihr etwas ganz Beſonderes in den Sinn gekommen. Etwas ganz Beſonderes? Nein! Es war im Gegentheil ſeltſam, daß ihr dies nicht früher eingefallen, und — auch ihm nicht. Es lag doch ſo nahe! Die Waldwieſe! Die Waldwieſe! Hätte er nicht eine zauberhaft ſchöne Mondlandſchaft daraus machen können? Ja! Zauberhaft ſchön! Sie erinnerte ſich, erſt vor wenigen Wochen, kurz ehe er gekommen war, im Mondenſchein dort geſeſſen zu haben. Und da war ſie ganz entzückt geweſen. Sie mußte heute auch hinauf, ſie mußte ſehen, ob auf dieſe Weiſe die Aufgabe zu löſen wäre . . . . und dann wollte ſie's ihm ſagen . . . . . Aber nein! Da er nicht ſelbſt darauf gekommen, da er gehen konnte, ohne ihr das Bild zu ſchenken, ſollte er auch nicht wiſſen, wie es zu machen war . . . . . Die ſchöne Frau freute ſich ordentlich darüber, daß ſie ſo trotzig, ſo boshaft zu ſein vermochte . . . . . Und ſie

trocknete die schönen Glieder und schlüpfte dann rasch in den weiten Schlafrock, den sie wieder um die Mitte schloß. Endlich zog sie die kleinen Pantöffelchen über die nackten schlanken Füße und nun ging's hinauf in den Wald zur lieben . . . lieben Wiese.

Und Lea folgte freudig der Gebieterin.

10.

Breit lag das Mondenlicht in Curt von Sarnen's Zimmer, die noch immer regungslos hingestreckte Gestalt des Mannes wie mit feinstgewobenem Leichentuch überdeckend, Haar und Bart versilbernd und recht aufdringlich sein bleiches Antlitz umspielend. Und Curt öffnete die Augen, hob sich ein wenig empor und blickte wie im Traume um sich. Da blitzte es plötzlich auf in seinen Zügen wie Siegesbewußtsein, wie Triumph, und rasch aufspringend richtete er sich empor zu seiner vollen Höhe, und so stand er eine Secunde, die Verkörperung stolzer Manneskraft und Energie. Dann warf er rasch die Sommerkleider von sich und legte das rauhe Wanderhabit an: einen Moment blickte er nun in den Spiegel und nickte sich selbst Beifall zu. So war's recht! Heute noch wollte er fort. Die Morgenstimmungen waren nicht zuverlässig genug — und wozu noch Kampf nach dem Sieg? Rasch begann er sein Ränzchen zu schnüren — den leichten Anzug, das Bischen Wäsche — dazwischen das Skizzenbuch . . . . . Unwillkürlich schlug er es auf und blätterte darin, hie und da Zustimmung nickend, und auch wieder den Kopf schüttelnd. Im Ganzen hatte er gut und viel gearbeitet. Eins nur fehlte und gerade dieses Eine! . . . . Dunkle Röthe trat ihm in's Gesicht . . . . Solch ein Armuthszeugniß mußte er sich selbst ausstellen! Es war eine Schmach! . . Gerade dieses Eine hätte er unter allen Umständen machen müssen. Sie hatte ja darum gebeten! Und er hatte ihr den Wunsch nicht erfüllt! . . .

Zornig klappte er das Buch zu und schob es in die Tasche. Dann trat er an's Fenster und blickte in die Nacht hinaus . . . . . Welche Herrlichkeit! Wie wunderbar zauberisch lag die Wiese vor dem Hause und das Gebüsch dahinter im Mondenlichte da! Und oben der Wald . . . Und . . . .

Curt schlug sich vor die Stirne, heftig, hart, daß ein rother Streif sichtbar wurde. Dann nahm er mit ungestümer Hast das Skizzenbuch heraus — und mit einem Sprunge war er durch's Fenster auf den Vorplatz gelangt und eilte mit schnellem Schritt dem Walde zu. Nur eine flüchtige Skizze wollte er mit wenigen Strichen hinwerfen, das Andere sich durch Schauen einprägen, es in Geist und Gemüth festhalten. Sie sollte das Bild haben, so schön wie er noch keines gemalt . . . . . .

Nachdem er eine kurze Strecke gegangen wandte er sich um und blickte zu Valeriens Fenster hinauf. Die Vorhänge waren herabgelassen, dennoch

aber ſah man das Licht durchſchimmern. Sie ſchlief alſo noch nicht — ſie kämpfte noch und litt, wo er bereits geſiegt und überwunden ..... Armes, theures Weib! ... Er konnte ihr nicht helfen ... Es ging nicht anders — ſie mußten von einander ... Und ſie war ſtark, ſie mußte bald fertig werden damit ... ſie konnte, ſie ſollte noch glücklich werden. Es lag ihm nichts Quälendes mehr in dem Gedanken.

„Leb wohl!“ Er warf einen letzten Blick zum Fenſter empor und ſchritt weiter — der Waldwieſe zu . . . . . .

. . . . . .

Valerie war bereits bei dem anſteigenden Pfad angelangt, der in die Wieſe mündete. Sie ging jetzt etwas langſamer und keuchend hinter ihr trottete Lea: denn es war noch immer ſchwül, heiß, die Luft wollte ſich gar nicht abkühlen, kein Nachtthau war gefallen, Gras und Laub trocken — Bartel mochte Recht behalten: es kam wohl ein Regen, wenn auch vielleicht kein Gewitter .....

Plötzlich blieb Lea ſteh'n, ſpitzte die Ohren, ſträubte die Rückenborſten, hob die Ruthe hoch und knurrte leiſe: den Kopf hatte ſie dabei nach rückwärts gewendet.

Valerie erſchrack. Kam Jemand ihr nach? Wer aber ſollte? ..... Weiß Gott, was dem dummen Thier verdächtig ſchien! ... Sie ſtieg weiter, den Pfad hinan, doch nach wenigen Schritten ſchon hielt ſie wieder ſtill, denn der Hund knurrte vernehmlicher, hob dann die Schnauze in die Luft und ... einen Moment ſpäter ſprang er in großen Sätzen den Pfad hinab .....

Wie ein elektriſcher Schlag fuhr es der jungen Frau durch's Mark, in alle Glieder. Taumelnd griff ſie mit der rechten Hand nach einem Aſt, während die Linke das Kleid über dem Buſen zuſammenzuhalten ſtrebte. Die Knie zitterten, über die ganze Geſtalt flog ein Schaudern, alles Blut trat zum Herzen und im Kopfe wirbelte es, als würde ſie mit raſender Schnelle im Kreiſe gedreht. Und noch eine Secunde ... da ſtand Curt auch ſchon vor ihr, mit fliegender Bruſt, bleich bis in die Lippen, die flammenden Augen auf das zitternde Weib geheftet, das, unfähig auch nur die Hand zu heben .....

So ſtanden ſie ſtumm wohl eine ewig lange Minute ... dann ſchlug's leiſe, weich, lockend, ſinnberückend an ihr Ohr: „Valerie! Valerie! Du hier?“

Und Valerie gab Antwort, ſtockend, wie erſtickend, doch vernehmlich: „Ich wollte noch zur Wieſe .... der Mondſchein“ ....

„Auch Du haſt es gedacht?“ Es kam wie jubelndes Entzücken aus ſeiner Bruſt. Dann ſagte er bebend, flehend: „So laß uns zuſammen geh'n!“

Sie aber nickte ein „Ja“ und versuchte einen Schritt . . . Doch die Füße versagten den Dienst . . . . sie schwankte . . . . . .

Und mit einem Sprunge ihr zur Seite faßte sie der leidenschaftliche Mann mit starken Armen, hob sie empor und hinauf raste er den Berg . . . zur Wiese . . . zur Eiche . . . . . .

11.

. . . . . Ein Windstoß fuhr sausend durch die breiten Föhrenwipfel, verfing sich in dem dichten Geäst der Eiche und ließ an dem starken Baume seine ohnmächtige Wuth aus. Dann glitt er an dem rauhen Stamme herab, fegte über die Wiese hin, das hohe Gras auf den Boden legend, und verlor sich in den unteren Partien des Waldes.

Ein neuer Windstoß weckte die in beseeligender Vergessenheit Versunkenen aus dem seligen Sinnen und nun erst nahm Curt wahr, daß der herrlichen Mondnacht ein trüber stürmischer Morgen folgen werde; grau überzogen war das Firmament und schwarze Wolkenballen jagten darüber hin, drohend, beängstigend. Und jetzt begannen große, schwere Tropfen zu fallen, erst vereinzelt, dann häufiger, — und über Wald und Wiese lag fahles, unheimliches Dämmerlicht.

Noch ehe sich Curt erhoben, hatte Valerie ihre Fassung wieder erlangt. Entschlossen richtete sie sich auf und, dem Blick des Malers ausweichend, sprach sie leise: „Wir müssen gehen, — es regnet.“

Curt wollte ihr aufstehen helfen, allein sie duldete es nicht . . . . Er durfte sie gar nicht berühren . . . . Mit jäher Wendung ihm den Rücken zukehrend sprang sie empor, rief Lea und schritt gesenkten Hauptes rasch voran. Curt folgte, unruhig, beklommen, gepeinigt. — Als sie zur Stelle kamen, wo er sie gestern so unvermuthet eingeholt, zuckte sie zusammen und hemmte einen Augenblick den Schritt. Da lag das Skizzenbuch offen, ein leeres Blatt weisend, darauf viele Regentropfen glänzten. Sie hob es auf. Dann eilte sie weiter, durch das Pförtchen in den Park, dem Hause zu. Unter den Fenstern des Speisesaals blieb sie wieder stehen trotz des bereits strömenden Regens und wendete sich zu Curt: sie blickte in sein trübes Antlitz, auf welchem sie eine bange Frage las. Schmerzlich zuckte es da um ihre Lippen; sie hob die schönen Arme empor, faßte mit den Händen sein Haupt, zog es zu sich herab und hauchte einen Kuß auf seine Stirne. Er sollte wissen, daß sie nicht zürne. Dann flüsterte sie weich und leise, lieblich lächelnd: „Gute Nacht!“ und verschwand. Curt hörte sie noch die Treppe hinaufhuschen, die Thür öffnen und schließen, — dann war's still.

Und der Maler stand noch lange im strömenden Regen und sann und sann, was nun kommen würde. Und er wußte es nicht: nur das Eine wußte

er, daß er nicht fort wolle und nicht fort könne. So schwang er sich denn durch's offene Fenster in sein Zimmer und legte sich zur Ruhe. Denn die vierte Stunde war kaum noch angebrochen.

12.

Er sollte wissen, daß sie ihm nicht zürne, deßhalb hatte Valerie Curt auf die Stirne geküßt, ehe sie von ihm ging: denn daß er solches befürchte, hatte sie ihm aus den Augen gelesen. Sie war aber nicht von jenen Frauen, welche die eigene Schwäche dem Manne Schuld geben. Was geschehen war, Valerie mußte es beklagen, allein anklagen konnte sie deßhalb weder sich noch den geliebten Mann. Wie Erdbeben, Blitzschlag, Sturm oder Springfluth — so war's hereingebrochen über sie Beide, — ein elementares Ereigniß, dem zu widerstehen des Menschen Wille und Kraft sich ohnmächtig erwiesen. Was aber mußte nun kommen? So stellte sich die junge Frau die Frage an die Zukunft, während Curt gefragt hatte, was kommen würde? Denn er hatte nur das Recht zu wünschen, anzustreben, — sie dagegen: zu bestimmen. Und darum lebte Curt die nächsten Tage — trübselige Regentage ohne einen Sonnenblick — in qualvoller Ungewißheit, tausend Möglichkeiten ersinnend, tausend Entschlüsse fassend und wieder verwerfend, jetzt in seliger Hoffnung aufjauchzend und dann wieder in tiefster Melancholie verzagend, — während Valerie — welche auf ihren Zimmern blieb unter dem Vorwand, sie sei unwohl — Alles reiflich erwog, um die gerechte Entscheidung fällen zu können über ihre und seine Zukunft. Und das war nicht so schwierig, wie es vielleicht den Anschein hatte: doch ihm diese Entscheidung zu verkünden und fest zu bleiben gegen den Ansturm, den sie von seiner Seite gewärtigen mußte, das forderte Kraft und diese Kraft zu sammeln, brauchte sie Zeit, brauchte sie Ruhe. Deßhalb ließ sie einige Tage vergehen.

Valerie fühlte, daß sie Curt liebe mit all der Gluth und Leidenschaft und Tiefe der ersten Liebe eines reifen Herzens: und tief und leidenschaftlich wußte sie sich wieder geliebt. Die junge Frau fühlte auch, daß diese Liebe sie im Leben nimmer verlassen würde, — ob nun Besitzen oder Entsagen ihr Los wäre: zum Entsagen aber sah sie sich gezwungen. Ohne einen Versuch, um ihre Liebe zu werben, ihren Besitz zu erringen, hatte Curt sie aufgegeben; er hatte damit eine Scheidewand aufgerichtet zwischen ihrem und seinem Herzen und sie hatte diese für undurchbrechbar gehalten. Damals aber war sie es noch nicht gewesen. An jenem letzten Abend, da sie im tiefsten Innern verzweifelnd einander gegenübersaßen, an jenem Abend hätte ein Wort von ihm Alles gut machen, ein Wort von ihm sie für immer vereinen können. Doch in stolzer, trotziger Kraft verharrend hatte er auch damals, hatte er

zum zweiten Male entſagt: er hatte vermocht Abſchied zu nehmen, er hatte vermocht ſie allein zu laſſen, hilflos, in Leid und Jammer . . . „En passant“ ſollte auch dieſe Beziehung ſein, wie alle andern geweſen. So war ſein Wille, ſein Entſchluß und er hatte die Kraft und die — Grauſamkeit gehabt, ihn auszuführen.

Dann kam der unſelige ſelige Augenblick . . . und derſelbe Mann, der rieſenſtark geweſen war in der Bezwingung all' der edlen und glühenden Regungen ſeiner Seele, ſeines Herzens, — derſelbe Mann war erlegen einer Wallung des Blutes . . . und ſie mit ihm. Doch das konnte nichts ändern in ihren Beziehungen zu einander. Innerlich blieben ſie getrennt, denn die Scheidewand, welche er aufgerichtet zwiſchen ſeinem und ihrem Herzen, die beſtand nach wie vor. Für ſie aber war dies das Entſcheidende und nicht der Taumel jener Nacht. Wohl würde ſie der Gedanke daran martern immer und immer: es lag darin eine Demüthigung für ſie, deren Stachel ſie fühlen würde noch in ihrer letzten Stunde. Das aber hatte ſie nur mit ſich abzumachen, ihr Entſchluß war gefaßt. Sie mußten auseinander gehen. Das war das Ergebniß ſtrenger, unerbittlicher Ueberlegung, und was das Herz, was das Wünſchen ihrer Seele dagegen ſprechen mochte, es prallte ab, es zerſchlug und zerrann wie die Woge am Felſen. „En passant!“ ſo hatte er es gewollt, und „en passant“ ſollte es nun ſein, gingen ſie auch alle Beide darüber zu Grunde.

Am Morgen des vierten Tages — der Regen hatte etwas nachgelaſſen und die Sonne den bleiernen Wolkenſchleier an einer Stelle durchbrochen — fühlte ſich Valerie ſtark genug, das Wort der Trennung auszuſprechen. Sie hatte die Tage über zur Erholung von Kampf und Gedankenarbeit viel in Curt's Skizzenbuche geblättert; jetzt wollte ſie's ihm wiedergeben, doch nicht perſönlich. Bartel mußte es hinabtragen und den Maler gleichzeitig in den Salon hinaufbitten. Curt erſchrack als er das Buch erhielt durch die Hand des Dieners. Doch ſie berief ihn zu ſich — das war gut. Und an dem kopfſchüttelnden Bartel vorbei ſtürzte der ungeſtüme Mann aus dem Zimmer, die Treppe hinauf, in den Salon.

Valerie, im enganſchließenden ſchwarzen Seidenkleid, erwartete ihn ſtehend, und da Curt ſie leidenſchaftlich in ſeine Arme ſchloß und das geliebte blaſſe Geſicht mit heißen Küſſen überdeckte, da ließ ſie es ſanft und geduldig geſchehen: ſie mochte ihm dies letzte Glück nicht wehren. Dann aber, da er gar nicht ſatt werden wollte, bat ſie ihn lächelnd um Schonung: er erſticke ſie ja. Und nun er abließ und ſie geſpannt anſah, begann ſie zu ſprechen, ruhig, klar, milde. Sie klagte ihn nicht an, ſie entſchuldigte, ſie verzieh Alles: — aber zum Schluſſe ſprach ſie doch das Wort aus, daß ſie ausſprechen mußte, weil ihre Ueberzeugung und ihre innerſte Natur ſie dazu

zwang, das böſe Wort: wir müſſen voneinander gehen. Und Curt hatte zugehört ruhig und ernſt, und er hatte wohl erkannt, daß ſie Grund gehabt hätte ſich zu beklagen, ſich verletzt, gekränkt zu fühlen: und ſein Herz frohlockte, daß ſie ſo milde war. Um ſo furchtbarer traf ihn deßhalb das nach dem Vorangegangenen ſo unerwartete, ſo ſchlimme Wort der Entſcheidung. Erſt wollte er es gar nicht glauben, gar nicht begreifen. Dann aber ſtürzte er vor ihr nieder, umſchlang ihren Leib und ſchwur, daß keine Macht der Welt ihn von ihr reißen werde. Sein Eigen ſei ſie nun und ſein Eigen müſſe ſie bleiben.

Und da er ſo ſprach und ſie beſtürmte und anflehte, flog etwas wie ein Zug von Grauſamkeit über ihr Antlitz, — ein Zug, der ihrem Weſen ſonſt völlig fremd war: und ſich zu ihm neigend ſah ſie ihm erſt tief in's Auge, dann hob ſie den Kopf empor und wies mit der Hand nach dem Bilde vom zerſtörten Glück; und kalt, ſchneidig glitt die Frage über ihre Lippen: „Alſo willſt Du mich auch einſt liegen ſehen wie Deine Lieſe?“

Doch das ſchlimme Wort war noch nicht ganz dem Hort ihrer Zähne entflohen, als Curt die Frevlerin wild von ſich ſtieß. Ein Schrei des wüthendſten Schmerzes rang ſich aus ſeiner Bruſt und wie von Sinnen ſtürzte er fort . . . . . Valerie aber lächelte triumphirend. Das hatte ſie wiſſen wollen, ob er dem Bilde Stand halten würde, — darum hatte ſie dies Gemach zur Unterredung gewählt. Er hatte nicht Stand gehalten, der Gedanke, ſie zu verlieren wie er einſt ſeine Lieſe verloren, war mit allen Schrecken ſolchen Verluſtes vor ihm emporgeſtiegen nnd hatte ihn von ihr getrieben — wohl für immer. Sie hatte es ſo gewollt, — es mußte ſo ſein. Und ſie war's zufrieden. Wußte ſie doch jetzt auch, daß ſeine Liebe zu ihr dieſelbe Tiefe und Gewalt hatte, wie die zu ſeiner erſten Frau. Und dies Bewußtſein verſöhnte ſie mit Allem, was geſchehen war, dies Bewußtſein erfüllte ſie mit einer Genugthuung, die ſie nicht hätte entbehren, ohne die ſie an ſeiner Seite nimmer hätte glücklich werden können. Und konnte, durfte er ihr's verargen? Warum, wenn er ſie ſo tief und innig liebte, hatte er ſie gedemüthigt? Warum hatte er nicht das rechte Wort zur rechten Zeit geſprochen? Das entſcheidet meiſt über das Lebensglück der Menſchen . . . Nun war's vorbei . . . . ganz . . . . auf immer . . . . .

En passant! Auch ſie nur en passant! . . . Doch diesmal nur ihr Beſitz, nicht auch die Liebe zu ihr, nicht die Sehnſucht, ſie wieder, ſie dauernd ſein zu nennen.

Mit dieſen dem Stolze ihrer Natur willfahrenden Gedanken ſuchte Valerie den Schmerz in der eigenen Bruſt zu betäuben, ſich über den ſelbſterlittenen Verluſt hinwegzutäuſchen. Doch nicht lange vermochte ſie es. Ein übermächtiges, unbeſchreibliches Wehegefühl ſiegte über alle Reflexion.

Gebrochen sank sie vor seinen Bildern nieder und weinte bitterlich. Liese! . . . Glückliche Liese! . . . Die war todt und lag still neben ihrem todten Kindlein, — sie aber, sie lebte, — sie sollte weiterleben ein ödes, inhaltleeres, todtes Leben, ein Leben, schlimmer als Alles, was an Leid und Qualen man erdenken kann. Das war zu fürchterlich — und einen Moment empörte sich Seele und Leib dagegen: sie sprang empor — sie wollte ihm nach — sie konnte ihn ja nicht lassen! Dann aber sank sie wieder zusammen, ein armes, gebrochenes Weib und starrte geistesabwesend, wirr und fremd vor sich hin, lange, lange . . . . . .

Und draußen vor der Thür saß Bartel und streichelte Lea's Kopf, während große Thränen über seine verwitterten Wangen in den weißen Knebelbart rollten. Er wußte nicht, was geschehen war, er begriff gar nichts, das Eine aber war ihm klar: seine Herrin war wieder unglücklich und nun würde sie wohl unglücklich bleiben . . . . . .

13.

Nichts vermag den Mann in seinem Urtheil über ein Weib das er liebt und das sich ihm in freier Neigung gegeben, ungerechter zu machen, als wenn dies Weib sich ihm zu entziehen, — das nur locker geknüpfte Band zu lösen wagt, ohne daß ein sichtbarer Grund hiezu vorhanden wäre, — ohne auch nur eine andere Wahl getroffen zu haben. Denn „verlassen" darf nur der Mann das Weib; das ist sein Recht, — wenn man will, sein Vorrecht, — und ein verlassenes Weib kann auch stets der Theilnahme, des Mitleides gewiß sein: für das Weib ist es kein Schimpf, keine Schmach, sondern nur ein Unglück. Ein verlassener Mann aber wird lächerlich erscheinen, nicht vor der Welt allein, sondern auch vor sich selbst: und das ist die schlimmste Schmach, die ihm widerfahren kann. Und darum wird sich seine ganze Natur dagegen empören und furchtbarer Grimm gegen das verrätherische Weib wird sein Herz erfüllen. Mit einem Steinhagel wahnwitziger Vorwürfe und Anklagen wird er Diejenige überschütten, welcher er eben noch Altäre gebaut; und gerade das, was ihn früher hoch beglückt und stolz gemacht hatte, daß sich die Geliebte in ihrer Liebe zu ihm über alle anderen Rücksichten hinweggesetzt, wird er gegen sie und als Beweis ihres Unwerthes in's Feld führen.

Und so that auch Curt von Sarnen, und um so heftiger und zügelloser ward er in seinen Anklagen gegen Valerie, je höher er sie in seinem Herzen gestellt, je schmerzlicher und unerträglicher ihm der Gedanke war, sie verloren zu haben, von ihr aufgegeben worden zu sein. Ihr ganzes Verhalten gegen ihn, diese Herzlichkeit bei aller Zurückhaltung, dieses unwillkürliche Offenbaren einer tiefen Neigung bei aller Unnahbarkeit, — jetzt erschien es ihm als das ebenso staunens- als verabscheuenswerthe Spiel einer raffinirten

Coquette, die seine Leidenschaft bis zum Wahnsinn steigern wollte, um den endlich besiegt zu ihren Füßen um Liebe Bettelnden triumphirend von sich zu stoßen.

Diese Gräfin Valerie von Rottenstein war mit einem Worte eine jener Circen — ebenso schön als kaltherzig, ebenso scharfsinnig als lüstern, ebenso weichpfotig als grausam, — wie sie leider nur zu oft in der corrupten „guten" Gesellschaft zu finden sind, — jungen Männern geradezu verhängnißvoll und selbst dem erfahrenen reifen Manne sehr gefährlich. Daß sie dies aber wirklich war, bewies ihm nicht allein ihr Benehmen gegen ihn: das bewies ihre Ehe mit einem bereits alternden Manne, das bewies noch mehr ihre Beziehung zu jenem anderen, den sie mit noch mehr Glück am Gängelband geführt hatte, als ihn selbst. Denn daß sie nichts gewußt hätte von den Pflichten, die jener verletzt hatte, indem er ihr nahe trat, das war ganz unwahrscheinlich! Curt begriff jetzt seine frühere Leichtgläubigkeit, seine Willfährigkeit nicht, alles in dem Lichte zu sehen, in welchem die coquette Frau es ihm zeigte. Jetzt erschien ihm alles doch so ganz anders, — und jetzt erst meinte er richtig zu sehen.

Indem der Maler in dieser Weise Blatt um Blatt die Tugendrose zerpflückte, welche er der schönen Frau zugedacht hatte, bis endlich der dürre dornige Stengel allein in seinen Händen blieb, log er sich allmälig in einen Haß hinein, der seiner früheren Liebe ebenbürtig war. Und er dachte seiner todten Liese und glaubte ihr Dank zu schulden dafür, daß Valerie sie als Schreckgespenst zwischen sich und ihn gestellt hatte, und daß er so vor einer unseligen Verbindung bewahrt, von seiner unsinnigen Leidenschaft geheilt worden war. Das Andenken an seine Liese hatte also seine Kraft noch nicht verloren, — und nun er diese gefährliche Prüfung überstanden, wollte er demselben erst recht und für immer treu bleiben! Was für eine herzlose Teufelinne mußte aber diese Gräfin sein, daß sie ihm in dem Augenblicke, wo er sich ihr ganz hingab und um Liebe flehte, die Schreckniſſe jener Jugendkatastrophe vor Augen stellen konnte! Es hatte ihn ganz sinnlos gemacht....

Drei Tage bereits lag Curt von Sarnen im Dorfwirthshause, wohin er an jenem Morgen nach langem Umherirren vor dem unabläſſig strömenden Regen geflüchtet hatte, — und war in der angedeuteten Weise beschäftigt, sich innerlich von Valerie loszulösen, wie er äußerlich von ihr bereits geschieden war. Und selten wohl mag ein Touriſt den Anbruch eines herrlichen Herbsttages so unwirsch begrüßt haben, als Curt dies that. Der Regen war ihm lieber gewesen, viel lieber; da hatte er stunden- und stundenlang in die trübselige Landschaft, auf die nebelverhüllten Berge und auf die grundlose Straße starren und seinen finsteren weiberfeindlichen Gedanken nachhängen können. — Nun war's vorbei damit. Nun mußte er fort, denn

welchen Grund hätte er gehabt zu bleiben? Etwa gar noch Skizzen aufzunehmen von dieſer verhaßten Gegend? Er dachte gar nicht daran, die andern jemals auszuführen. Er wollte nicht wieder daran erinnert ſein, daß er jemals hier geweſen . . . . . .

Alſo — fort von hier!

Curt zahlte ſeine Zeche und erkundigte ſich dann bei der drallen Wirthin um den nächſten Weg über's Gebirge zur Eiſenbahnſtation. Auf der Heerſtraße war dieſe mit Anſtrengung in acht Stunden zu erreichen, er aber wollte ſo raſch als möglich heim kommen. Ueberdies haßte er die Heerſtraße, ſowie die Menſchen, die er auf derſelben begegnen mußte; und die Sonne, die darauf lag und ſich mit ächt weiblicher Eitelkeit in jeder Pfütze ſpiegelte, haßte er auch. Darum über's Gebirge, in den dunklen Wald, in die einſame Wildniß.

Die Wirthin meinte, gleich links bei der Kirche hinauf, über den Berggrat hinüber führe ein Weg. Nur ſei er ſtellenweiſe ſehr ſteil und einkehren könne man auch nirgends. Damit nun war Curt ſehr einverſtanden. Wenn nur ein Weg über die Berge führte; — er hatte eine wahre Sehnſucht da hinauf zu klettern: gewiß, weil er die letzten Tage ſo unmäßig viel geſeſſen hatte, drüben im Schloß und hier in der Kneipe.

Nach mehrſtündigem Marſche, erſt in der Sonne an Stoppelfeldern vorbei und über Wieſen hin, dann durch ſchattige kühle Fichtenwaldungen ſchreitend erreichte er den Kamm des Gebirges. In Gedanken verſunken hatte er des in gewaltigen Serpentinen laufenden Weges kaum geachtet, und auch nicht der Anſtrengung, die er ſich zumuthete. Nur fort, recht weit, recht ſchnell fort; — aus den Augen, aus dem Sinn! — Nun aber fühlte er ſich doch müde und mußte Raſt machen. Der Pfad bog links ab zu einem Plateau, welches nur von einigen Bäumen beſtanden war. Da mochte wohl ein ſchöner Blick über die ſtille Welt des Waldes und vielleicht auch ſchon in's jenſeitige Thal zu genießen ſein, — und das wollte er ſich nicht entgehen laſſen. Er fühlte ſich ohnedies ſchon viel ruhiger und freier im Gemüth, und ſolcher Anblick mußte nur dazu beitragen, es geſund zu machen. Raſch trat Curt hinaus, um nach einigen Schritten bereits mit einem lauten Ausrufe der Ueberraſchung ſtehen zu bleiben und hinabzuſchauen . . . . Da lag's vor ihm, faſt greifbar nahe, — aber nicht das jenſeitige Thal, ſondern Schloß und Park der Gräfin Rottenſtein.

Etwas wie namenloſes Entzücken ſpiegelte ſich bei dieſem Anblick in den bewegten Zügen des Malers und unwillkürlich breitete er die Arme aus nach dem verlorenen Eden. Alle ſüßen und ſchmerzlichen Erinnerungen an die dort verlebten Stunden tauchten verklärt in ſeiner Seele empor und mit ihnen die leidenſchaftliche Sehnſucht nach dem . . . geliebten Weibe. Nur

noch einmal wollte, mußte er sie schauen, ehe er für immer schied, und nicht früher ging er von hinnen, bis ihm der Wunsch erfüllt ward. Allein wie sein Falkenblick auch hinabspähte in den Park, die gewundenen Kieswege entlang, wie er auch strebte, das Laubdach der Bäume zu durchdringen, in deren Schatten sie zu ruhen pflegte, es blieb vergebens, Valerie war nirgends sichtbar. Und da kam's zuerst wie ohnmächtige Wuth über ihn, dann aber warf er sich mit dumpfer Resignation in's spärliche Riedgras, stützte das Haupt in die Hände und harrte. Stunde um Stunde verrann, die Sonne sank, tiefe Schatten legten sich in's Thal, auf Park und Schloß, und endlich konnte sich Curt nicht mehr verhehlen, daß schon in kurzen Minuten die völlige Dunkelheit hereinbrechen werde. Dann aber hatte er umsonst geharrt . . . .

Doch das war's nicht, was ihm das Herz mit einem Gefühle von Angst und Sorge erfüllte, welches ihm zeitlebens fremd geblieben war und ihn deßhalb um so tiefer erschütterte. Was lag auch daran, wenn sein Warten vergebens blieb, wenn er gehen mußte, ohne sie gesehen zu haben. Konnte ja dieser Anblick doch nur die kaum geschlossenen Wunden auf's neue bluten machen. Aber . . . wo blieb Valerie? Hatte sie das Haus verlassen, ehe er die Höhe erklommen, und irrte nun wohl gar im Hochwald allein umher, bei sinkender Nacht den mannigfachsten Zufälligkeiten preisgegeben? Bei ihr war das ganz wohl möglich, das Mögliche ist aber oft auch wirklich, und Curt's unruhige, überreizte Phantasie begann, nun er diesen Gedanken gefaßt, ihm die verschiedensten Schreckniſse auszumalen, die Leib und Leben des theuren Weibes bedrohen, zerstören konnten, bis er sich gewaltsam davon losriß, eine andere Möglichkeit erwägend. Vielleicht hatte sie das Haus gar nicht verlassen? O gewiß! nur das konnte es sein! War's aber das, so war es ganz gegen ihre Gewohnheit, und nur besondere Gründe konnten sie abgehalten haben. Nein, nicht Gründe, sondern nur Eines, — nur Krankheit . . . . . .

Curt erschrack in tiefster Seele, da ihm diese Möglichkeit nahe trat: das Gewissen mahnte ihn und klagte ihn schwerer Schuld an. Und nichts wußte er zu seiner Rechtfertigung dem Kläger in der eigenen Brust zu entgegnen. Unverantwortlich hatte er das herrlich blühende Weib gequält, schonungslos bis zur Grausamkeit war er gewesen in seinem eitlen Triebe, sich stark und charaktervoll zu zeigen, und selbst das sichtliche Schwinden von Kraft und Frohsinn bei der edlen Frau hatte nicht Einhalt thun können seinem frevlen Beginnen. Sein Werk allein war's, wenn sie nun das Uebermaß des Leidens gebrochen, auf's Siechenbett geworfen hatte. War aber dies der Fall, konnte, durfte er dann fort? O! er wollte auch nicht mehr — nur Gewißheit wollte er haben! Rasch emporspringend wollte sich Curt zum Gehen wenden — zu ihr zurück. Doch wie festgewurzelt blieb sein Fuß,

regungslos ſtand er und ſtarrte wieder hinab in's Thal .... Dort, an derſelben Stelle, wo er ſie zuerſt geſehen, erſchien jetzt die hohe dunkle Geſtalt der Gräfin. Den Kopf tief geſenkt, Müdigkeit in Gang und Haltung, ſchritt ſie langſam dem Hauſe zu, gefolgt von ihrem Hunde, der trübe einherſchlich, als theilte er der Herrin Gram .... Auf den Stufen, die zum Eingange emporführten, blieb ſie noch einen Augenblick ſtehen, wandte ſich langſam und blickte zurück, woher ſie gekommen war. Und dann verſchwand ſie im Hauſe.

Mit angehaltenem Odem hatte Curt jede Bewegung der jungen Frau verfolgt; jetzt aber hob ein tiefer Seufzer, halb der Klage und halb der Erleichterung ſeine Bruſt. Leiſe ſtrich er mit der Hand über ſeine Augen, reckte ſich hoch empor und mit ſchnellen Schritten eilte er tiefer in den Forſt hinein, den Weg weiter verfolgend, den er vor mehreren Stunden gekommen war .....

Er wußte jetzt, daß all' ſeine Beſorgniſſe grundlos geweſen, daß weder Gefahr noch Krankheit ihr Leben bedrohten, — und ſo hatte er auch gar keine Veranlaſſung zu ihr zurückzukehren. Das Band war nun einmal zerriſſen, — und ſie, nicht er hatte dies vollbracht: er wollte nun deßhalb nicht weiter mit ihr hadern und rechten, — ſchien ſie ja doch ſelbſt darunter zu leiden, — aber auf's neue knüpfen konnte er es nimmer, das verbot ihm ſein Mannesſtolz, der hier gewahrt werden mußte, wie immer er ſeine frühere Handlungsweiſe verdammen mochte. Ein Entgegenkommen von ſeiner Seite konnte nimmer zum Guten führen, es konnte ihm nur neue Qualen ſchaffen, — und er wollte endlich Ruhe finden. Er mußte ſie auch finden; — er, Monsieur En-passant, gehörte ja nicht zu jenen Narren, von denen der Dichter ſingt, daß ſie ſterben, wenn ſie lieben .....

Curt von Sarnen aber fand die Ruhe nicht, denn er hatte aufgehört, Monsieur En-passant zu ſein. Er fand die Ruhe nicht, die er ſuchte, — ob er ſich nun in ſeinem Atelier mit irgend welcher Arbeit quälte, die ihm nicht von der Hand ging, weil ſeine Gedanken nicht dabei waren, — ob er im Club, in Theater und Geſellſchaft Zerſtreuungen, ja Aufregungen nachjagte. Die Freunde erſchienen ihm roh, die Comödien einfältig, die Frauen abgeſchmackt, — und mit wahrer Wolluſt ſchloß er ſich nach ſolchen Abenden in ſeine Zimmer ein und ſuchte Troſt und Erholung in den Gedanken, denen er hatte entrinnen wollen, in der Erinnerung an Valerie und an die erſten ſchönen Tage, die er mit ihr verlebt. Doch nicht lange konnte er das Bild der Geliebten ſo feſthalten, froh und unbefangen, zufrieden in der ſelbſtgeſchaffenen Beſchränkung; nur zu bald ſtellte ſie ſich ihm dar, ergriffen von der Leidenſchaft die ihn ſelbſt verzehrte, — und dann trat vor ſein Auge jene Nacht trunkener Seligkeit auf der Waldwieſe .... und wandelte ihm das Blut in glühende Lava. Riß er ſich aber davon los, ſo ſah er ſie müde

und gebrochen, ein armes, in's Herz getroffenes Menſchenkind, bei ſinkendem Abend dem Hauſe zuwanken, in welchem ſie nun wieder allein war, — noch mehr allein und verlaſſen, als er ſelbſt, — noch troſt- und hoffnungsloſer. Und da dachte er, ob und wie ſie werde verwinden können, worüber ſelbſt er nicht Herr zu werden vermochte, der doch ſchon in jungen Jahren ſo Schweres erlebt, ſo Furchtbares verwunden! War's aber denn wirklich ſo Furchtbares geweſen, jenes frühe, plötzliche Sterben ſeiner Liese? .... Wohl! Es hatte ihn ſchlimm gepackt, — faſt hätte ihn die todte Liese nachgezogen in's Grab und einen Schatten hatte dies Ereigniß geworfen in ſein ganzes fürderes Leben — bis zum heutigen Tag. Doch ſolche Qualen, wie er ſie jetzt litt, waren ihm ſelbſt in der ſchlimmſten Zeit ferne und fremd geblieben. Was iſt's aber auch, einen lieben Menſchen todt zu wiſſen? Sterben müſſen wir ja alle einmal, und wenn man ſich auch ſagen mag, der Todte hätte noch dies und jenes genießen, dieſer und jener Freude theilhaft werden können, ſo liegt doch andererſeits eine unendliche Beruhigung darin, zu wiſſen, daß ihm kein Leid mehr widerfahren kann in ſeiner ſtillen, dunklen Grube und daß er Glück und Genuß nun nicht mehr entbehre. Solcher Gedanke thut wohl und tröſtet und verſöhnt, — er lehrt uns den unerſetzlichſten Verluſt ertragen .... Unerträglich aber iſt's, ein menſchlich Weſen, das man liebt mit der ganzen Kraft ſeiner Seele, dem man jede Daſeinsminute verſüßen und verſchönen möchte, ferne zu wiſſen und in Leid und Gram verſunken. Und ſich ſagen zu müſſen: daß dem ſo iſt, Du ſelbſt haſt es verſchuldet! In Deiner Hand war's gelegen, glücklich zu ſein und glücklich zu machen: Du aber quälteſt und peinigteſt und zertratſt ein Herz, das Dir gehörte mit jedem ſeiner Schläge, Du floheſt ein Paradies, das ſich Dir aufgethan, ſchlugſt die Pforten hinter Dir zu und ſchufſt Dir und der Geliebten eine Hölle! Und dies thateſt Du in unſeliger Verblendung, in frecher Empörung gegen das Geſetz der Natur, das dem Menſchen Unſterblichkeit verſagt; — in feiger Furcht, das Weib, nach deſſen Beſitz Du lechzteſt, vielleicht durch den Tod zu verlieren, in feiger Furcht vor dem Schmerz, der Dir aus ſolchem Verluſt erwachſen mußte, gabſt Du es auf, entſagteſt Du und verzichteteſt! Und als Du dann, vergeſſend den Irrwahn, der Dich ſo lange unterjocht hatte, nur getrieben von dem ſelbſtſüchtigen Wunſche, ein Glück weiter zu genießen, das Dir trotz allen Verzichtes unverſehens in den Schoß gefallen war, die Hand endlich ausſtreckteſt, die ſo lange gefeiert, da konnte das begehrte Weib wohl nicht anders, als ſich Dir entziehen, — und mochte ihr eigen Herz darüber brechen. Denn unwürdig warſt Du, und unwürdig erſchienſt Du ihr, und niedrig und klein und feig erkannte ſie Deine Liebe, die um ſolchen Beſitz nicht einmal den gebotenen, den natürlichen Einſatz wagen wollte. ....

Furchtbar war dieſe Stunde der vollen Erkenntniß für den unglücklichen Mann, zermalmend das Reuegefühl, das ihn überkam und ſinnraubend der Schmerz ob dem Verluſte ſeines Glücks. Der Gedanke aber, — der letzte in der ſchrecklichen Kette —, daß die Enttäuſchung, welche Valerie durch ihn erfahren, ihr den Lebensmuth für immer gebrochen, daß ſie verkümmern und verwelken ſolle gleich einer Blume, welcher man Licht und Luft und Wärme entzogen, — dieſer Gedanke drohte ihn vollends raſend zu machen. „Lieber todt, — lieber todt wie die todte Lieſe!“ ſchrie er in ſinnloſer Verzweiflung, — und derſelbe Mann, der ein halbes Leben lang vor dem Tode gezittert, griff jetzt nach dieſer düſteren Vorſtellung wie der Ertrinkende auch nach einem brennenden Balken greifen würde. Er dachte ſich das treue Weib ſtill und bleich im ſchwarzverhangenen Gemache auf hohem Sarkophag; und holder Friede lag auf dem milden, ſchönen Antlitz und ein ſanftes Lächeln ſpielte um die blaſſen Lippen. Nun hatte er ſie verloren, auf immer verloren, denn nun war ſie todt .... Heiße Thränen ſtrömten über ſein abgehärmtes Antlitz, doch durch die Thränen nickte und lächelte er ihr zu, denn nun wußte er ja, daß ſie nicht mehr leide, daß ſie's gut habe, tauſendmal beſſer als er, der ſie beweinen werde ſein Leben lang ... Doch in der nächſten Minute ſchon war der ganze Spuck vorbeigehuſcht. Er war wieder allein in ſeinem Zimmer und ſie allein in ihrer Einſamkeit .... und beide litten ſie bitteres Leiden! Das aber durfte nicht ſo bleiben, das mußte, o! und es konnte auch anders werden! ... Aus Reue und Verzweiflung und halbem Wahnſinn rang ſich Curt nach langem, unſäglichem Kampfe zur Klarheit empor. Kein Zweifel irrte, keine Furcht, kein falſcher Stolz hemmte ihn mehr; ſein Weg lag frei und hell wie im Sonnenſchein vor ihm und hell war's auch in ſeinem Herzen, das einem neuen Leben voll Seligkeit entgegenjauchzte. Doch ehe Curt dieſen Weg betrat, mußte er nach Pinſel und Palette greifen, denn der Künſtler forderte nun gebieteriſch ſein Recht, — er mochte nicht zurückſtehen hinter dem Menſchen .....

14.

Während in dieſer Weiſe unter Kämpfen und Stürmen ein neuer Lebens- und Liebesfrühling einzog in Curt's Gemüth und mit ihm neue Schaffensfreude in die Seele des Künſtlers, hatte ſich eine andere, ein trübe Wandlung vollzogen in der Natur. Der Herbſt war gekommen, und mit ihm der Vorbote des Winters, der kalte Reif; und emſig waren die beiden an der Arbeit, dem grünen Laub der Bäume das Roth des Welkens und Vergehens aufzulegen, manche ſpäte Blüthe zu knicken, manchen jungen hoffnungsvollen Trieb zu verbrennen. —

Der prächtigen Eiche auf der Waldwieſe oben konnten die böſen Geſellen jedoch nichts anhaben und nichts der grünen Föhrenwildniß, die ſie umgab. Und dort ſaß die junge Frau, ſeit Curt von hinnen gegangen war, täglich viele Stunden lang, traumverloren, gramverſunken, das bleiche Antlitz geſenkt, die thränenleeren Augen ſtarr auf den Boden geheftet, des Malers Skizzenbuch das er zurückgelaſſen im Schoß, und die Hände wie ſchützend darüber gelegt. Sie wartete .... nein! Sie wartete nicht! Wie ſollte er auch wiederkommen, da ſie ihn ſo grauſam von ſich geſtoßen, da ſie ihn, da ſie das Glück ſeines und ihres Lebens geopfert hatte einem Phantom, einer hochmüthigen Regung verletzter Fraueneitelkeit. Ja, verletzter Fraueneitelkeit, — jetzt ſagte ſie ſich's ſelbſt und klagte ſich darob an und büßte ab, was ſie gefrevelt und was jetzt an ihr geſtraft wurde mit qualvollſter Strafe. Ihre Eitelkeit hatte ihr zugeflüſtert: Du biſt gekränkt, verletzt, gedemüthigt und Du mußt Vergeltung üben. Und dieſer Einflüſterung hatte ſie Gehör geſchenkt und Folge gegeben, dieſe falſche, böſe, häßliche Regung hatte ſie für einen Ausfluß ihrer fein- und edelempfindenden Seele gehalten, und gerecht, wenn auch ſtreng glaubte ſie zu handeln, indem ſie, den Drang ihres Herzens verläugnend, ihn von ſich wies, o mehr als das, — ihm noch eine tiefe Wunde ſchlug, da ſie ihn ohnedies ſchon elend gemacht.

Doch das war ungerecht, — hart und ſündig, unmenſchlich war's geweſen, — und das mußte er ſich ſagen, und darum würde er nicht wiederkehren zu ihr. Sie wartete alſo auch nicht auf ihn, — ſolch' thörichtes Hoffen zu nähren war ſie doch noch zu ſtark, zu klar in ihrem Denken. Aber ſie fühlte bereits, wie ſich's trübte, und wie die Lebensflamme immer matter und matter in ihr leuchtete und wie ſie wohl bald erlöſchen werde. Und da ſie doch im Leben nie mehr mit ihm zuſammenkommen würde, ſo wollte ſie doch wenigſtens dort ſterben, wo er ſie zuerſt geküßt. Darum verbrachte ſie die meiſte Zeit auf der Waldwieſe, und wenn ſie dort auf etwas wartete, ſo war's auf das Sterben. Die treue Lea aber lag immer neben ihr und lauſchte in den Wald hinein.

Und ſo war die unglückliche junge Fran denn wieder einmal unter der Eiche geſeſſen, ſtarr und bleich, bis der Abend ſank. Und der Thau feuchtete ihr Haar und Gewand und ein leiſes, fieberndes Fröſteln durchlief ihren Leib, — daß ſie nicht länger bleiben konnte. Alſo erhob ſie ſich langſam, mechaniſch und ging. Wieder ein Tag vorbei! ... Wann kommt wohl der letzte, wo ſie nicht mehr fort muß von der lieben Eiche? Denn dort ſollte man ſie auch begraben ....

Sie ſchloß eben das Pförtchen und wandte ſich dem Parkwege zu, als in heftiger Aufregung, wie ſie eine ſolche an dem alten trüben Manne ſeit langer Zeit nicht mehr wahrgenommen, Bartel ihr mit möglichſter Eile ent-

gegenkam. Was war da geſchehen? Sie fühlte ein leiſes Zittern im Herzen. Dann war's wieder ſtill drin, ſtill und todt. Was konnte auch geſchehen ſein, das ſie noch berührte?

Bartel war in Hörweite gekommen und keuchte nun aus ſchwerer Bruſt: „Ein . . eine Kiſte . . Frau Gräfin . . Der Bote . . hat . . ſie gebracht . . . .“

Eine Kiſte? Was kümmerte ſie das? Doch ſie wollte den Alten nicht kränken, und ſo heuchelte ſie einiges Intereſſe. Als ſie aber nun erfuhr, die Kiſte ſei ohne Angabe eines Inhaltes noch eines Abſenders, kam eine gewiſſe Unruhe über ſie und kopfſchüttelnd eilte ſie mit beſchleunigtem Schritt dem Hauſe zu. Und hinter ihr ging der alte Mann und nickte mit dem grauen Kopfe und lächelte geheimnißvoll.

Mit jedem Schritte aber, den Valerie dem Hauſe näher kam, ſteigerte ſich ganz unerklärlicher Weiſe ihre Aufregung und mit einem raſch hervorgeſtoßenen „Wo?“ wandte ſie ſich, im Flur angelangt zu dem Diener. Dieſer verneigte ſich tief und ſprach: „Ich habe ſie in den Salon ſtellen laſſen.“

Die junge Frau ward leichenblaß: „In . . den Salon? Warum in den Salon?“

„Weil ich dachte, es könnte vielleicht ein . . . ein Bild ſein.“

„Ein Bild?“ . . . Wie ein Angſtſchrei kam das Wort aus Valeriens Bruſt. „Bartel! Bartel! Ein Bild?“

Und Bartel neigt ſich noch tiefer und murmelt: „Es hat ſo die Form . .“ Doch Valerie hört ihn nicht mehr; ſie iſt ſchon oben im Salon, — und da ſteht eine Kiſte, mäßig groß, flach, — in der That wie eine Bilderkiſte. Und der Deckel iſt nur ſo leicht aufgenagelt . . . und . . . ein Griff mit den ſchlanken, doch ſtarken Fingern, ein Kniſtern und Knacken des Holzes, und mit lautem Jubelſchrei ſinkt die junge Frau vor der offenſtehenden Kiſte in die Kniee und ſchaut und ſchaut hinein, und reibt ſich die Augen und ſchaut dann wieder und weint und lacht und weiß ſich nicht zu faſſen vor unausſprechlicher Glückſeligkeit . . . Da liegt's ja vor ihr, alles wie ſie ſich's damals gedacht, da ſie im Bade ſtand und den Mond anlugte, und noch viel ſchöner als ſie's gedacht. Herrlich, herrlich, herrlich! So malt nur er, ſo malt nur die Liebe! — Aber wo iſt er dann, wenn er ſie noch liebt? Halt! Hier in der Ecke ein dünnes, gefaltetes Papier! . . . . .

Sie greift ſich an's Herz. Er kommt alſo nicht ſelbſt? Er ſchreibt nur . . . . . ſchickt das Bild als Dank für die gewährte Gaſtfreundſchaft. Oh wie grauſam! Doch ſie verdiente es nicht beſſer. So mag's den ſein! Sie will auch dies ertragen . . . . . Nur ſehen will ſie die geliebten Schriftzüge, leſen, was er ihr ſagt und mag's das Bitterſte ſein! Und ſo greift ſie endlich mit zagender Hand nach dem Blatte, faltet es auseinander und lieſt:

„Geliebtes Weib!

Mag dieſes Bild Dich mit mir verſöhnen, wie ich längſt verſöhnt bin mit Dir, verſöhnt auch mit dem Gedanken an den Tod, an das Sterben. Und nun dieſe Wandlung in mir vor ſich gegangen, habe ich wieder den Muth erlangt zu wünſchen, die Kraft ein anderer zu werden. Das aber haſt Du vollbracht, Du liebes ſtolzes Weib, und Dir bin ich nun zu eigen und harre deines Rufs.

Curt."

Mit fliegender Bruſt hat Valerie geleſen, und drückt nun das Blatt heiß an die Lippen. Dann ruft ſie leiſe, ganz leiſe: „Curt!" ..... Sie weiß wohl, er hört es nicht, er iſt noch ferne, aber rufen muß ſie ihn doch; es iſt zu namenloſe Luſt, dieſen Namen zu rufen .....

Selig träumend ſteht ſie nun, — und da iſt es ihr, als ziehe ſie Jemand ganz ſachte an ſich und als wehe ein heißer Hauch über ſie hin. Dann wird's plötzlich dunkel vor ihr, und dann leuchtet es ihr hell in's Geſicht aus zwei herrlichen Augen, zwei Lippen ſuchen die ihren .... und .... in langem trunkenem Kuſſe vergißt ſie all das Weh der letzten böſen Zeit .....

Nachdem die erſten Tage ſeligen Zuſammenſeins verſtrichen waren, wallten Curt und Valerie an ſonnigem Morgen Hand in Hand zur kleinen Dorfkirche hinüber, auf daß dem Geſetz Genüge werde. Dann lebten ſie in ſtiller Einſamkeit dem Glücke ungeſtörten Beſitzes, bis das Jahr um war und der Carneval zu heiterem Lebensgenuß einlud. Seinem Rufe folgend traten ſie ein in das bunte Treiben der vornehmen Welt, welche das ſchöne und ſo glückliche Paar bewunderte und beneidete ... und natürlich auch zu entzweien ſuchte. Schmeichelworte auf den Lippen wollten die böſen guten Freunde das Gift der Eiferſucht in Valeriens Herz träufeln, die Furcht vor dem Verluſte ihres Glückes quälend in ihrer Seele wecken. Iſt's ja doch der „Monsieur En-passant", dem ſie ihre Hand gereicht, und den muß ſie feſthalten, ängſtlich hüten, wenn ſie nicht erfahren will, was vor ihr ſo manche erfahren ..... Valerie aber lächelte zu all dem böſen Geflüſter, — ſie wußte ja welche trübe Bewandtniß es hatte mit dieſem „en passant", wie viel ſie ſelbſt darob gelitten und wie Curt es endlich überwunden hatte in ſeiner Liebe zu ihr.

Der Wolkenbruch.

(1872.)

Von

Nora Görner.

Die Kinder haben gebetet und legen ſich zur Ruh,
Die Mutter löſcht das Lämpchen und ſchließt das Fenſter zu.
Sie blickt hinaus; im Gärtchen ſüß duftet der Jasmin,
Es ſegeln ob dem Dörflein grau-ſchwarze Wolken hin.
Das Bächlein, leiſe murmelnd, durch Wald und Wieſe zieht,
Am End' des Ortes klappert die Mühl' ihr altes Lied.
„Die Luft iſt ſchwül; am Himmel ein Wetter drohend ſteht;
„Wie's meinem Mann wohl oben, im Wald heut Nacht ergeht?"
Sie ſpricht's, doch keine Ahnung ihr bang das Herz bewegt,
Als zwiſchen ihren Kindern ſie ſich zur Ruhe legt.
In ihren ſchwarzen Schleier, hüllt Alles ein die Nacht,
So Menſch, wie Thiere ſchlafen; nur Gottes Auge wacht.
Er winkt; da brauſen Winde von Nord und Oſten her,
Und treiben raſch zuſammen die Wolken ſchwarz und ſchwer.
Die öffnen, blitzdurchſchnitten, den unglücksſchwangern Schooß,
Und unter Donnerſchlägen d'raus löst die Fluth ſich los.
Sucht erſt des ſtillen Bächleins befreundet Element,
Ergreift mit Macht das Mühlrad und reißt's mit fort behend.
Rings von den Höh'n ergießen ſich Ströme ohne Zahl
Und alle ſtürzen nieder auf's Dorf im engen Thal.
Da tönet aus den Hütten ein einz'ger grauſer Schrei,
Von allen Seiten wälzt ſich endloſe Fluth herbei.
Des Hauers Weib erwecket des jüngſten Kindes Schrei'n.
O Schreck! zu Thür und Fenſter, dringt brauſend Waſſer ein.
Schon reicht's ihr an die Kniee, ſie greift nach ihrem Kind,
Reißt es empor, laut rufend: „Ihr Andern auf geſchwind!"
O armes Weib, die wecket dein Ruf wohl nimmer auf,

Dich ſelbſt zu retten eile, hinauf auf's Dach, hinauf!
Doch nein; ſie will's nicht glauben, daß todt die Beiden ſind —
Da reißt aus ihren Armen, die Fluth das dritte Kind.
Sie will es haſchen, watet, kaum ihres Thuns bewußt,
Umher, ſich mühſam haltend, im Naß bis an die Bruſt;
Da treibt ſie eine Welle zur off'nen Thür hinaus —
Bald unter andern Leichen, treibt ſie im Wogenbraus.

Kaum graut's, verläßt der Holzer das morſche Haus im Wald,
Es hat ihn ſchlecht geborgen, er iſt durchnäßt und kalt.
„Welch' eine Nacht!" ſo ſpricht er, „hab' ſolches nie erlebt;
„Bei dieſem Sturm und Regen das Herz im Leibe bebt;
„Hier freilich iſt's am ärgſten, im Thal hat's keine Macht
„Mein Weib und meine Kinder vielleicht ſind kaum erwacht;
„Jetzt hat es nachgelaſſen, ich mach' mich auf den Weg,
„Wenn's auch noch lang nicht hell iſt, kenn' ich doch jeden Steg."
Und trotz des Stroms, der ſchäumend, ſtürzt durch den Felſenſpalt,
Und über Rieſenſtämme, gefällt durch Sturmsgewalt,
Eilt er mit Angſt im Herzen hinab ins kleine Thal,
Tritt aus des Waldes Dunkel beim erſten Sonnenſtrahl.
Was iſt das? Iſt es Nebel, in dem das Dörfchen ſteckt?
Weh ihm; es iſt von ſchlamm'ger, gelb-brauner Fluth bedeckt!
Das hochgeleg'ne Kirchlein und hie und da ein Dach
Iſt ſichtbar; Holz, Geräthe ſchwimmt Eins dem Andern nach.
Er ſucht mit irren Blicken ſein Haus, der arme Mann,
Und wirft ſich jammernd nieder, da er's nicht finden kann.
„Mein Weib und meine Kinder! Mein kleines Hab und Gut,
„Dahin, dahin!" — Es faßt ihn verzweiflungsvolle Wuth.
„Gibt's eine Allmacht, droben, die ſolches läßt geſchehen?
„Die grauſam mich erhalten, den Jammer anzuſehen?
Starr hält er plötzlich inne, in ſeinem wilden Schmerz,
Es dringt ein Strahl der Hoffnung in ſein gemartert Herz.
Vielleicht, daß ſie noch leben! er rafft ſich auf und rennt
Hinab, wo wuthentfeſſelt, wild tobt das Element.
Im bunten Durcheinander, wie Niemand es beſchreibt,
Es Häuſer, todte Thiere an ihm vorübertreibt.
Auch einen Menſchenkörper ſieht er vorüberziehn, —
Da fällt er überwältigt von Grauſen leblos hin.
O gäb's doch kein Erwachen für den unſel'gen Mann!
Gott aber heißt ihn leben und löst der Sinne Bann.
Er muß, als er nach Stunden zum Leben rückgekehrt,
Als eine Trümmerſtätte ſchau'n ſeinen trauten Herd,
Muß todt im Schlamme finden, die Kinder alle drei,
Und ſucht umſonſt die Leiche der Mutter auch dabei.
Als er in feuchte Erde, die Kleinen ſenkt hinab,
Muß er ſich ſchaudernd fragen: „Wo iſt der Gattin Grab?"

Er hat das all' ertragen, doch als es war vorbei,
Da ſchien's als ob er dennoch, auch mit geſtorben ſei;
Denn als nun, Hilfe bringend, des Kaiſers Bote kam,
Und Jeder zu ihm drängte, bat und entgegennahm,
Da ſaß der Vielgeprüfte, wo einſt ſein Häuschen ſtand
Und ſchrieb mit ſtarren Blicken Buchſtaben in den Sand.
„So treibt er's" ſagten Alle, „ſeit dem Begräbnistag
„Dem Armen ſelbſt der Kaiſer wohl nimmer helfen mag."

Kurze Waare

von

A. G. K. v. Leitner.

Narrheit über Narrheit.

Die Welt nennt man ein Narrenhaus,
Wo jeder dünkt ſich irgendwas.
Der dünkt ſich Dies und jener Das;
Am Ende ſtellt ſich doch heraus,
Daß jeder nur ein armer Narr
Mit einer andern Narrheit war.

Die ſtolze Schöne.

Seh' ich Dich, reich an jedes Reizes Zier,
Mit ſtolzem Blick und läſſigen Geberden
Im Wagen hingelehnt, ſo fürcht' ich ſchier,
Du wirſt einſt kein ſo ſchöner Engel werden,
Als Du ein ſchönes Weib nun biſt auf Erden.

Adam und Eva.

Zur Strafe ward aus Eden in's Exil
Das erſte Menſchen-Ehpaar fortgejagt.
Jedoch der Adam thut, — Gott ſei's geklagt, —
Auch heute noch, was ſeine Eva will.

Exorcismus.

Sie lachen des Mönchleins mit bitterem Spott,
Das will einer Vetel den Teufel austreiben;
Doch ſoll man dabei ganz ernſthaft bleiben,
Wenn ſie aus dem All gar vertreiben auch Gott.

Erdbewegung.

Die Erde dreht ſich, wie man weiß,
Jahr aus Jahr ein, im ſtäten Kreis.
Was Wunder alſo, wenn darum
Die Menſchheit wird ganz wirr und dumm? —

Neuzeit.

„Auch Dir taugt, ſcheint's, die Neuzeit ſchlecht
Mit ihrer Freiheit, ihrem Recht?“
Sie wäre ganz nach meinem Sinn,
Mich ſchmerzt nur, daß auch Ihr darin.

Eigene Wege.

Die Einen ſind mir allzu fromm,
Die Andern zu gelehrt und weiſe.
Will ſehen, wie auf eig'nem Gleiſe
Mit Gott und Welt zurecht ich komm'.

Mit meinem photographiſchen Portrait.

Dies Bildniß, das erzeugt vom Sonnenlicht,
Trägt doch des Lebens heit're Farben nicht.
Vielleicht wird mehr es ſeinem Urbild gleichen,
Wenn ſie in Kürze an ihm ſelbſt verbleichen.

Auf ein Albumblatt.

Laß nützen uns die Zeit, die uns gegeben,
Die Reue folgt der Stunde, die verſäumt.
Wir geh'n, was wir geſchaffen, bleibt. Das Leben
Iſt nur für den ein Traum, der es verträumt.

Das monumentale Neu-Wien.

Spaziergänge eines Kunstfreundes

von

Carl von Vincenti.

„Wien wird groß und herrlich werden und herrschen trotz Gegnerschaft und Alledem."

Sellenу.

I.

Mein Fenster geht auf den Modena-Park hinaus, jene unschätzbare Oase, auf welche sicherlich bereits die Parcellirungsmenschen lauern. Neulich weckte mich heller Finkenschlag. Ein echter Wiener Regen war in der Nacht herniedergegangen, scharf und klar hoben sich die Berge im Frühlicht ab, der Morgenwind strich mit leichtem Fittich über die Wipfel und die mächtige Kreuzblume von Sanct Stephan blühte golden in den blauen Himmel hinein. Das lockt hinaus. Die Gassen sind durch die nächtliche Douche blank gefegt, wovon auch die Wetterseite der Häuser noch die nassen Spuren trägt.

Durch die morgenstille Stadt schreitet sich's rüstig, man gewinnt und bewahrt Stimmung, wenn man nicht unablässig das Gepfeife und Geklingel der Pferdebahn in den Ohren und all' die Werkeltagsgesichter um sich hat. Das weite Becken des Hochstrahlbrunnens hat der Regen gespeist, der „Hochstrahl" hatte dies freilich nicht thun können, denn er ist längst mythisch geworden. Die Düfte der Wien sind für den Augenblick durch die trübe Hochfluth gebannt, welche über die träge Rinne des Wien verderbenden Flüßchens rauscht. Der Bronzereiter, nach welchem der Schwarzenberg-Platz

getauft wurde, ist sauber gescheuert und sieht heute noch akademisch honneter aus, als sonst. Wir biegen links ab, der stolzen Zeil entlang, wo in der Ferne die Kuppeln der Museen grüßen. Bis zur Oper kommen zwei Hotelpaläste, wovon der eine bekanntlich für einen Prinzen von Geblüt gebaut worden — noch grüßt die Quadriga mit Hirschen und Löwen vom Giebel — für die monumentale Ehre der Boulevards auf. Auf Rahl's Goldgrundbildern, welche den Heinrichshof als Stirnband schmücken, fällt der Blick, dann streift er Hähnel's flügelmatte Reiterei auf den Pylonen der Operloggia und gleitet herab auf die wasserscheuen Marmorbrunnen. Weiter, weiter, denn hier ließ man die ersten Bauunternehmer der neuen Aera mit der alten Langeweile gewähren. Nur das Familienhaus Derer von Schey-Koromla fällt angenehm aus der Rolle. Jetzt grüßt von links Schilling's Erzbild des geliebten Dichters vom bebuschten Square; als Folie dient ihm die Façade des Akademiepalastes mit ihren vergoldeten Nischen, wo Statuen aus gebranntem Lehm sich ein monumentales Ansehen geben. Nun stehen sie da die weißen, blinkenden Museal bauten, kuppelstolz aufragend, herrliche Steingefüge mit edelster Sculpturzier. Das wird ein vornehmer Platz werden, wenn sie das Denkmal der großen Kaiserin vollendet; schade, daß der Hintergrund in der Wirkung zurückbleiben muß.

In hohem Grade malerisch, fast phantastisch, schieben sich in der Entfernung die Bau-Silhouetten des Reichsrathsplatzes ineinander; fremdartig glänzt die „polychromische Versuchsecke" an der Hauptfront des Parlamentspalastes, noch fremdartiger schauen über den langgestreckten Grat des Mittelbaues die hohen Schlotsäulen, von deren Capitälen herab vergoldete Genien Fackeln schwingen. Dann häuft sich's für das Auge; die vier gelben Pylonenthürmchen der Rathhausfront zeichnen sich scharf vom schöngeschwungenen Hintergrund der Wiener Waldberge ab und der Belfried reckt sich in seinem Gerüstkäfige mächtig empor. Ich schreite weiter; der Justizpalast in seinem Terrainzwickel bietet eine anmuthige Façade mit dem schönen Frontgiebel, wo Hellmer's goldgepanzerte „Austria" in wappenschimmernder Nische prangt; das Parlamentshaus streift eben die Gerüste von den wuchtigen Seitenfronten, die vergoldeten Giebelfelder sind fast alle schon mit ihren Bildwerken geschmückt; noch entzieht die Bretterwand dem Auge den Gesammteindruck der vielbesprochenen Rampenanlage, aber der Säulen-Porticus imponirt durch Schönheit und monumentale Verhältnisse. Wenn einmal Vergolder und Farbenschmücker an's Werk gegangen, da mag's ein Architekturbild ohne Gleichen geben. Rechts das neue Burgtheater, dieser Spätling streckt nun, des Gerüstnetzes überdrüssig, die Flügel seiner Zufahrtsbauten kräftig aus, um es der mächtigen Frontentwicklung seines Gegenüber, des Stadtpalastes, einigermaßen gleichzuthun; der langgestreckte Bau der Hochschule hat seinen

Eckpavillons die Kuppelhauben aufgesetzt, und die Masse des Bibliothekstractes ist eingefügt, während an der Hauptfront noch die Gerüste stehen. Alle diese Bauten haben ihren sculpturalen Schmuck entweder bereits angelegt, oder sind im Begriffe ihn anzulegen.

Dieser Platz mitten zwischen den prächtigen Steingedichten ist eine Brunnenoase, wo gute Rast. Hier wird einmal das große Herz Wiens schlagen. Man läßt nicht ohne ein stolzes Gefühl das Auge auf all' den Denkmalen, die in eine neue Zeit hineinragen, ruhen; freilich fehlt dieser Befriedigung nicht der Tropfen Bitterniß, doch wenn so ein Sommermorgen aus vollem Himmel auf all' diese Herrlichkeit herablacht, dann wird's Einem ganz wienerisch leichtblütig um's Herz und man fühlt sich inmitten dieses erstehenden Neu-Wien fast wie ein Verjüngter. Und wie ich so die stillen Wege der Anlage dahinschritt, da kamen mir des heimgegangenen Selleny Worte in den Sinn und ich nahm mir vor, sie diesen Blättern an die Stirne zu schreiben. Sind doch die Tage nicht allzu ferne, wo diese Worte, die von einem so schönen Glauben an Wien zeugen, recht wohl angebracht sein werden, denn mit dem Ausgange dieses Jahres feiert Neu-Wien sein erstes Jubiläum. Ja, fünfundzwanzig Jahre werden es sein, daß die elektrischen Batterien den alten Mauerpanzer der Stadt zersprengten und uns Raum ward, um in die schimmernde Zukunft hineinzubauen. Hastig und begeistert thaten wir's; mancher Stillstand kam, manch' trüber Zweifel, aber wir haben's heute der Vollendung freudig nahegebracht. Seit Jahrhunderten begrüßt der mächtige Thurm von Sanct Stephan den Fremdling; seine goldene Knaufrose glänzt, Reichswahrzeichen und -Leuchte in Alpensicht am schönsten Strome, der Abendland und Morgenland verbindet; doch neue Wahrzeichen treten heute in die großen Baulinien der Kaiserstadt: die ragenden Museenkuppeln und der Belfried des Stadtpalastes. Und diese heißen die Gäste willkommen im Namen von Neu-Wien, der Stadt der Monumente. Unter solchen Gedanken schritt ich an den prächtigen Arcadenbauten vorüber, welche zu beiden Seiten des Rathhauses emporgewachsen, weiter durch die neuen Straßen, wo bereits Palast an Palast sich reiht, einer den anderen an Stattlichkeit und bisweilen auch an Geschmack überbietend.

Nun stehen wir plötzlich vor der Heilandskirche, deren grünender Vorplatz seine Spitze bis zum großen Boulevard vorschiebt. Hier soll Tegetthoff's Standbild aufgerichtet werden; warum hier? Ein Gang um den Absidialbau der Kirche läßt uns erkennen, daß der Kranz von Häusern in mehr oder minder echter Deutschrenaissance so ziemlich vollendet ist. Noch einige hundert Schritte und wir gewinnen wieder eine neue Ringperspective, die hier nach dem Börsenviertel zu jene Reize entfaltet, welche diesen Theil ganz besonders zu einer „via millionaria“ gestalten. Die Börse mit ihrer

prächtigen Frontloggia, aber leider noch ohne plastischen Abschluß, beherrscht diesen modernsten Abschnitt der Ringanlage; das ganze neujerusalemitische Viertel dahinter ist nun mit Neubauten geschmückt, welche sich unmittelbar an die alte, graue Stadt anschließen. Ich mache mich über den von der Aedilität stark vernachlässigten Rudolphplatz mit seiner mageren Akazien-Alameda, wo jetzt weite Regenlachen in der Sonne blitzen, durch die Gonzagagasse zum Quai hinaus. Dieser Weg dem Donauarm entlang ist mir niemals erquicklich gewesen, wenn auch der jenseitige Quai sich nicht übel darbietet. Wie unschön ist der Kettensteg und wie ärmlich die Ferdinandsbrücke; dann bis man die Löwen der Aspernbrücke erreicht, welche Oede! Die kolossale Kasernenburg nimmt da einen der besten architektonischen Punkte hinweg. Vielleicht will uns das Glück wohl und dieser Militärpalast fällt eines Tages der Spitzhaue der slowakischen Schutträumer zum Opfer und es ersteht eine Zeil heiterschöner Spätrenaissancebauten bis zur Parkoase. Dann erst wird der „Ring" die schönste Straße der Welt sein.

II.

Mit dem Weltausstellungsjahre beginnt für Wien jene gedrängte monumentale Periode, welche für die bauliche Physiognomie von Neu-Wien den Ausschlag gibt. Als Hauptträger derselben erscheinen die sechs Architekten: Semper, Hasenauer, Schmidt, Hansen, Ferstel, Wielemanns, welche seit 1878 folgende Monumentalbauten schufen: die beiden Hofmuseen und das neue Burgtheater (Semper-Hasenauer), das Stadthaus und die Fünfhauser Kuppelkirche (Schmidt), Heilandskirche — sofern deren Vollendung in diese Zeit fällt — und Universität (Ferstel), Akademiepalast der bildenden Künste, Börse und Reichsrathsgebäude (Hansen), Justizpalast (Wielemanns). Begonnen wurde im verflossenen Herbste der Bau der neuen Hofburg (Semper-Hasenauer) und dieses herrlich geplante Schloß des geliebten Herrschergeschlechtes wird in Wahrheit die Krone des monumentalen Neu-Wien sein. Im weiteren Sinne findet in dem Rahmen dieser großen baulichen Aufgaben die ganze Künstlerschaft Wiens eine Schule der Entwicklung und Fortbildung und erwirbt sich große Verdienste um die würdige Ausschmückung der Monumentalbauten, welche höchst mannigfaltig in der Erscheinung, nach allen Stylrichtungen hin und auf allen Gebieten der Kunst und Kunstindustrie die mannigfachsten und schwierigsten Anforderungen stellen. Besuchen wir heute die drei Profanbauten unter den Genannten, welche vollendet sind: Akademie, Justizpalast und Börse.

Hansen's Akademiepalast auf dem Schillerplatze ist ein italienischer Renaissancebau mit einfachen griechischen Motiven. Auf nüchternem, rauhquadrirten Sockel aus Wöllersdorfer Blöcken erhebt sich ein zwei Stock hohes

Rechteck, deſſen Eckpavillons ſtumpfe Kantendächer haben. Das Mittelriſalit zeigt eine vorgelegte doriſche Säulenſtellung mit Freitreppe. Auf den Sockeln dieſer ſechs Portalſäulen ſtehen plaſtiſche Koloſſalfiguren. Parterre und Halbſtock ſind im Ruſtico zuſammengefaßt, der erſte Stock zeigt joniſche, der zweite korinthiſche Pilaſter. Die Bogenfenſter der Hauptfront und der Eckriſalite ſind reich behandelt und an der Hinterfront, wo die Bildergalerie hinausgeht, die Felder zwiſchen den Fenſtern mit goldgrundirten, umrahmten Wandgemälden geſchmückt. Bei der Façadenlöſung hatte der Baukünſtler beſondere Schwierigkeiten zu überwinden, da im Halbſtock kleinere Räume mit vielen Fenſtern und kleinen Pfeilern erforderlich waren, während in den beiden Stockwerken die Ateliers ſehr große Fenſter mit großen Pfeilern brauchten. Hanſen hat dies dadurch vermittelt, daß er in den beiden Stockwerken jedes zweite Fenſter zugemauert ließ und an Stelle desſelben eine mit Archivolte und Giebelverdachung abgeſchloſſene Niſche anordnete. Im Allgemeinen iſt hier zur plaſtiſchen Ausſchmückung der Façaden eine lehmgebackene Herrlichkeit zur Geltung gelangt, welche vom monumentalen Standpunkte aus nicht genug beanſtändet werden kann. Die Frage hat ſchon wiederholt das öffentliche Intereſſe beſchäftigt und man wird die berechtigten Bedenken unbefangener Kunſtfreunde nie und nimmer mit dem Hinweis auf Sparſamkeitsrückſichten zu beſchwichtigen im Stande ſein. Hat man kein Geld, monumental zu bauen, ſo baue man einfach zweckmäßig, tritt man aber mit monumentalen Anſprüchen auf, dann mache man denſelben Ehre.

Betreten wir die Vorhalle, welche, von vier geſchafteten doriſchen Säulen aus weißem Trieſtiner Marmor getragen, in einen im Rechteck ringsum laufenden, breiten, in Pendentifs eingewölbten Corridor führt, ſo öffnet ſich in der Axe des Hauptportales der große glyptiſche Saal, der zur Aufnahme von Gypsabgüſſen nach Meiſterwerken der griechiſchen Sculptur beſtimmt iſt. Dieſer etwa 100 Fuß lange Raum, ein Hofeinbau, ruht auf 20 prächtigen, cannelirten Säulenſchäften doriſcher Ordnung aus fleiſchrothem Veroneſer Marmor mit Capitälern und Baſen aus Weißmarmor. Das Mittelſchiff reicht bis zum Hauptſtock hinan, indeß über dem Gebälk der Colonnade eine Pilaſterſtellung die Caſſettendecke ſtützt; zwiſchen dieſen Pfeilern ſpenden die Fenſter Seitenlicht. Für die Mitte der Decke hat Anſelm Feuerbach ſein gewaltiges Bild: „Titanenkampf“ gemalt, welches dem nunmehr heimgegangenen, unvergeßlichen Meiſter ſo manche bittere Stunde gebracht. Dasſelbe wird erſt an Ort und Stelle befeſtigt werden, wenn die dazu gehörigen kleineren Bilder nach Feuerbach's Entwürfen vollendet ſind.

Die Stiegenanlage zeigt zwei Haupttreppen und zwei Wendeltreppen, wovon die erſteren zweiarmig ſind. Der Architekt hat ſie in den vier Ecken des ringsum laufenden Corridors angebracht, die Haupttreppen aus edlem

Stein hergestellt und decorativ ausgestattet. Vortrefflich ist die Raumvertheilung. Die Bildergallerie nimmt die ganze Rückfront des Hauptgeschoßes in Anspruch, während die entsprechenden Parterreräume für Meisterwerke der Plastik bestimmt sind. Die Bildhauerschule ist nach der Schillergasse, die allgemeine Malerschule im vorderen Parterre gelegen. Die Bibliothek und der Lehrsaal, sowie die Architektenschule und die Räume für die Graphiker und die Kleinplastik sind im Mittelgeschoße installirt, indeß der Haupttract außer der Bildergalerie die Specialschulen der Professoren der Malerei und Baukunst enthalten. Schöne Malerateliers und die Specialschulen für Maler liegen im zweiten Stocke, die Bildhauerateliers endlich, die Gypsgießerei und die Formensäle im Souterrain der Lastenstraße zu. Die Eröffnung des neuen Akademiepalastes im Sommer 1876 brachte eine historische Ausstellung, welche in den Annalen der Wiener Kunst denkwürdig bleiben wird.

Im verflossenen Jahre wurde das Justizpalais von Alexander v. Wielemans, einem der begabtesten jüngeren Architekten aus der Schmidt'schen Schule, vollendet und feierlich seiner Bestimmung übergeben. Die Concurrenzpläne hatten wir im Sommer 1874 im Abgeordnetenhause gesehen. So wuchs dieser Prachtbau in erstaunlich kurzer Zeit empor. Da hat die hehre Göttin, welche über den Häuptern der Menschen das Recht abwägt, endlich eine edle, würdige Heimstätte gefunden. Der Bau, an sich von gefallsamer Anmuth, ist übrigens, was die Lage anbetrifft, so verwunderlich quer hingestellt, daß für das Auge nur mit der einzigen Volksgartenstraße eine Uebereinstimmung erzielt wurde. Wie ein Keil ist der Terrainzwickel gegen die Ringanlage, die ihn verschuldet, gerichtet. Man frägt sich bisweilen, ob denn die Schöpfer dieser Prachtstraße überhaupt Sinn für perspectivische Wirkungen und Ausblicke gehabt haben, so seltsam unbekümmert haben sie bisweilen auf dem gewonnenen Glacisterrain draufloscellirt und ihre Zukunftstracen gezogen. Und so ist der Justizpalast zu einem Vorplatze gekommen, wie er sich zwickelhafter nicht denken läßt.

Der Bau bedeckt ein Areale von 2400 Quadratklaftern und ist in deutscher Renaissance gehalten, welche der französischen Einiges entlehnt, das sich mit feinanmuthigen italienischen Motiven aus der Blüthezeit verbindet. Das mag immerhin „Eklekticismus" genannt werden, aber der Vorwurf verschlägt nicht viel, wo, wie hier, eine so gefällige malerische Gesammtwirkung erzielt wurde. Der Palast ist zwei Stock hoch, hat Halbgeschoß, Hoch- und Tiefparterre, welch' letztere zusammengefaßt und kräftig bossirt erscheinen. Ein Mittelrisalit ist mäßig vorgelegt und die Hauptfront von thurmbehelmten, 120 Fuß aufragenden Eckpavillons flankirt, welche auf der Rückfront, der Terrainverschiedenheit halber, als kleinere Pavillongiebel

behandelt erscheinen. Das Vorgelege der Hauptfaçade ist ein Schatzkästlein baukünstlerischer Motive; die „Brust" des Gebäudes ist kräftig und dabei wohlgebaut und geschmückt. Eine sanftgeschwungene Rampe, sowie eine Freitreppe führen zu dem dreithorigen Portale, welches auf vier weißen, bis hoch herauf in Zierreliefs sculptirten Granitsäulen den Balcon des Festsaales trägt. Die fünf Arcadenfenster des Risalits zeigen Colonnetteneinlagen mit reich profilirten Steinsprossen und der zweite Stock, in dessen Höhe der Festsaal durchreicht, hat in's Viereck eingeschnittene, zierliche Rundfenster, welche etwas an das Heidelberger Schloß gemahnen. Der heiterprächtige Giebel zeigt in einer Säulennische die Kolossalstatue der „Austria" von Hellmer. Nische und Standbild sind polychromisch behandelt und erstere, mit den Wappen der österreichischen Reichsländer besäumt, trägt den Kaiseradler als Aufsatz. Die Profile des Mittelrisalits treten in den Eckrisaliten in nicht minder reicher Weise auf; je ein Säulenpaar faßt hier Parterre und Halbstock zusammen; die gegiebelten Balconfenster, sowie die Lucarnen sind reich ornamentirt. Auch die Seitenportale haben Säulenschmuck. Besondere Aufmerksamkeit verdient die französische Dachbildung, welche der Metalltechnik so zweckmäßige malerische Aufgaben bietet und hie und da bereits in Wien zur Anwendung gelangt. Wielemans bringt beim Justizpalais einen kräftig getriebenen Metallfries, der von vortrefflicher Wirkung ist; dabei sehen die Lucarnen ganz reizend aus.

Der Palast hat auf Nord- und Südseite schmale Vorgärten und ist von einem breiten Trottoirstreifen umgeben. Vier Thore geben Zugang: von der Lastenstraße, wo auch die Hofeinfahrten angebracht sind, vom Reichsrathsplatz (Landesgericht), von der Volksgartenstraße (Handelsgericht); von der Ringseite endlich betritt man durch das Hauptportal die Räume für den Obersten Gerichtshof und das Oberlandesgericht. Mit diesen höchsten Instanzen treten auch wir in den Tempel der „Justitia." Die Vorhalle ruht auf zwölf geschliffenen Säulenmonolithen aus gelblichem Veroneser Marmor; Adlermedaillons bilden das Hauptmotiv des Ornamentes, welches den unteren weißen Schafttheil der Säulen bedeckt. Die Thorblenden rechts und links zeigen die Widmungstafeln. Drei Bogenstellungen führen geradeaus in die Centralhalle, diesen baulich wie künstlerisch am reichsten betonten Mittelpunkt des Palastes. Wir befinden uns in einem Arcadenhof, der durch Größe, Anlage und Ausstattung in farbigem Steinmateriale eine bedeutende Wirkung hervorbringt. Der Raum mißt 102 Fuß in der Länge auf 66 Fuß Breite und Höhe. Die Arcadenbögen ruhen auf weißverkröpften Pfeilern aus Rothgranit; im Hauptstock treten rothgranitene jonische Säulenmonolithe mit Basen und Capitälern aus Tiroler Marmor an Stelle der Pilaster und im zweiten Stock sieht man eine ganz reizende Galerie, welche

dadurch gebildet wird, daß auf je eine Arcadenweite zwei kleine helle Rundbögen kommen, die sich auf drei zierlichen Säulen aus Veroneser Gelbmarmor stützen; eine Milchglasdecke in blau und gelb überspannt die Halle. Wien besitzt wenige Räume, welche Geschmack und Pracht mit so viel anmuthigem Reize verbinden, wie diese Centralhalle. Dem Eingang gegenüber lehnt sich eine zweiarmige monumentale Marmortreppe an die Schmalwand, in deren Prachtnische die „Justitia" thront. Diese Nische mit ihren zwei goldfarbenen korinthischen Säulenpaaren, der Cassetirung und Giebelbekrönung in Deutsch-Renaissance mit dem Wappenadler bietet einen schönen monumentalen Anblick; das Standbild selbst, ein Werk Em. Pendl's, mit schwertbewehrter Rechte und aufgeschlagenem Gesetzbuche auf den Knien ist voll Würde und Hoheit, von edler Schlichtheit in der Behandlung. Der „Justitia" gegenüber in der zweiten Galerie bemerkt man einen kanzelförmigen Erker und darüber ein Uhrwerk mit Nixen als Stundenschlägerinnen. Aus den Pendentifs der untersten Arcaden grüßen die Landeswappen.

Der Fest- oder „Functionssaal" (140′ Länge auf 35′ Breite) ist ebenfalls ein Prachtraum. Reiche Pilaster gliedern die Wände. Ueber den beiden Kaminen an den Schmalseiten bemerkt man Tilgner's Büsten des Kaiserpaares in schöner polychromirter Montirung aus Marmor. Die Deckenfelder sollen mit Gemälden geschmückt werden. Sehenswerth ist auch das „Foyer" des Obersten Gerichtshofes, dessen Decke auf gekuppelten Säulen ruht. Ganz vortrefflich erscheint uns die innere Eintheilung und Raumökonomie in diesem schönen Palaste, wo Luxus und Zweckmäßigkeit so richtig gegen einander abgewogen sind. Auf die Anlage gesonderter Treppen ist großes Gewicht gelegt. Vier tiefer liegende Höfe gruppiren sich um die Centralhalle. Auch sonst fehlen weder Lichthöfe noch Gräben, so daß man in der That einen lichten, freundlichen Eindruck in allen Räumen empfängt. Zudem ist die Gesammtanlage des Baues in communicatorischer Hinsicht eine bequeme und übersichtliche, welche insbesondere auch etwaigen Veränderungen in der Dislocirung der einzelnen Aemter weiten Spielraum läßt. Geprunkt wurde bei diesem Gebäude ebensowenig wie am unrechten Orte geknausert; trotzdem ward das Präliminare vor den üblichen Ueberschreitungen bewahrt. Dies hat auch seinen Werth und mag als freundliches Schlußwort dienen.

Der dritte bereits seit geraumer Zeit vollendete Monumentalbau dieser Periode ist Hansen's neue Börse am Schottenring, der seitdem Börsenring geheißen wird. Man mag hie und da eine Einzelheit an diesem Gebäude auszusetzen haben, im Ganzen ist der Wiener Börsenpalast eines der schönsten Baudenkmale im italienischen Renaissancestyle, welche die Neuzeit geschaffen hat. Die Börsenbarone haben mit opfermuthigem Sinne reiche Mittel

gespendet, um ihrem Idole ein Heiligthum zu schaffen, wie es einer mächtigen Gottheit würdig ist. Marmor und Edelmaterial stand dem Baukünstler vollauf zur Verfügung und das Karstplateau, Südtirol und Oberitalien haben aus ihren Marmorbrüchen Prachtsäulen geliefert, wie sie stolzer selten einen Börsentempel geschmückt. Die Massenverhältnisse sind bei der Börse selbstverständlich nicht so bedeutend, wie wir sie bei den meisten übrigen Monumentalbauten finden. Das Areal beträgt 2466 Quadratklafter, also um nur Weniges mehr als das des Justizpalastes und nicht einmal drei Siebentel von der Baufläche, welche die neue Universität bedeckt. Das Gebäude bildet nahezu ein Viereck. Auf einem constructiv hervorragend behandelten Souterrain liegt ein Baukörper mit dreifacher Geschoßanlage, Parterre, Halbstock, Hauptstock; dieser Körper gliedert sich der Länge nach in zwei durch vier mäßig vorgelegte Eckpavillons verstärkte Seitentracte, über welche der Mitteltract an den Stirnseiten, mit doppelten, 18 Fuß tiefen Loggien-Risaliten monumental behandelt, um etwa 23 Fuß emporragt. Das Hauptfront-Vorgelege dem Schottenringe zu hat eine breite, klafterhohe Freitreppe.

Ein großer Reiz liegt in den Profilen, womit die Silhouette dieses Körpers wirkungsvoller gestaltet wird. Der Unterbau, bis zum Parterre-Fußboden aus rauh bossirten und mit Fugenschlägen getheilten Neuhauser Granitquadern gefügt, wird durch ein kräftiges Profil aus weißem Marmor abgeschlossen, über welchem Parterre und Halbstock zusammengefaßt sich bis zum Cordongesimse erheben. Von angenehmer Wirkung sind die hellrothen, mäandrirten Thonplatten, welche die Wandflächen verkleiden. Malerisch ist die Fensteranlage profilirt, vornehmlich an den Seitenfronten; das Parterre zeigt da balustrirte Doppelfenster mit weißmarmornen Archivolten, aus deren Stirnmedaillons Marmorköpfe (Mercur, Neptun, Ariadne, Ceres) herausschauen. Die Bogenfüllungen dieser Fenster sind mit Architraven aus weißem Arco-Sandstein überlegt und grauen geschafteten Karstsäulen dorischer Ordnung flankirt. Der Halbstock hat Fenster mit reich profilirten Gewänden und das Hauptgeschoß balustrirte dreisäulige Doppelrundfenster mit entsprechendem Gebälk und Giebel.

Steigen wir die granitne Freitreppe empor. Das Vorgelege hat 142 Fuß Frontbreite mit doppeltgeschoßiger Loggia, deren monumentale Haltung einigermaßen an den Palazzo Farnese erinnert. Die mächtige Bogenstellung mit den Pilastern ist in weißem Marmor aus den Trientiner Brüchen gehalten; die blendende Farbe wird angenehm unterbrochen durch das Grau der zwölf gewaltigen Karstsäulen, die, unten dorisch, oben composit, bei 3 Fuß Dicke eine Höhe von 24 Fuß aufweisen. Das Gebälk der oberen, frei vortretenden Säulenstellung ist verkröpft, darüber ragen, gleichsam

als Capitälfortsetzungen, Sockel empor, welche zur Aufnahme plastischer Gruppen bestimmt sind. Hoch auf der Attica über der Loggia sollte eines Tages ein Neptun-Viergespann aus weißem Marmor prangen, wohl „Ebbe und Fluth" des sprungschnellen Glückes zum Sinnbild bringend. Diese Gruppe, deren abschließende Wirkung für den Bau der Beschauer nur ungern vermißt, scheint noch nicht vollendet zu sein. Wenigstens möchte ich als harmloser Kunstfreund und Spaziergänger keine anderweitigen, etwa budgetären Gründe für diese Abwesenheit suchen. Wenn man freilich bemerkt, wie die ziemlich beiläufige Bemalung der inneren Loggiadecke sich bereits unter den Wetterunbilden herabblättert, dann denkt man unwillkürlich an das „Präliminare," wo Ueberschreitung und Ersparung ebenfalls wie „Fluth und Ebbe" sich verhalten, es meist aber schließlich bei der Ebbe bleibt.

Von der Freitreppe führen fünf Eingänge in das Hauptvestibule, welchem auf der Rückfront des Börsensquare eine ähnliche Loggienhalle entspricht. Zwölf dorische, geschaftete, rothe Säulen aus Trientiner Marmor mit weißmarmornen Capitälern tragen die Decke; drei Portale geben Zugang zum Börsensaal, dem geweihten Raume, dessen Verhältnisse und Ausstattung Erstaunen erregen. Man steht in einer weiten dreischiffigen Prachthalle von 186 Fuß Länge, auf 126 Fuß Breite circa 72 Fuß Höhe. Die doppelte Bogenstellung mit 28 an eine Steinversetzung von grauen, geschliffenen Karstquadern angelehnten Dreiviertel-Säulenmonolithe aus Rothmarmor, welche mit dem Gebälk die Höhe von 30 Fuß erreichen, ist von mächtiger Wirkung. Licht spenden 32 hohe Bogenfenster von den vier großen Höfen aus, welche den Mitteltract von den seitlichen trennen. Der reich cassettirte Plafond schließt sich mit Lunetten an die Architektur der Seitenwände an.

Durch je drei Ausgänge in den Seitenschiffen erreicht man die Nebentracte, wo sich die Bureaux der Börsenkammer, Sensale und Banquiers, sowie die Post- und Telegraphenstation befinden. In einem Theile des Mitteltractes und des linken Seitentractes ist im Hauptgeschoß das orientalische Museum installirt, dessen großer Saal, über dem Loggien-Vestibule gelegen, ein überraschendes Bild darbietet. Im rückwärtigen Loggien-Risalit entspricht diesem Raume der Saal der Handelskammer.

Die Treppenanlage ist im ganzen Gebäude, selbst im Souterrain, auf welches der Baukünstler übrigens eine besondere Sorgfalt verwendet hat, in wahrhaft monumentaler Weise behandelt. Die beiden großen Stiegenhäuser mit ihren vorspringenden, gedeckten Unterfahrten sind in den Seitentracten übereck installirt, sowie auch das Souterrain durch zwei Säulen-Wendeltreppen übereck mit dem Parterregeschoß in Verbindung steht. Der Anblick der Stiegenhäuser überrascht durch die Raumverhältnisse wie den Reichthum des

edlen polychromiſchen Materials; die Veſtibule ſtellen ſich mit einer reichen Ausſtattung von Pilaſtern aus gelbem Mori-Marmor und rothen Säulenpaaren dar; bei den Treppen ſelbſt iſt gelber Mori für die Bogenſtellungen, grauer Veroneſer für die Stufen, rother Trientiner für die Säulenſchäfte, weißer Arco-Marmor für die korinthiſchen Capitäle in Anwendung gekommen. Etwas befremdlich ragen über den anmuthigen Bau der neuen Börſe zwei zierlich profilirte Roſtralſäulen empor; es ſind Rauchſchlote, an die man ſich indeſſen bereits gewöhnt hat. Der kleine Square hinter der Börſe, welchen nunmehr eine monumental gehaltene Häuſergruppe abſchließt, verlangt dringend eine Fontaine, der man allerdings dann auch das Waſſer gönnen müßte.

III.

Seit einigen Monaten iſt das Terrain für den neuen Kaiſerbau abgegrenzt, die Bauhütte emporgewachſen und der Beginn mit den Erdarbeiten gemacht. Die neue Burg ſollte, ſo war des Kaiſers Wille, das Finale der herrlichen baulichen Symphonie bilden, welche Wien für alle Zeiten mit monumentaler Harmonie erfüllen wird. Und in dieſem Finale werden die Muſealbauten Accorde von ſchöner, mächtiger Wirkung ſein. Der bauliche Gedanke ihrer getrennten Anlage kann daher heute noch nicht in ſeiner vollen Bedeutung erfaßt werden; dies wird erſt dann möglich ſein, wenn der Kaiſerbau ſeine ſtolze Silhouette vom Himmel abhebt. Der Semper-Haſenauer'ſche Entwurf beabſichtigt bekanntermaßen, die Muſeen durch Triumphbögen wie mittelſt Prachtklammern mit den neuen Burgbauten zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden. Dieſe monumentalen Thorbögen ſollen als Triumphthore von den Schmalſeiten der Muſeen aus durch Eckriſalite verſtärkte Würfelbauten faſſen, von wo elliptiſche Flügelbauten, den bisherigen äußeren Burgplatz mit Fernkorns Reiterbildern umſpannend, ſich an einen impoſanten Querbau anſchließen, welcher das hiſtoriſche Habsburger Schloß (Leopoldiniſcher Tract und Montoyer'ſcher Anbau) decken wird, ohne den Bibliothekspalaſt Fiſcher's um ſeine perſpectiviſche Wirkung zu bringen. Einen integrirenden Theil dieſes Planes bildet der Ausbau der Kuppelrotunde dem Michaelerplatze zu, die Regulirung und Verwandlung dieſes Platzes in ein monumentales Fünfeck und endlich die Abtragung des Naturaliencabinets-Tractes nächſt der Hofbibliothek. Die Altwiener ſeufzen ob des verlorengehenden Ausblickes über den freien Burgplatz mit ſeinen Seitenoaſen Volks- und Kaiſergarten; die Neuwiener ſind ſtolz auf den großartigen Plan, deſſen Modell ſeinerzeit im nördlichen Amateurs-Pavillon der Weltausſtellung ſo viel Aufſehen erregte; die Archäologen hoffen bei den Fundirungsarbeiten auf einen hiſtoriſchen Fund und

die Künstler endlich freuen sich der neuen und vielfachen Aufgaben, welche eine der prachtvollsten Baugruppen der Welt an die bildende Kunst stellen muß. Gewiß, es wird eine für manches Jahr vorhaltende Bewegung von diesen Kaiserbauten ausgehen.

Wenn nun allerdings die Aussicht über den großen Burgplatz im altgewohnten Sinne verloren geht, welch herrliches Architekturbild wird sich jedoch dem Auge aufthun, wenn Nobile's Propyläen gefallen — denn sie werden doch fallen? — und der neue Burgplatz sich mit dem Museumplatze verbindet, wo hier und dort des Reiches große Geschichte in Erzbildern zum Geiste spricht, dort durch das figurenreiche Denkmal der großen Kaiserin, hier in den Kolossalbildern nationaler Feldherren? Maria Theresia wendet ihr Haupt der neuen Kaiserburg zu; zu beiden Seiten steigen die Kuppeln der Museen empor. Die Hochrenaissance feiert hier einen Triumph; ihre ganze heitere Pracht gießt sie auf diese Baugruppe aus, wo in dem baulichen Gedanken der dynastische, historische und kunstfördernde zusammenfließen. Die Anlage der Museen ist vollkommen gleichartig; links für das Kunsthistorische, rechts für das Naturhistorische. Die sich gegenüberliegenden, rechteckigen Bauten kehren die durch Vorgelege verstärkten Schmalseiten der Ring- und Lastenstraße zu; die Längenfronten mit ihren kräftigen Mittelrisaliten sind nach dem Museumsplatze in der Babenberger, beziehungsweise Bellariastraße gewendet. Ueber den Reiz der combinirten Linien und Verhältnisse, über den Wohlklang der mit kräftiger Anmuth beherrschten Massen herrscht nur Eine Stimme; es wiegen diese edlen Vorzüge, die durch sculpturale Pracht gehoben erscheinen, gewiß mehr denn Massenwirkung als solche, auf welche ja die getrennte Anlage von vornherein verzichtete. Das Hochparterre zeigt eine römisch-dorische Pilasterstellung; der Hauptstock hat bei den Vorgelegen jonische Ganz-, sonst Dreiviertelsäulen. Die 21 Fuß hohen in den Bogenleisten ganz reizend behandelten Bogenfenster mit ihren zierlichen Marmorsäulen, blaßroth an den Risaliten und sonst weißgrau, gemahnen an die San Marco-Bibliothek. Der zweite Stock ist etwas niedrig gehalten, die Fenstermotive jedoch, insbesondere bei den Vorgelegen, sehr wirksam im Motiv. Anmuthig frei schwingt sich über dem Hauptfront-Risalit, auf mäßigem Tambour das goldrippige Kuppeloctogon empor, von vier schlanken Tabernakel-Thürmchen flankirt, von wo Umschau auf die statuenbevölkerte Balustrade. Kolossale Bronzestatuen bekrönen die Kuppellaternen, mit blinkender Zier weithin grüßend. Die zur Verwendung gekommenen Steinfarben sind heitere, helle, warmabgetönte; der Baukörper besteht aus mächtigen gelblichen Oßloper Quadern, die Säulen aus grauem Istrianer und rothem Trientiner Marmor. Auch für die plastische Ausschmückung hat man mildfarbige, möglichst wetterbeständige Steinsorten gewählt: Süd-

istrianer Kalkstein, Medolin (insbesondere von der Punta Merlera), Mokritzer, dann Kaiserstein vom Leithagebirge, Breitenbrunner und Oedenburger Sandsteine von schönem gelblichen Tone, die zusammen gut patiniren dürften. Nach außen stehen, die Freitreppen abgerechnet, die Museen fertig da, während die Vollendung der Innenräume wohl noch über 1883 hinausreichen dürfte.

Fassen wir die sculpturale Ausschmückung ins Auge, welche 44 Figuralbildnern und 14 Steinornamentikern nicht weniger als 600 verschiedene Aufgaben gestellt hat. Der schmückende Plan ist ein bis ins Detail einheitlicher, vielleicht etwas akademisch festgestellter, im gegebenen Rahmen jedoch vortrefflich durchgeführter. Jede der vier Fronten der Museen wird von einer Epoche beherrscht, so daß all die Bildwerke sich bis ins Kleinste geistig untereinander verbinden, sich gegenseitig erläutern und ergänzen. Die Antike beherrscht die Rückfronten, das Mittelalter die Schmalseite nach der Lastenstraße, die Renaissance, wie gebührend, die Hauptfaçade dem Platze zu und die Neuzeit die Schmalseite auf den Ring hinaus. In den sitzenden Gruppen der Parterregeschoße gelangen die Künste und Wissenschaften, überhaupt die culturelle Weltarbeit zur allegorischen Darstellung; mächtige Förderer der Kunst und Forschung stehen in den Nischen, Künstler, Denker, Erfinder, Entdecker haben ihre Standbilder auf der Balustrade; in den Tabernakel-Thürmchen findet das Sinnbild in Gruppen und ergänzenden Reliefs seine Verkörperung; Victorien verkünden von der Attica die Triumphe des Menschengeistes, Zwickelfiguren an den Bögen der Fenster und Thore verkörpern die berühmtesten Culturstätten, und in den beiden Kolossalstatuen (Benk), welche von den Kuppelscheiteln in's Land schauen, klingt der schmückende Gedanke in weithin symbolischem Gruße aus, den hier Pallas, der heiligen, hohen Kunst ewige Schutzfrau, bietet in goldigem Raphaelshelm und goldschuppigem Panzer, dort Helios, der blühende Licht- und Lebensgott, der hoch über allem Menschentreiben die ewige Himmelsleuchte hält!

Als noch das Gerüstnetz die schimmernden Fronten umspann, da sind wir an manch heißem Tage von Brett zu Brett, von Balken zu Balken auf- und abgeklettert, um uns der leider den Blicken der Beschauer viel zu weit entrückten Bildwerke zu erfreuen, und bisweilen den nachbessernden Meißel des Steinschmückers zu belauschen. Welche reiche verschwenderische Kunstfertigkeit! Wer ahnt dies unter jenen Tausenden, die unten vom Strome des Verkehres vorübergetragen werden! Treten wir vor die Hauptfront des Kunstmuseums hin. Rechts vom dreibogigen Thore prangt auf hohem Postamente die „Plastik" (Benk), links die „Malerei" (Hellmer), edle Gestalten aus schönem, hartem Medolin, wie ihn Pola liefert. Auf den reizenden Nischensockeln darüber sehen wir rechts „Amor und Psyche"

(Benk), links „Faust und Helena“ mit ihrem Sohne Euphorion“ (Hellmer), die Vermälung klassischer Bildung und Formenreinheit mit romantischer Weltanschauung und Ideenfülle. Ueber den Portalbögen liegen kräftig ausladende Zwickelfiguren von frappanter Wirkung (Weyr), welche mit Hinweisung auf die alttestamentarische und pantheistische Offenbarung drei sibyllinische Gestalten und drei Propheten darstellen, während aus den Bogen-Schlußsteinen drei Köpfe herausgemeißelt sind. Tubal-Kain (Erfinder der Erzarbeit), Sanct Lucas (Schutzpatron der Legendenmaler) und Adoniram, der salomonische Tempelerbauer. Auf der Attica dieses Mittelbaues stehen zwei „Victorien-Paare“ von Benk. Betrachten wir die Eckrisalite der Hauptfaçade. Links stehen in den Nischen die Standbilder: Karl V. (Tilgner) und Karl VI. (Weyr); rechts Karl der Große und Rudolph von Habsburg (beide von Joseph Gasser). Für die Rundnischen am zweiten Stockwerke hat Tilgner die Büsten Lorenzos von Medici und des Papstes Leo X. als Vertreter der Früh- und Hochrenaissance gemeißelt. Außerdem sind die Risalite der Hauptfront mit vier Medaillons von Friedl geschmückt; die sechs Bildwerke in den Zwischenfeldern sind von Karl Kundmann. Von den 34 Standbildern aus Medolin, welche auf der Balustrade stehen, kommen acht auf die Hauptfaçade: Rafael, Albrecht Dürer (Schmidtgruber), Michel Angelo und Tizian (Paul Wagner), Rubens und Holbein (Purkarthofer), Giotto und Van Eyck (Zafouk).

Die Längenfaçade der Babenbergerstraße zu ist dem Alterthum gewidmet. „Architektur“ und „Kunstindustrie“ (Kundmann) sind durch zwei sitzende Frauengestalten im Parterre dargestellt. Die sechs Nischenstatuen an den Risaliten sind: Minyas, der Stammvater der Argonauten, Polykrates, der samische Tyran und Kunstmäcen, der am Kreuze endete (beide von Pönninger), Perikles und Pisistratus, der Sammler homerischer Gesänge (Pilz), Alexander der Große und Augustus (Tautenhayn). Die sechs Medaillons Friedl's bieten vier Heroengestalten und zwei Gruppen, die Metopen Kundmann's, mehr oder minder bekannte Sagengestalten. In Balustr-Statuen ist das Alterthum am reichsten, und zwar mit vierzehn vertreten; wir finden da auf 84 Fuß Höhe dem Blicke entrückt unter Anderen die Bildhauer Phidias (Pilz) und Praxiteles (Franz Koch), die Maler Apelles (Düll) und Polygnot (Rippel), Lysipp (Düll), den Erzgießer der tarentischen Kolosse, Pythagoras und Aristoteles (Pilz) und Theodor von Samos, den Goldschmied des Polykrates (Rippel). Auf der Balustrade der Lastenstraße zu stehen von bekannten Persönlichkeiten Alcuin, der strenge Cultusminister Karl des Großen und Erwin von Steinbach (Joseph Gasser); der Ringstraße zu: unser Rafael Donner und Canova (Pönninger), Rauch (Silbernagl), Cornelius, der Vertreter der classischen, Führich der kirchlichen und

Schwind der romantiſchen Kunſt der Neuzeit, welche alle drei aus Tilgner's Atelier hervorgegangen ſind.

Ein ganz beſonderes Capitel verdienen die ebenſo phantaſie- als reizvollen 44 Zwickelcompoſitionen Rudolph Weyr's, welche über den Arcadenfenſtern gleichſam als ringsum laufendes Reliefband im Hochparterre und Hauptſtock, theils die Beſeelung des Stofflichen durch Poeſie und Kunſt in mythologiſchen Naturgeſtalten allegoriſch darſtellen, theils die Kunſtepochen und Kunſtſtyle, theils endlich die Blütheſtätten der Kunſt plaſtiſch verkörpern. Von den Hauptportal-Zwickelfiguren haben wir bereits oben geſprochen; die dem Portale entſprechenden Bogenfenſter der Rückfront zeigen die verkörperten Naturkräfte. Die Hauptcompoſitionen befinden ſich im erſten Stocke und entſprechen ſelbſtverſtändlich jener Kunſtepoche, welche auf der betreffenden Façade zum ſculpturalen Ausdrucke gelangt. So bietet die Hauptfront im rechten Seitenriſalit die Allegorien der romaniſchen und gothiſchen, im linken jene der Renaiſſance im engeren Sinne und der modernen Kunſt, während die Mittelfenſter die Kunſtcentren der Renaiſſance zeigen. Die Zwickelgeſtalten der Babenbergerſtraße zu verkörpern die griechiſchen Pflegeſtätten der Kunſt, jene der Laſtenſtraße zu die Heimſtätten mittelalterlicher Kunſtblüthe, jene der Ringſtraße die modernen Metropolen. Die gothiſche und romaniſche Kunſt verkörpert der Künſtler in Flügelgenien, von denen der erſte, in der Tracht des 12. Jahrhunderts, mit Inbrunſt ein Madonnenbild an die Bruſt drückt, wodurch zugleich die höchſte Blüthe des Frauencultes verſinnlicht wird; zu den Füßen der zweiten krümmt ſich ein phantaſtiſches Ungethüm, wodurch man in der romaniſchen Kunſtepoche den Kampf der geiſtlichen und weltlichen Macht darzuſtellen pflegte. Die leichtgeſchürzte Geſtalt der Renaiſſance ſchwingt die Palme, während der Künſtler bei der Darſtellung der modernen Kunſt deren Doppelbeſtreben, aus der Natur (vielbrüſtige epheſiſche Diana) und der Antike zu ſchöpfen, zum Ausdrucke brachte. Die Darſtellung der Städte iſt in hohem Grade charakteriſtiſch; ſo erſcheinen Wien, Berlin (zweites Fenſter, Ringſtraßenfront), das erſtere mit wallendem Haar und Doppeladleragraffe am reichgefälligen Gewande, das zweite als Stadt des großen Friedrich im Zopfkleide der Zeit; Petersburg iſt ein nomadiſch Weib von ſlaviſchem Typus mit Strohpanzer und geſchuppter Blechhaube; Paris in moderner Renaiſſance, London im Stuartcoſtüm; Rom iſt tiarenhäuptig, eine päpſtliche Herrſchergeſtalt, Alt-Rom zum Weltkampfe gerüſtet. Die Attribute der antiken Städte hat der Künſtler ausſchließlich Münzen aus den kaiſerlichen Sammlungen entnommen; Theben erſcheint als ſturmgebeugte Geſtalt, Samos als ein mit Geſchmeide beladenes Weib mit der ſamiſchen Kuh; über Korinth's heiterſchönem Haupte rauſcht der Fittich des Pegaſus. Profeſſor Weyr hat außer dieſen Zwickeln

noch 28 Friescompositionen (Kinderfiguren) für das Hauptgebälk und 16 Zwickel für die Kuppelfenster geliefert.

Die plastische Ausschmückung der vier Tabernakelthürmchen, welche so schlank und leicht emporstreben, wurde Franz Gastell übertragen. Unter den Kuppeln sitzen vier allegorische Frauengestalten aus Breitenbrunner Sandstein: „Begeisterung," „Willenskraft," „künstlerisches Maß" und „Begabung," denen je vier Giebelfüllungen zur Erläuterung dienen, was, den räumlichen Bedingungen entsprechend, in einer liegenden Hautreliefgestalt zum Ausdruck gelangt. Die „Begeisterung" ist aufgefaßt: durch das Kunstwerk hervorgerufen, zum selbstständigen Schaffen befähigend, zur Nachahmung befeuernd, als kunstmäcenatische. Die „Willenskraft" wird in den Giebelfeldern durch die Kunstwidmung, das Studium, das Schaffen, das Lehren erläutert; das „Maß" erscheint sinnbildlich in den vier großen Stylrichtungen ausgedrückt; die „Begabung" endlich spricht als solche für die Baukunst, Malerei, Plastik und Kunstindustrie zum Beschauer.

Das plastisch-schmückende System ist bei dem naturhistorischen Museum dasselbe gewesen. Die Anzahl und die Verhältnisse der Bildwerke sind denn auch genau dieselben; wir finden wieder vier sitzende Gruppen im Hochparterre, 12 Nischenfiguren und 10 Medaillons im Hauptstocke, zwei Rundnischen-Büsten im zweiten Stock der Hauptfront, 44 Portal- und Fensterzwickel mit sechs Schlußsteinen im Hochparterre und Hauptstock, 12 Hautreliefs in den Zwischentiefen, 64 Porträtköpfe, 25 Friescompositionen (auch hier von Weyr), 34 Balustradenfiguren; wieder vier Tabernakelgruppen mit 16 Giebelfeldgestalten und endlich 16 Bogenzwickel für die Kuppelfenster. Die sitzenden Gruppen im Parterre stellen die Welttheile dar; nach dem Museumsplatze: „Europa" und „Amerika—Australien" (Kundmann), nach der Bellaria: „Asien" und „Afrika" (Wagner). Nischenfiguren an der Hauptfront sind: die auf die mathematische Wissenschaft gestützte „Inspiration" und die der Natur den Schleier lüftende „Forschung" (Kundmann). Nach der Bellaria sehen wir in den Nischen den Vließritter Jason und Koläos, den kühnen Samiten (beide von Koch), den biblischen Zecher Noah und Moses (Düll), Alexander den Großen und Julius Cäsar (Becher), der erste als jugendlicher Held mit gezücktem Speer, der zweite bedächtig im Paludament drapirt. Markige Gestalten sind in den Hauptfrontnischen Schmidtgruber's Columbus und Vasco de Gama; Magelhaens und Coock hat Paul Wagner dargestellt. Die beiden Renaissancebüsten im Oberstock der Hauptfront, Newton und Keppler, sind von Tilgner und die beiden Victoria-Paare auf der Attica aus dem Kundmann'schen Atelier hervorgegangen.

Der Erklärung bedürftige Persönlichkeiten befinden sich unter den Balusterfiguren. So kennt beispielsweise unter den Gelehrten des Alter-

thums, welche 84 Fuß hoch über der Bellarienſtraße ſtehen, alle Welt Herodot und Ariſtoteles. Höchſt flüchtig jedoch dürfte die allgemeine Bekanntſchaft mit dem Lesbier Theophratos Eresios ſein, der, ein göttlicher Redner und Botaniker, oder mit dem Toxikologen Dioscorides Anazarbäus, der in der Heilkräuterkunde ohne Nebenbuhler geweſen. Erfreulich iſt es gewiß, daß in Wien, einem Hauptſitze der mediciniſchen Wiſſenſchaft, endlich einmal der große Hippokrates, der ja auch kaiſerlicher Leibmedicus bei Commodus geweſen, ſeine Statue bekommen hat; dieſelbe Gerechtigkeit widerfuhr dem Pergameſen Oribaſios, der desgleichen Leibarzt geweſen, und zwar bei dem kaiſerlichen Romantiker Julian Apoſtata; auch Paulus von Aegina, der berühmteſte Chirurg und Geburtshelfer der Griechen, iſt vorhanden und mit ihm Al Mahſudi, der Bagdader Geograph und Verfaſſer der „goldenen Wieſen.“ Auf der Baluſtrade der Laſtenſtraße ſtehen ſechs Leuchten des Mittelalters, worunter Galilei, Andreas Veſalius, der große Anatom und ſpaniſche Hofchirurg, der Magier Albertus Magnus und der erſte Erforſcher Aſiens, Marco Polo, den die Levantiner „Maſſer Millioni“ genannt. Die Wiſſenſchaft der Renaiſſancezeit iſt auf der Baluſtrade durch Leibnitz, Tournefort, Linné, Buffon, Jaquin, dann den Mineralogen Houy, den Entomologen Fabricius und den Botaniker Juſſieu vertreten; die Forſcher der modernen Naturwiſſenſchaft ſind: Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Cuvier, Agaſſiz, der große engliſche Botaniker und Morpholog Brown, unſer Mineralog Mohs. Alle dieſe Statuen ſind aus den Ateliers der Herren Tilgner, Coſtenoble, Schrödl, Déloye, Beer, Werner David, Hofmann, Swoboda, Weigl, Mitterlechner, Mailler, Lahner, Probſt, Glieber, Rößner hervorgegangen.

Die Zwickel für die Portale und Bögenfenſter, theils aus Mokritzer Stein, theils aus Medolin, ſind von Härdtl (32), Düll und Fritſch je ſechs. Die Düll'ſchen Bogenzwickel verſinnbildlichen die ſechs bibliſchen Schöpfungstage, Fritſch bringt Geſtalten aus dem plutoniſchen Reiche, Härdtl ſymboliſche Darſtellungen der Naturkräfte und Naturreiche, ſowie des Weltverkehrs. Die Schlußſteine der Bögen ſind von Kundmann. Faſſen wir die Compoſitionen Härdtl's etwas näher in's Auge, ſo finden wir im Hochparterre der Hauptfront die Lichtgötter Helios und Luna, Eos und Klymene, welche den Entwender des Himmelslichtes gebar; Phosphoros und Hesperos, den idoliſirten Abendſtern; auf der Bellariaſtraße erſcheint das Mineralreich durch die Titanen Briareus und Enkelados, das Thierreich durch Artemis und Faun, das Pflanzenreich durch Demeter und deren Liebling Triptolem, den Helden der eleuſiniſchen Myſterien verſinnbildlicht. Die zwanzig Compoſitionen aus Medolin für den Hauptſtock ſtellen dem Muſeumsplatze zu die planetariſchen Götter und Göttinen und den Welt-

verkehr mit dem westlichen Indien und den Nordländern dar; in den Zwickeln der Ringstraße zu endlich sehen wir die Fluß- und Meergötter vertreten. In innigem Zusammenhange mit diesen Allegorien stehen die Medaillons von Otto König, welche die Zeichen der Himmelskreise darstellen, Zeit und Raum allegorisiren und Fische und Weichthiere, sowie Säugethiere und Vögel zur Anschauung bringen. In den Zwischentiefen (Metopen) hat Etzmannsdorfer Darstellungen von wichtigen Erfindungen aus allen Zeiten hineincomponirt.

Ersteigen wir nun die Plattform, von wo gute Umschau; das heiße Licht rinnt über die vergoldeten Kuppelrippen und die Spitzen der 36 Fuß hohen Tabernakelthürmchen blinken uns entgegen. Die sechzehn Zwickel (Victorien) für die Kuppelfenster hat Härdtl geliefert, die plastischen Aufgaben der Tabernakeln Silbernagl gelöst. Die Gruppen drinnen stellen die vier Elemente dar, während die sechzehn Giebelfüllungen von der segnenden und schaffenden, von der vernichtenden und zerstörenden Kraft der Elemente berichten. Die Hautrelief-Gestalten zum uranischen Reiche verkörpern die vier Winde, den Südwind mit gluthschlaffem Fittich, den Ost aus der Wüste, der über das niedergestürzte Kameel hin braust, den eisig stürmenden Nord und den Schmeichler West, der mit den Locken zweier Frauengestalten kost. Der Gäa sind ihre drei Reiche und die rastlose Parzengruppe beigegeben; die Feuerwelt erscheint als verzehrendes, elektrisches, schaffendes (Hochofen-Durchstoß) und vulkanisches Feuer; das Wasserreich endlich bietet in den Reliefs seine Gaben: der Quelle Labung, wie den Stromsegen, die fischschweren Netze, wie die Perlen, welche dralle tritonische Taucherbuben ganz galant ihren Nymphen darreichen.

Wir treten nun in eines der beiden Museen, das Kunstmuseum, ein. Eine flache Kuppel überspannt die Vorhalle. Geradeaus bietet sich das prachtvolle Stiegenhaus, welches noch nicht vollendet ist. Bereits aber können wir die weißen Marmorstufen der dreiarmigen Monumentaltreppe hinaufsteigen, welche im Hauptstock durch eine ringsum laufende Arcadengalerie, wo Sculpturwerke aufgestellt werden sollen, ihren imposanten Abschluß findet. Dieses Treppenhaus dürfte eine der größten Sehenswürdigkeiten Wiens werden und heute schon, wo doch nur die Disposition im Rohbaue zu erkennen ist, staunt man über die Großartigkeit der Verhältnisse und den malerischen Reiz der baulichen Anordnung, welcher durch prächtige Ausstattung noch erhöht werden wird. Man wird inmitten dieses Kunstdomes jene weihevolle Stimmung gewinnen, um die Bildersäle nach beiden Seiten als ein Gläubiger zu betreten. Vierzehn große Oberlichtsäle und eine Anzahl kleinerer Seitenlichträume werden die Schätze des Belvedere aufnehmen, zu deren unverkümmertem Genuß wir endlich gelangen sollen. Die

ſo hochwichtige Lichtfrage haben die Architekten vorausſichtlich ſehr glücklich gelöſt. Es iſt das Haſenauer'ſche, bereits in der „Kunſthalle" der Weltausſtellung bewährte Laternenſyſtem, welches die Mitte zwiſchen Zenith- und Seitenlicht hält, in vervollkommneter Weiſe zur Anwendung gekommen. Große Bilder brauchen ſelbſtverſtändlich Oberlicht, bei welchem die Hauptſchwierigkeit, nächſt der richtigen Bemeſſung desſelben, in der Frage der Spiegelflächen beſteht. Nun iſt die Haſenauer'ſche Deckenlaterne nur ſo hoch angebracht, als es die Hinaufrückung der Spiegelfläche erheiſcht — ein Erforderniß, welches von den Raumverhältniſſen der Oberlichtſäle bedingt wird. Deßhalb ſind dieſe Säle breit genug angelegt worden, um dem Beſchauer den Ueberblick der Bilder von der Mitte aus zu geſtatten, ohne über einen Winkel von 45 Grad ſehen zu müſſen. Saalhöhe und Saalbreite ſind gleich, während die Laternenöffnungen nur die Hälfte der Saalbreite meſſen. Betreffs des Seitenlichtes gilt folgende Dispoſition: Wandtiefe gleich Fenſterhöhe und Wandhöhe gleich zwei Drittel der Fenſterhöhe. Um den Räumen für kleinere Bilder das freie, unbeirrte Seitenlicht, welches durch die hohen Bogenfenſter einſtrömt, zu überlaſſen, wurden die Oberlichtſäle nach den Höfen gerückt.

Den Verkehr mit dem zweiten Stocke, welcher zur Unterbringung der graphiſchen Schätze der Hofbibliothek beſtimmt iſt, vermittelt eine hinter der Haupttreppe gelegene beſondere Stiege. Die Hochparterreräume ſind am weiteſten vorgeſchritten; die hohen Wölbungen dieſer mit freiem äußeren Seitenlicht ausgeſtatteten Säle ruhen auf mächtigen Säulenmonolithen in grauem, röthlichem, oder ſchwarzem Granit mit Bronzecapitälern und Bronzebaſen; es iſt immer je eine Säule oder ein Säulenpaar, welche in der Mitte die Wölbung tragen; in der egyptiſchen Halle ſind es echte pharaoniſche Monolithe aus roſigem Syenit mit Lotoscapitälern, welche dem Muſeum gewidmet wurden. Betritt man die Werkſtätte, wo die Bronzearbeiter mit der Montirung der ſtylvollen, reich ornamentirten Knäufe beſchäftigt ſind, ſo ſtaunt man über die koloſſalen Verhältniſſe dieſes Säulenſchmuckes. In dieſen Räumen werden die Ambraſer Sammlung mit dem ethnographiſchen Cabinet, das Münz- und Antikencabinet und die Hofwaffenſammlung des Arſenals untergebracht. Längs dieſer großen Säle laufen mit Hoflicht verſehene Copir- und Bilderreſtaurirungsſäle herum, welche durch einen Aufzug mit dem Bilderdepot im Tiefparterre in Verbindung ſtehen. Die innere Anlage des naturhiſtoriſchen Muſeums iſt eine ähnliche, mit ſelbſtverſtändlichem Entfallen der Oberlichten, da ja die 18 Expoſitionsſäle mit ihren dahinterliegenden Arbeitsräumen blos auf freies Seitenlicht Anſpruch erheben.

IV.

Im Frühjahre 1879 fiel eine fast dreiundzwanzigjährige Bauhütte; es war jene der Heilandskirche, welche Oesterreichs Völker ihrem Kaiser zum Gedächtnisse an seine Errettung aus Frevlerhand gestiftet. Dann kam des Kaisers Jubelwoche, und des herrlichen gothischen Tempels Weihetag ward mit des Kaiserpaares fünfundzwanzigstem Vermählungstage zu einer schönen Feier vereinigt. Das war der 24. April goldenen Angedenkens, eine unvergeßliche Einweihungsfeier voll erhabenen Ernstes und hoher malerischer Pracht in diesem wunderschönen Gotteshause, dessen Wölbungen von Gold und Farben strahlen. Auch für den Architekten, den Schöpfer dieses erhabenen Steingedichtes, Heinrich von Ferstel, war's ein wahrer Ehrentag. Und wer nun diese Heilandskirche mit ihrem anmuthigen schlanken Thurmpaare, der hastigen Vegetation von hellen Steinrosen und Fialenspitzen vor Augen sieht, wer das fromme Bildwerk überblickt, womit die Steinbildner die Portalgiebel, Thorpfeiler und Baldachinnischen bedeckt, der sagt: ein schönes, blühendes Stück Gothik ward da in den Aether hinaufgebaut. Tritt er dann unter Joseph Gasser's Dreifaltigkeitsgruppe in's Hauptportal, dann überkommt ihn ein andächtig Staunen ob der wundersamen Harmonie, womit die Farbe den Stein durchglüht. Um die Größe dieser polychromischen Aufgabe ganz zu ermessen, muß man sich vor Augen halten, daß alle Gewölbefelder in Langhaus wie Vierung, im Querschiff wie in den Seitenschiffen, in Oratorium wie in den eilf Capellen farbig behandelt erscheinen, daß Fresken und Medaillons allenthalben leuchten, daß das Laubwerk an den Pfeiler- und Säulencapitälern, die Gewölberippen, die Wandsäulen und Unterwände der Absidialcapellen Gold und Farbe tragen, daß Gold, Mosaik, Emailbilder und Fresken den Hauptaltar, theilweise auch die Nebenaltäre und die Kanzel schmücken, daß endlich die Votivkirche nicht weniger als 78 Fenster zählt, deren Schmuck- und Bilderscheiben in apokalyptischem Glanze strahlen. Da galt es denn mit offenem Farbenauge zusammenarbeiten, damit schöne Eintracht würde in diesem Schatzkästlein der Kunst und Gottanbetung. Und diese Eintracht ist geworden.

Die Kirche ist ein dreischiffiger Längenbau mit polygonem Choreingang und sieben Absidialcapellen, mit einem Kreuzschiffe und vier Eckcapellen; Haupt- und Kreuzschiff sind doppelt so hoch wie die beiden Seitenschiffe; über dem Choreingange zieht sich in der Weise der Triforien ein Oratorium herum. Den drei Schiffen entsprechen in der Hauptfaçade drei Portale; ebenso haben die Kreuzschifffaçaden Portale unter vorspringenden Zugangshallen. Man sieht, der Plan ist einfach, umso mannigfaltiger erscheinen die Schmuckmotive, um so reicher der Wechsel der Detailformen, wie dies auch bei den Bauwerken der mustergiltigen Periode der Fall gewesen.

Dem Style nach wurden die besten gothischen Kirchenbauten des 13. bis Mitte des 14. Jahrhunderts als Vorbild benützt; den Pfeilern im Innern diente als Vorbild das zur größten Vollkommenheit entwickelte Gewölbesystem des Kölner Domes. Wir traten vor Jahren an anderer Stelle für die polychromische Behandlung der Heilandskirche ein; im Innern wurde dieselbe mit glänzendem Erfolge ausgeführt; leider hat man für die Portale das Princip der farbigen Belebung nicht in Anwendung gebracht. Und doch finden wir diese farbig behandelten gothischen Portale gerade in jenem 13. Jahrhundert, welchem hier die vornehmsten Motive entnommen sind; man braucht nur an die Kathedralen von Paris, Amiens, Chartres, Dijon und endlich die durchaus farbige Façade des Domes von Orvieto zu erinnern, dessen gewundene Säulen in den Windungen selbst vergoldet und mit buntem Marmor mosaikartig eingelegt sind.

Mitten im strahlenden Gotteshause stehen wir. Die besten Orientirungspunkte, um die decorative Herrlichkeit in sich aufzunehmen, sind mitten im Kreuzschiffe, oder vorne vom Oratorium herab, wo der Blick das Chor, das Hauptschiff mit der großen Portalrose und einen Theil des Querschiffes beherrscht. Steigen wir durch das reizende Thürmchen, welches die Spindeltreppe des Oratoriums umschließt, empor. Es ist dieser Stiegenthurm mit seinen gemalten Wölbungen und den Wappenscheiben ein Kleinod für sich. Beiderseits öffnen sich zierliche Balcone nach dem Transept hinab, durch dessen große Fenster eine farbige Dämmerung dringt. Vom Oratorium aus grüßen wir an den Chorwänden die Monumentalfresken, welche Wörndle nach Führich's Entwürfen gemalt. Es ist die Geschichte der „Sintfluth," über welche sich ein goldener Horizont hinzieht. In den Wölbungen des Chor- und Querschiffes erscheinen von den Brüdern Jobst gemalt, die Apostel und Märtyrer. Die beiden Jobst haben die ganze ornamentale Bemalung der Seitenschiffe und Absidialcapellen hergestellt; die drei großen „Kirchenfeste," sowie die Medaillons am Choreingange, die Bilder aus dem „Stammbaume Christi," sowie endlich die Polychromirung der Hochschiffgewölbe verdanken wir dem Pinsel dieser beiden Künstler.

Hebt sich der Blick zur gewölbten Vierung empor, da glüht der goldene Schlußstein mit dem Opferlamm, das die milden Engelsgestalten Laufberger's mit reinem Fittich umschweben. Auch dieser edle Meister ist nun aus unserer Mitte geschieden in's Land der Nimmerwiederkehr! Diese Engelsgestalten tragen die Leidenswerkzeuge und die Evangelisten treten ihnen zur Seite. Lange bleibt das Auge auf der Gruppe haften, welche mit so schöner Symbolik der schmerzlichen Heilandsgeschichte als Schlußstein dient. Die farbigen Steinbilder, welche an der Chorwand unter Baldachin stehen, sind die zwölf Apostel, von Erler gemeißelt. Sieben gemalte Glas-

fenſter dämpfen das feierliche Licht im Chore; noch hat Führich den Entwurf, welcher das „Schlüſſelamt Petri“ behandelt, geliefert, Wörndle zeichnete die Cartons, und die Tiroler haben die Compoſitionen ausgeführt. Dies führt uns auf die herrlichen Glasmalereien der Votivkirche, die, zumeiſt durch fromme Widmung ermöglicht, nach den Entwürfen von Führich, Steinle, Laufberger, Trenkwald, Rieſer, Mayer, Geiger, der beiden Jobſt, Clauſen und Sequens (Prag), von Geyling, den Tiroler Glasmalern, und Kratzmann (Peſt) ausgeführt worden ſind. Um die Widmung haben ſich, dem edlen Beiſpiele der Majeſtäten und der ganzen Kaiſerfamilie folgend, mehrere Kirchenfürſten und Klöſter, die Großgemeinde Wien, viele ariſtokratiſche Familien, Kunſtförderer und hervorragende Perſönlichkeiten ein ſchönes Verdienſt erworben.

Eine Widmung des Kaiſers iſt das rechtsſeitige große Tranſeptfenſter mit dem „Abendmahl“ und der Erſcheinung des auferſtandenen Heilands. Ebenſo haben ſich die Majeſtäten, die kaiſerlichen Kinder und die Kaiſerbrüder Carl Ludwig und Ludwig Victor als Donatoren die beiden dem Chor zunächſt gelegenen Capellen des Kreuzſchiffes vorbehalten. In der linken Capelle ſehen wir auf dem einen Fenſter: „Laſſet die Mühſeligen und Beladenen zu mir kommen“ u. ſ. w. mit den Bildniſſen des Kaiſerpaares und auf dem zweiten eine „Heilige Familie“ mit den Bildniſſen der Kaiſerkinder. In der Capelle rechts ſind auf drei Fenſtern in der oberen Hälfte die „Werke der Barmherzigkeit“ dargeſtellt, während in der unteren Hälfte die Eltern und Brüder des Kaiſers mit der Familie des Erzherzogs Carl Ludwig knieend erſcheinen. Auf den Bilderfenſtern bei den übrigen Tranſept-Capellen finden wir links zumeiſt Landesheilige und Namenspatrone, den Widmern entſprechend, welche hier der Primas von Ungarn, die Erzbiſchöfe von Olmütz und Raab geweſen. Eines der vier Fenſter iſt vom Abte in Raigern geſtiftet und bringt die Gründung dieſes mähriſchen Kloſters zur Darſtellung. Die rechtsſeitige Capelle endlich hat als Donatoren für ihre vier Fenſter, auf welchen die Gründung des Deutſchen Ordens, das Leben der heiligen Barbara und das des heiligen Adalbert, ſowie unterſchiedlicher Namenspatrone in Farben aufleuchtet, den Erzherzog Wilhelm, die Fürſten Ferdinand Kinsky und Auersperg, die Familie des Barons Klein und des Herrn Heinrich v. Draſche gefunden. Dieſe Darſtellungen in den vier Kreuzſchiff-Capellen ſind von Trenkwald, Clauſen, Jobſt und Sequens entworfen.

Die Stadt Wien hat das linksſeitige große Kreuzſchifffenſter, ſieben Chorfenſter und die große Hauptportalroſe geſpendet, deren gedämpfte Farbenlichter das hohe Mittelſchiff mit andachtsvoller Dämmerung erfüllen. Die Compoſitionen auf dieſem Tranſeptfenſter zeigen nach Steinle's Entwürfen die „Taufe“ und die „Transfiguration Chriſti.“ Die ſieben Abſidial-

capellen haben neunzehn Fenſter, auf welchen nach Trenkwald's Entwürfen Geyling das Leben der Gottesmutter gemalt hat. Unter den Widmern ſteht der Prinz Coburg voran; ihm folgen die fürſtlich Paar'ſche Familie, Markgraf und Markgräfin Pallavicini, die gräfliche Familie Thun, Graf und Gräfin Bugoni; ſodann finden wir als Widmerinnen die Hofdamen, Damen von Niederöſterreich, Mähren, Steiermark und Kärnten. An der Spitze der widmenden Kunſtfreunde ſteht die Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt; ihr folgen die Herren Baron Schwarz, Nicolaus Dumba und Mautner von Markhof; in der vierten Capelle endlich erfahren wir, daß eines der Fenſter von den Arbeiterinnen der kaiſerlichen Tabakfabrik (unter den Weißgärbern) geſtiftet worden. Die Darſtellungen auf den zehn Langhausfenſtern behandeln die Einführung des Chriſtenthums im Reiche, wobei die Landespatrone der Kronländer zur Geltung gelangen: der niederöſterreichiſche Leopold, der oberöſterreichiſche Rupprecht, der ungariſche Stephan, der heilige Joſeph von Steiermark, Kärnten und Krain, der böhmiſche Wenzeslaus, die mähriſchen Doppelheiligen Cyrill und Methud, der galiziſche Stanislaus, der croatiſch-ſlavoniſche Hieronymus. Als Widmer erſcheinen: der hochſelige Kaiſer Ferdinand, die Erzherzoge Franz Carl und Albrecht, ſodann die verſtorbenen Eminenzen Rauſcher und Tarnoczy, ferner die Cardinäle Eder und Haynald, die Fürſten Schwarzenberg und Liechtenſtein, die Familie Sina und endlich zwölf Damen aus Böhmen.

Die Ausſtattung der Kirche, wozu Ferſtel, Bauführer Riewel und theilweiſe auch Architekt Stadler die Entwürfe geliefert, entſpricht der baulichen Aufgabe. Der Hochaltar iſt wie ein Juwel im Schrein. Von der Baſis ſeines Griſignano-Sockels bis zur Baldachinſpitze erhebt er ſich in einer Höhe von 46 Fuß; ſeltenes Material iſt dabei zu harmoniſcher Verwendung gelangt. Der Baldachin, aus weißem Laaſer Marmor und gelbgeädertem egyptiſchen Alabaſter, ruht auf vier rothen, dunkelgekörnten Säulen in ſächſiſchem Granit, aus welchen zierliche Fialen emporſtreben, welche die Wimpergen flankiren, während aus der Vierung eine goldene Spitze ſich in's feierliche Zwielicht der ſtillen Bilderſcheibenpracht emporſchwingt. Auf den Goldgrund der Innenwölbung des Baldachins hat Laufberger die „vier Cardinaltugenden" in Fresco gemalt. Moſaikbilder nach Trenkwald's Entwürfen ſchmücken die Giebelfelder der Wimpergen und in den Eckniſchen ſtehen Heilige, welche Streſchnak aus feinkörnigem Medolin gemeißelt. Das vordere Moſaikbild, eine „Immaculata," iſt noch eine Stiftung des Papſtes Pius. Unter dem Schlußbaldachin ſtehen die vergoldeten Statuen des Erlöſers mit den vier Leidensengeln. Auf beiden Seiten des Altars ſieht man die prachtvollen Standleuchter nach Ferſtel's Entwurf, welche Erzherzog Carl Ludwig geſtiftet. Der Retable ſelbſt iſt aus Goldbronze mit Emailbildern von Chadt;

vier Engelsgeſtalten von Gaſſer, ebenfalls ſchöner Bronzeguß, dienen ihm als Schmuck; die Altarplatte aus weißem Laaſer Marmor ruht auf zierlichen Säulchen aus Alabaſter, und die Füllungen ſind mit Moſaikornament geziert.

Oeffnen wir nun ſachte das Speiſegitter (Schmiedeeiſen und Alabaſter), und treten wir in den Choreingang rechts, wo zwei Altäre aufgeſtellt ſind. Unſer Intereſſe wird da insbeſondere durch einen kleinen Holzaltar in der erſten Abſidialcapelle rechts gefeſſelt. Würziger Holzduft dampft uns entgegen, denn das feine edle Schnitzwerk iſt von Weſtreicher aus dem Stamme der Libanon-Ceder gefertigt worden. Auf einem Schriftband zwiſchen Eichenlaub leſen wir die Namen ſämmtlicher Prinzeſſinnen des Kaiſerhauſes eingeſchnitten; denn dieſe ſind in der That die Widmerinnen des Altars. Die plaſtiſche Hauptgruppe (Erler) ſtellt die „Vermälung der heiligen Eltern" dar, welchen der Altar geweiht iſt; auf dem Baldachinaufſatze bemerkt man die Gottesmutter mit dem Kinde und zwei Engeln; auf den Schreinflügeln, welche innen von Nowak mit Darſtellungen aus der „Verkündigung Mariens" bemalt worden, ſind außen in Relief ſculptirte Heilige bemerkbar.

Eine der beiden rechtsſeitigen Kreuzſchiffcapellen hat das nach Wien gebrachte Salm-Denkmal aufgenommen, während eine andere das Wandmonument des Kaiſers Max von Mexiko, martyrologiſchen Angedenkens, erhält. Meiſter Zumbuſch ſoll dasſelbe ausführen, und dieſe Gedächtnißſtätte wird uns Allen gewiß eine theure ſein; iſt ſie doch einem der populärſten Prinzen des Kaiſerhauſes geweiht, den ein tragiſch Geſchick heute ſchon faſt legendariſch verklärt, und war es doch der Ruf Maximilian's von Oeſterreich, der vor 27 Jahren die Völker des Reiches zu dieſem Votivtempelbau aufgefordert hat. In heiterer Anmuth ſteigt die Kanzel empor, freiſtehend zwiſchen zwei Pfeilern, ein von ſechs Alabaſterſäulen getragenes Hexagon, deſſen ſchlank bekrönter Baldachin mit flachem, reichgeſchmücktem Schalldeckel auf vier goldknäufigen Säulen ruht. An der mit Moſaikornament verzierten Brüſtung treten aus dem Goldmoſaikgrund auf Medaillons die in Hautrelief von Streſchnak gemeißelten Bruſtbilder des Erlöſers und der vier Kirchenlehrer hervor. Werfen wir noch einen Blick auf den herrlichen Taufſtein, einen egyptiſchen Alabaſter-Monolithen, ſteigen wir zur gewaltigen Orgel mit ihren 61 Regiſtern empor und ſchließen wir mit einem Worte der Anerkennung für unſere Bronzekünſtler Hanuſch, Hollenbach und Haas und unſere Kunſtſchmiede Milde, Wilhelm und Gridl, welche ſich um die Ausſtattung der ſchönen, ſtylvollen Kirche ſo große Verdienſte erworben haben. Ihre für dieſe Kirche beſtimmten Kunſtarbeiten haben auf der letzten Pariſer Ausſtellung verdiente Auszeichnung gefunden. So iſt dieſe Erlöſerkirche nicht allein ein Schatzkäſtlein edler, ſondern auch heimiſcher Kunſtfreudigkeit

und -Fertigkeit, ein schönes nationales Werk in des Wortes versöhnendster Bedeutung. Und so wie hier im Kleinen, so sollen wir im Großen auch miteinander bauen und schmücken, damit es in unserem geliebten Vaterlande immer besser zu wohnen werde, gleich wie in einem großen Hause des Segens, über das der Herr seine schützende Hand gebreitet. Dann werden wir uns lieben, aneinander glauben und aufeinander hoffen. Also sei es!

Der zweite große gothische Kirchenbau dieser Periode ist die Kuppelkirche in Fünfhaus von Friedrich Schmidt, welche, wenn auch außerhalb des engeren Rahmens dieser Spaziergänge liegend, doch dem Neu-Wiener Städtebild ein so schönes Motiv eingefügt hat, daß wir dem herrlichen Bau ein Wort der Anerkennung nicht versagen können. „Unsere liebe Frau zum Siege," ein Meisterstück der Ziegeltechnik, bietet sich mit ihrem buntgeschieferten gothischen Dome von 212 Fuß Höhe und den malerischen Portalthürmen imposant und eigenartig dar. Die Capellen springen an den Ecken des Octogons in freier Anlage aus, wodurch der kühn aufstrebende Rundbau eine glückliche architektonische Kräftigung erhält. Das Innere ist polychromisch behandelt, und zwar mit weit mehr Glück als die neuen gothischen Kirchen „unter den Weißgärbern" und in der Brigittenau. Aus dem goldenen Schlußstein der Kuppel blickt der Erlöser; in seinen Gnadenstrahlen baden sich zunächst die Evangelisten und Kirchenväter; im Palmenschatten ruhen, paradiesisch vergnügt, sechzehn Gruppen von Propheten und Ordensgründern. Ueber dem Portalbogen des Sanctuariums hat Carl Schönbrunner den „Triumph Mariens" gemalt; sechs Wandbilder im Presbyterium stellen das „Leben und Leiden Christi" von Madjera dar. Altar und Kanzel sind von Schönthaler in weißem Kaiserstein ausgeführt.

V.

Die Anlage des Paradeplatzes, um welchen vier Monumentalbauten ersten Ranges, der Sitz der Reichsvertretung und der städtischen Regierung, sodann die erste Pflegestätte der Bildung und das Prachthaus der ersten deutschen Bühne erstanden sind, darf an sich Stoff zu einigen Betrachtungen abgeben. Die genannten Bauwerke, Reichsrathspalast und Stadthaus, Hochschule und Hofburgtheater gruppiren sich weder um den von Siebeck geschaffenen heutigen Rathhauspark, noch bilden sie demselben einen Rahmen im architektonischen Sinne. Der leitende Grundsatz war von vornherein, die möglichste Isolirung jedes einzelnen Monumentalbaues an diesem Platze zu erzielen, welcher doch der Mittelpunkt des forensischen Lebens im Wien der Zukunft werden sollte. Jeder Baukünstler wollte eben sein Werk möglichst unbeeinflußt von den übrigen zu monumentaler Geltung bringen. So sehen wir, daß der heutige Stadthauspark das Parlamentshaus hier und die Universität dort

gewiſſermaßen vom architektoniſchen Zuſammenhange mit dem Platze abſchließt; daß von den Anlagen aus keinerlei Ausgang nach den genannten Gebäuden angebracht, dieſelben vielmehr durch breite Straßenzüge von dem Platze ſelbſt losgelöſt und mit ihren Hauptfronten abgewendet erſcheinen. Mag nun auch der impoſante Stadthausbau ſpäter, nach einiger perſpectiver Lichtung der Baum- und Buſchgruppen, ſich das weite, grüne Vorgelände für ſeine architektoniſch dominirende Wirkung noch ſo ausgiebig zu Nutzen machen, eine wirkliche Totalwirkung des Paradeplatzes bleibt unmöglich und daß dem ſo iſt, muß als ein Grundfehler der Anlage bedauert werden.

Kein Zweifel, daß man dies nachträglich auch vollkommen erkannt und bei der Anlage der das Rathhaus flankirenden mächtigen Gruppen von Arcadenhäuſern nach Thunlichkeit bemüht war, eine einheitliche Verbindung oder vielmehr Vermittelung zwiſchen dem Stadtpalaſte und dem Parlamentshauſe hier und dem Univerſitätsbaue dort herzuſtellen. Daß dies durch die impoſante Gruppirung und entſprechend reiche Silhouettirung der Neumann'ſchen Häuſergruppen theilweiſe gelungen iſt, kann kaum geleugnet werden. Das ſcharf ſilhouettirte Rathhaus mit ſeinem hohen Belfried, dem noch vier Tabernakelthürmchen zur Seite treten, mit ſeinen Mittelriſaliten und Eckpavillons und deren hoch anſteigenden Dachbekrönungen machte die Anlage ſolcher vermittelnden Baugruppen geradezu unentbehrlich. Dieſelben ſind in mit italieniſchen Motiven verfeinerter Deutſchrenaiſſance gehalten, ſomit dem Rathhauſe wenigſtens ſtylverwandt und bieten mit ihren aus dem Viereck ſich anmuthig ins Achteck entwickelnden kuppelbekrönten Eckthürmen, die kräftig betonten Vorgelege ihrer Hauptfronten, die zahlreichen Dacherker und maleriſchen Balcone ein ſchön bewegtes Linienſpiel, welches durch die zierliche Detailbehandlung und den Reichthum der Ausſtattung eine wirklich harmoniſche Geſammtwirkung erzielt. Man darf hier anerkennend hervorheben, daß die Initiative in der Arcadenanlage, welche bekanntlich als den Ertrag des Hauſes ſchmälernd vielfach verpönt iſt, dem Chef der Stadterweiterung, Herrn Baron Matzinger, verdankt wird. Dieſe tiefen, bequemen Laubengänge, deren eigentlich eine Metropole, die, wie Wien, ſo viel ſüdliches Blut in den Adern hat, gar nicht entrathen kann, werden einſt dem Verkehr an dieſem Platze ein ganz eigenartiges Gepräge verleihen.

Unſer heutiger Spaziergang führt uns zunächſt mitten in den Rathhauspark. Man ſtaunt, wie glücklich die Aufgabe gelöſt iſt, die maleriſche Wirkung des Rathhauſes durch die Arcadenbauten mit den ſeitlichen Monumentalbauten für das Auge zu verbinden. Der Herrſcherſitz der ſouveränen Metropolitangemeinde Wien wird ſeiner Bedeutung würdig ſein. Der Architekt Oberbaurath Schmidt hat es ſich angelegen ſein laſſen, inmitten der ſtaatsbaulichen Umgebung einen Palaſt herzuſtellen, der ſchon durch ſeine impo-

nirende Erſcheinung die Macht und Herrlichkeit eines Großmunicipiums zu entſprechender Geltung bringt. Dieſes ſtolze Stadthaus iſt wie eine Aufforderung an unſere Stadtregierung, von nunab ihrer Pflichten in wahrhaft großem Gemeinſinne eingedenk zu ſein; der Gemeinderath, der ſo großſtädtiſch reſidirt, muß auch wahrhaft großſtädtiſch denken. Unſer Rathhaus iſt der größte Bau, den die Profangothik geſchaffen. Vielen wollte es ein ſchier unlösbares Problem dünken, ein fünfſtöckiges Gebäude, das im freiſtehenden Rechteck 480 Fuß Länge auf 390 Fuß Breite und 114 Fuß Höhe mißt, im gothiſchen Style und noch dazu allen baulichen Bedürfniſſen der Neuzeit entſprechend herzuſtellen. Schmidt hat dieſes Problem gelöſt, was auch die „Oberkenner“ ſagen mögen. Mit principiellen Voreingenommenheiten und auf der Wahlſtatt der Tagesdiscuſſion aufgeleſenen Schlagwörtern wird man keinen Quader in dieſem herrlichen Steingefüge lockern, das der gewaltige Baukünſtler hingeſtellt. Schmidt hat gewiß wohl gethan, an den Detailformen der lombardiſchen Gothik des 14. Jahrhunderts, welchem die vornehmſten Stylmotive des Baues entnommen ſind, nicht mit ſtarrer Strenge feſtzuhalten, und hier zu antikiſirenden Motiven, dort ſelbſt in die franzöſiſche Renaiſſance hinüberzugreifen. Es handelt ſich eben nur darum, ob die baulichen „Leitmotive“ der künſtleriſchen Wirkung und freien Zweckmäßigkeit des Baues entſprechen und ſich harmoniſch vereinen.

Die Silhouette des Stadtpalaſtes zeigt an den vier Ecken Pavillons mit franzöſiſchen Kantendächern, an den Frontmitten durch Pylone verſtärkte, kräftig betonte Vorgelege mit Bogengängen und -Loggien und an der Hauptfaçade eine Doppelanlage von Laubengängen mit einem 318 Fuß hohen Mittelthurme zwiſchen vier Tabernakelthürmchen. Dieſer gewappnete Thurmrieſe, mit ſeinem „Krabbenhelm“ tritt, gleichſam als Wächter der ſtädtiſchen Selbſtherrſchaft, nach drei Seiten frei aus dem Baukörper der Hauptfront heraus, an den er ſich nur mit dem Rücken anlehnt. So ein Stadthausthurm iſt ſeit alter Zeit immerdar ein Wahrzeichen ſtädtiſcher Macht geweſen. Von ſeiner Höhe regulirte ſich das municipale Leben: ſpähten die Thürmer ins Land, erſchollen die Signale zur Marktſtunde, zur Thoröffnung und -Sperre, rief die Sturm- und Feuerglocke, mahnte das Veſperglöcklein, das wir dem Papſt Johann, behaglich-canoniſirten Angedenkens, verdanken. Wir freuen uns darauf, wenn der Rieſe ausgewachſen ſein wird mit ſeinem Klingen, Summen und Dröhnen im Haupte. Dem ſchlank kräftigen Wolkenzertheiler werden koloſſale ſteinerne Kaiſer an den wuchtigen Strebepfeilern unter Baldachin gebracht. Je länger ich mir den Thurm, ſoweit er ſchon heute aus dem Gerüſte ſchlüpfen will, betrachte, deſto mehr unterliege ich der Verſuchung, ihn zu beſchreiben. Ich unternehme es auf gut Glück, vielleicht gibt es eine Idee von dem zu vollendenden Werke. Ein Hauptvorzug ſcheint

mir die reiche Gliederung der Grundform. Quadratisch, auf stämmigen Eckpfeilern, welche nach vier Seiten je einen Thorbogen flankiren, hebt sich der Körper empor, der vielleicht etwas zu schlank erschiene, würde er nicht durch die Gliederung constructiv und baukünstlerisch gekräftigt. Dies erreicht der Architekt dadurch, daß er den Eckpfeilern leicht ausladende Strebepfeiler vorlegt. Der mit dem großen Baukörper verwachsene Theil des Thurmes findet seinen Abschluß in einem um die drei freistehenden Seiten laufenden Balcon — dem Gürtel des Riesen. Nun erhebt sich der Rumpf, quadratisch fortgesetzt, in kräftiger Anmuth bis zur Halle der Uhrpartie empor, welche von den Fialenkrönungen der Strebpfeiler flankirt wird; hier tickt und schlägt das Herz des Riesen. Die frei gewordenen Eckpfeiler gelangen nun zur selbstständigen Geltung und heben auf schlanken Balkonknäufen ein Plateau empor — die Schultern des Riesen — welchem der octogone Thurmhals entwächst bis zum Haupte, dessen Scheitel der Krabbenhelm mit seinem Wimpelträger als Abzeichen bewehrt. So wird der Thurm aussehen, wenn er ausgewachsen, was noch für diesen Spätherbst erwartet wird.

Welche malerische Kraft liegt nun in dem mächtigen Vorgelege, an welches dieser Belfried sich lehnt. Wie reizend ist durch die Loggienthürmchen der Ausgleich zwischen Thurm, Eckpavillons und Gebäudehöhe gewonnen! Vier wuchtige Pylonen sind die Stämme, aus denen die Loggienthürmchen in blühender Anmuth 168 Fuß hoch emporschießen; diese Pylonen gliedern das 270 Fuß lange Vorgelege mit seiner Arcadenstellung, welcher eine zweite längere Reihe von Bogengängen als Rückenstellung dient; zweiundvierzig Säulen und Pfeiler stützen diese Laubengänge. Die hohen Ogiven der monumentalen Loggienfenster zeigen bereits ihr blinkendes steinernes Maßwerk, an heiterprächtige venetianische Bauten aus der Blüthezeit gemahnend. Immerhin reich, wenn auch selbstredend nicht so hervorragend und massenwirkend, ist die Gliederung der übrigen Fronten. Die Mittelrisalite stellen sich als von zwei Pavillons mit schlanken Kantendächern flankirte, prachtgegiebelte Baukörper dar, die auf Bogenloggien ruhen; am reichsten erscheint der rückwärtige Risalit behandelt, wo der Sitzungssaal des Gemeinderathes auch gegen außen monumental betont worden ist. Der ganze gewaltige Baukörper mit seinen 700 Fenstern nach außen erhebt sich auf einem wuchtigen Sockel von Wöllersdorfer Quadern, welche das Hauptmaterial bilden; die Hauptgesimse sind aus Mannersdorfer, die Dacherker aus Zogelsdorfer, die Gewölbefüllungen und Hinterflächen der Arcaden aus Breitenbrunner Stein; sonst wurde noch feiner, zartgelber Margaretherstein und für die plastischen Arbeiten Mokritzer Stein und Lothringer Savonnière verwendet. Ueber dem Sockel ist der Baukörper bis zur Halbstockhöhe stark bossirt, wodurch der Anblick des Tragkräftigen wesentlich erhöht erscheint.

Die Außenfaçaden haben bis jetzt nachfolgenden statuarischen Schmuck erhalten, welcher aus sehr feinem gleichkörnigen lothringer Sandstein (Savonnière) ausgeführt ist. An der Außenfront oben stehen vier Standbilder von Wiener Bürgerwehrtypen aus den Jahren 1529, 1683, 1805, 1809; sodann von Wiener Freiwilligen aus den Jahren 1797, 1805, 1848 und 1859. Man wird die Wahl dieser epochalen Zeitpunkte gewiß zu würdigen wissen. Sechzehn Allegorien der Wiener Vorstädte gereichen ebenfalls der Hauptfaçade zu edler Zier. Am Belfried bemerken wir bis jetzt die Standbilder der Vindobona und zwei Standartenträger, sodann zwölf Wappenträger der cisleithanischen Kronlande.

Die Südseite zeigt lebensvolle typische Statuen, welche Künste und Gewerbe personificiren: Maler, Bildhauer, Baukünstler, Musiker, Goldschmied, Waffenschmied, Schmied, Mechaniker, Tischler und Schuster. Auf der Nordseite reihen sich an diese statuarischen Vertreter des Gewerbes der Fleischer, Bäcker, Brauer, Wirth, Tuchmacher, Schneider; die bevorzugte Stellung auf dem Risalit nehmen Arzt, Rechtsgelehrter, Buchdrucker und Kaufmann ein.

Auf der Westseite endlich, den neuen Privat- und Prachtbauten zu, finden wir Figuren der Wiener Bürgerwehr aus dem 16. Jahrhundert, sodann neun Allegorien: Vindobona, von den allegorisch dargestellten Tugenden und gemeinsinnigen Bethätigungen umgeben, welche ein Städtewesen zu Blüthe und Kraft bringen. Es sind dies: Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke, Treue, Wissenschaft, Kunst, Erziehung und Wohlthätigkeit. Mit der Ausführung all' dieser genannten Arbeiten sind die Namen der Bildhauer Wagner, Hellmer, Schmidgruber, Silbernagel, Costenoble, Fritsch, David, Pendel, Hoffmann, Düll, Probst, Beyer, Brenek, Lax, Mitterlechner, Mailer, Dorer, Gloß verbunden.

Projectirt und schon in Ausführung begriffen sind für die plastische Façadenausschmückung noch folgende Arbeiten: Zu beiden Seiten des Belfried-Mittelportales werden zwei Statuen prangen: „Stärke" und „Gerechtigkeit", von Gastell gemeiselt; über den Eingängen an der Stirnseite der rechten und linken Seite des Thurmes werden drei Hochreliefs angebracht, die ebenfalls bereits in Ausführung begriffen sind: Kaiser Franz Joseph I. (Josef Gasser), Rudolph von Habsburg (Zumbusch), Herzog Rudolph IV. (Kundmann), als Gründer der Hochschule und Erbauer des Stephansthurmes. Die Thurmspitze wird endlich einen kolossalen Standartenträger auf dem Knauf tragen, welcher nach einem Modell Gastell's von Wilhelm in Kupfer ausgeführt wird.

Der Palast hat vier Haupteingänge. Wir betreten ihn durch die vierseitig offene Thurmhalle, welche nach einem sechseckigen Vestibule führt, das wieder

in eine große rectanguläre, netzgewölbte Querhalle von 138 Fuß Länge und 36 Fuß Breite, unter dem Festsaale gelegen, Zugang gibt. An diesen Raum, die sogenannte „Volkshalle," die unmittelbar auf den Arcadenhof hinausgeht und unbehinderten Durchblick durch die anscheinend in's Unendliche sich dehnende Perspective der Bogengänge gewährt, schließen sich beiderseits mit Netzkuppeln überwölbte Stiegenvorhallen, welche zu den beiden großen, vorn in beiden Ecken des Hofes angebrachten dreiflügeligen monumentalen Doppeltreppen führen. Mittelpunkt der ganzen Anlage ist der großartige Arcadenhof (252 Fuß lang, 111 Fuß breit), dessen Laubengänge von 60 Säulenpfeilern getragen werden. Der Eindruck ist ein gewaltiger. Ganz wundervoll ist der Erker mit seinen malerischen Balcons. Die beiden Baldachinnischen im Hauptstock erhalten die Standbilder der beiden für Wien bedeutendsten Babenberger Fürsten: Heinrich Jasomirgott und Leopold VI., der Geber des bisher bekannten ältesten Städterechtes; beide Statuen werden von Beyer ausgeführt. Außerdem sind in den Bogenzwickeln der Arcaden Porträtmedaillons von um Wien besonders verdienten Persönlichkeiten projectirt.

Von den beiden Feststiegen ist die südliche vollendet und die nördliche bis zum Schlußgewölbe gediehen; bereits seit zwei Jahren sind die sechs Treppen fertig, welche bei den seitlichen Haupteingängen durch alle Stockwerke emporführen. Diese breiten, bequemen Treppen sind sehr bezeichnend für den Stylcharakter des Baues im Innern. Man erkennt unschwer jene älteste Bauweise der deutschen Renaissance, welche noch mit den constructiven und decorativen Formen der profanen Spätgothik arbeitet und den ernsten Grundton für den Entwurf des ganzen Werkes bildet. Ganz prächtig sind hier die vierfach gegliederten Bündelpfeiler aus blaugrauem Fioritto di Reppen (feinkörniger Karststein); ebenso frappiren die zierlichen Blättercapitäler diese Pfeiler, auf denen die stark profilirten, flachen oder verschobenen Bögen aufliegen. Aus dem im Hauptstocke um alle sieben Höfe herumführenden breiten und hohen Corridor gewinnt man Einblick in die vier stattlichen Eckhöfe, deren Fronten mit Sgraffiten geziert sind.

Wenn wir eine der beiden Feststiegen, die ganz aus verschiedenen Marmorarten hergestellt sind, emporsteigen, so gelangen wir zuerst in kleinere, axial auf die Treppen angeordnete, den in der Mitte liegenden großen Festsaal flankirende Räume, welche durch dreigetheilte Bogengänge in die Breitseiten des Festsaales eindringen. Der Festsaal selbst ist 108 Fuß lang und 48 Fuß lichtbreit und erhält eine reiche Pfeilerstellung und Säulen aus Salzburger Marmor. Betreffs der Decoration dieses Prachtsaales, wo die Großcommune wie ein souveräner Fürst empfangen wird, waren für die Decke drei große Gemälde projectirt; deßgleichen sollen in den

Wandflächen zwischen den Pfeilern zehn Standbilder unter Baldachin kommen. An den Schmalseiten des Raumes werden über den Orchestern vier plastische Medaillons angebracht. Da die Decke hinsichtlich ihrer Eintheilung nicht unwesentliche Veränderungen erleidet, bleibt speciell die malerische Ausschmückung des Plafonds noch dahingestellt. Hingegen sind die Wandstatuen bewilligt und stellen dar: die Bürgermeister Vorlauf (1408), Wolfgang Treu (1529), v. Liebenberg (1683), Hörl (1773—1804), v. Wohlleben (1805—1823), sodann den Grafen Niclas Salm, als Vertheidiger Wiens 1529, den Grafen Rüdiger Starhemberg, als obersten Vertheidiger der Stadt vom Jahre 1683, ferner den Freiherrn v. Chaos, des ersten Waisenhauses Gründer und Johann Frank, der das Großarmenhaus gegründet, endlich Herzog Albert von Sachsen-Teschen, als Stifter der albertinischen Wasserleitung, der Albertina und des Christinen-Denkmales; sie sind aus Grisignanostein durch die Bildhauer Tilgner, Wagner, Benk, Erler, David und Pendel auszuführen. Die Orchestermedaillons mit symbolischen Darstellungen führt Professor König aus. Zwischen den Pfeilern entsprechen diesen zehn Statuen zehn schmale Wandgemälde, für welche die Glasmosaiktechnik in Aussicht genommen ist. Die Männer, die da zur Darstellung gelangen, sind: der Geschichtsschreiber Laz, der Staatsmann Cuspinian, der große Schulreformator van Swieten, der Gründer der Wiener mediciniſchen Schule Peter Frank, Fischer von Erlach, Raphael Donner, Maler Füger, Mozart, Beethoven, Grillparzer. Für die kleinen Säle sind Friese projectirt, welche Scenen aus dem Nibelungenliede und aus den heimischen Hof-, Volks- und Dichterleben der Babenberger Zeit im Style der alten Runkelsteiner Wandmalereien zur Darstellung bringen sollen.

Unter den übrigen Prachträumen des Rathhauses sind noch zu nennen: der Repräsentationssaal des Bürgermeisters, der Sitzungssaal des Magistrates, das Waffenmuseum, der große Gemeinderathssaal und der „Rathskeller." Für den Repräsentationssaal schlägt Schmidt Bilder mit Darstellungen vor, welche auf die Verleihung der Gemeindeverfassung vom 9. März 1850 und auf die Feier der Grundsteinlegung des Hauses Bezug haben. Den Magistrats-Sitzungssaal soll ein lebensgroßes Bildniß des Kaisers (von Canon) schmücken. Im Waffenmuseum werden die beiden hervorragendsten Momente der Kriegsgeschichte Wien's, die beiden Türkenbelagerungen, zu malerischen Vorwürfen dienen. Der große Gemeinderathssaal, dessen reiche Cassettendecke schon in der Sculptur vollendet und angebracht ist, mißt 75 Fuß in der Länge und 48 Fuß in der Breite. Drei kolossale gemalte Spitzbogenfenster spenden Licht. An den Stirnseiten des Saales sollen je 60 Fuß Länge und je acht Fuß Höhe mit Gemälden geschmückt werden, und zwar rechts kämen zur Darstellung: Leopold der Glorreiche und Rudolph von Habsburg, die Kaiser Friedrich III.

und Max I., und dazwischen die Zeit Rudolphs IV. mit Motiven, welche sich hervorragende Momente der Geschichte zum Vorwurf nehmen. Für die linke Stirnseite sind beantragt die Bildnisse des Kaisers Leopold I. und Franz I., des Prinzen Eugen und des Prinzen von Würtemberg, der 1797 das Wiener Aufgebot commandirte und des Erzherzogs Karl. Die historischen Darstellungen dazwischen wären aus der theresianischen und josephinischen Zeit zu nehmen.

Neulich betrat ich wieder einmal die Vorhalle des Haupteinganges auf der Rückfront. Diese Vestibule (es sind deren drei) mit ihren hohen, schlanken Karstsäulen, welche die Spitzbogenstellungen tragen, sind von ungemein malerischer Wirkung. Zwei Stunden lang nahm ich dann den Weg über all diese Treppen, durch all diese verschiedenen Räume, und bewunderte im Stillen den Baukünstler, der es unserer lieben Stadt in ihrem Regierungshause nicht allein künstlerisch, sondern auch praktisch so wohnlich zu machen gewußt. Ist das ein Blick von einem der von zierlichen Trentiner Säulchen getragenen Balcone über das monumentale Neu-Wien! Es regnete in Strömen, doch ich vergaß es, und blieb lange, lange gefesselt durch das herrliche Architekturbild, das der Blick in weitem Bogen umspannt!

VI.

Am 24. Juni d. J. ward auf dem Bau des neuen Hofburgtheaters das Gleichenfest gefeiert: der letzte Stein am Kranzgesims war versetzt und somit der erste schwierigste Theil der Arbeit vollbracht. Man begreift, daß dieser Tag ein fröhliches Zunftfest und einen guten Trunk verdient. Der anmuthige, originelle Hochrenaissance-Bau bildet das Gegenüber des Rathhauses, ein Moment, welches bei dem Entwurfe mit in Rechnung gezogen werden mußte. Die Aufgabe war kaum glänzender zu lösen, als es Semper und Hasenauer gethan, jene Baudioskuren, in denen sich zwei ausgeprägte künstlerische Individualitäten so glücklich mit einander verschmelzen. Es schien vor Allem geboten, mit Hinblick auf den in derselben Achse gegenüber liegenden Stadtpalast und dessen gewaltiger Frontentwicklung auch dem neuen Theaterbau eine möglichst entsprechende Hauptfaçaden-Ausdehnung zu geben. Die Architekten haben dies durch organische Anfügung von Flügelbauten an den Fronttract zuwege gebracht, welche die Treppenhäuser und Zufahrten enthalten. Um sodann auch gegenüber der großartigen Profilirung des Rathhauses eine harmonische Wirkung zu erzielen, adoptirte der Entwurf eine bei heiterer Anmuth möglichst kräftige Ordonnanz des Styles und der plastischen Decoration. In der ganzen Höhe des Hauptfront-Aufbaues gelangt eine mächtige korinthische Pilasterordnung zur Geltung und die kleinere entsprechend profilirte Architektur der

Seitenflügel schiebt sich gleichermaßen durch diese Ordnung am Mitteltracte hindurch.

Wer vor den heute noch mit Gerüsten umsponnenen, hier und dort mit Verschalungen gepanzerten Bau hintritt, erkennt sofort, welchem Culte derselbe gewidmet sein wird. Das Theater spricht sich in der baulichen Erscheinung aus. Der der Ringstraße zugekehrte im Kreissegment vorspringende Hauptbau mit der Loggia läßt keinen Zweifel über die Bestimmung des Gebäudes. Der Zuschauerraum ist nach Außen durch den kuppelartig abgedeckten, über das Dach emporsteigenden Aufbau charakterisirt, die Bühne der Löwelstraße zu durch ein noch über den architektonischen Ausdruck des Zuschauerraumes emporragendes, gerade abfallendes Dach unverkennbar angedeutet. Durch diese Anordnung wurde die Monotonie eines endlos sich erstreckenden Langdaches — wie beim Opernpalaste beispielsweise — vermieden.

Wir treten nun durch eine der Bogenöffnungen der Hauptfront ein, als bescheidene Fußgänger; denn das fahrende Publicum für die Logen und Sperrsitze kommt an den Flügelecken an, wobei rechts unmittelbar an dem Hauptbau die Majestäten, links die Erzherzoge und Erzherzoginen absteigen. Man sieht da, es ist eine vollständige Trennung der Menschen, die ohne und die mit Equipage in die Welt gekommen sind, zustande gebracht. Die Fußgänger gelangen in ein großes monumentales Vestibule, wo sich die Cassen, die Treppenzugänge für das zweite und erste Parterre und an den Enden zwei Gallerietreppen befinden. Das Hauptfoyer läuft in der ganzen Länge des Mittelbaues vorn herum und hat eine offene, von kostbaren Säulen aus Brèche violette getragene Loggia. Welchen Ausblick wird man da genießen an Frühlings-Abenden, wenn einmal hier das Leben Wiens seine Entfaltung nimmt! Auch die beiden erwähnten Anfahrten für den kaiserlichen Hof führen zu einer Vorhalle, von wo die Treppe zu dem Salon, welcher den Eingang zu den Seitenlogen bildet, erreicht wird. Diese Anfahrten stehen durch ein zweites Vestibule und eine besondere Treppe mit der Hoffestloge in Verbindung, welche der Hof ohne den für das Publicum bestimmten Corridor überschreiten zu müssen erreicht. Der Zuschauerraum faßt 2000 Personen; man sieht also, es wird da kein weiter Kunsttempel gebaut, der unsere berühmten Darsteller zur Entfaltung von die feine Intimität des Spieles beeinträchtigenden Mitteln nöthigen wird. Die Breite des Zuschauerraumes beträgt 54 Fuß, die Länge 66 Fuß, das Ganze ist also um Weniges geräumiger als das Stadttheater. Die für die Logen gewählte Form ist die italienische, geschlossene, mit einer Camerina, wie sie dem Wiener behagt. Im dritten Range ist die Logenreihe durch ein Amphitheater unterbrochen. Die Hoffestloge nimmt die Mitte des Saales ein, rechts und links am Proscenium sind

ebenfalls Hoflogen angebracht. Im rückwärtigen Theile des Mittelbaues finden wir die Bühne mit Hinterbühne. Die Breite der ersteren beträgt 97 Fuß 1 Zoll, die Tiefe 72 Fuß 3 Zoll, während die Hinterbühne 39 Fuß breit und 34 Fuß 3 Zoll tief ist; Luft und Licht fallen direct von außen ein, Alles ist aus Stein und Eisen, was man nach der großen Katastrophe am Schottenring mit besonderer Befriedigung verzeichnet.

Ein besonderes Capitel würde das Steinmateriale an diesem selten schönen Baue verdienen, diese Pomer-Steine, dieser Marzano sind edelmarmorkörnig und von wunderbar mildem Tone. Ueberhaupt ist die istrianische Steinkammer ein Besitz, den Oesterreich-Ungarn gar nicht genug zu schätzen weiß. Unsere Baukünstler haben aus jenen unerschöpflichen Vorräthen das Schönste beschafft und das neue Burgtheater ist besonders reich bedacht worden. Welch' reiche Wirkung erzielt der Architekt mit den 18 Brèche-violette-Säulen der Hauptfaçade, mit den gelben Arco-Säulen an den Stirnseiten der Flügelbauten! Dazu die plastische Ausschmückung in Grisignano. Leider ist da viel bereits Vollendetes hinter den Verschalungen verborgen, aber wir haben es schon in den Bildhauerhütten des Bauplatzes gesehen, wo sie eben den prächtigen Bacchuszug Weyr's für den Kranzgesims-Fries, sowie Benk's allegorische Gestalten theils vollenden, theils noch herauspunktiren.

Der Plan für diese plastische Bauschmückung ist, soweit er vorliegt, originell und hochinteressant. Vieles, beispielweise alle Zwickelfiguren beinahe, ist schon an seinem Platze, Mehreres in Ausführung begriffen. Was ich darüber gesehen, will ich dem Leser nicht vorenthalten. Die statuarischen Vorwürfe sind hier mythologisch, sinnbildlich, geschichtlich. Auf das erstere Gebiet gehört eine Kolossalstatue Apolls, um das Vorgelege des Mittelbaues hoch oben zu bekrönen; rechts auf der Balustrade wird die tragische Muse Melpomene, links die fröhliche Thalia zu stehen kommen, alle drei von Kundmann. Der Fries in Basrelief darunter ist von Weyr, nämlich der ebengenannte fast klassisch bewegte Triumphzug des Bacchus mit der Ariadne. Zwei Statuen sind allegorisch und für die Erker des Mittelrisalits auf der Rückfront bestimmt: klassische und romantische Kunst von E. Hofmann. In den sechs Nischen im Hauptstock sollen jene gegensätzlichen Eigenschaften und Grundmotive der menschlichen Natur zur plastisch-sinnbildlichen Verkörperung gelangen, auf welchen das Drama beruht: Liebe—Haß, Heroismus—Eigennutz, Demuth—Herrschsucht; Benk und Schimek sind mit dieser Aufgabe betraut. Auf geschichtlichem Gebiete finden wir vor Allem neun Büsten dramatischer Dichter, welche die Bogenfenstergiebel der Hauptfront schmücken werden. Tilgner wird sie schaffen. Es sind Calderon, Shakespeare, Molière, Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Grillparzer, Halm. Achtzehn Paar Zwickelfiguren

veranſchaulichen je zwei Hauptrollen aus einem dramatiſchen Werke eines jeden der genannten Dichter. Von der Rückfront der Löwelgaſſe zu beginnend, ziehen ſich ſodann noch 22 Zwickelcompoſitionen (von Tilgner) nach folgenden Dichtern um die übrigen Bogenfenſter herum: Sophokles, Aeſchylus, Euripides, Corneille, Voltaire, dann noch einmal Schiller (Turandot und Kalaf), Moreto, Kleiſt, Otto Ludwig, Kotzebue, Bauernfeld (Kaiſer Max und das Mädchen aus „Landfrieden“).

In ſechs weiteren Niſchen kommen allegoriſche Geſtalten zu ſtehen, durch welche Tilgner die hiſtoriſche Entwicklung der Bühne veranſchaulicht: griechiſches Drama (Aeſchylus' „Prometheus“), Myſterienſpiel (Genovefa), ſpaniſches Drama (Calderons „Richter von Zalamea“), engliſches Schauſpiel (Fallſtaff), klaſſiſche Zeit des franzöſiſchen Dramas (Phädra), Deutſche Anfänge in Wien (Wiener Hanswurſt). Vom Giebel des Aufbaues ſchweben je zwei Flügelgenien auf jeder Seite und zwei Victorien; über jedem Pilaſter der Hauptfaçaden-Rotunde ſoll ein Amorine, über den freiſtehenden Säulen ein Centaur ſitzen. Außerdem ſind noch wappentragende Geſtalten an den Vorgelegen, Hautrelief-Medaillons und Schlußſteinköpfe anzuführen.

Unſere erſten Bildhauer ſind mit all dieſen plaſtiſchen Aufgaben betraut: Kundmann, Tilgner, Weyr, Benk, Silbernagel, Coſtenoble ꝛc. Die Weyr'ſchen Zwickelgeſtalten ſind mit jener freien, unerſchöpflichen Phantaſie componirt, welche dieſen jungen Meiſter zu ſo fruchtbarem Schaffen befähigt. Bis jetzt möchte ich Fauſt und Margaretha und Jaſon und Medea ganz beſonders hervorheben. Tilgner wird insbeſondere in den Dichterbüſten gewiß Vollendetes leiſten. Die Zwickelfiguren ſind alle ſtark überlebensgroß en ronde bosse, von frappanter Wirkung. Benk's Flügelgenien ſind 9 Fuß hoch und in Arbeit begriffen; auch eine der Allegorien nach Hofmann's Modell wird eben von den papiermützigen Punktirern aus dem mächtigen Block herausgearbeitet. Kundmann's thronender „Apoll“ gehört wohl zu den beſten Werken des Meiſters; „Melpomene“ iſt bereits vollendet. Die Wappenträgerinnen ſind von einer reichen Barocke; Gaſtell, Weyr, Schmidgruber und Haerdtl haben die Modelle dazu geliefert. Die „Centauren“ ſind von Düll, der ſolche Stoffe mit Gewandtheit behandelt. Wie heute im Ganzen die Arbeiten am Burgtheaterbau ſtehen, dürfte vor zwei Jahren kaum auf die Vollendung desſelben zu rechnen ſein; die Treppenanlagen ſind noch im Entſtehen und der Innenraum nur im Rohbau zu ſehen. Aber unſer geduldig Harren wird belohnt werden: der dramatiſchen Muſe wurde niemals eine heiterprächtigere Cultusſtätte errichtet, und eine Prieſterſchaft dazu haben wir, welche die Tradition als heiliges Vermächtniß verwahrt!

VII.

Von allen Monumentalbauten dieser Aera ist die neue Hochschule der umfangreichste. Der Baugrund hat das gewaltige Areale von beinahe 6000 Quadratklafter, eine Ausdehnung, welche sowohl durch die an den Centralsitz der hohen Cultur zu stellenden utilitären, als ästhetischen Anforderungen bedingt ist. Der Baukünstler hatte da bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden, indem zwischen Nordost- und Südwestecke des Bauplatzes ein Niveauunterschied von mehr als 12 Fuß stattfindet. Hier finden wir die Hochrenaissance mit modernen Motiven in geschmackvoller Weise verschmolzen. Vorwiegend ist wohl italienische Renaissance, Baron Ferstel kann aber gewiß nicht getadelt werden, daß er für den Abschluß des hauptfrontalen Mittelbaues sich an französische Renaissance anlehnte. Die Silhouetten sind scharf markirt, der Linienwechsel ein reicher, eine Hauptbedingung von Frontentwicklungen, welche 510 und 420 Fuß betragen.

Der Bau stellt sich als ein Rechteck mit vier, einen centralen Arkadenhof umschließenden Gruppen dar: zwei symmetrisch angeordnete Lehrgebäude in den Seitentracten, Festbau im Vorder-, Bibliothek im Hinterbau. Die Seitenfronten zeigen stark betonte, von kräftigen Vorgelegen begrenzte Mittelpartien, während an der Hauptfaçade die architektonische Wirkung gerade umgekehrt, nämlich durch das Zurücktreten der Mittelpartie erzielt, über welche sich die hohe Aula-Silhouette erhebt, indessen die Seitenflügel mit je zwei von grünen Kuppelhauben bekrönten Eckpavillons in starkem Vorsprung den Mittelbau der Hauptfront flankiren. So geschieht an der Hauptfaçade eine gewisse Verschiebung der einzelnen Theile, welche der langgestreckten Frontlinie plastischen Reiz und vornehmlich Abwechslung verleiht. Die vier Geschoße sind aus räumlichen Gründen ungleichartig gestaltet; zwei gelangen zur dominirenden Geltung: Hochparterre und Hauptstock, während der zweite Stock nur über der Aula der Bibliothek und den Mittelpartien der Seitenfronten gewissermaßen allemal nur als krönender Abschluß aufgetragen erscheint.

In den Profilirungen gelangen drei Säulenordnungen zur Geltung; auf dem starken Rustico des Tiefparterres steht das Hochparterre, an den Seitenfronten flach, an der Hauptfront mit dorischen Pilastern profilirt; der Hauptstock hat jonische Halbsäulen mit Arcadenfenstern, der Aula-Aufbau korinthische Pilaster mit 24 Rundbogenfenstern. Hier geht die Arbeit noch auf den Gerüsten, während sich der ganze übrige Bau bereits herausgeschält hat und in prangender Schöne weithin glänzt. Das mächtige reich gegliederte Hauptgesimse wird von einer Statuenattica abgeschlossen, welche auf der Hauptfront von einem plastisch geschmückten Giebelabschluß bekrönt wird, hinter welchem die Aula emporsteigt. All diese Profilmotive gehen

in anmuthigem Wechsel auf die architektonisch betonten Theile der Seitenfronten, die Vorgelege der Mittel- und Eckpartien über.

Innerhalb dieses baulichen Knochengerüstes bot die Herstellung der Communication, welche gewissermaßen mit dem Blutumlauf im Körper verglichen werden kann, eine verwickelte Aufgabe. Der Gedanke des Architekten war, das Ganze communicatorisch als einheitlichen Hallenbau zu behandeln. Und der große Erfolg dieser Idee ist nicht das geringste Verdienst dieses raumausgiebigen Monumentalbaues. Mittelpunkt ist ein Prachthof von so außerordentlichen Dimensionen, wie er kaum sonst existirt. Die moderne Renaissance hat da eine ihrer schönsten Leistungen zu verzeichnen. Drei Etagen schließen zusammen beinahe 70 Fuß hoch einen Raum von 212 Fuß Länge bei 150 Fuß Breite ein. Hier ist Ersatz für einen mangelnden Universitätsplatz und zugleich eine Hofanlage geboten, welche dem Architekten gestattete, die Mehrzahl der Lehrsäle ringsum nach innen zu verlegen, was bei der Lage des Baues an einem der lautesten Verkehrspunkte dringend geboten war.

Man betritt die neue Universität über eine Perrontreppe oder eine Doppelrampe von der Ringstraße aus durch drei Thore, als Haupteingang. Die Anlage des Vestibuls ist reizend und die Verbindung mit dem Arcadenhofe von großer malerischer Wirkung. Die Halle ruht auf zehn Marmorsäulen, ist dreischiffig und in Pendentifs eingewölbt. Zwei Treppenaufgänge öffnen sich in den seitlichen Längenwänden, zwei Treppenaufgänge vorn führen in zwei Laubenvorhallen des Hofes, von wo die beiden Feststiegen emporführen, welche man zugleich durch Eingänge der Seitenfaçaden erreichen kann. Der Hof liegt um sieben Stufen höher und bietet in Folge dessen einen reizenden perspectivischen Ausblick. Diese kurze Hoftreppe vom Vestibul aus bildet sehr originell einen nach dem Hofe gespannten Halbkreis und soll mit freistehendem Krahnenbrunnen geschmückt werden. Das eherne Standbild des Gründers der Hochschule, Herzog Rudolph IV. (1305) soll die Mitte der mit Gartenanlagen bepflanzten Räume schmücken. Hier wird sich's ruhig beschaulich wandeln lassen, während draußen der laute Verkehrsstrom vorüberbraust. Die Bogengänge, welche um drei Fuß höher als der Hofgrund liegen, haben 25 Fuß Tiefe und 12 Fuß Oeffnung, ein wahrhaft monumentales Ausmaß, welches sowohl durch die obenliegenden Hörsäle, als den Umstand bedingt wird, daß hier der ganze Verkehr des Palastes seinen Brennpunkt findet, denn an diese Laubengänge sind die acht großen Treppen angelegt.

Die vorn liegenden Prachttreppen aus Sterzinger Marmor sind im Entstehen begriffen und theilweise sehr weit vorgeschritten; dreiarmig und symmetrisch führen sie imposant und raumausgiebig zu den Festlocalitäten und Haupträumen des Hauptstockes. Zwei fünfarmige Treppen setzen die seitlichen

Mitteltracte und drei große Hörsäle, und zwei doppelflügelige symmetrische Verbindungsstiegen die Seitenflügel des rückwärtigen oder Bibliothekstractes mit dem Arcadenhof in Verbindung. Von den hinteren Hoferkern endlich gelangt man durch rotundenartige Kuppelhallen auf Säulenwendeltreppen zur Bibliothek. Alle diese Treppen münden ins Hauptgeschoß aus, nur die beiden Schülertreppen steigen bis zum zweiten Stock empor. Vier Nebentreppen kommen noch zu diesen acht Hauptstiegen; sie sind in den Seitentracten angebracht und stehen mit dem großen Treppensysteme in unmittelbarer Verbindung. Man kann sich kaum eine bequemere und schönere Communication denken. Nicht minder großartig ist die Hofanlage, welche außer dem Mittelhof noch acht andere Höfe umfaßt.

Zwei Räume in diesem weitläufigen Palaste sind besonders künstlerisch betont: Bibliothek und Festsaalbau, jene im rückwärtigen, dieser im Hauptfronttract eine dominirende Stellung einnehmend. Bei Anlage der Bibliothek hatte der Baukünstler einigermaßen die Pariser Généviève-Bibliothek im Auge. Dieselbe stellt sich als ein durch zwei Geschoße durchgehender, dreischiffiger basilicaähnlicher Hallenbau dar, dessen Tonnengewölbe auf 20 jonischen Granitmonolithen ruht; die etwas niedrigen, durch hohe breite Fenster erhellten Nebenschiffe sind flach cassettirt. Sitzplätze sind etwa 520 im Ganzen, sowohl im Mittelschiff, als im erhöhten Theile der Seitenschiffe. Der Bücherfassungsraum (Halle, Gallerie, Bibliothekgeschoß) dürfte auf 320.000 Bände berechnet sein. Der Festsaalbau, welcher über dem Hauptvestibule axial auf die Hauptfront angeordnet ist, umfaßt eine Reihe von Localitäten, welche sich um den großen Aula-Saal als Mittelpunkt gruppiren. Letzterer zeigt einen von 32 korinthischen Säulen getragenen Raum mit einer Gallerie, während auf der Rückwand eine Pilasterstellung zur Geltung kommt. Außer den Festräumen befinden sich in diesem Theile des Palastes mit dem allgemeinen Sitzungssaal für den akademischen Senat und einem Versammlungssaal für die Professoren noch mehrere Localitäten, die im Zusammenhange gegebenen Falls als Festräume benützt werden können. Freilich steht da Manches noch dahin, denn in Folge der Unsicherheit der Geldmittel werden sowohl Bibliothek als Festräume wohl noch unvollendet bleiben, nachdem schon das übrige Gebäude der Benützung übergeben worden, was im folgenden und nächstfolgenden Jahre geschehen soll. Ueber die künstlerische Ausschmückung dieser Räume kann denn auch heute kaum viel gesagt werden. In dieser Beziehung ist vorläufig nur Geld für die Vestibule, Stiegenhäuser und Corridore bewilligt. Diese Theile des Prachtbaues wirken unbedingt schon als großartige Räume durch Verhältnisse und bauliche Erscheinung, zur Erhöhung der Wirkung ist jedoch vornehmlich weiße Stuckdecoration geplant. Es erscheint diese Decorationsweise schon dadurch bemer-

kenswerth, daß Ferstel bemüht ist, die alte, im 16. Jahrhundert zur größten Vollkommenheit entwickelte Technik der Stuckirung, welche bekanntlich durchaus mit freier Hand aufgetragen wird, zur Anwendung zu bringen. Es lassen sich da mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ganz vortreffliche Effecte erzielen, und wir besitzen auch bereits eine Reihe von Bildhauern, welche sich in einer Technik heranbilden, wo die individuelle Kunstfertigkeit der fühlenden Hand im Gegensatze zu den sonstigen oft schablonenhaften modernen Decorationsweisen so vortheilhaft zur Geltung gelangt. Nächst dem Stuckornament, mit dessen Auftragung die Künstler bereits beschäftigt sind, sind noch Wandmalereien und namentlich in den Nischen der Vestibule und Treppenhäuser figurale plastische Darstellungen in Aussicht genommen.

In den symmetrisch angeordneten Seitentracten finden wir für alle vier Facultäten zusammen 46 Hörsäle, auf einen gleichzeitigen Besuch von etwa 6000 Hörern berechnet. Bei der Raumvertheilung war hier das Augenmerk der Architektur besonders darauf gerichtet, verwandte Fächer nach Thunlichkeit aneinanderzureihen und somit die einzelnen Facultäten abzuschließen, was auch mit Ausnahme der philosophischen, welche große Raumanforderungen stellt, erreicht worden ist. So werden die Herren Mediciner den rechten Flügel des Hochparterres, die Juristen den linken Flügel des Hauptstockes, die Theologen den zweiten Stock oberhalb der Juristen und die Philosophen endlich die übrigen Lehrräume einnehmen. Die Universitätsämter liegen unmittelbar am Eingange der Hauptfront im Hochparterre; im Hauptstock, an die Festräume grenzend, finden sich Rectorat und Decanatkanzleien. Im Tiefparterre sind Archivräume, Turnsäle, geologische und petrographische Cabinete, Depots u. s. w. Wie in vielen Monumentalbauten, gelangt auch hier die Böhm'sche Methode zur Beheizung und Lüftung zur Anwendung.

VIII.

Unser letzter Spaziergang gilt dem Parlamentsgebäude, welches die Südseite des Paradeplatzes einnimmt. Hier werden wir länger zu verweilen haben, denn im großen Ganzen ist dieser Prachtbau am weitesten vorgeschritten. Hansen's Parlamentspalast ist der einzige Monumentalbau Wiens, der, obschon von kolossalen Verhältnissen, doch gänzlich aus Marmor besteht, mit Ausnahme des gewaltigen Sockels, der aus Granitquadern gefügt ist. Bei der Außenseite sind folgende Marmorsorten zur Verwendung gekommen: der rings um das Gebäude laufende Stylobat, welcher den Unterbau abschließt, sowie alle Säulenstellungen und die Unterfahrtsportale der beiden Häuser mit ihren Karyatiden-Balconen sind aus Karstmarmor; für die Gebälke und die Sima ist Trientiner Marmor, für

die Fenſterumrahmungen und Giebel Botticino und für die Wandverkleidung endlich Salzburger Marmor genommen worden. Von der geradezu blendenden, an den Glanz von Tempelhallen aus der griechiſchen Blüthezeit gemahnenden Fülle von koſtbaren Marmorarten, welche im Inneren dem conſequent durchgeführten polychromiſchen Principe entſprechen, werden wir weiter unten zu ſprechen haben. So beſäße denn Wien in dem Reichsrathspalaſte zum erſten Male einen monumentalen Marmorbau in des Wortes echteſter Bedeutung. Wer dieſe großartigen Räume betritt, den überkommt denn auch eine wahre Berauſchung von Farbe, Gold, koſtbarem Stein und Decorationspracht, die manches vielleicht nicht Unanfechtbare in der Anlage vergeſſen macht. Jedesfalls aber ſind das bauliche wie ausſtattende Programm bis ins kleinſte Detail beſtrebt, ein einheitliches Ganzes zu ſchaffen, in welchem der Reichsgedanke zum imponirenden Ausdrucke gelangt. Man wird — was auch die Eiferer gegen den griechiſchen Styl ſagen mögen — iſt einmal dieſer Bau bis zum letzten Relief vollendet, weither aus der Fremde kommen, um das Werk zu ſchauen, das der Meiſter, von hoher Begeiſterung für die griechiſche Baukunſt durchglüht, und doch mit offenem Sinne für die Bedürfniſſe unſerer heutigen Zeit geſchaffen hat. Der Bau wurde 1874 begonnen und dürfte mit Ausnahme gewiſſer Theile des künſtleriſchen Schmuckes im folgenden Jahre vollendet werden. Es wird ſich dann wohl mancher Gegenſatz ausgeglichen haben, der die Gemüther in Aufregung gebracht. Die leidige Rampenfrage wird aus der Welt geſchafft ſein, denn bereits iſt man mit der Tieferlegung beſchäftigt und die Materialfrage beim plaſtiſchen Schmuck, die bedauerlicherweiſe ſogar auf das politiſche Gebiet hinübergeſpielt worden, dürfte ihren Stachel verlieren, wenn allmälig an Stelle der Gypsreliefs die echten Marmorfrieſe treten werden, was unausbleiblich kommen muß, da ſich Jeder davon überzeugen kann, daß man bereits mit der Ausarbeitung der Marmorreliefs beſchäftigt iſt. Wir wünſchen von Herzen, daß dem greiſen Meiſter ſein ſchönſter Ehrentag in keiner Weiſe verkümmert werden möge.

Das Reichsrathsgebäude iſt der erſte Monumentalbau Wiens, wo der griechiſche Styl mit Renaiſſancemotiven verſetzt zur ſelbſtſtändigen Geltung gelangt. Der Bau, ein Rechteck von 84½ Klafter Länge auf 54½ Klafter Breite entwickelt eine ſtockhohe, der Ringſtraße zugekehrte Längenhauptfront, welcher eine ähnliche Rückfront entſpricht; auf der Breitſeite ſpringen um einen Stock höher ragende Quadratbauten aus; die Mitte bildet eine tempelartige Halle von gleicher Höhe wie die Quadratbauten, welcher vorn und rückwärts je ein mächtiger Säulenporticus vorgelegt iſt; die Quadratbauten ſind links das Herrenhaus, rechts das Abgeordnetenhaus, welche ſich mit ihren Nebenlocalitäten winkelrecht an den Mittelbau anſchließen. Ihre

Kräftigung erhalten die nur mäßig hohen gestreckten Längentracte durch reich betonte tempelartige Eckvorgelege. Die Reichsrathshäuser haben massive Unterfahrts-Portale, deren Terrassenbalcone auf je vier Karyatidenpaaren ruhen. Atticen bekrönen die beiden Häuser, auf den ragenden Eckſockeln der Dächer bronzene Viergespanne mit der Nike tragend. Ueber dem rusticirten Parterregeschoß zieht sich statt des Gesimses ein um zwei Stufen zurückgetreppter Stylobat (Treppengestell) herum, auf welchem bei den Längentracten die Dreiviertelsäulen- und Pilasterstellungen zwischen gegiebelten Fenstern aufbauen. Diese Ordnungen sind korinthisch und von verschiedener Größe; die größere gehört dem Mittelbau und den Reichsrathshäusern an, die kleinere ziert die niedriger gehaltenen Tracte. Es ergibt sich aus dieser baulichen Anordnung eine lebendige Gruppirung, in welcher jeder wichtige Theil des Bauganzen in selbstständiger Weise sich charakterisirt und dennoch organisch in den Gesammtbau sich einfügt. Der Mittelbau, welcher außer dem Vestibule und der Haupttreppe die große, beiden Häusern gemeinschaftliche Halle enthält, ist das baulich nothwendige Trennungs- und zugleich Verbindungsglied der beiden Häuser. Nicht durch größere Höhe, sondern durch breiteren Vorsprung beherrscht er die beiden Sitzungshäuser und zugleich durch die weitgestreckte griechisch flache Dachlinie.

Ein Porticus mit acht geschafteten Kolossalsäulen, dessen Tiefe noch durch vier dahinterstehende Säulen in antis verstärkt sind, stützt den Giebel; eine Doppelrampe führt hinan. An diesem 54 Fuß hohen Porticus sind nun alle Feinheiten der griechischen Baukünstler zur Anwendung gekommen. Ohne Mörtel sind die 121 Centimeter dicken und ein Meter hohen Trommeln mit so glattgeschliffenen Lagerflächen aufeinander gesetzt, daß die Fuge kaum dem Auge wahrnehmbar erscheint. Der Porticus hat eine Marmordecke mit Balken und Strateren und ein breiter plastischer Fries zieht sich oben herum; die Wände sind glatt geschliffen. Wir betreten nun durch eine Thüre mit reich verzierten kolossalen Gewänden aus Botticino die Vorhalle, deren Oberlichtdecke auf acht cannelirten weißen Trentino-Säulen jonischer Ordnung ruht. Geradeaus geht's in die große Centralhalle, zu beiden Seiten steigen die Prachttreppen aus dem Parterrevestibule empor. Diese Halle bereitet durch die Pracht der Ausstattung auf den großen Saal vor; die hohen Wände sind mit den kostbarsten Marmorplatten verkleidet und haben zehn mit belgischem „Rouge royal" ausgelegte und von Salzburger Marmor umrahmte Nischen, deren flache Giebel in antiker Weise mit Farbe und Gold behandelt sind. Grünlich geäderter, gelblich durchsetzter Pavonazzo, wie er bei den Pantheonsäulen zu finden, breitet sich in schimmernden Tafeln aus, darunter ist ein Sockel in ungarischem Schwarzmarmor; eine acht Fuß hohe Friesfläche, welche mit Goldgrundfresken aus der griechischen Göttergeschichte ausgefüllt wird, läuft oben herum, während die Nischen mit Götterstatuen

geschmückt werden. Die Decke, durch welche das Licht in gedämpfter Fülle einströmt, ist, wie überhaupt das ganze Plafondwerk im Hause, in polychromischer Weise cassettirt und vergoldet; zwei vortretende Säulen stützen nach innen den Giebel des Portales. Zwischen den gewaltigen Säulen, welche die Decke tragen, wie im Porticus draußen, sind massive, freistehende Marmorbalustraden im diagonal gekreuzten Ornament durchbrochen und von aufrecht sitzenden Sphinxen flankirt; die Säulen selbst sind jonisch, vergoldet, das Polster roth, der Hals blau bemalt. Aehnliche Balustraden, an deren Simse ein originelles Schlangenmotiv sich hinzieht, bilden die Schutzwehr der Treppen, deren breite Stufen aus Laaser Marmor zwischen Wänden aus Rouge royal in das Parterrevestibule hinabführen, wo vier Säulen und acht Pilaster dorischer Ordnung gleicher Weise polychromirt und mit Gold geziert die Cassettendecke, beziehungsweise den Fließenboden der oberen Vorhalle tragen. Geräumige Unterfahrten unter dem Boden des Porticus geben hinter dem Rampenaufstiege Zugang zu diesem unteren Vestibule.

Doch steigen wir wieder in's Stockwerk hinan und schreiten wir vorwärts, von wo die Corridore, drei Meter breit, sich in langer Flucht — im Ganzen nicht weniger als 534 Fuß — nach den anstoßenden Flügelbauten, zu den Zimmern der Präsidenten und Minister, den zahlreichen Clublocalitäten u. s. w. abzweigen. Allenthalben ist der Boden mit Marmorfließen belegt; eine hohe Thüre, deren Giebelverdachung auf Dreiviertelsäulen ruht, führt in der Axe des Hauptportales in die Centralhalle, welche sich der Architekt als zukünftige Ruhmeshalle Oesterreichs gedacht hat. In diesem 140 Fuß langen, 80 Fuß breiten und 42 Fuß hohen gewaltigen Raume sollen mit der Zeit in Stand- oder Brustbild die verdientesten Männer des Vaterlandes geehrt werden. Jetzt ist natürlich noch nichts davon zu sehen, sonst aber erscheint die Halle, deren Eindruck ein unbeschreiblich großartiger, bis auf den Fries oben, der in Fresken die Culturgeschichte der Menschheit darstellen wird, vollendet und wird eben der Marmorboden geschliffen. Hier, im Herzen des Baues, ist der ausstattende Gedanke am intensivsten zum Ausdruck gelangt. Vierundzwanzig geschaftete Kolossalsäulen (Monolithe) aus rothem Salzburger Marmor tragen das grau- und roth-marmorene Gebälk, von wo die sattelförmig ansteigende Decke das in Cassetten gehaltene, laubenartig bemalte Balkendach aus geschliffenen Glasplatten in Rahmen faßt. Hinter den weitvorgerückten Säulen läuft ein 6 Meter breiter Umgang herum, dessen Decke in geraden Cassetten gehalten ist. Die in einer roth-marmorenen flachen Pilasterstellung constructiv gegliederten Wände, deren Längenseiten von je fünf Thüren durchbrochen sind, haben eine Verkleidung von dunkelgrau- und braungeädertem Porto Venere und von Pavonazzo; der über acht Fuß hohe Bilderfries darüber mißt in der Gesammtausdehnung 200 Meter. F

korinthischen Säulencapitäle sind gänzlich vergoldet und erinnern an jene des Lysikrates-Monumentes. Die vier Hauptthüren prangen in reichster polychromischer Behandlung, die Simse, die Giebel, in den Füllungen vergoldet, und die Sima tragen stylvolles Ornament.

Durch die Thüre links erreicht man den von Marmor schimmernden Versammlungssaal des Herrenhauses, rechts den ähnlich ausgestatteten des Abgeordnetenhauses, geradeaus den Saal des Budgetcomités, von wo wieder in der Axe des Haupteinganges der große, an der Decke mit den Länderwappen geschmückte Saal der Delegationen erreicht wird, welcher im Raume der vorderen Eingangshalle entspricht und ebenfalls einen ähnlichen großartigen Säulenporticus besitzt wie der Haupteingang. Alle diese Räumlichkeiten sind mit Oberlicht und reich decorirt und entweder, wie die letztgenannte, mit Kunstmarmorwänden und plastischen Cassettendecken ausgestattet, oder in pompejanischer Malerei (Fresco mit dem heißen Bügeleisen übergangen) gehalten, womit der Architekt ganz überraschende Effecte erzielt. Die eigenthümliche Plastik dieser Decorationsweise tritt besonders in dem Buffetsaale der Abgeordneten in frappanter Weise hervor; man hält die gemalten Wandsäulen für wirkliche und die Fruchtgewinde oben für erhabene Arbeit. An diese Räume der beiden Häuser schließen sich geräumige Garderoben, Toiletten und Closets, wobei die Abgeordneten, wie bereits erwähnt, einen Restaurationssaal besitzen, welcher bei den Pairs nicht zu finden ist; ferner gibt es Schreibzimmer, welche mit der gemeinsamen Bibliothek in directer Verbindung stehen, je drei Conversationszimmer, viele Clubräumlichkeiten, worunter Säle mit schönen Marmorpfeilern, wohlgelüftet und beleuchtet, für 800, 500 u. s. w. Personen; das Herrenhaus hat noch ein Appartement für den kaiserlichen Hof und die Herren Erzherzöge. Für die beiden Versammlungssäle sind je vier große Landschaftsfresken projectirt, welche von Josef Hoffmann und Seelos gemalt werden sollen. Der erstgenannte Künstler hat bereits die Skizzen geliefert. Alle diese Räume, welche nicht weniger als acht kleine Lichthöfe umschließen, lehnen sich an vier große Höfe an. Ist einmal die Anlage der getrennten gleich großen Häuser gegeben, ein Grundprincip, welches allerdings bei der weit geringeren Anzahl der Herrenhausmitglieder seine Bedenken hätte, wäre nicht der Herrenhaus-Saal an sich bedeutend kleiner gemacht worden, so muß man anerkennen, daß der Architekt für die Raumvertheilung das Möglichste geleistet hat. Die getrennte Anlage gestattete gesonderte Eingänge für Publicum und den kaiserlichen Hof, welcher an den Stirnseiten der beiden Häuser seinen Eingang hat. Ehe wir die Sitzungssäle betreten, noch ein Wort über die übrige Raumdisposition. Das Parterregeschoß der Sitzungssäle und der Mittelhalle enthält die Beheizungs- und Ventilationsvorrichtungen; die

malerischen Säulenschlote sind weithin erkennbar; die vergoldeten Fackelmänner sind Träger des elektrischen Lichtes; die Längentracte haben unten Bureaux, Commissionszimmer, Personalwohnungen, Küche 2c. Das Prachtvestibule habe ich bereits beschrieben; je zwei Treppen für das Galeriepublicum sind angeordnet und die Abgeordneten wie Senatoren erreichen auf je zwei reichen Marmortreppen bequem den im Rechteck umlaufenden Corridor, von wo sie in die Sitzungssäle treten. Im Hauptstocke liegen auf die Ringstraße hinaus Empfangs- und Repräsentationsräume der Präsidenten mit den entsprechenden Wartesälen, die Ministerzimmer, eine Anzahl Commissionsräume. Hinter den Sitzungssälen sind Couloirs, wobei das des Abgeordnetenhauses wohl raumausgiebig genug sein dürfte, Stenographenbureaux, Archive, Kanzleien 2c. Wir begeben uns nunmehr in den Sitzungssaal der Gemeinen.

Je drei Eingänge führen vom Corridor in die Sitzungssäle. Der Anblick ist reich und originell. Ein Hemicycle spannt sich dem Präsidentensitze gegenüber, welcher die Mitte der Bogensehne einnimmt. Neun sieben Fuß hohe Hermen und ebensoviele Karyatiden aus weißem Laaser Marmor auf Schwarzmarmorsockeln stützen die Logengallerie des Halbkreises, in deren Mitte die Kaiserloge ausspringt. Kunstmarmor verkleidet in grün, grauroth und schwarz die Wände, die oben hinter den Gallerien eine flache jonische Pilasterordnung zeigen. Die Abgeordnetensitze — ob nach der Ankunft der „Fünfguldenmänner" 400 Sitze genügen, sei dahingestellt — steigen amphitheatralisch zum Präsidentensitz herab, welcher sich inmitten einer imposanten Ordnung von sechs grauen Dreiviertelsäulen in Salzburger Marmor befindet, welche ein Gebälk aus demselben Material mit Flachgiebel tragen, worin plastische Figuren die Uhr in der Mitte halten, von den Statuen „Tag" und „Nacht" flankirt. In den Zwischenfeldern dieser Wand werden hier 15 Fresken von Professor Eisenmenger gemalt. Der polychromische, reich vergoldete, in Sattelcassetten aufsteigende Plafond des 54 Fuß hohen Raumes ist in der Mitte als eisenrippige Zeltdecke gedacht, wo das Oberlicht reichlich durch die mit Farben decorirten, geschliffenen Gläser einfällt. Der Sitzungssaal der Pairs entspricht in Anordnung jenem der Abgeordneten vollkommen, nur ist er kleiner, das Material in anderen Farben gehalten und werden die Fresken an der Längenwand — hier sind es 13 — von Professor Griepenkerl ausgeführt, wofür man gerade jetzt die Gerüste aufstellt.

Eine wichtige Frage für den neuen Reichsrathspalast ist die der künstlerischen Ausschmückung der Außenfronten, welche mit reichem plastischen Schmuck versehen und nach antiker griechischer Weise mit Gold und Farben ausgestattet werden sollen, ein Project, das, lange in der Schwebe, höchst

wahrscheinlich von der Baucommission endlich acceptirt werden dürfte. Das Programm der in Carrara- und Laaser-Marmor projectirten plastischen Ausschmückung, die zum Theil vollendet und vielfach in Ausführung begriffen ist, stellt sich folgendermaßen: Gruppen, Statuen, Reliefs, sie alle beziehen sich auf das Staatsleben, das Programm ist somit ein vorwiegend abstract-politisches, was allerdings an die plastische Ausdrucksfähigkeit schwierige Aufgaben stellt. Im Ganzen dürften für die Façaden, Atticen, Friese, Dachsockel u. s. w. über 200 bildhauerische Arbeiten nothwendig sein. Jeder Porticus des Mittelbaues erhält im goldgrundirten Giebel eine große, aus je fünfzehn freistehenden Figuren gebildete Gruppe. Für die Hauptfaçade modellirt Hellmer, für die Rückfaçade Benk diese Gruppe. Die erstere stellt dar: den Kaiser in der Mitte der zur Gesetzgebung versammelten Kronländer; die zweite: das gemeinsame Zusammenwirken der Stände für die Reichswohlfahrt. Die vier kleineren Pavillongiebel werden nur an den Stirnseiten mit Gruppen (neun Figuren) geschmückt, welche vier Ministerien allegorisiren; Härdtl und Benk stellten zwei derselben her. Jede der beiden Saalbauten hat, wie erwähnt, an den vier Ecken der Attica hohe Sockel mit vergoldeten Broncequadrigen, deren Modelle Professor Pilz geliefert; bereits ist eines dieser Viergespanne, welche weithin leuchten werden, bei Turbain im Guß und dürfte noch im Spätherbste aufgestellt werden. Diese Sockel werden mit je zwei Reliefs geziert, welche sich auf die parlamentarische Thätigkeit beziehen und von Wagner, David, Fritsch, Gastell hergestellt werden; 32 sieben Fuß hohe Standbilder, immer je zwei, flankiren die Sockel, in welchen Repräsentanten der entsprechenden staatsmännischen Wirksamkeit aus dem Alterthume, wie: Demosthenes, Cato, Aristides, Solon, Lycurg, Pheidon von Argos, der Einführer der ersten griechischen Münzen, Nero — ihm verdankten die Römer die Goldwährung — Perikles, Augustus u. s. w. dargestellt werden. Tilgner, Pilz, Tautenhayn, Schwerzek, Lax sind die Bildhauer, welche hier die Modelle liefern.

Zwischen den Vorgelegen der beiden Saalbauten in der Attica werden 68 kleinere Reliefdarstellungen in Carraramarmor eingesetzt, welche sich, für jedes Haus doppelt wiederholt, auf die siebenzehn im Reichsrathe vertretenen Länder beziehen und deren Herstellung bis jetzt den Bildhauern Schwerzek, Haag, Rösner, Beyer, Hofmann, Purkarthofer, Löhr, Lipinsky, Störrer übertragen wurde. Auf der Attica selbst werden 60 Figuren stehen, welche symbolische Darstellungen der Eigenschaften des Redners, Parlamentariers und Staatsmannes symbolisiren, wie z. B. Muth, Kraft, Mäßigung, Selbstbeherrschung, Ergebenheit, Gesinnungstreue, Begeisterung, Menschenliebe; andere wieder stellen allgemeine Typen der im Parlament vertretenen Stände vor, welche ja alle am Staatswohlstande und -Gedeihen

betheiligt sind. Diese Arbeiten wurden ebenfalls theilweise schon vergeben an Schmidgruber, Wagner, Fritsch, David, Kalmsteiner, Pendel, Gastell, Seidan u. s. w. Vor dem Hauptportale werden die Pfeiler der Rampenmauer mit acht sitzenden Statuen bekrönt, nämlich die ersten Historiographen Roms und Griechenlands, die ersteren rechts: Livius, Tacitus, Sallust, Cäsar, die letzteren links: Herodot, Thucydides, Xenophon, Polyb, alles Männer, welche für objective Aufzeichner und Ueberlieferer der Geschichte gelten. Vier Pferdebändiger bewachen unten den Rampenaufstieg, um die Bekämpfung selbst der edlen Leidenschaften für den Volksvertreter zu versinnbildlichen. Die Einfahrtsbalcone der beiden Saalbauten ruhen auf je vier Karyatidenpaaren, links von Pilz, rechts von Benk. Ein Monumentalbrunnen endlich mit einer broncenen Minerva-Statue, deren Sockel die gesetzgebende und ausübende Gewalt als weibliche Gestalten flankiren, zu deren Füßen die Hauptströme Oesterreichs: Donau, Inn, Moldau und Save als Allegorien ruhen, vervollständigt dieses in seinem Gesammtentwurfe gewiß wohldurchdachte, aber allerdings stark mit abstracter Allegorie versetzte Programm. Bis jetzt haben an diesem Bau etwa 28 Bildhauer Aufträge erhalten.

Was endlich die polychromische Behandlung der Marmorfronten anbelangt, so beabsichtigt der Architekt dieselbe in der Weise auszuführen, wie man sie versuchsweise an den Eckpavillons der Südfaçade angebracht hat. Die Zwischenfelder werden entweder einfach ornamental bemalt, oder mit gemalter Reliefarbeit bedeckt, das Letztere wäre das Wirkungsvollere. Der Irrthum, die der Form und dem Material nach edlen Profile müßten unter der „Last“ der Farben und des Goldes leiden, wird ziemlich stark und bisweilen nicht ohne Absicht verbreitet, thatsächlich aber tritt die Profilirung unter einer discreten, stylentsprechenden polychromischen Behandlung nur plastischer, wirksamer hervor. Man wird es schon aushalten können, wenn die Sonne auf diesen gemalten Marmorpalast hinleuchtet, die alten Griechen haben es auch ausgehalten, bei weit mehr Sonne, als wir zu fürchten haben. Ein anderes Ding ist die Haltbarkeit der Polychromirung. Fachleute behaupten übrigens, bei richtiger Auftragung sei keine Gefahr. Wir überlassen ihnen darüber die Verantwortung. Man wird wahrscheinlich die Capitäle, alle Basen und Hälse der Säulen gänzlich vergolden, ebenso die Akroterien der Giebel und die löwenköpfigen Wasserspeier der Dach-Sima; die Gliederungen der Fensterumrahmungen und Gesimse erhalten, je nach den Profilen, nur farbige Eierstäbe oder Herzblätter, die durch goldene Zwischenglieder getrennt werden; die vorhängende Dachkante wird unten blau bemalt und das Gebälk friesartig behandelt mit farbigem Ornament auf Goldgrund, oder vielleicht umgekehrt. Ein Baudenkmal wird's dann jedenfalls sein, das seines Gleichen sucht. Wenn beispielsweise Klenze

herrliche, auf Strom oder Land hinblickende „Walhalla“ mit Gold und Farbe behandelt hätte! Den Schiffer, der unten am marmorgethürmten Treppenbau dieſes Tempels vorüber fährt, überkäme es an ſonnigen Tagen wie ein Wunder auf der Höhe . . . . .

Doch wir ſind am Ende unſerer Spaziergänge. Vieles haben wir noch auf dem Herzen und nur Weniges haben wir durchblicken laſſen, aber ein Stück monumentalen Neu-Wiens haben wir wenigſtens verſucht, dem Leſer vor das Auge zu rücken. Der lieſt und ſchaut dann das Geſchilderte; bleibt nur ein ſchwaches Bild davon in ſeinem Auge haften, dann ſind wir überreich belohnt, denn wir haben Anregung zu friſchem Schauen gegeben. Ein anderes Ziel hatten wir nicht, wo die Sache ſelbſt ſo groß und eindringlich ſpricht. Und damit ruhe aller Segen auf dem monumentalen Neu-Wien, und auf allen Jenen, die ihm wohlgeſinnt!

Wien, im Auguſt 1882.

Tagebuch-Blätter

von

W. Conſtant.

1.

Du kränkeſt Dich und fühleſt Dich verletzt,
Und meinſt vergeſſen Dich, zurückgeſetzt. —
Schön mag es ſein, im Sonnenſchein der Huld
Zu wandeln, wohl, Geduld doch, nur Geduld!
Sieh dort den Baum, auf ſchönſtem Punkt im Thal,
Hell übergoſſen von der Sonne Stral
Prangt er in unvergleichlich friſchem Grün,
So ſchön, wie ſeine Blüten keine blüh'n;
In ſolcher Herrlichkeit ſteht er nicht lang
Weil er zu viel vom Stral der Sonne trank;
Bald ſteht er fahl, entfärbt, doch grün ins Land
Schaut nun was ſonngeſchützt im Schatten ſtand.
Und darum kränk Dich nicht! Erkenne jetzt:
Der Standpunkt täuſcht; es iſt vom Glanz der Sonnen
Wohl auf die Dauer juſt nicht viel gewonnen,
Und klug thut wer ſich in den — Schatten ſetzt.

2.

Lieben und leiden will dasſelbe ſagen;
  Beglückte Liebe iſt ein ſelt'nes Loos,
Im tiefen Weh, Bedrängnis, Bangen, Zagen
  Stählt ſich das Herz und wird im Dulden groß.
Du denkſt nun wohl: Da iſt es doch am beſten,
  Das Herz vor ſolcher Leidenſchaft bewahrt,
Den Glücklichen braucht man nicht erſt zu tröſten;
  Doch gar nicht lieben iſt ein Loos zu hart!

herrliche, auf Strom oder Land hinblickende „Walhalla“ mit Gold und Farbe behandelt hätte! Den Schiffer, der unten am marmorgethürmten Treppenbau dieſes Tempels vorüber fährt, überkäme es an ſonnigen Tagen wie ein Wunder auf der Höhe . . . . .

Doch wir ſind am Ende unſerer Spaziergänge. Vieles haben wir noch auf dem Herzen und nur Weniges haben wir durchblicken laſſen, aber ein Stück monumentalen Neu-Wiens haben wir wenigſtens verſucht, dem Leſer vor das Auge zu rücken. Der lieſt und ſchaut dann das Geſchilderte; bleibt nur ein ſchwaches Bild davon in ſeinem Auge haften, dann ſind wir überreich belohnt, denn wir haben Anregung zu friſchem Schauen gegeben. Ein anderes Ziel hatten wir nicht, wo die Sache ſelbſt ſo groß und eindringlich ſpricht. Und damit ruhe aller Segen auf dem monumentalen Neu-Wien, und auf allen Jenen, die ihm wohlgeſinnt!

Wien, im Auguſt 1882.

Tagebuch-Blätter

von

W. Conſtant.

1.

Du kränkeſt Dich und fühleſt Dich verletzt,
Und meinſt vergeſſen Dich, zurückgeſetzt. —
Schön mag es ſein, im Sonnenſchein der Huld
Zu wandeln, wohl, Geduld doch, nur Geduld!
Sieh dort den Baum, auf ſchönſtem Punkt im Thal,
Hell übergoſſen von der Sonne Stral
Prangt er in unvergleichlich friſchem Grün,
So ſchön, wie ſeine Blüten keine blüh'n;
In ſolcher Herrlichkeit ſteht er nicht lang
Weil er zu viel vom Stral der Sonne trank;
Bald ſteht er fahl, entfärbt, doch grün ins Land
Schaut nun was ſonngeſchützt im Schatten ſtand.
Und darum kränk Dich nicht! Erkenne jetzt:
Der Standpunkt täuſcht; es iſt vom Glanz der Sonnen
Wohl auf die Dauer juſt nicht viel gewonnen,
Und klug thut wer ſich in den — Schatten ſetzt.

2.

Lieben und leiden will dasſelbe ſagen;
  Beglückte Liebe iſt ein ſelt'nes Loos,
Im tiefen Weh, Bedrängnis, Bangen, Zagen
  Stählt ſich das Herz und wird im Dulden groß.
Du denkſt nun wohl: Da iſt es doch am beſten,
  Das Herz vor ſolcher Leidenſchaft bewahrt,
Den Glücklichen braucht man nicht erſt zu tröſten;
  Doch gar nicht lieben iſt ein Loos zu hart!

3.

Wenn ſich in Deinen Weiheſtunden
Dein Herz zum Ewigen erhebt,
Und was es rein und tief empfunden,
Dir wie Gebet vom Munde bebt.

Und ſie darob Dich „Frömmler“ nennen,
Was kümmerts Dich und Deine Pflicht? —
Denn was die Armen ſelbſt nicht kennen,
Erfaſſen ſie an And'ren nicht.

Auch kannſt Du gleich Vergeltung üben,
Kannſt gleich ihr ſtrenger Richter ſein:
Vergiß es wie ſie Dich betrüben
Und ſchließ' in Dein Gebet ſie ein.

4.

Drei Dinge gibts für Jedermann,
Wer nichts davon erzälen
In ſeinen alten Tagen kann,
Zählt zu verlornen Seelen.

Zuerſt im Lebenslenze mußt
Ein Weib geliebt Du haben,
Der Liebe Leid, der Liebe Luſt
Sind, beides, Himmelsgaben.

Als Mann muß ein vollbrachtes Werk
Von Deiner Thatkraft zeigen,
Ein ſolches ſelbſtgeſchaffenes „Werk“
Bringt bald den Neid zum Schweigen.

Als Greis mußt Du der Ehren voll
Im Glorienſchimmer ſtehen;
Wer da den Hut nicht lüften ſoll,
Den Protzen möcht' ich ſehen!

5.

Wie ſehr beſcheiden auch die Stelle,
Auf welcher ſtand ein braver Mann,
Doch nicht ſo leicht der Zeiten Welle
Sein Wirken überfluten kann.

Denn, wo er nützlich ſich erwieſen,
Da tönt's wie Memnonsklänge fort,
Und wird er ſelbſt nicht laut geprieſen,
In And'rer Thaten lebt ſein Wort.

Sein Wirken läßt ſich nicht verwiſchen,
Wenn auch ſein Name längſt verſchwand,
Und um ſein Luftbild zieht die friſchen
Schlingpflanzen eine Geiſterhand.

6.

Was aber nennt man leben? Athmen, reden
Und eſſen, trinken, ſind es dieſe vier?
Für Viele wohl, für Alle nicht, und mir
Am allerwenigſten! Was einen jeden
Befriedigt, mich befriedigt's nicht, denn leben
Wie ich es meine, iſt ein himmliſch Gut!
Doch möcht es kurz ſich ſchwer beſchreiben laſſen:
Mit Liebe warm die Menſchheit zu umfaſſen,
Und wenn der Einzelne uns wehe thut,
Und wenn uns Einzelne verfolgen, haſſen,
Mit Lieb' vergelten, ſolches Handeln eben
Nenn' ich nach meinem ſchlichten Denken — leben!

Ostern.*

Von

C. Fiedler.

Wenn vom Thurm herab die Glocken ſchallen,
Feierlich, verſöhnungsvoll, wie heute,
Fühl ich in der Bruſt ein heißes Wallen,
Tönt es tief im Herzen, wie Geläute.

Und ich tret' zum Tiſche, nehm' die Feder —
Worte, oft des Augenblickes Beute,
Schreib' ich nieder, ſchreibe, was ein Jeder
Gleich mir fühlen mag, nur das Geläute
Seines Herzens muß er ſtill verſchließen,
Kann nicht einer ganzen Welt verkünden,
Welche Blüthen ungekannt dort ſprießen,
Welche Tugenden und — welche Sünden.

Und ich ſchreibe heute, viel umworben
Von Gefühlen hehr und von Gedanken —
Iſt ein Gottmenſch einſt für uns geſtorben,
Starb er auch für mich — wer darf da ſchwanken
In dem Glauben an ein neues Leben?
Horch, o Menſch, die Oſterglocken mahnen,
Theure Seelen, Geiſter uns umſchweben,
Deuten ernſt auf unſichtbare Bahnen!

Tretet hin in jene ſtolzen Hallen,
Die zur Andacht Menſchenhand geſchaffen,
Wo der Menſch ſich hebt vom ird'ſchen Wallen
Zu dem Göttlichen — ob Zweifel klaffen,
Sinkt nur hin in ſtillem Gottvertrauen
Und ihr werdet Euch geſtärkt erheben —
Auf den Himmel müſſen Menſchen bauen,
Denen nichtig ſcheint das Erdenleben.

* Mit dieſem von Herrn W. Conſtant in Berchtesgaden überſendeten tiefempfundenen Gedichte wird der Verfaſſer desſelben, Herr C. Fiedler, den geehrten Leſern der „Dioskuren" zum erſten Male hier vorgeführt.

Die Redaction.

Millionen liegen heut' im Staube,
D'runter ſind die Mächtigſten der Erde.
Vielen dient zur Heuchelei der Glaube,
Ja, doch Mancher tritt zum heil'gen Herde,
Möchte gern vom Niedrigen ſich heben —
Gottgefühl ſenkt ihm die Friedenstaube
Dann in's Herz, ein ungeahntes Leben
Durchſchauert ihn — das iſt der Glaube!

Wenn vom Thurm herab die Glocken ſchallen,
Feierlich, verſöhnungsvoll, wie heute,
Fühl ich in der Bruſt ein heißes Wallen,
Tönt es tief im Herzen, wie Geläute.

Das Bettelconcert.

Von

Fritz Lemmermayer.

Der arme Jonathan Schnepf!

Er gab wieder ein Concert. Wenn Jonathan Schnepf ein Concert ankündigte, geriethen in der Residenz alle Familien, welche mit der Musik verheiratet waren, in Aufregung, denn sie besorgten, er würde kommen und bitten, man möge ihm Karten abkaufen. Klopfte Jemand an die Thüren der besagten Familien, so erscholl nur zögernd das übliche „Herein!“ denn er könnte ja draust sein, er, der harmlose und doch so gefürchtete und gemiedene Violinconcertist, der arme Jonathan Schnepf mit seinem in sich zusammenschrumpfenden Körper, seinen schlotterigen Knieen, seiner gebückten Haltung, seinem länglichen, abgehärmten, braun gefleckten Gesichte, das ein Schnurr- und Knebelbart zierte und den Typus der semitischen Abkunft sofort verrieth. Man wich ihm scheu aus, wenn man ihm zufällig auf der Straße begegnete in seiner mit vielen Flecken versehenen Hose, seinem abgeschabten, zerschlissenen Rocke und seinem ungebürsteten, vorsündfluthlichen Cylinder, der etwas schief auf seinem spärlichen, aber lang bis zum Nacken niederhängenden, in's Graue spielenden Haupthaare saß.

Jonathan Schnepf gab in der sogenannten „Saison“ zwei Concerte, das erste im November, das zweite im Januar. Während der Sommermonate beunruhigte er die Badeorte und Sommerfrischen mit seiner Violine. Das Novemberconcert war glücklich abgethan, nun nahte das Januarconcert, dessen Programm mittels großer Affichen an allen Straßenecken und Ankündigungssäulen der musikalischen Menschheit kund und zu wissen gethan

wurde. Auf dieſes Concert war er beſonders ſtolz, denn ſein Sohn, der junge, wie Jonathan Schnepf ſagte, „geniale“ Iſidor Schnepf ſollte ſich zum erſten Mal vor einem verehrungswürdigen Publicum auf der Violine produciren. Aus dieſem Grunde brachte er mehr Karten an Mann als ſonſt, und noch aus einem andern Grunde: ſein Weib, die einſt ſo ſchöne, aber durch Gram und Hunger hexenhaft gewordene Gittel, lag todtkrank im Spital. Sie war eine ſo gute Mutter, eine ſo treue Gattin, dieſe Gittel.

Jonathan Schnepf beſuchte ſie Tag für Tag im Spital. Dort lag ſie in einem großen, traurigen Saale, wo Bett neben Bett ſtand. Und in allen Betten ſtöhnten Fiebernde und Sterbende. Wenn Jonathan ſeine Gittel ſah, brach ihm ſchier das Herz vor Weh. Sie war mager wie ein Todtengerippe; ihr ſchwarzes Haar hing in üppigen Strähnen über das weiße Hemde herab; die Augen leuchteten unheimlich; die Wangen waren eingefallen und blaß und nur an den ſtark vortretenden Backenknochen mit eigenthümlichen rothen Flecken bedeckt. Gittel hatte ihrem Manne ſieben Kinder geboren, wovon drei zu ihrem Heile das Zeitliche ſchon geſegnet. Die übrigen vier waren drei Mädchen und ein Knabe. Das jüngſte Kind war blödſinnig und das zweitjüngſte hatte eine zu lange Zunge, ſo daß es nicht ſprechen konnte. Dann kam der Knabe Iſidor, der „geniale Violiniſt.“ Das älteſte Mädchen, die flinke, kluge Marianne beſorgte das Haus.

Jonathan Schnepf's Haus! Mein Gott!

Das Haus beſtand aus einem Zimmerchen und einer Küche. Die Familie ſchlief auf Stroh, worüber alte Decken gebreitet wurden. Es gab kein Bett. Die älteſte Tochter kochte jeden Tag Kartoffeln für die Kinder. Jonathan Schnepf, der ſchon früh Morgens vom Hauſe wegging, Concertkarten zu verhandeln, das heißt Almoſen zu ſammeln, kaufte ſich ein klein Stückchen Selchfleiſch, das er zu Mittag irgendwo auf der Straße aß. Er aß juſt, einen Eckſtein als Tiſch und Seſſel benützend, als ein Bekannter des Weges kam. Jonathan Schnepf fuhr freudig auf, verſchluckte raſch den letzten Biſſen und trat an den Mann heran.

„Erſparen mir einen Weg,“ ſagte er in ſeiner unverfrorenen Weiſe, „theuerſter Herr Krapfe; wollte mich ſoeben beehren, Sie und Ihre Frau Gemahlin zu beſuchen.“ Dabei zog er eine große, alte Ledertaſche hervor, die, nachdem er ſie geöffnet, kleine Zettelchen ſehen ließ. „Ich habe ſie in allen Farben,“ fuhr Jonathan Schnepf fort, „roth, blau, weiß, und zu verſchiedenen Preiſen — ein Gulden, zwei Gulden, drei Gulden. Ein Cercleſitz drei Gulden, ein gewöhnlicher Sitz zwei Gulden, eine Entréekarte einen Gulden. Belieben für ſich und Ihre theure Frau Gemahlin zwei Cercleſitze zu meinem Concerte zu nehmen. In vier Tagen findet es ſtatt — prachtvolles Programm!“

Der Angeredete machte ein saueres Gesicht. „Danke, Herr Schnepf, danke — gehen in den nächsten Wochen in kein Concert," sagte er und gab Schnepf zwei Gulden. „Nehmen Sie und behalten Sie die Karten. Sie haben deren noch viele?"

„Leider, ja," seufzte Schnepf — „aber diesmal bin ich mit dem Kartenverkauf doch nicht unzufrieden. Man interessirt sich diesmal für mein Concert — mein Sohn hat sein erstes Debut — ist ein Violinspieler — na! — kommen Sie doch, um ihn zu hören — ist mein Schüler . . . ."

„Ihr Schüler?" versetzte fast ärgerlich Herr Krapfe; „aber lieber Schnepf, warum lassen Sie dem armen Jungen keinen organischen Unterricht zu Theil werden? Warum geben Sie ihn nicht in unser Musikconservatorium? Warum stellen Sie ihn vorzeitig vor die Oeffentlichkeit?"

„In das Conservatorium!" schrie Schnepf wie ein Wahnsinniger, „in das Conservatorium — Gott der Gerechte! Warum ich ihn unterrichte? — So zu fragen! — Herr, Herr — na — Sie sind ein guter Herr, ein großmüthiger Herr, ein vornehmer Herr, aber mit Verlaub — von Musik verstehen Sie nicht viel. — Wer kann hier besser, gediegener Violinunterricht ertheilen als ich, Jonathan Schnepf? Bei wem kann mein Sohn mehr lernen als bei mir? — In das Conservatorium! mein! — Ja, damit, wenn mein Isidor ist geworden ein großer Künstler auf der Violine, es heißt: das Conservatorium hat ihn unterrichtet, und der arme Jonathan Schnepf wieder um seinen Ruhm kommt. Nein: wenn er ist geworden ein großer Virtuos und die Leute werden fragen, wer hat das geniale, großartige Jüngel unterrichtet? man soll antworten: wer anders als sein Vater, der selber ist ein Violinkünstler, Jonathan Schnepf."

„Schnepf, Schnepf, Ihr Künstlerstolz, Ihr — wie sag' ich nur? — Ihre Arr . . . . ., Ihr Selbstgefühl hat Sie zu Grunde gerichtet, Sie und Ihre Familie auf den Bettelstab gebracht. Sie sollten ein warnendes Beispiel sein für Ihren Sohn. Ich habe es gehört, der Knabe ist begabt — wollen Sie ihn, der noch nichts gelernt hat und bei Ihnen nie etwas Rechtschaffenes lernen wird, durch frühzeitiges Ausbeuten seiner Kraft zum Bettelmusikanten erziehen, wie Sie selbst . . . ."

„Wie ich selbst einer bin — vollenden Sie nur, Gutester. Ja, ich bin ein Bettelmusikant, ein Bettelconcertist. Warum bin ich ein Bettelconcertist? — Weil die Menschen schlecht, boshaft, neidisch sind; weil mich eine hämische Clique nicht will aufkommen lassen; weil ich all' mein Lebtag Unglück hatte."

„Warum haben Sie sich, als Sie noch jünger waren, nicht bei irgend einem Orchester engagiren lassen?"

„Ja, damit ich wäre versumpft und als Künstler wäre verkommen. So bin ich nur als Bürger verkommen, aber nicht als Künstler. Ich bin ein

armer Teufel, ein Bettler, ein Hungerleider, es fehlt im Hause Alles, mein Weib liegt im Spital, wir sind elend — aber ich bin ein Künstler! — Unser Gott ist ein großer Gott. Er läßt mich hungern und frieren, aber er hat in mich gelegt den Funken, den man Genie nennt, er hat mir gegeben die Kraft, mit meiner Violine zu rühren die Herzen der Menschen; er hat mir gegeben ein braves Weib, das bewundert das Genie ihres Mannes; er hat mir gegeben einen Sohn, der ein Künstler ist auf der Violine gleich seinem Vater Jonathan Schnepf. Unser Gott ist ein großer Gott, ein gerechter Gott" — sein Name sei gepriesen!"

„Schnepf, Schnepf, Sie versündigen sich in Ihrem Wahne an Ihrem Weib und an Ihren Kindern. Ihr Glaube an Ihr Genie macht Ihre Familie nicht satt. Lassen Sie sich von einem Menschen, der es ehrlich mit Ihnen meint, die Wahrheit sagen. Sie haben nie was Rechtes gelernt, daher haben Sie nie in einem anständigen Orchester ein Engagement gefunden, darum bewerben Sie sich auch vergebens um Violinstunden. Niemand will Ihnen seine Kinder anvertrauen."

„O," rief Schnepf, „weil ich keine Repräsentation habe. Schauen Sie mich doch an — die Hose, der Rock durchlöchert, verflickt — wer nimmt mich?"

„Nein, nein, Schnepf, es ist nicht das. Es hat Niemand zu Ihnen Vertrauen, denn Sie können nichts, Sie haben keine Schule, darum lassen Sie Ihren Sohn von einem tüchtigen Meister unterrichten; es wird . . . ."

Aber Schnepf hörte es nicht mehr; wie ein Wüthender rannte er von dannen, heftig gesticulirend und rufend: „Schmach, Schmach, Schmach! Ich nichts können! Armer Schnepf, verkannter Schnepf, beschimpfter Schnepf!"

Herr Krapfe aber blickte ihm eine Weile betrübt nach und sagte zu sich selber: „Wahn, Wahn, Wahn!"

Bis in's Herz verwundet ging Schnepf noch zu vielen musikliebenden oder musiktreibenden Familien, bittend, man möge Karten kaufen. Am Abend kam er heim, eine gebrochene Gestalt. Er ergriff seine Fiedel und begann sie heftig zu streichen. Durch die schlecht schließenden Fenster hindurch drang das Gestöhn des Instruments auf die Gasse hinaus. Die vorübergehenden Nachbarsleute sagten lachend: „Der wahnsinnige Jude martert wieder seine Geige." Die Kinder hörten andächtig zu. Nur die kleine Blödsinnige winselte in einer öden Ecke und schrie manchmal: „Emmy Hunger, Emmy Hunger!" Isidor ergriff seine Geige, um den Vater zu accompagniren. So strichen sie um die Wette bis Mitternacht, wo sie in ihr kaltes Stroh krochen.

Der Concertabend kam. Der schöne, in seiner Einfachheit sich vornehm präsentirende Saal wollte sich nicht füllen. Es war schlechtes Wetter eingetreten. Wässerige Schneeflocken fielen in dichten Schwärmen vom aschgrauen Himmel, die Erde in ein Schmutzmeer verwandelnd. Dazwischen

hinein fuhr schreiend und wimmernd, wie ein boshaftes oder armes hungerndes Kind, ein herber Januarsturm. Stumm, in sich gekehrt, schlich die Familie Schnepf durch die unfreundlichen Straßen zum Concertsaal. Jonathan Schnepf hatte sein Instrument unter dem Arme; ihm zur Seite schritt sein Sohn, gleichfalls eine Fiedel tragend. Hinterher ging Marianne, die beiden kleinen Geschwister führend, die laut weinten und schluchzten, weil sie durchnäßt waren und froren. Die beiden Künstler verfügten sich in's Künstlerzimmer; die beiden Kleinen begaben sich unter dem Schutze einer Nachbarin, die sich schon früher eingefunden, in den Saal; Marianne setzte sich in die Abendcassa, um vielleicht noch etliche Karten zu verkaufen. Aber es kaufte Niemand mehr, und die meisten Personen, welche aus Barmherzigkeit schon früher Karten gelöst, blieben daheim, ihre Plätze unbenützt lassend.

Aus der Nachbarschaft Jonathan Schnepf's kamen mehrere Leute, welche ihre Karten geschenkt bekamen und eine Art freiwilliger Claque bildeten. So Schnepf's Hausmeistersleute mit ihren Kindern, alle im Sonntagsstaate; dann ein dürrer Schneidermeister mit seinem Gesellen. Auch einige Kameraden Isidor's rückten an. Es waren Knaben, die gleich Isidor im Tempel sangen. Alle diese Herrschaften verfügten sich in die hinteren Sitzreihen des Saales, dessen alabasterweiße, mit goldenen, hell brennenden Gascandelabern gezierten Wände zu dieser Gesellschaft einen eigenthümlichen Gegensatz bildeten. Nun kamen auch Standespersonen. Zunächst und vor Allen auffallend zwei stattliche Damen mit gebogenen Nasen, welche in ihnen Töchter Sem's erkennen ließen, die eine in Rosa-, die andere in Lila-Seide gekleidet, mit Geschmeide reich wie eine Wallfahrtsmuttergottes behangen. Sie schritten rauschend durch den Saal und nahmen in der ersten Reihe Platz. Sie lächelten vergnügt, entfalteten ihre Fächer und sagten: „Wie leer es noch ist." Die rückwärts Sitzenden konnten sich von ihrem Erstaunen nicht erholen und machten in einemfort „ah, ah, ah!" Die Damen — man merkte es an ihren großen Toiletten und an ihrem Erstaunen über die große Leere des Saales — waren noch niemals in einem Schnepf'schen Concerte gewesen. Zwei oder drei neugierige Reporter, wahre Schnorrergestalten, schritten prätentiös und mit wichtig thuender Miene durch den Saal, laut witzelnd. Nach und nach hatten sich etwa hundert Personen versammelt — es wollte Niemand mehr eintreten und so konnte das Concert beginnen.

Es wurde mit einer Clavierpiece, die ein junger Mann mit ostentativ zur Schau getragener Blasirtheit vortrug, eröffnet. Die Anwesenden belohnten ihn mit heftigem Beifallsklatschen. Mit affectirt gelangweilter Miene nickte er zum Danke unmerklich mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Huckepack,

was liegt mir an eurem Beifall? Ich habe dem hungernden Schnepf den großen Dienſt erwieſen. Baſta!" — Es folgte eine Geſangsnummer. Eine junge, ihrer Toilette nach zu urtheilen, den beſſeren Ständen angehörende Dame ſang ſehr aufgeregt und ſehr falſch einige Lieder von Laſſen und Schumann. Es war allem Anſcheine nach ihr erſtes Debut in der Oeffentlichkeit. Ihre Angehörigen, die zugegen waren, nickten ihr glückſtrahlend zu und wollten nicht aufhören zu klatſchen. Und die Dame bedankte ſich ſo graciös und mit einem ſo verbindlichen Lächeln, als wäre ſie von einem Parterre von Königen applaudirt worden. Nun kam Jonathan Schnepf, die Geige in der Hand. Er war wachsgelb geworden, ſeine Kniee zitterten; der ſchwarze Frack, den er ſich vom Gevatter Trödler ausgeliehen, hing weit und ſchlaff an ſeiner jammervollen Geſtalt. Er machte eine tiefe, ernſte, ja feierliche Verbeugung und begann die Violine zu ſtreichen. Er trug eine eigene, neue Compoſition vor, ein Phantaſieſtück in Tanzform.

Was er ſpielte glich anfangs einem leiſen Weinen, das ſich allmälig zu einem lauten Schluchzen ſteigerte. Ein falſcher Ton folgte dem andern, eine Diſſonanz — es war nicht zu unterſcheiden, ob mit oder ohne Abſicht — wurde von der anderen abgelöſt. Das war das Spiel eines Dilettanten, keines Künſtlers. Der gute Schnepf hatte keine Schule, keine Technik, und dennoch — es lag ein Etwas, ein unſagbares, räthſelhaftes Etwas in ſeinem Spiel, das Jedermann mit faſt dämoniſcher Kraft bannte. So wie diesmal hatte man den alten Schnepf noch nie ſpielen hören. Es war ein ungeklärtes, wüſtes, wirres und verwirrendes Chaos von Tönen, was da durch den Saal klang, aber das Chaos übte eine ſeltſam ergreifende Wirkung. Die Rhythmen waren tanzartig — aber es waren tolle, groteske, phantaſtiſche Tanzweiſen — mein Gott! es war zum Raſendwerden. Man wurde ſchwindelig. Es war ein Hexentanz. Es war, als wollte er alle Dämonen der Hölle, alle oberen und unteren Geiſter beſchwören. Was für ein Geiſt war über Jonathan Schnepf gekommen? — Sein Spiel, ſonſt ſo harmlos, unintereſſant, hausbacken, einförmig traurig, — war zwar auch heute unkünſtleriſch, unrein, aber von einem Geiſte höherer Art beſeelt. Es krächzte und ächzte und klagte. Plötzlich riß unter einer ſchrillen Diſſonanz eine Saite — er ſtrich fort, immer toller. Sein langes Haar fiel ihm bald über die Schläfe, bald über das Hinterhaupt, bald über Stirn und Augen herunter. Mit dem rechten Fuße ſchlug, nein! — ſtampfte er den Tact. Bald ſchien es, als wollte er mit der Geige den Boden fegen, bald ſchwang er ſie hoch oben über dem Kopfe, wie ein Soldat ſeinen Säbel in der Feldſchlacht. Der arme Jonathan Schnepf gewährte einen melancholiſch-drolligen Anblick. Man hätte mögen weinen und lachen. Da riß die zweite Saite klirrend entzwei. Er ließ ſich das nicht anfechten und ſpielte darauf los wie von einem Wahnſinnsteufel beſeſſen.

Es war nicht länger mit anzuhören, nicht länger mit anzuſchauen. Und doch war Jedermann an ſeinen Sitz gefeſſelt. Es kam etwas klagend Geiſterhaftes über ſein Spiel, über den Ausdruck ſeines Geſichtes. Und dieſes Geiſterhafte theilte ſich dem Concertſaale mit und ergriff alle Anweſenden. Es ſchien, als ob die Gaslichter in der trüben Atmoſphäre unruhig flimmerten und erlöſchen wollten. Es war, als zögen aus tauſend Gräbern tauſend Todtengeſpenſter herbei, ſchluchzend, klappernd, klagend und hopſend. Da — ein langer, langer, wehmüthig gezogener Ton: es war die dritte Saite geriſſen. Der Spieler kratzte auf einer — plötzlich hielt er mitten in einem verrückten Fortiſſimo inne, ſtarrte wenige Augenblicke ins Publicum, bäumte ſich hoch auf und fiel wie todt zur Erde nieder.

Seine Kinder ſchrieen und liefen zum Vater. Man trug ihn hinaus. Die Anweſenden ſprangen von den Sitzen auf; Alles rannte zuſammen, entſetzt, beſtürzt, bis ins Innerſte erregt — was war das? was hat den Spieler inſpirirt? —

Nach einiger Zeit kam er, nachdem man ihn tüchtig gerieben, wieder zu ſich. Nichts ſagte er, als: „meine Gittel iſt todt.“

„Jonathan Schnepf's Kinder fingen jämmerlich zu klagen und zu weinen an. „Gott der Gerechte, Gott der Gerechte! Die Mutter todt!“

„Todt, todt, todt,“ wimmerte Schnepf.

Nun verſtand man ſein Spiel.

Jonathan Schnepf hatte die Trauerkunde Nachmittags im Hoſpital erfahren. Er küßte die kalten Lippen der Todten und ging heim und ſagte den Kindern nichts und gab ſein Concert.

Am nächſten Vormittag — es war ein Sonntag — ging die ganze Familie Schnepf ins Spital, um die todte Gittel zu küſſen und zu begraben. Als ſie daſelbſt angekommen war, erfuhr ſie, daß man Gittel bereits auf den iſraelitiſchen Friedhof gebracht habe. Sie begab ſich dorthin. Der Todtengräber wies auf eine einſame, unfreundliche Stelle, die mit friſch geſchaufelter Erde bedeckt war. „Schon der Erde gegeben,“ ſagte er.

Da brachen Alle in einen furchtbaren Jammer aus. „Man hat ſie begraben, ohne uns etwas zu ſagen,“ ſchrie Jonathan Schnepf.

„Unſere Mutter, unſere Mutter!“ klagten die beiden älteſten Kinder. „Wir haben ſie nicht mehr ſehen ſollen — weh uns! weh uns!“

„Das iſt unmenſchlich! Das iſt grauſam!“ winſelte Jonathan Schnepf; „eingeſcharrt wie einen Hund — o du Gott!“

Das kleine, ſtumme Mädchen mit der langen Zunge warf ſich auf die Erde, begrub das Geſicht darein und weinte bitterlich; das kleine blöde ſchaute erſtaunt von einem zum andern und fing jämmerlich zu heulen an — es war ein zwiſchen Lachen und Weinen ſchwankendes Heulen.

Und ſie weinten Alle; weinten, ſo lange ſie weinen konnten. Die Grabſteine ringsum ſchauten ernſt und kalt zu, und eine Schaar Dohlen flog erſchreckt auf.

Alle warfen ſich zur Erde in den Schnee und zerſchlugen die Brüſte.

„Nun hab' ich kein Weib mehr!“ ſchrie Jonathan Schnepf.

„Nun hab' ich keine Mutter mehr!“ ſchrie Marianne.

„Nun hab' ich keine Mutter mehr!“ ſchrie der Sohn.

Die beiden Jüngſten ſtießen unarticulirte Laute hervor. Obenhin wälzten ſich dräuende, graue Wolkenfelſen. Aber die Sonne zerriß ſie und brach mit unendlicher Herrlichkeit hindurch.

Jonathan ſprang auf, ſchaute in die Höhe, breitete die Arme zum Himmel und rief: „Der Herr hat mir meine Gittel genommen, mein Theuerſtes auf der Erde! Aber unſer Gott iſt ein großer Gott, und ſein Name ſei geprieſen! Der Herr hat mir genommen meine Gittel, aber der Herr hat mir gelaſſen meine Kunſt, der Menſchen Herzen zu rühren. Der Herr iſt groß, aber er hat gemacht Jonathan Schnepf auch groß! Kommt Kinder nach Hauſe.“

Und Alle gingen durch die ſonntägig geputzte Menge hindurch nach Hauſe.

Gedichte

von

Julia Rednik.

I.

Ich wandle durch das Leben
Wie ein verirrtes Kind,
Wo iſt der ſich're Faden
Aus dieſem Labyrinth?

Frag' nicht, warum die Hände
Mir ſo verwundet ſind,
Die Welt iſt voll von Dornen,
Ich aber geh' wie blind.

II.

Es wird das Herz erſchreckend ſchnell
Und unbarmherzig alt,
Du ſiehſt an nichts ſo klar der Zeit
Zerſtörende Gewalt.

Selbſt wenn noch jugendfriſch das Blut
Dir durch die Adern wallt,
Hat ſchon das Herz dem Traum entſagt,
Und nüchtern wird's und kalt.

Und wie es früher nur gefühlt,
Lernt's das Berechnen bald. —
Es wird das Herz erſchreckend ſchnell
Und unbarmherzig alt.

III.

Wenn die Liebſten ſterben ſeh'n ich muß,
Ach, nur nicht im Winter mag's geſchehen,
Schauerlich erſtarrt der letzte Kuß
Auf den Lippen derer, welche gehen.

Die dem Tod gebeugt ein müdes Haupt,
Sich aus dieſer kalten Welt zu retten,
Ihnen wird der letzte Troſt geraubt,
Warm ſich an der Erde Bruſt zu betten.

Und die Träne, die am Grabe rinnt,
Wird zu Eis bei Sturm und Wetterſchauern,
Gleich als wären wir ſo hartgeſinnt,
Froſtig ihren Hingang zu betrauern.

IV.

Von Kleinlichkeiten gänzlich überſättet,
Ringt meine Seele nach Veränderung,
Willkommen, was ſie vor ſich ſelber rettet,
Aus Nacht und Niedrigkeit zu freier'm Schwung.

Ein großer Schmerz, vor deſſen Flammenzeichen,
Was ſie an nicht'gen Qualen litt, verblaßt,
Ein Wunſch, ein Ziel, in Mühen zu erreichen,
Was immer ſie in ihren Tiefen faßt.

Ein Mitgefühl mit allgemeinen Dingen,
Bewund'rung, Liebe, heil'ger Zorn vielleicht,
Vielleicht ein Glück, vor deſſen weißen Schwingen
Der Nachtgeſpenſter dunkles Heer entweicht.

Ach ja, ein Glück! Du wußteſt's nicht mit Worten,
Daß Du zuhöchſt ein Glück erſehnt Dir haſt,
Wie öffneteſt Du jubelvoll die Pforten,
Sehnſüchtig Herz, dem wunderſelt'nen Gaſt.

Wie brächt' er reichlich alle Blüthen wieder,
Die rauhe Zeit dem Lebensſtrauß geraubt,
O, ſendet mir ein Glück, ein Glück hernieder,
Ihr dunkeln Mächte über meinem Haupt!

V.

Ich weiß nicht, wie Ihr's nur zu Stande bringt,
Was Euch bedrückt, beweglich gleich zu ſchildern,
Der Mund, der uns von Euren Schmerzen ſingt,
Fließt rührend über von gewählten Bildern.

Ich will nicht Unrecht thun, wo Leid ſich zeigt,
Noch auch mich ſelbſt zuhöchſt geprüft erklären,
Ich weiß nur eins, daß Alles in mir ſchweigt,
So lange meines Herzens Qualen währen.

Verſchloſſen iſt die Lippe für und für,
Als ſei die Sprache gänzlich ihr entſchwunden,
Löſt erſt die Klage ſich vom Herzen mir,
Beginnt es auch ſchon langſam zu geſunden.

VI.

Ich möchte wiſſen gern, woher dies Sehnen,
In Todesſchlummer alles Sein zu wandeln,
Mein Lebensbrünnlein quillt doch ohne Tränen,
Und ohne Vorwurf blick' ich auf mein Handeln.

Ja, auf der grauen Wolke meiner Tage,
Spannt öfter ſich der Freude Regenbogen,
Und in des Frauenſchickſals großer Frage,
Hab' ich ein leichterträglich Los gezogen.

Und dennoch ward mir gleich die trübe Kunde,
Daß ſich zu Staub und Nichts dies Daſein wende,
Und dennoch ſchlummert tief im Herzensgrunde,
Ein unerklärtes Sehnen nach dem Ende.

Heut ruht es noch, ein ſtiller Wunſch, verborgen
In meiner Bruſt, ein ſüßes Friedensahnen,
Und laut und unabweisbar pocht es morgen,
Ein ſtürmend, drängend, ungeſtümes Mahnen.

Das läßt mich ſtets mit heimlichem Verlangen,
Ein einſam weitgedehntes Waſſer ſehen,
Und an der Ruh'ſtatt derer, die gegangen,
Mit ſcheuem, neiderfülltem Herzen ſtehen.

Und doch vermag ich nicht mit eig'nen Händen
Zu löſen meines Sein's verſchlung'nen Knoten,
Und dieſen Kampf gewaltſam zu beenden,
Hab' ich vergeblich ſelber mir geboten.

Mich hemmt die Feigheit, die mit gift'gen Krallen
Sich ängſtlich an das Feſtbeſteh'nde klammert,
Und dem, worüber Saïs Schleier wallen,
Verzagend, thatenlos entgegenjammert.

Vorfrieder.*

Von

J. Tandler.

Die Sinnende.

Was ihr wohl den Sinn durchzieht,
Wenn im Garten, kühl bethaut,
Mägdlein nach den Wolken ſchaut,
Lächelnd ſummt ein leiſes Lied —
Was ihr wohl den Sinn durchzieht?

Ob ſie ſelbſt es wiſſen mag?
Iſt's der Glocken fromm Getön,
Iſt's ein Jauchzen von den Höh'n,
Horcht ſie ihrem Herzensſchlag?
Ob ſie ſelbſt es wiſſen mag!

Wird es ihr wohl jemals klar!
Was durch ihre Seele klang,
Stillbeſeligend und bang;
Ob der Traum das Beſte war?
Wird es ihr wohl jemals klar!

Zwiſchen Thurm und Schenke.

Hoch oben mahnen die Glocken,
Die Klänge ſchwellend ſo voll;
Tief unten quieken die Geigen
Im Uebermuthe wie toll.

Und beider Töne beſtürmen
Mein Frieden heiſchendes Herz:
Die Glocke trübt mir die Freude,
Die Fiedel ſtört mir den Schmerz.

* Siehe Jahrg. 1882 der Dioskuren S. 386.

Im Hanwald.

Am Bergesrand, am Bergesrand,
Wo ſich die Föhren neigen,
Ergingen wir uns Hand in Hand,
Dort ward mein Herz ſein eigen.

Und wie er ſchied am Bergesrand
Und an das Herz mich preßte,
Dann weiter zog in's ferne Land,
Da ächzten laut die Aeſte.

Am Bergesrand, am Bergesrand
Da fällten ſie die Föhren;
Ach, jede Spur von ihm verſchwand,
Kein Wörtchen ließ er hören.

Die Bergeswand, der Bergesrand
Sie grünten bald auf's neue;
Ich harrt' in Sturm und Sonnenbrand
Des Liebſten dort in Treue.

Und wieder rauſcht's am Bergesſteig,
Es irrt in den Gebüſchen,
Die Bahn ſich brechend durch's Gezweig —
Mein Liebſter ſteht dazwiſchen!

Die Elſe von Stein.

Sie zeigten mit den Fingern nach dem Weibe,
Längſt wählte ſie der Kinderſpott zur Scheibe,
Sie hält mit Flüchen nur die Meute fern;
Doch was ſie auch in kummerſchweren Jahren
Gar Böſes, Uebelwilliges erfahren,
Nie trübten Thränen ihren Augenſtern.

Ich ſtand ihr nah', als man den Fremden brachte,
Ihn ängſtlich, einem Mörder gleich, bewachte,
Weil er die Flucht ergriff in's Nachbarland.
Sie horchte, wie den Aufſtand er geſchildert,
Das Volk, das irrgeleitet und verwildert,
Den Fremden tödtlich haßt, verfolgt, verbannt.

Als er's beſchwor, nicht ſei daran zu denken
Die Schritte nach der Stätte heimzulenken,
Wo hundert Leichen modern ohne Sarg . . .
Da ſah ich wohl der Elſe Augen rollen,
Allein den Lidern zornentbrannt, entquollen
Nicht Thränen, die von uns kein Einz'ger barg.

Die Richter traten jetzt und die Geſchwornen
Zuſammen, die im Dorfe Wohlgebornen,
Berathend, ob dem Manne ohne Paß
Ein Ruheplatz zu gönnen in den Scheunen.
Sie liſpelten und konnten ſich nicht einen —
Er forſchte bang durch ſeiner Augen Naß.

Bedenklich hoben endlich ſie die Brauen,
Den Fleh'nden wagte keiner anzuſchauen,
Sie knurrten nur im Chor ein rauhes „Nein."
Da fluchte Elſe laut und floh von hinnen;
Ich folgte ihr — ich ſah die Thränen rinnen —
Es weinte bitterlich das Weib von Stein!

Salven.

Habe oft ſchon geſchoſſen,
Bei der Hochzeit aus Freud'
Und dem Himmel zu Ehren
Unter Glockengeläut.

Ja, ich puffe jetzt wieder,
Aber unter die Leut';
Doch ich weiß es nicht ſicher
Ob's den Himmel auch freut.

Verregnet.

Lebensbild

von

Marie von Najmájer.

In einer steierischen Alpengegend, in der schlicht behaglichen großen Stube eines jener alten Gasthäuser, die — an der Poststraße, der einstigen Hauptverkehrsader des Landes gelegen — die Tradition einer lebensvollen Vergangenheit bewahren, während sie jetzt zu stillen Zufluchtswinkeln für weltscheue Sommerfrischler geworden sind, saß eine kleine Gesellschaft munterer Touristen. Das heißt, sie waren munter gewesen, als sie vor einigen Stunden hier ankamen, um Mittag zu halten und sich für die beabsichtigte Bergpartie zu rüsten. Sie hatten es auf ihrer Wanderung für die bloße Folge der Mittagsschwüle gehalten, daß sich auf die Felsenhäupter der Alpenriesen ringsum kleine Nebelkäppchen stülpten, die allmälig zu immer größeren Schlafmützen anwuchsen; daher wirkte die bloß negative Aussicht, die jetzt die kleinen Fenster boten — denn außer der Straße und einer grünen Wiese waren nur bis zur Erde reichende Nebel zu schauen — auf ihre Gemüther mit der ganzen Herbheit einer Enttäuschung. Wie grollten sie den Launen der trügerischen Gebirgsatmosphäre, deren durchsichtige Klarheit heute Morgens ihrer Phantasie von der zu erklimmenden Bergeshöhe aus einen Sonnenunter- und Aufgang vorgespiegelt hatte,

wie ihn ſelbſt die Götter auf dem Parnaß nicht glanzvoller genießen konnten! Und doch war es nur ihre eigene alpine Unerfahrenheit, die in der herrlichen, tief geſättigten Färbung des heutigen Morgenhimmels, und der anſcheinend ſchier greifbaren Nähe der weißen Kirchlein und Almen hoch auf den grünen Bergabhängen nicht ein drohendes Uebermaß von Feuchtigkeit in der Luft erkannte, das ſich bald zu einem Regen verdichten würde. Ein Zufall hatte einige ältere Bekannte aus verſchiedenen Gegenden der Monarchie auf einer kleinen Urlaubsrundreiſe zuſammengeführt, ein paar neue Gefährten hatten ſich dazu gefunden, und das gemeinſame Ziel, ſich für kurze Zeit von Allem loszuſagen, was mit ihrem Berufe zuſammenhing, hielt ſie vereinigt. Wanderluſtig hatten ſie heute Morgens den Schienenweg verlaſſen, um traulicher mit der ſchönen Natur zu verkehren, als durch die Fenſter eines dahinbrauſenden Eiſenbahnzuges, und nun verhüllte ſie eigenſinnig ihre Reize und hatte keinen anderen Gruß für ſie, als einen ſtillen Nebelregen, der durch ſein ruhiges Gleichmaß geradezu empörend wirkte. Wenn es noch ein Gewitter geweſen wäre — aber welch' troſtloſes Phlegma in dieſem ſanften Geträufel für Menſchen, deren Urlaub bald zu Ende geht!

Das lebhafte politiſche Geſpräch, das ſich vorhin entwickelt hatte, ſchien nicht geeignet, ihnen den vermißten Sonnenſchein zu erſetzen. Auch das alte Clavier in einer Ecke der Stube — durch die kunſtfertigen Finger des Jüngſten unter ihnen wie Dornröschen aus langem Schlafe erweckt, aber leider allen Jubel und alle Klage der Muſik in eitel Holz verwandelnd — war nicht dazu angethan, das ſüße Selbſtvergeſſen eines Kunſtgenuſſes hervorzurufen.

Indeß — allmälig geriethen ſie, vielleicht durch den urwüchſigen Charakter der Stubeneinrichtung und den tiefen Frieden der verregneten Landſchaft mit den traumhaft ſchwebenden Nebelgebilden angeregt, dennoch auf das richtige Thema: auf Kindheitserinnerungen. Und bald hatten die Skizzen von unſchuldig übermüthigen Knabenſtreichen während des Schulbeſuches, von ergötzlich ausgenützten kleinen Schwächen der Profeſſoren, und von etlichen Zerſtreuungswundern ihrer Vorträge, wie z. B. „Julius Cäſar nackt als Sclave verkleidet durch die Tiber geſchwommen ſei," oder wie „kein Verbrechen bekannt ſei, das nicht entdeckt worden wäre" — ein verſtändnißinniges Lächeln auf Aller Lippen gezaubert.

„Nun ſind wir bei den Jugendeſeleien angelangt," ſprach ein Advocat in mittleren Jahren; „nun verlangen wir, die Geſchichte einer erſten Liebe zu hören".

Der ihm gegenüberſitzende Notar ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Sehr bedenklich!" ſprach er. „Macht erſte Liebe nicht zum Dichter? Wenn z. B. unſer muſikaliſcher Freund hier, dem ſeine Erſtlingsgefühle

noch am nächſten liegen, uns eine glückliche Liebe mit apolliniſcher Beredſamkeit ſchildert, wird er nicht unſeren Neid erwecken, um ſo mehr, als wir nicht im Beſitze ſeines ſchwarz gelockten Apollohauptes ſind? Geſetzt hingegen, es handelt ſich um eine unglückliche Liebe — welcher Jüngling macht nicht das ganze Frauengeſchlecht für den an ihm verübten Verrath verantwortlich? Wollen wir an unſerem heute ſo umwölkten Horizonte auch noch den Weltſchmerz aufſteigen ſehen?"

„In Betreff dieſer Dinge iſt mir unſer Profeſſor hier ſehr Vertrauen erweckend," entgegnete der Advocat.

„Beſonders was die geringe Wahrſcheinlichkeit für mich betrifft, mit Apollo verglichen zu werden," ſchaltete der Betreffende lachend ein.

„Auch ſonſt, verehrter Freund," fuhr ſein Nachbar fort.

„Ich will Ihren etwaigen poetiſchen Jugendverſuchen nicht nahe treten, aber Sie ſcheinen mir nicht eben lyriſch angelegt, und leidenſchaftlicher Ueberſchwang in der Liebe dürfte nicht Ihre Sache geweſen ſein. Aber Sie haben eine Eigenart der Empfindung, Sie ſind wahrhaft und haben einen klaren, ſcharfen Blick für Menſchen und Dinge."

„Und er iſt fern von ſeiner Frau, was ihm ſelten widerfährt," ſprach der Notar. „Mit den vier Kleinen ließ ſich nicht wandern, darum blieb ſie zurück. Das iſt nun allerdings der richtige Moment, unſeren gutgelaunten Cato — wie die Cato's nicht immer ſind — als liebenden Jüngling zu vernehmen."

„Wer weiß, ob ſich nicht ein Don Juan aus ihm entpuppt!" meinte der Muſikaliſche. „Iſt er doch plötzlich in ſo tiefes Sinnen verloren, als ob er ſich nicht mehr erinnern könnte, welche die Erſte war."

„Das wohl nicht," ſprach der Profeſſor in einem ihm ungewöhnlichen, milden Ton; „ich ſinne nur darüber nach, ob man das Liebe im gewöhnlichen Sinne nennen kann, was ich für ſie empfand, was mir jetzt noch die Jugendbilder verklärt."

„Das iſt leicht zu ergründen," ſprach Apollo als Schiedsrichter. Iſt es nur eine, über die Sie nachſinnen?"

„Ja natürlich, weil . . ."

„Wozu ein weil, wenn es Ihnen natürlich iſt?" unterbrach Apollo lächelnd den Gefragten. „Wie ſollte es eine Andere ſein, als diejenige, die Ihnen von ſelbſt in den Sinn kommt?"

„Ein wahres Columbus-Ei, dieſe Bemerkung!" ſprach der Advocat.

Weil ſie den Mittelpunkt meiner Erinnerungen von meinem zehnten bis zum zwanzigſten Jahre bildet," fuhr der Profeſſor fort, „darum weiß ich nicht, ob es ihr Weſen, meine Empfindung für ſie, oder der Goldglanz unſerer Jugend war, was am mächtigſten auf mich wirkte."

„Vom zehnten Jahre an!“ ſagte Apollo. „Alſo Dante und Beatrice!“

„Hm! Dazu fehlte Etliches, hauptſächlich ein Dante, wie vordem der Doktor über mich bemerkte; das erhellt ſchon aus unſerem erſten Zuſammentreffen.“

„Erzählen Sie es uns!“ rief der Notar. —

„Wie ich früher ſchon ſagte,“ begann der Profeſſor, „wurde ich aus obligater Bruderliebe Realſchüler, weil nämlich mein Vater, ein mit fünf Kindern geſegneter Poſtbeamter, nicht die Ausſicht hatte, mehr als einen ſeiner Söhne die Rechte ſtudiren zu laſſen, und dieſer Löwenantheil ſchon meinem viel älteren Bruder zugefallen war. Dies iſt das einzige Leid, deſſen ich mich in meiner Kindheit erinnere, der einzige Umſtand, durch den ich mir ſelbſt gleichſam als ein Opfer der Verhältniſſe vorkam. Denn mit vortrefflicher Geſundheit und entſprechender froher Laune ausgerüſtet, durch unſere einfachen Verhältniſſe nicht im mindeſten beengt, auch weil ich andere nicht kannte, machte mir das Lernen die wahrſte Freude und verurſachte mir weder Mühe noch Anſtrengung. Höchſt vergnügt trabte ich von dem Vororte Wiens, wo wir wohnten, in die ferne Schule, und freute mich über Alles, auch über die Schneeflocken, die mir der Wind ins Geſicht trieb. Das allein kränkte mich, daß ich bloß Techniker werden ſollte, und meine Phantaſie mir als Großthat meines künftigen Lebens nichts vorſpiegeln konnte, als höchſtens einen kühnen Brückenbau, etwa wie den Rialto-Bogen in Venedig, und das war für mein junges Kraftgefühl natürlich noch zu wenig unſterblicher Ruhm. Doch ich greife hier vor — ich wollte von meinem zehnten Jahre ſprechen.

Mein von mir beneideter Bruder alſo, den ich übrigens herzlichſt liebte, hatte während der Vollendung ſeiner Studien eine Hofmeiſterſtelle in dem Hauſe des Staatsraths von D . . . angenommen, um deſſen Neffen und Mündel in die Gymnaſialſtudien einzuweihen. Das war aber ſchwerer als es den Anſchein hatte; denn dieſem, einem liebenswürdigen, leichtlebigen Knaben, um etliche Jahre älter als ich, ſtanden die meiſten Dinge, die es auf der Welt gibt, näher als das Lernen, als vor Allem die Gymnaſialgegenſtände. Auch ihn hätte man ein Opfer der Verhältniſſe nennen können; denn während er vorwiegend Intereſſe für Phyſik und Maſchinenbau zeigte, konnte der Staatsrath, einer Familie angehörend, in welcher ausgezeichnete Juriſten geradezu traditionell waren, ſich ſeinen Neffen, den nunmehr außer ihm ſelbſt einzigen männlichen Sproſſen dieſer Familie gar nicht anders, als mit dem auf tüchtige Weiſe errungenen Doctordiplome denken.

In einem ſolchen, durch die verſchiedenen Anſchauungen der Betreffenden ſehr dramatiſch bewegten Augenblicke hatte ich den Staatsrath zum erſtenmal geſehen und daher keine Gelegenheit gehabt, vorerſt ſeine von Allen gerühmte Leutſeligkeit zu erfahren. Ich durfte nämlich öfters meinen

Bruder beſuchen, da ich ſeinem Zöglinge jedenfalls kein übles Beiſpiel gab, und ſo traf ich den Oheim einmal in dem Zimmer ſeines Neffen, denſelben im Lateiniſchen überhörend. Das heißt, dieſe Prüfung mußte vorangegangen ſein, denn ſchon im Vorzimmer hörte ich des Knaben muntere Stimme gar kläglich rufen: „Ich kann's nicht! ich liebe das Latein nicht! ich will ja kein Lateiner, ſondern ein Gutsherr werden!“

„Was ſagſt Du da?!“ dröhnte die Stimme des Oheims, der um ſo heftiger zürnte, als ſich die Thatſache nicht läugnen ließ, daß für den früh verwaiſten, einzigen Erben eines beträchtlichen Gutes das Latein keine Lebensfrage war. „Schämſt Du Dich nicht?! Iſt es ein Verdienſt und eine That, ein Gut zu erben? Willſt Du nichts durch Dich ſelbſt werden? Spricht ſo ein D . . .?! Wenn Du mir das noch einmal ſagſt! . . . .“

Da ich nicht horchen wollte und mein Pochen überhört wurde, trat ich ein und ſah den Herrn Staatsrath in ſeiner ganzen Größe, das lateiniſche Buch wie ein Schwert hoch in der Rechten ſchwingend.

Aber Liebe läßt ſich nicht befehlen, und ſo freundlich und gefällig der junge D . . . auch war, das Latein ward ihm auch von dieſer Stunde an nicht lieber; nur in der Mittheilung ſeiner Zukunftspläne ward er etwas zurückhaltender.

Der übrigen Familie war ich bis dahin nicht anſichtig geworden, da mein Bruder und ſein Zögling einen abgeſonderten Flügel der weitläufigen Wohnung inne hatten. Da traf ſich's eines Sonntags, daß ſich die Familie bei dem Mittagsmahle verſpätet hatte, und ich in das Speiſezimmer beſchieden wurde. Die Flucht von Zimmern, der ich mich plötzlich gegenüber befand, wirkte etwas befremdend auf mich, und ich näherte mich dem Tiſche mit dem dunklen Bewußtſein, daß ich einen Bückling machen ſollte, über deſſen Beſchaffenheit ich aber ſehr im Unklaren war, da ich nie einen ſolchen verſucht hatte. Aber bald hatte ich meine Unbefangenheit wieder gewonnen, als ich näher tretend ſah, daß mir ja in der neuen Umgebung nur zwei Perſonen neu waren, nämlich die Frau des Hauſes und das einzige Töchterlein. Auf dieſem blieb mein Auge haften, der Fremdartigkeit ſeiner Erſcheinung wegen. Leicht, ſchlank und in die Höhe geſchoſſen, ragte Helene über ihre neun Jahre hinaus, während ihre Glieder ausſahen, als ob ein ſtarker Griff ſie zerbrechen müßte. Auf der biegſamen, geſtreckten Geſtalt mit den tief herabhängenden goldblonden Zöpfen ſaß ein runder Kinderkopf mit blühenden Wangen und wenig regelmäßigen Zügen, deren Ausdruck ein über das Alter ernſter war. Auch ſie blickte mich mit großen Augen ſehr erſtaunt an. Leider vermuthe ich, daß ſie noch nie einen ſo großen Kopf mit langem Geſichte auf einem noch ſo kurzen, gedrungenen Körper, ſo viele Sommerflecken in einem Antlitze und eine ſo über das Bedürfniß lange Weſte geſehen hatte, wie die-

jenige, die meinen Sonntagsstaat bildete, und aus einem verjährten Prachtstücke meines Vaters für mich mit weisem Vorbedacht auf mein künftiges Wachsthum zugeschnitten worden war.

„Setzen Sie sich und halten Sie mit uns," sagte die Hausfrau.

Ich warf einen prüfenden Blick auf den Tisch, weil ich schon zu Mittag gegessen hatte, daher nicht mehr in dem Zustande wahllosen Appetits war. Eine etwaige Lieblingsspeise hätte mir noch Interesse eingeflößt, aber Unbekanntes reizte mich nie — eine für unseren einfachen häuslichen Mittagstisch sehr glückliche Eigenschaft. Ich antwortete daher im Tone der Ueberzeugung:

„Ich danke, denn diesen Braten kenne ich nicht, und Spinat kann ich nicht leiden."

Ich war mir der Logik meines diesbezüglichen Gedankenganges so bewußt, daß ich die allgemeine Heiterkeit nicht begriff, die meine Worte hervorgerufen hatten. Betroffen schaute ich in der Runde umher, und mein Blick blieb fragend auf dem Kinde haften, weil es allein nicht lachte. Dieses schien meinen dringenden Wunsch nach Aufklärung zu verstehen; und obwohl es ihm eine augenscheinliche Ueberwindung kostete, Jemanden Fremden anzusprechen, sagte es erröthend und leise zu mir:

„Das muß man nicht sagen, sondern nur: ich danke."

Sonderbar, daß man nicht begründen soll, was man sagt, dachte ich mir. Aber meine Freundschaft für Fräulein Helene, die mich bei meinem ersten gesellschaftlichen Debut nicht ausgelacht hatte, nahm an diesem Tage ihren Anfang.

Indessen hatte mein geringes Verständniß für die Kunst Talleyrand's der Frau des Hauses durchaus nicht so mißfallen, als ich wähnte; meine Urwüchsigkeit hatte vielmehr ihr Wohlwollen erweckt, ich durfte öfter kommen, und Helene gesellte sich zu unseren Spielen. Während solcher ging eine seltsame Wandlung in dem scheinbar stillen, contemplativ angelegten Kinde vor. Einmal angeregt, entwickelte es eine außerordentliche Lebhaftigkeit; seine Wangen glühten, seine bewegliche Phantasie drängte ihm gleichsam die Führerrolle bei jedem Spiele auf; und ich begann das zu begreifen, was meinen kräftigen Nerven anfangs sehr räthselhaft klang, daß nämlich Helene aus Gesundheitsrücksichten von dem Lernen zurückgehalten und nicht angestrengt werden solle.

Seit jener ersten Begegnung war noch kein Jahr verflossen, als durch den Tod des Staatsraths von D... eine Wandlung der Dinge herbeigeführt wurde, die auf meine ganze Jugendzeit von größtem Einflusse war. Die Erziehung des jungen D... ward seinem mütterlichen Oheim in der Heimat der Familie übergeben, und so ward das belebte Haus plötzlich still und leer. Die verwitwete Frau von D... wünschte indeß einen anregenden Knaben-

umgang für ihr einziges, körperlich und seelisch überzartes Töchterlein, das sie eben deßhalb nicht verzärteln wollte, aufrecht zu erhalten, und ihre Wahl fiel auf mich, weil sie trotz meiner Urwüchsigkeit meinen guten Sitten vertraute. In derselben Zeit trat mein Bruder sein Amt in der damals noch österreichischen Lombardei an, und meine Schwester heiratete nach Ungarn, wodurch auch ich in meiner Familie ganz vereinzelt stand, besonders da meine Mutter mit meinen zwei kleinen Geschwistern genugsam beschäftigt war. Helenens Umgang ward also um so mehr für mich der Inbegriff aller Sonntagsfreuden, aller Wünsche überhaupt, weil ich ihn als ein verdientermaßen übertragenes Ehrenamt betrachtete, und weil er meinen Bedürfnissen völlig entsprach. Ich hatte nämlich den lebhaftesten Drang, Erlerntes mitzutheilen, um es dadurch in mir selbst zu festigen und zu klären, und Fräulein Helene war hiefür ein dankbares Publikum. Nicht nur, daß ihrer Erregbarkeit wegen ihre Lehrstunden knapper zugemessen waren, als sie es selbst wünschte; auch die gewöhnliche Art des Lernens befriedigte sie nicht, denn für sie bestand es in unermüdeten Fragen, die sie beantwortet haben wollte. Sie war eine richtige D...; in ihrem Kopfe rumorte die ganze vererbte Disputirfähigkeit ihrer juridischen Ahnen, und sie konnte einen Lehrsatz niemals als ein Dogma hinnehmen, sondern betrachtete, bezweifelte, beurtheilte ihn erst von allen Seiten. Hatte sie aber auf solche Weise eine Ansicht, eine Ueberzeugung gewonnen, so vertheidigte sie sie, wie eine Löwin ihre Jungen.

Wie viele solcher herzhaften Kämpfe machten wir durch, wie unterhielten wir uns dabei, und wie viel frisches Leben brachten diese gegenseitigen Reibungen in unseren Verkehr! Dazu gesellte sich noch mit der Zeit die sich immer mehr entwickelnde Verschiedenheit unseres Wesens, die nichtsdestoweniger gut zusammenstimmte: ich war zu exacter Forschung, sie künstlerisch angelegt; ich suchte in erster Linie das Wahre, sie sah überall das Schöne; ich trabte auf dem festen Grunde vorwärts, sie schwebte in den Wolken — aber wir hielten immer Schritt. Ich war ihr Lehrer, sie war meine Erzieherin, und dieses gegenseitige Verhältniß hatte sich allmälig auf so natürliche Art entwickelt, daß ich lange, vielleicht bis in mein achtzehntes Jahr meine mir so selbstverständliche Freundschaft für Helene auf keine Weise in mir zergliederte. Ohne sie konnte ich mir keine Freude vorstellen, und mit ihr zu sein, war mir immer wahrste Freude, ohne daß ich etwas von meiner Unbefangenheit dabei eingebüßt hätte. Dies mag zweierlei Gründe gehabt haben. Ich war, obwohl nur um ein Jahr älter als sie, so stolz auf das mir übertragene Amt eines Mentors ihr gegenüber, und auf das Vertrauen, das ihre Mutter mir bewies, ich prüfte so eifrig und gewissenhaft Bücher in Prosa und Gedichte, ob sie für Fräulein Helene zur Lesung taugten oder nicht, daß

an ihrer unbefangenen Kindlichkeit auch nur in Gedanken zu rühren, mir gar nicht in den Sinn gekommen wäre. Zweitens und hauptſächlich lag der Grund in Helenens Weſen ſelbſt, deſſen tiefe Eigenthümlichkeit ich erſt viel ſpäter durch den Vergleich mit ſämmtlichen Mädchen und Frauen, die mir im Leben begegneten, kennen lernte. Damals kannte ich nur ſie, und glaube, ſie zu tiefſt gekannt zu haben; aber zu beurtheilen vermochte ich ſie erſt in ſpäteren Jahren.

Helene ſtand unter der Macht der Idee, und nur mit Ideen konnte man auf ſie wirken, hätte vielleicht ſogar in unbegrenzter Weiſe auf ſie wirken können in dem Alter der Entwicklung, wo der kritiſche Verſtand noch nicht völlig gereift iſt. Sie wäre in einem anderen Zeitalter ebenſo gut zur Glaubensmärtyrerin geworden, als ſie vielleicht in ganz anderen Verhältniſſen als in den ihren, ohne mütterlichen Schutz, in zarteſter Jugend zu einem Gretchen hätte werden können, wenn ein ihr überlegener Fauſt es verſtanden hätte, nicht mit ſeiner Aeußerlichkeit und noch weniger mit Gold, ſondern mit einer Idee auf ſie zu wirken.

Sie wäre in dem Glauben, das Schickſal und das einzige Heil eines Menſchen zu ſein, auch nach Auſtralien gegangen; aber auf gewöhnliche Art ſich zu verlieben, das lag ihr ſo fern, wie die Lebensweiſe des Fiſches dem Vogel hoch in der Luft; und dieſe Empfindung hätte für ſie nie der geheime Ausgangspunkt von Allem, ſondern eher das Endreſultat anderer Empfindungen, oder einer ideellen Schwärmerei ſein können. So kam es, daß ſie, wiewohl ungewöhnlich reif in ihrer Kindheit, mit zwölf Jahren ſchon ein junges Mädchen geworden, das wenig mehr wuchs — dieſem Umſtande verdankte ich es, ſie endlich an Größe um Etliches zu überragen — ſich aus eigenſtem Antriebe mit ernſten Büchern, vor Allem dem katholiſchen Herkommen ganz entgegen mit bibliſchen Forſchungen beſchäftigend, noch ſechzehnjährig an jedem Kinderſpiele ſich ungemein ergötzte, und zwiſchen ihren jüngeren Gefährtinnen die Jugendlichſte ſchien, wahrhaft ein großes Kind, dem die eigentliche frauenzimmerliche Weiſe noch ganz ferne lag. Vor Fremden ſchüchtern und blöde, nicht gewohnt, ihren ſchwerflüſſigen, gründlichen Gedankengang geſellſchaftlich in herkömmlichem Kleingelde auszukramen, kindlich unbewußt, und in Allem, was nicht gegen ihre Ordnungsliebe verſtieß, von ſouveräner Gleichgültigkeit gegen ihre äußere Erſcheinung, ging Helene wie ein im Traume lächelnder Fremdling durch die Welt, dem es vorerſt gar nicht darum zu thun iſt, ſie zu verſtehen, oder ſich verſtändlich zu machen.

Jene anmuthige jungfräuliche Zurückhaltung, die bei ihrem Entſtehen das Kind oft ſo plötzlich von dem jungen Mädchen trennt, ward ihr in Folge ihres ſchnellen Wachsthums ſchon ſo früh eigen, und jede Art von

Gefallsucht blieb ihr auch später so fern, daß keinerlei Uebergang in unserem gegenseitigen Verhältnisse stattfand, und ihre reine Unbefangenheit für mich immer gleich unantastbar blieb.

Die meine wurde zum erstenmale einigermaßen erschüttert, als sie an ihrem siebzehnten Geburtstage auf den ersten Ball gehen sollte.

Ich konnte ihr mein Angebinde, eine Zeichnung, erst Abends bringen und fand sie daher schon im weißen Kleide, mit einem Kranze von Apfelblüthen im Haar, deren zarte, weißrothe Färbung ungemein zu derjenigen ihres eigenen frühlingshaften Antlitzes stimmte. Genug, mir gefiel sie ganz ausnehmend, und mit schwerem Herzen wünschte ich ihr gute Unterhaltung und ging. Mir war, als ob sich unsere Wege jetzt scheiden würden, und traurig sinnend malte ich mir auf dem Heimwege alle Möglichkeiten aus, die Helenen nunmehr von mir entfernen würden. Den ersten Schritt aus ihrer gewohnten Zurückgezogenheit in die Welt that sie ohne mich, wie natürlich; was hätte ihrem schlichten Jugendgespielen dabei für eine Rolle zu Theil werden sollen?

Wenn sie sich in dem ihr neuen Elemente gefiel, wenn ihre Mutter, die ganz der Erziehung der einzigen Tochter lebte, nun derselben zu Liebe ein geselliges Weltleben beginnen wollte, wenn auch ganz ihrem eigenen Geschmacke entgegen, konnte mein — wenigstens was meine Lebensverhältnisse betraf — so schlichter Umgang nicht ganz entbehrlich werden und abfallen, wie dürres Laub von einem Strauche, der neue Sprossen treibt? Und abgesehen von diesen, jedenfalls erst allmäligen Veränderungen — was konnte schon Alles auf diesem ersten Balle geschehen? Mir wurde geradezu tragisch zu Muthe; in meiner Phantasie waltete das Verhängniß schon unerbittlich trennend zwischen uns, so daß Helenens Ballbericht, als ich sie wiedersah, mir so unverhofft erquickend war, wie Lerchensang im November. Sie hatte den Ball ganz vom choreographischen Standpunkte aus aufgefaßt, etwa wie eine höhere Tanzschule, in der zwar nicht mehr gelernt, dafür aber virtuoses Können entfaltet wird, und wiederholte in künstlerischer Entrüstung, es sei gar nicht schön getanzt worden, so könne es ein Jeder, und Gewöhnliches sei ja nicht interessant. Auch sei es eine leidige Gewohnheit der Tänzer, während der Quadrillefiguren immer zu sprechen, eine Mittheilsamkeit, die ganz gut in die Tanzpausen verlegt werden könnte, während welcher ihnen ohnedies nicht allzuviel einfiele, denn sie habe während des ganzen Balles wenig vernommen, was der Rede werth gewesen wäre.

„Aber Fräulein Helene," wendete ich mit innerer Freudigkeit ein, „Sie können doch von fremden Menschen mitten unter den Zerstreuungen des Ballsaales kein Gespräch erwarten, wie z. B. wir es führen, wenn wir in Baden im Helenenthale spazieren gehen."

„Das ist wahr," sprach sie; „darum gehe ich auch lieber mit Ihnen im Walde spazieren, als mit Fremden im Ballsaale. Auch tanze ich lieber mit Ihnen, weil Sie die Tänzerin sicher führen, ohne sie so unangenehm fest zu halten."

Wenn ich diese eingehende Begründung ihrer Vorliebe auch unendlich leicht entbehrt hätte, so fühlte ich mich doch unsagbar geschmeichelt und sagte in unwillkürlicher Erinnerung an mein überstandenes Leid:

„So wäre ich also in Ihren Augen auf jenem Balle in nichts hinter den Anderen zurückgestanden?"

Sie heftete ihre großen Kinderaugen erstaunt auf mich.

„Ja, wie könnte mir denn ein Freund hinter Fremden zurückstehen?" sagte sie. „Die Anderen kenne ich ja nicht. Sie meinen, weil Sie eben nicht zum Tanzkünstler prädestinirt schienen, und weil wir Mädchen bei der Tanzstunde so lachen mußten über das verzweifelt ernsthafte Gesicht, mit dem Sie Ihr Gehör für den Text der Tanzmusik empfänglich zu machen suchten? Es ist wahr, Sie haben uns drei Grazien damals saure Mühe gemacht; aber Sie haben es viel besser erlernt, als ich das Rechnen, wie Sie leider wissen; und es bleibt am lustigsten, wenn wir, die Gefährten der Tanzstunde, daheim tanzen ohne daß ich mich eher mit dem dummen Zeug einer Balltoilette langweilen muß."

„Aber sie stand Ihnen sehr gut, Fräulein Helene."

Sie streifte mich mit einem mütterlich verweisenden Blick.

„Das sagt man nicht, Herbert. Sie werden doch nicht ein Ballgespräch führen wollen? Was kümmern Sie Kleider und Kleidungen?"

„Sehr wenig, allerdings; doch" fügte ich zur Entschuldigung meiner Bemerkung hinzu, „könnte Ihnen nicht etwa ein kleidsamer Anzug eine kleine künstlerische Befriedigung geben?"

„Nein," sagte sie mit einem philosophischen Lächeln. „Das wäre mir eine zu billige Künstlerschaft. Ich mag in nichts mit einer ungezählten Menge wetteifern, und von Tausenden übertroffen werden."

Wie leichten Herzens schied ich diesmal von ihr! Die Verlockungen der Welt werden sie nicht von Gewohntem abwenden, das stand also fest, um so mehr als ihrer Mutter, ja, der Familientradition überhaupt das Zurschauführen von Töchtern völlig ferne lag. Für Helene existirte ein solcher Begriff gar nicht; und als die Gespielinnen ihrer Kindheit heranwuchsen, mühte sie sich vergebens, für den veränderten Sinn dieser Mädchen in sich selbst ein Verständniß zu finden, wie sie mir treuherzig mittheilte.

Wohl wurde sie in ihrer Verborgenheit und trotz ihrer schweren Zugänglichkeit entdeckt; aber wie schwierig der leiseste Erfolg zu erringen gewesen wäre, und wie verkehrt es war, diesem Kinde, dem sich die ideellste

Liebe nur auf den Fußſpitzen wirklich hätte nähern können, ſchon mit fertigen, trefflich geordneten Heiratsplänen zu kommen, das wußte ich als ſtiller, aber im Innerſten durchaus nicht unbetheiligter Zuſchauer beſſer, als dieſe Entdecker.

Ich war's mir nicht klar bewußt, ich hätte es mir nicht einzugeſtehen gewagt, wie der Gedanke an ſie über all meinem Streben, dem beſonnenen Fleiße der Gegenwart ebenſo, wie über den kühnſten und fernſten Zukunftsplänen lag. Daß ich meine ganze frühe Jugend über immer denſelben fröhlichen Eifer für meine Arbeiten behielt, verdanke ich ihr, da in mir der Sinn für Zerſtreuungen und Genüſſe, die ihr fern lagen, nicht geweckt wurde, und ihre kindliche Art ſich zu vergnügen auf mich zurückwirkte.

Ich war ſchon längſt inne geworden, daß die eigentlich techniſchen Studien nur ein ſecundäres Intereſſe für mich hatten, daß Geſchichte und Naturwiſſenſchaft mir viel näher lagen, und daß das Lehren mein eigentlichſter, angeborner Beruf ſei. Eine Profeſſur an einer, da es eben nicht anders ging, techniſchen Hochſchule ſchwebte mir ſchon damals als das mir am natürlichſten erreichbare Ziel vor, dem ſich mit der Zeit kühnere Phantaſiebilder werden unterordnen müſſen.

Als ich, neunzehnjährig, den erſten Schritt in dieſe Bahn gethan und meine erſte Stelle angetreten hatte, ſandte ich Helenen, die auf einer Gebirgsreiſe begriffen war, meine erſte Viſitekarte wie eine Siegestrophäe: „Herbert Sieber, Aſſiſtent an der k. k. Polytechnik in Wien."

War ich doch ihres warmen Antheils ſo ſicher, freute ich mich doch ſo ſehr aus der Ferne auf den Augenblick, da ſie dieſe Karte in die Hand nehmen würde! Meine gute Mutter war ſchon vor längerer Zeit geſtorben, und die Kleinen unſerer Familie waren meiner fernen Schweſter übergeben worden. Alles warme weibliche Mitempfinden unſeres Geſchickes, das wir ſo leicht gewöhnen und ſo ſchwer und bitter entbehren, erwartete ich daher und empfing es auch immer über mein Erwarten von Helenen.

Zwar hatte ich eben dieſen Sommer während ihrer Abweſenheit einen neuen weiblichen Umgang begonnen, indem ein Zufall mich mit einer alten Freundin meiner Familie und deren Tochter zuſammenführte. Amalie, eine blaſſe Blondine mit ſchönen Zügen und ſchmachtenden Augen, war traurig. Sie hatte ſoeben einen Roman zu Ende geſpielt, oder er war mit ihr geſpielt, oder in der Mitte abgebrochen worden — kurz, ſie war zerſtreuungsbedürftig, ein Umſtand, den ſie mir auf eine mir ſehr neue, daher höchſt ſchmeichelhafte Weiſe zu erkennen gab. Ich ging oft hin — wurde es ja doch in einem mir ganz ungewohnten, ſchmachtenden Ton verlangt — ohne mich deßhalb minder innig nach Helenens Rückkehr zu ſehnen. Und als ſie wieder mit hellem Blick und roſigen Wangen, mit dem warmen, weichen Ton ihrer Stimme

vor mir ſtand, war es mir, als zerflöſſe alles jüngſt Erlebte wie eitel Rauch, und alle Lichtſtrahlen meiner Kindheit und Jugend lächelten mir aus ihr entgegen.

Ich erzählte ihr Alles, war ich's doch von jeher gewöhnt, und ſie nahm es höchſt harmlos und antheilsvoll auf, vielleicht in jener inſtinctiven Weisheit, die Freunde oder Zöglinge — für ſie war ich Beides — in ihren Mittheilungen nie unliebſam unterbricht, um ihr Vertrauen nicht einzuſchränken.

Indeß, Erlebtes wirkt nach in uns, mehr als wir es ſelbſt wiſſen; manches in mir noch Schlummernde war erweckt worden und kam nicht mehr zur Ruhe. Dazu geſellte ſich noch Amaliens verdoppelte Aufmerkſamkeit für mich, ſeit ſie meine Jugendgeſpielin heimgekehrt wußte, ihr für mich ſo ſchmeichelhaftes Bangen und ihre argwöhniſchen Sticheleien, die mich ſelbſt erſt zur Erkenntniß brachten, wie eigener Art, wie harmlos und ſchüchtern bei wahrſter Vertrautheit mein Umgang mit Helenen war.

Es erfüllte mich mit geheimem Groll, daß Amalie leider ſo Unrecht hatte, Dies oder Jenes zu befürchten, und ich gerieth dadurch in die wunderlichſte Stimmung. Wie glücklich und innerlichſt geklärt hätte mich hier eine Gunſtbezeigung gemacht, die mir dort von ſelbſt entgegengebracht wurde! Wie thöricht und vermeſſen ſchienen mir im nächſten Augenblicke Gedanken und Wünſche, die ſich mir plötzlich und ungeſtüm aufgedrängt hatten! Und, obwohl durchaus nicht ſchüchternen Weſens, wie muthlos war ich Helenen gegenüber trotz meiner alten Mentorwürde, und wie gerührt und geärgert zugleich fühlte ich mich durch ihre immer gleiche, unbefangene Herzlichkeit! Verſtimmt und geiſtesabweſend während meiner Beſuche bei Amalien, war ich es nicht minder, ſondern noch mehr bei ihr.

Einmal wurde es ihr zu viel, als ſie die im Sommer ſorgfältig getrockneten Blumen in Sträußchen ordnete, während ich das Buch, aus dem ich ihr vorleſen wollte, zur Seite geſchoben hatte, und ſchweigend vor mich hinſtarrte, nachdem ich ſie nahezu mechaniſch um die Namen ſeltenerer Blumen gefragt hatte.

„Lieber Herbert, Sie ſind von geradezu impoſanter Langweiligkeit," ſagte ſie kopfſchüttelnd. „Nicht nur, daß ich ſeit einiger Zeit Ihre alte gute Laune ſchwer vermiſſe, ſondern Sie ärgern ſich nicht einmal mehr, daß ich die lateiniſchen Blumennamen immer vergeſſe, Sie haben gar kein Temperament mehr!"

„Man wird eben älter und ernſter — wir ſind keine Kinder mehr," erwiderte ich, aus meinen geheimen Betrachtungen aufgeſchreckt, um ſo ſalbungsvoller, als ich mir der Bedeutungsloſigkeit dieſer Bemerkung bewußt war.

„Eine ſchöne Perſpective!“ rief ſie lachend. „Sie ſind noch nicht ganz zwanzig Jahre alt; was für ein Geſicht werden Sie bei ſo raſcher Zunahme des Ernſtes mit vierzig machen? Aber entſchuldigen Sie, ich halte das nicht für Ernſt, ſondern für eine Anwandlung von Schwermuth, die der üblen Laune auf ein Haar ähnlich ſieht. Für die Schwermuth, lieber Herbert, ſind Sie nicht geſchaffen, ſie ſteht Ihnen ungemein drollig, und ich möchte Sie davor warnen, ſich darin ſo zu gefallen, wie jetzt. Wahrer Ernſt und wahre Heiterkeit ſind Ihnen viel natürlicher. Wo iſt Ihr gemüthlicher Humor hingerathen?“

„Sie ſollten über keinen Schmerz ſprechen, Helene, da Sie keinen ſolchen kennen.“

Sie hielt in ihrer Beſchäftigung inne; denn ich ließ nur in Briefen und bei beſonders feierlichen Gelegenheiten das „Fräulein“ weg, und meine Bemerkung ſtimmte ſie ſehr ernſt.

„Bald neunzehn Jahre zählen, empfinden und denken, und noch keinen Schmerz kennen gelernt haben!“ ſprach ſie mit gefalteten Händen; „wie wäre das möglich auf dieſer Erde? Vielleicht ließe ſich eher ſagen, daß ich den Schmerz beſſer kenne als Sie. Haben Sie ſchon Enttäuſchungen erlitten, und wiſſen Sie, wie bitter ſolche ſind? Kaum. Sie ſchauen die Wirklichkeit, Menſchen und Dinge mit klarem Auge, und ſie ſcheint Ihnen nicht höher, als ſie iſt. Ich trage eine Welt in mir, die ich mit der wirklichen nicht in Einklang bringen kann. Das Hohe, das Schöne *muß* beſtehen, wie lebte ſonſt die Sehnſucht danach in mir? Aber ich irre im Suchen und erglühe zu ſchnell, wie das Kind freudig entzückt weit über Stock und Stein dem Regenbogen entgegeneilt, um an der Stelle, wo er vom Himmel zur Erde herabzureichen ſchien, nur leere Luft zu finden.“

„Sie haben Recht, liebe Helene; aber eben in Folge Ihres reichen inneren Lebens ſollten Sie ſich vorſtellen können, daß es Schmerzen gibt, die Sie nicht kennen, und die ich Ihnen nicht mittheilen kann,“

„Aber Sie konnten mir bisher Alles mittheilen,“ ſagte ſie ſanft.

„Weil es nicht Sie ſelbſt betraf, Helene.“

Mit dieſer Aeußerung hatte ich mich mitten in eine neue Situation geſtürzt, ohne zu überlegen, ob ich ſie werde beherrſchen können, wie ich jetzt mit Bangen empfand.

„Mich — wie ſo? Habe ich Ihnen denn etwas zu Leide gethan?“

Natürlich gab mir die Verlegenheit vorerſt die thörichteſte Ausflucht ein.

„Nein — ja doch: Sie behandeln mich auf eine Weiſe — als wäre ich noch ein Knabe — ſo eigen — Niemand ſonſt behandelt mich ſo.“

Während ich dies noch in abgebrochenen Sätzen hervorbrachte, blickte ſie mich betroffen an, und eine dunkle Röthe übergoß allmälig ihr Geſicht.

Ein eintretender Beſuch unterbrach unſer Geſpräch, und nie war ich dem Zufalle ſo dankbar, in einer wichtigen Erklärung geſtört worden zu ſein. Mehr wollte, durfte ich ja nicht ſagen, und ſie hatte meine Andeutung ſchneller verſtanden, als ich ahnen, hoffen konnte. O, über die Ausgeburten einer zwanzigjährigen Phantaſie! Was ſpiegelten mir dieſe Betroffenheit, dies Erröthen Alles vor, und mit welch' klopfendem Herzen glaubte ich Alles beſtätigt zu finden, als ich ſie wiederſah! Denn ſie ſchien etwas befangen, wie nie ſonſt, gleichſam gedrückt.

„Sie haben mich neulich traurig gemacht," ſagte ſie nach einer Weile; ich habe jenen Abend weinen müſſen."

Ich wähnte mich in den ſiebenten Himmel verſetzt.

„Thränen — Ihre Thränen für mich, theure Helene — iſt das möglich?!" rief ich. „O, wie möchte ich mich ſelbſt ſtrafen, Ihnen Schmerz verurſacht zu haben!"

„Nein; wenn Sie es empfanden, ſo hatten Sie Recht, es mir zu ſagen," erwiderte ſie. „Ich fühle mich allem Hochmuthe ſo fern, daß ich gar nicht ahnte, daß mein Betragen je dieſen Anſchein haben könne — denn dies meinten Sie ja neulich, wenn ich Sie recht verſtanden habe. Iſt mir doch nichts ſo widerwärtig, als Hochmuth! Halte ich mir doch immer gegenwärtig, daß nichts in meiner Lebensſtellung mein eigenes Verdienſt iſt. Und nun denken, daß ich Sie, meinen treuen Jugendgeſpielen, meinen alten Freund und jungen Lehrer, deſſen mannhafte Tüchtigkeit, deſſen ſelbſterrungene Stellung ich ſo ſehr achte, je mit einer ſcheinbaren Geringſchätzung verletzt habe, — das zu denken!"

„Aber theuerſte Helene," rief ich, von allen möglichen Gefühlen beſtürmt, „das meinte ich ja ganz und gar nicht. Sie und Hochmuth! Sie, die ich oft gerne gebeten hätte, Ihr Haupt doch etwas höher zu tragen — wie hätten Sie mich je auf dieſe Weiſe verletzen können?!"

„Ja, was meinten Sie denn ſonſt?"

O, von dem ſiebenten Himmel herabzuſtürzen, und dann noch eine ſolche Frage beantworten ſollen, Alles in demſelben Augenblicke!

Es war ein erſtaunter, ganz unbefangener Blick, vor dem ich jetzt den meinen erröthend zu Boden ſchlug, um wo möglich noch Thörichteres zu ſagen, als jüngſt.

„Ich meinte, daß andere Mädchen ſich ganz anders gegen mich betragen, und daß das gegenſeitige Verhältniß erwachſener Menſchen doch ein anderes iſt, als das ſpielender Kinder. Ich meinte — daß — man ſich nach mir ſehnt und die Stunden zählt, bis ich wieder komme, während ich dort mein Fernbleiben nicht mit Ihrem Wunſche, nur mit meiner eigenen Empfindung begründen kann — kurz — dort — dort — werde ich geliebt!"

In meiner tragiſchen Verfaſſung war ich mir der Knabenhaftigkeit meiner Aeußerungen nicht bewußt, ich meinte vielmehr, daß dieſer Schlußſatz unter allen Umſtänden eine mächtige Wirkung hervorbringen müſſe. Ja, vielleicht konnte die Eiferſucht ſogar ſchlummernde Gefühle wecken — hört und lieſt man dergleichen nicht häufig?

Wie betroffen war ich daher, als ich aufblickend, in ihrem mir zugewandten Antlitz leider durchaus keinen unterdrückten Schmerz, vielmehr etwas wie unterdrückte Heiterkeit erblickte.

„Alſo die erſte Liebe!“ ſagte ſie mit einem friedlichen Lächeln. „Die habe ich mir ſchöner vorgeſtellt, nicht ſo brummig.“

„Ich habe nur geſagt, daß ich geliebt werde,“ ſprach ich tief düſter, empört über ihren leichten Ton.

„Eine ſo einſeitige Mittheilung ſcheint mir aber indiscret,“ erwiderte ſie.“ Brauchen wir die Gefühle Anderer zu geſtehen?

„In dieſem Falle ja, weil ich Sie darüber aufklären und — und — berathen wollte.“

„Ja ſo,“ ſagte ſie, und der leiſe Anflug von Spott verſchwand aus ihrer Stimme. „Aber ich ſehe nicht, worin ich Ihnen hier rathen kann. Wenn man dort in Sehnſucht die Stunden zählt, wie Sie ſagen, und wenn Sie Ihr Fernbleiben nicht begründen können, ſo gehen Sie eben hin, ich weiß da kein anderes Mittel.“

„Sonſt haben Sie mir gar nichts zu ſagen, Fräulein Helene?“

Wieder rief mein tragiſcher Ton ein Lächeln auf ihre Lippen.

„Sie ſind ſehr ungenügſam,“ ſagte ſie. „Was ſoll die Freundſchaft Anderes thun, als Ihnen zur Liebe Glück wünſchen?“

Glück und ich! Welcher Hohn, mir heute Glück zu wünſchen! So ſtürmte es in mir auf dem Heimwege. Daheim wurden die Hoffnungen, mit welchen ich ausgegangen war, und die Empfindungen meiner ganzen Jugend erſt recht lebendig in mir, und mein Inneres wogte wie die empörte See, die ein Opfer begehrt. Da wußte ich mir nichts Beſſeres zu thun, als Alles, was mich an Helene erinnerte, Briefe, Zeichnungen und Stammbuchblätter zuſammenzuraffen, und ihr in Begleitung des thörichteſten Briefes, den ich in meinem ganzen Leben ſchrieb, zurückzuſenden.

O über den kindiſchen Trotz, der erſt zur Beſinnung kommt, wenn Alles zerſtört und verdorben iſt! Vorerſt war ich förmlich ſtolz darauf, mich in dem trauten Hauſe unmöglich gemacht zu haben. Aber allmälig, ſchon ehe Fräulein Amalie meines Troſtes nicht mehr bedurfte, und — ein bei zwanzigjährigen Tröſtern nicht ganz ungewöhnlicher Fall — mich einer heiratsfähigeren männlichen Erſcheinung wegen, die in Sicht kam, bei Seite ſchob, empfand ich den Verluſt meiner Freundin mit dem treuen Gemüthe, meiner

kindlichen Schutzheiligen immer schwerer. Ich wagte nicht, der tiefen Reue über mein Benehmen ihr gegenüber Ausdruck zu geben, um so mehr, als ich auch von einem gemeinsamen Bekannten in dem Glauben bestärkt wurde, daß ein solcher Schritt ganz vergeblich wäre; und so sah ich Helenen nie wieder.

Aber ihr früher Umgang wirkte auf mein ganzes Leben nach; denn die niedrigen Freuden waren mir zu lange fremd geblieben, um ihnen nunmehr Geschmack abgewinnen zu können. Und als ich nach wenigen Jahren die erwünschte Stelle an der technischen Hochschule, wenn auch in der fernen Landeshauptstadt erhielt, drängte mich mein Familiensinn, bald die Lebensgefährtin zu erwählen, die, wenn sie auch Helenen nicht gleichen konnte, doch ihren unentweihten Sinn besaß."

Der Professor schwieg.

„Nun, und was war das Schicksal Helenens? fragte der Advocat.

Der Erzähler machte eine Kunstpause, als wollte er sein Publicum auf Unerwartetes vorbereiten.

„Das weiß ich nicht," sagte er dann einfach.

„Wie? Was?" riefen die enttäuschten Zuhörer.

„So rechtfertigen Sie mein in Sie gesetztes Vertrauen, verätherischer Freund?" sprach der Advocat. „Sie erzählen uns eine Geschichte, die kein Ende, keine Pointe hat?!"

„Aber lieber Doctor, ich rechtfertige Ihr Vertrauen ja vielmehr auf glänzende Weise," sagte der Professor mit einem schlauen Lächeln.

„Hat nicht unser Freund, der Notar hier, die dichterischen Gefahren bei der Schilderung einer ersten Liebe gescheut, und haben Sie mich nicht als einen allem poetischen Verdachte Fernstehenden bezeichnet, der die bloße, einfache Wahrheit wiedergeben würde? Nun, das habe ich gethan. Wenn Alles, was sich in und um uns zuträgt, sein bestimmtes, scharf ausgeprägtes Ende hätte und nicht vielmehr im Sande verlaufen würde — wenigstens für unseren Blick, der den inneren Zusammenhang der Dinge, das Walten des Schicksals nicht erkennen kann — wozu brauchten wir Dramatiker, Romanschreiber und Novellisten? Ist es nicht eben das Ende von allen Ereignissen, Conflicten und Situationen, das ihre schöpferische Kunst erfordert, und gelingen ihnen nicht eben deßhalb Dramen, Romane und Novellen so schwer, weil sich dieses Ende nicht finden läßt? Ueberdies gestehe ich insgeheim, daß für mich die Pointe meiner Geschichte eben darin besteht, daß ich Helenens Schicksal nicht kenne. Meinen Sie denn, ich hätte sie erzählt, wenn ich Ihnen die kindlich hehre, jungfräuliche Schutzgöttin meiner Jugend jetzt als Gattin und Familienmutter aufführen müßte? Nein; mir schwebt sie vor, so wie sie war. Vielleicht ist sie früh gestorben."

„O über die Eitelkeit! rief der Notar.“ Jetzt soll sie gar lieber gestorben, als ihrer natürlichen Bestimmung gefolgt sein, weil sie gegen Sie spröde war!“

„Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß Sie ihr Los kennen und es uns eben aus dem angeführten Grunde nicht mittheilen wollen,“ sagte der Musikalische. „Wie ist es denn möglich, daß Sie sich nie nach ihr erkundigten?“

„Lieber Freund, man hört Ihnen an, daß Sie nicht verheiratet, Vater von vier Kindern, und an einem Ende des österreichischen Staates zufrieden, aber unbeweglich festgenistet sind,“ erwiderte der Professor. „Fragen Sie doch in der Stadt, die meine zweite Heimat geworden ist, oder in einer Versammlung von Fachmännern, wie ich solche in der Ferne flüchtig besuche, um bald wieder heimzukehren, oder auf einer Gebirgsrundreise nach Fräulein Helene, noch dazu noch einer Veilchennatur, die schwerlich von sich reden macht; Sie werden sehen, ob Sie Auskunft erhalten können.

In den letzten Jahren war ich ein einzigesmal auf kurze Zeit in Wien und konnte in Folge des raschen, mächtigen Umbaues nicht einmal mehr die Stelle des freundlichen Hauses genau finden und bestimmen, in dem Helene aufgewachsen war, und in dem ich so viele trauliche Stunden verbrachte. Es ist von dem Grunde verschwunden, um riesigen Neubauten Platz zu machen.

Ich weiß also wirklich nichts. Aber ich trage die Ueberzeugung in mir, daß ihr Lebenslauf früh endete, oder nicht der gewöhnliche war; verheiratet kann ich sie mir nicht vorstellen — ich sagte ja schon, daß ich die tiefe Eigenthümlichkeit ihres Wesens erst später beurtheilen lernte.“

„Was habe ich vordem gesagt?“ rief der Notar triumphirend. „Keine erste Liebe ohne poetische Illusion! Auch Sie, Verehrter, bestätigen soeben meine Ansicht. Immer muß die erste Erkorene eine Ausnahme gewesen sein, so erfordert es unsere menschliche Eitelkeit. War sie nicht eine verrätherische Teufelin, so war sie natürlich etwas wie ein Engel, sie schwebte in den Wolken. Ich vermuthe, daß manche von Fräulein Helenens ideellen und romantischen Anlagen in Ihrem eigenen jungen Kopfe spukten, lieber Freund. An die Stelle einer australischen Colonie, deren etwaigen Besuch Sie ihr zumutheten, um dort das Schicksal eines Märtyrers für irgend eine edle Sache zu bilden, dürfte vielleicht ein böhmisches oder galizisches Nest getreten sein, in das sie irgend einem dorthin versetzten schmucken Reiteroffizier wenn auch nicht geradezu als sein Schicksal, so doch einfach als seine Gattin gefolgt sein mag. Im Grunde sind sich alle Frauen gleich.“

„Das möchte ich nicht behaupten,“ sagte eine kräftige Tenorstimme hinter ihnen, deren Besitzer soeben in die Stube getreten war.

„Seht den Treulosen!“ rief der Advocat. „Was trieben Sie denn, Professor? Haben Sie Ihre Correspondenzen für das ganze Jahr absolvirt, während Sie uns doch nur verließen, um zwei Zeilen zu schreiben?“

„Ich ward durch einen kleinen Zufall der Gegenwart und dem Alltagsjammer derart entrückt, daß ich sogar den heutigen Regen vergaß,“ erwiderte der Hinzugekommene. „Als ich nämlich in der Stube hier nebenan das Schreibzeug von dem Kasten herablangte, fiel ein Buch herab, und da es auf moderne Weise schlecht geheftet war, so flogen etliche Blätter heraus. Während ich sie einordnete, fing ich mitteninnen zu lesen an und fühlte mein Interesse so angeregt, daß ich das Buch bis jetzt nicht mehr aus der Hand legte, was mir bei einem epischen Gedichte nicht eben häufig geschieht. Die mir werthvolle Bekanntschaft dieses Buches verdanke ich noch dazu dem Umstande, daß es mir offen in die Hände fiel; denn ich hätte es nie aufgemacht — natürlich, weil es mit einem weiblichen Autornamen behaftet ist.“

„Nun, und ist es ein bekannter Autorname?“ fragte Apollo.

„Nein. Ich wenigstens habe den Namen Helene von D... nie gehört.“

„Geben Sie her, College!“ so übertönte Professor Siebers Stimme triumphirend den allgemeinen Ruf der Ueberraschung. „Ja, es stimmt; so wird der Name geschrieben.“

„Sie müssen nämlich wissen, Professor,“ erläuterte Apollo, daß uns Ihr Herr College soeben mit der Kindheit und ersten Jugend dieser selben Helene bekannt machte, die Sie uns jetzt so unerwartet als Dichterin vorführen. Wußten Sie denn nichts von poetischen Erstlingsversuchen, Professor Sieber? sie scheinen mir ja sehr gut zu dem Bilde zu stimmen, das Sie entwarfen.“

„Allerdings wußte ich davon, wenigstens von den allerersten,“ erwiderte der Befragte. „Die späteren mag sie mir nicht gezeigt haben, weil sie von ihrer eigenen Ausdrucksfähigkeit nicht befriedigt war. Daß diese sich entfalten würde, daran dachte ich nicht, wie man oft das Zunächstliegende übersieht; und daß die veilchenhafte Helene je auf irgend eine Weise in die Oeffentlichkeit treten würde — dieser Gedanke überrascht mich eben so sehr, als es mich bewegt, dies Buch in der Hand zu halten.“

„Dieser Gedanke wird Sie nicht überraschen, wenn Sie es lesen,“ sagte der andere Professor. „Das ist eine Eigenart, die von selbst hervorquillt, wie die Knospe, die der Sonne zustrebt, und ihre Hülle sprengen muß. Aber wie dieses Buch in diese Idylle gekommen sein mag, die doch nicht einen Sammelpunkt für neue literarische Erscheinungen abgeben dürfte? Wir wollen die Wirthin befragen.“

„Sehr einverstanden!“ rief der Notar. „Für mich ist es nämlich noch durchaus nicht ausgemacht, daß die bewußte Helene identisch mit dieser

vielleicht bloß gleichnamigen Verfasserin sein müsse, und noch weniger, daß sie unvermält bleiben mußte, weil sie mit neunzehn Jahren spröde war."

Die alte Wirthin war indessen eingetreten, eine stattliche Frau mit gutmüthig klugem Gesichte und jener ländlichen Weltläufigkeit, wie sie an derlei alten, patriarchalischen Vereinigungspunkten zu finden ist.

„Was es für eine Bewandtniß mit dem Buche dort hat, wollen die Herren wissen?" sagte sie, sich setzend und ihre Schürze glatt streifend. Das hat uns das Fräulein geschickt, die es geschrieben hat. Sie war mit ihrer Mutter vor ein paar Jahren zwei Wochen lang hier wegen unserer guten Luft. Und da regnete es einmal so wie heute, und wir hatten etliche Sommerfrischler da, und die baten das Fräulein gar sehr, sie solle ihnen etwas lesen, weil sie erfahren hatten, daß sie schrieb, Verse und dergleichen. Sie ging nämlich Vormittags immer allein in den Wald, und unsere Kinder vom Hause fanden sie dort meistens auf einem Baumstamm sitzen und schreiben; daher wußten wir's. An dem Regentage also las sie hier an diesem Tische Vieles von dem, was in diesem Buche steht, es war nur so mit Bleistift auf einzelne Blätter geschrieben, wie sie es im Walde that. Und unseren Gästen, die hier um den Tisch saßen, wie Sie jetzt, gefiel es sehr, und die Frauen weinten manchmal dabei; da bat ich das Fräulein, sie möge uns diese Geschichte, wenn sie einmal fertig im Buche stünde, zur Erinnerung schicken, und sie hat Wort gehalten."

„Und ist das ihr rechter Name, der hier auf dem Buche steht?" fragte der Notar.

„Ja freilich, wie denn nicht? Ihr Vater war ein Rath, ich weiß nicht mehr, was für einer — er war schon sehr lange verstorben, und sie lebt mit ihrer Mutter."

„Hat sie denn eine unglückliche Liebe gehabt, daß sie schrieb, anstatt zu heiraten?" fragte der Ungläubige weiter.

„Die? Warum nicht gar. Der schaut ja noch das helle Kind aus den Augen, wenn sie auch eben nicht mehr jung ist. Auch lachen kann sie, wie ein Kind. Sie ist auch wieder recht still, sonst fiele ihr ja das Alles nicht ein, was sie da schreibt, und geht den Leuten nicht viel in den Weg, so daß sie sie oft für stolz halten, das ist sie aber nicht. Sie ist halt eigen, drum wird sie nicht geheiratet haben."

„Sehen Sie? Das heißt, hören Sie?" sagte Professor Sieber, triumphirend zum Notar gewendet.

„O, was ist das?!" rief Apollo, der den Fenstern gegenüber saß. „Die Sonne!"

In der That hatte die Sonne knapp vor ihrem Scheiden die Nebel durchbrochen, und zeigte die in feuchtem Grün prangende Landschaft mit den

zerriſſenen, lichtſchimmernden, um die Berge geſchlungenen Wolken in magiſch ſchöner Beleuchtung.

„Der Wetterprophet thut die Mütze ab! rief die Wirthin, nach einer Bergſpitze im Weſten zeigend. „Morgen wird es ſchön!“

„Victoria! wir werden den Berg erſteigen!“ rief der Profeſſor mit der kräftigen Tenorſtimme. „Und Du, trauter Gefährte eines trüben Tages, Du noch unbekanntes Buch! was wird Dein Loos ſein? Wird Dir auch dereinſt die Sonne ſcheinen, wirſt Du auch auf die Höhe gelangen, oder bleibſt Du verregnet, von einſamen Wanderern nur zufällig entdeckt — wer kann das wiſſen?!“

Goethe's Apotheose nach dem Bilde Kaulbachs.*

(Schlußtableau nach Beethoven's Zwischenacten zu Goethe's „Egmont".)

Prolog

von

A. J. Schröer.

(Vor dem geschlossenen Vorhang.)

Noch leben fort Beethoven's Zaubertöne
Im Herzen mir, die Siegessymphonien: —
Es schlägt das Herz zum letzten Gange Egmont's,
Den er im Siegerschritt zum Tode wandelt! —
Die Bilder zieh'n an mir vorbei noch einmal,
Wie sie des Dichters Geist uns vorgezaubert. —
Laßt seiner uns gedenken, wie er einst,
Wol hundert Jahre sind es, aufgeleuchtet,
Ein strahlendes Gestirn, am Himmel Weimars;
Wie er mit „Goetz" und „Werther," „Faust" und „Egmont,"
Mit „Wilhelm Meister," „Tasso," „Iphigenie,"
Wie dann als Mensch er alle Welt entzückt! —
Wie als Orest im Schauspiel „Iphigenie"
Er auftrat einst; von Furien verfolgt
Den Tod verlangt von seiner Schwester Hand!
„Zerreiße diesen Busen und eröffne
Den Strömen die hier sieden einen Weg!" —
— Doch Iphigeniens Seelenreinheit scheucht
Die Furien aus seiner Nähe, heilt
Den Kranken und: — er hebt sein hohes Haupt,
Ein neuer Mensch, entsühnt, die Welt zu grüßen! —
Wie war der Dichter schön da, als Orest!
Wie riß sein Geist erst zum Entsetzen hin,
Um dann mit höchstem Glanze zu entzücken! —
Denkt Euch nun vor der Bühne Weimars Hof,
In erster Reihe Herzogin Amalie,

* Da die Ausführung eines Schlußtableau's (mit lebenden Personen) nach dem bekannten Bilde Kaulbach's, die von Seite des Wiener Goethevereins zu einem Goethefeste bereits im Werke war, unterblieben ist, theilen wir den Prolog hier mit, der als Deutung des genannten Bildes zu betrachten ist.

Karl August's Mutter, neben ihr die edle,
Die allverehrte Herzogin Luise.
An ihrer Seite die „Besänft'gerin,"
Des Dichters Iphigenie, Charlotte,
Die hehre Frau von Stein. — Orestes ähnlich,
Sank er, wie er, von Seelenqual gejagt,
Wie ein Gestrandeter einst ihr zu Füßen.
— Gleich einer Göttin, die zum Himmel aufschwebt,
Erschien sie ihm. Vergebens, daß ein Mensch
Die Arme nach ihr ausstreckt, daß sein Aug'
Nach einem Blicke fleht! — Sie schwebt verloren
Im Himmelsglanz, der sie umgibt, zum Himmel.* —
Und wenn ihn wilde Leidenschaft ergriff,
Mit Armen die Holdsel'ge zu umfangen,
Da wies sie sanft ablehnend ihn zurück
Und bot ihm ernst — die Liebe einer Schwester! —
— Doch seht jetzt hin, geheilt tritt vor Orest,
Des Sieges Glanz auf der entwölkten Stirn:
Der Dichter, der ihn schuf, er ist es selbst! —
Begeisterung ergreift die Hörerschaft,
Und unter Jubel fliegen Kränze ihm,
Dem Herrlichen zu Füßen. — Freudestrahlend
Neigt sich Amalie zum Freunde Wieland:
„Wir wollen's seiner Mutter schreiben!" spricht sie
Und Herder's Augen glänzen voll Entzücken.
— Doch die so ernst, so schwesterlich sonst blickte,
Dort an Luisen's Seite, die Geliebte,
Des Dichter's himmlische Besänft'gerin,
In beiden Händen hält sie Lorbeerkränze
Zu Füßen sie zu legen dem Geliebten.
Und was ihr schönes Auge heute spricht
Ist rückhaltslos bekannter Sieg der Liebe! —

Ihr Frauen, die Ihr uns're Engel seid!
Wie wäre ohne Euch so kalt die Welt!
Ihr scheucht die Furien der Selbstsucht uns,
Entsühnet tausendfach in uns Orest! —
Der Eures ew'gen Zaubers Weltgeheimniß
Durch all' sein Leben und durch all' sein Dichten
Verkündiget: „Das Ewigweibliche,"
Das uns vom Erdenstaub zum Himmel hebt;
Laßt uns lebendig ihn mit Augen schauen,
In höchstem Dichterglanz —
bekränzt von Frauen!

(Der Vorhang geht auf, Tableau.)

* Vgl. den Brief Goethe's an Frau von Stein, vom 7. October 1776.

Volksthümliche Liebeslieder.

Aus dem Spaniſchen überſetzt

von

Edmund Dorer.

Wohl verloren ſich zwei Sterne,
Denn am Himmel ſind ſie nicht!
Schlichen in dein Haus; aus deinen
Augen glitzert jetzt ihr Licht.

Deine lieben blauen Augen
Haſt dem Himmel du geraubt;
Mußt ihm Rechenſchaft einſt geben
Was ſie Böſes ſich erlaubt.

Wenn ein Mädchen zweie liebt,
Muß ich klug es nennen:
Löſcht die eine Kerze aus,
Bleibt die and're brennen.

Ich erwäge und erwäge
Und begreife nicht das Wie;
Mich beleben deine Augen
Und ich ſterbe doch für ſie.

Lieb! Es ſei der Seele Fenſter
Unſer Auge, ſagt man mir
Und ſo ſpricht denn meine Seele
Durch das Fenſter ſtets mit dir.

Liebe iſt ein Kind, das zornig
Wirft das Brod zur Erde nieder;
Aber, wird es dann gehätſchelt,
Schweigt' und nimmt das Brod gleich wieder.

Mit der Liebe ſchloß die Zeit
Einen gütlichen Vertrag:
Und die Zeit reißt wieder ein,
Was die Liebe bauen mag.

Eiferſucht ſie thut
Liebeskranken gut,
Wie bei Fiebergluth
Aderlaß dem Blut.

Sagte eine Doppelwahrheit,
Wer dem Monde dich verglich?
Gleich dem Monde biſt du lieblich,
Gleich dem Mond veränderlich.

Sprich, von welchen neckſchen Geiſtern
Werden wir umhergetrieben,
Daß, je grimmiger wir zanken,
Wir uns inniger nur lieben?

Wegen einer deiner Nichten
Bin ich dir ſo gut,
Küßt man doch das Holzgeſtelle
Drauf ein Heil'ger ruht.

Hab ich mich dem Schlaf ergeben,
Träume, Liebchen, ich von dir;
Daß ein Traum nur unſer Leben,
Dies beſtätigt ſich an mir.

Nur um dich zu lieben,
Liebe ſelbſt ich mich;
Kannſt du mich nicht lieben
Kann's noch weniger ich.

Der Verſtand, er frug das Herz,
Dem ein Seufzer ſich entwand:
Warum ſeufzeſt du, o Herz? —
Warum lieb' ich wohl Verſtand?

Welchem Freunde ſoll ichs klagen,
Was die Seele mir bewegt?
Nur der Erde will ich's ſagen,
Werd ich einſt ins Grab gelegt.

Geht's auch leicht bergab zur Falſchheit
Und nur ſchwer bergauf zur Treue,
Will ich doch bergauf, will ſteigen,
Weil ich keine Mühe ſcheue.

Sprach zum Baume: Gib mir Waſſer!
Und zur Quelle: Früchte trage! —
Seit ich mich in dich verliebte,
Weiß ich nimmer, was ich ſage.

Schmerz und Bitterkeit befällt
Mein Gemüthe, zeigt es ſich,
Daß du lebſt noch für die Welt,
Doch geſtorben biſt für mich.

Liebte dich und dachte nicht,
Du vergäßeſt meiner;
Mit zwei Karten ſpielteſt du,
Während ich mit Einer.

Träume wohl von dir, mein Leben,
Doch in meiner Träumerei
Träumt es immer mir: ich wünſche,
Daß kein Traum mein Träumen ſei.

Gott vergeß ich Dir zu Liebe,
Gab den Himmel hin für dich,
Und nun bin ich ſitzen blieben
Ohne Himmel, Gott und dich.

Meine Seufzer ſind Couriere,
Raſtlos kommen ſie und gehen,
Doch mein Lieben kommt nicht weiter,
Bleibt am gleichen Orte ſtehen.

Kannſt du wollen, daß ich fahre
In dem Kahn am trocknen Strand,
Oder einen Körper liebe,
Den ich ohne Seele fand.

Glühte Einer heiß für Eine
Während dieſe Nichts empfände,
Iſt es juſt, als wenn ein Kahlkopf
Einen Kamm am Boden fände.

Dunkel ſcheinet mir die Sonne,
Dunkel mir des Mondes Licht
Und Muſik, die macht mich traurig,
Mich erfreut nur dein Geſicht.

Puszta-templom.

Skizze aus dem ungarischen Tieflande

von

M. E. Pilcz.

Ein glühheißer Julitag ging zur Neige.

Am fernen Saum der Pußta war das Tagesgestirn untergetaucht, bloß dessen gold'ner Widerschein kos'te noch mit einem schneeweißen Wölklein am Horizonte, das gleich einer züchtigen Jungfrau unter den Küssen des Geliebten rosig erglühte.

Heimwärts zog das Hausgethier von der Weide zum Nachtquartier ins Dorf; bedächtigen Schrittes Kuh und Ziege mit gefüllten Zizzen; im flinken Trab, quitschend und grunzend die langgedehnte Ferkelschaar im wirbelnden Staubgewölk. Hinterdrein mit Ernst und Würde der „Kondás“ * umgürtet mit seinem Stolze, mit der an drei Meter langen kurzgestielten Peitsche, seinem Zepter, seiner Wehr'; das kolossale Hüfthorn, womit er bei Tagesanbruch Mägd' und Knechte aus den Federn weckt, die Heerde zur Weide ruft, rücklings über den speckglänzenden Brodsack baumelnd.

Bald sind Hirt' und Heerd' im Dorfe drin dem Blick entschwunden. Stiller und stiller wird's draußen im Felde.

Es beginnt zu dunkeln. Die Nacht läßt Schleier um Schleier niedergleiten auf die müde Natur. Das saftige Grün der Wiese färbt sich immer

* Provinzialismus für: Sauhirt.

dunkler in abendlichen Dämmerschatten; Kamille und Gänseblume leuchten wie Sterne aus bläulichem Grunde, bis auch ihr Goldenschein allmälig erblaßt. So weit das Auge reicht, kein lebend Wesen auf dem Plan. Busch und Strauch, einige vereinsamte Pappeln und Akazien erheben sich zwerghaft als stumme Zeugen einer nicht vorhandenen Forstcultur in der weiten Runde, nebst den meilenweit von einander zerstreuten, in der Abenddämmerung kaum wahrnehmbaren Brunnenschwenkeln, das einzig Emporstrebende auf unabsehbarer Fläche.

Doch nein! — Dort, tief im Hintergrunde streift der Blick auch noch einen anderen, in bizarrer Formlosigkeit aufstrebenden Körper.

Ist's etwa ein Felsgestein?

Nicht möglich!

Hier auf dem theißdurchflutheten, schwarzen Boden des Alföld haben blos die weitgereisten, „studirten" Leute ein wirkliches Gestein mit leibhaftigem Auge geschaut. Der gemeine Mann kennt im Feuersteine, welchen er im buntgestickten, reichbefranzten Tabaksbeutel verwahrt am Hüftriemen trägt, den einzigen Repräsentanten des Mineralreiches.

Hier in dieser Gegend hat Gottes segnende Hand den Ackerboden des Menschen seit unvordenklicher Zeit beschützt, beschirmt vor den im Eingeweide Mutter Gäa's wühlenden vulkanischen Gewalten! — Von oben herab entladet sich wohl manchmal der Zorn Gottes in Feuer und Fluth vernichtend über die segensfette Flur. Der Blitz decimirt die Heerde, äschert die kornreiche Scheuer ein; der Hagel zerstampft Halm und Aehre; der Wolkenbruch wühlt die sorgsam gedeckte Ackerfurche auf, spült Saat und Keim von dannen, wäscht der Tanya* den Boden unter'm Lehmgemäuer weg, daß Dach und Gebälk dem armen Bauer über'm Kopf zusammenbricht.

Doch das Alles kommt von Oben!

Gottes Hand segnet, Gottes Hand straft.

Die unterirdischen Mächte aber, die hatten niemals Gewalt über diesen Fleck Erde! — Hier in dieser Gegend gelang es dem „Urfeuer" niemals, die Kruste zu durchbrechen! Hier im Alföld, wo man die politische und sociale Revolution gar gut kennt und versteht, sucht man vergeblich nach Spuren der vorsündfluthlichen „Erdrevolution."

Fels oder Berggestein ist es daher sicherlich nicht, was dort aus der Ferne in massigen Conturen sich abhebt von der nächtlich beschatteten Horizontfläche. Es scheint gar Leben d'rin. Glitzert nicht ein Lichtschein aus dem dunklen Gebilde?

Treten wir näher.

* Weiler.

Das heißt: ſcheuen wir nicht den weiten Weg, denn — das Auge täuſcht. Kaum einige hundert Schritte entfernt ſcheint's und über eine Stunde zieht ſich der mit der Luftlinie zuſammenfallende Pfad durch die Ebene bis dahin.

Nun ſind wir da. Es iſt in der That kein Fels, kein Gebilde, das die Elemente im wilden Drang erzeugt. Ein Menſchenwerk iſt's, nämlich die Reſte ſind's eines Werkes, das der Menſch in Andacht und Pietät Gott zu Ehren einſt geſchaffen, das des Menſchen Wuth und Wahnwitz zerſtört — gleichfalls Gott zu Ehren.

Es iſt die verwitterte Ruine einer Kirche, ein ſtummer Zeuge der Tartarennoth.

Es iſt die „Puszta-templom," von welcher das Volk meilenweit in der Runde, erfüllt von Angſt und heiliger Scheu, grauſige Geſchichten erzählt. Kein ehrlich Chriſtenkind wagt es, der Ruine bei helllichtem Tag auf hundert Schritte zu nahen, geſchweige bei Nacht, da die Helden jener grauenvollen Sagen mit den Heerſchaaren der Unterwelt dort zuſammen hantiren, Beelzebub unter Aſſiſtenz von Greifen und feurigen Drachen Meſſen lieſt und anderweitigen, gottesläſterlichen Spuck treibt.

Ja wohl, die einſt gottgeweihte Stätte, einſt umgeben von hundert und aberhunderten traulichen Heimſtätten der Chriſtenheit, iſt nunmehr, ſeit vielen hundert Jahren, ein fluchbeladener Ort. Große, ſchwere Sünde iſt da vor Zeiten begangen und ein gar ſchrecklich Gottesgericht an den Sündigern vollzogen worden!

Ein Diener des Herrn, ein gottgeweihter Prieſter hatte die Liebſte des Burgherrn verführt, nächtlicher Weile entführt. Der edle Ritter hatte Verdacht geſchöpft gegen den Prieſter und erſchien eines Tages gewappnet, mit waffenſtarrendem Gefolge im Pfarrhof, um den geraubten Herzensſchatz aufzuſuchen, doch konnte er nirgends deſſen Spur entdecken.

Der Burgherr war indeſſ' nicht nur eiferſüchtig, ſondern auch ein gottesfürchtiger Chriſt. Der Eid des Prieſters ſollte ihm Beruhigung ſchaffen. Er führte den Prieſter vor den Tiſch des Herrn, hieß ihn da ſchwören, daß er nichts über den Verbleib der treuloſen Maid zu ſagen wiſſe.

Und der Pflichtvergeſſene leiſtete den Eid!

Er ſchwor beim Leib des Herrn, der dort oben in der Monſtranze ruht, daß er keine Ahnung habe, wo die Treuloſe ſtecke!

Aber der Prieſter hatte den Namen Gottes eitel angerufen, gefrevelt am Heiligſten!

Während er alſo den heiligen Eid geſchworen, ſteckte die Geſuchte ganz in der Nähe, in einer geheimen Höhlung unter'm Altar verborgen!

Der Ritter zog beruhigt von dannen.

Aber es gingen nicht vier Wochen in's Land, da waren die Mongolen zur Stelle.

Der gottlose Priester und seine Liebste, nebst allem Pfarrgesinde, das um den himmelschreienden Frevel wohl gewußt, aber um schnödes Gold geschwiegen, wurden von den blutdürstigen Barbaren in die Kirche gesperrt, die Kirche selbst wurde an zwölf Ecken in Brand gesteckt.

Zwei Tage und zwei Nächte tönte das Wehgeheul der Gottverlassenen hinaus in die Weite, zu den Ohren des flüchtig in Busch und Hain verborgenen Christenvolkes, bis das Flammengrab die Leiber der Meineidigen und Hehler deckte. Die Seelen der Sünder jammern und heulen auch jetziger Zeit noch allnächtlich um die Geisterstunde gar markerschütternd, entsetzlich! Doch wird dieses Jammern nur von guten Christen vernommen, die niemals im Leben eine Mess' versäumt, in der Beicht' niemals eine Sünde zu bekennen vergaßen.

* * *

Es hat freilich auch Leute gegeben, die an all das nicht glauben wollten, die allen gutgemeinten Rathschlag rechtschaffener Dorfgreise in den Wind schlugen und dreist eindrangen in den Bannkreis des Verhängnisses.

Kein einziger ungestraft!

Noch Jeder, der das Innere der Puszta-templom betreten, brachte einen Denkzettel für's ganze Leben mit. Böse Krankheit, Wahnsinn, ja der Tod ereilte die Meisten bald, die dem Fluch, der auf jenem kahlen Gemäuer lastet, zu trotzen gewagt. Manche büßten den Trotz auf der Stelle. So vor etwa fünfzig Jahren der einzige Sohn des Obergespans.

Er war ein herrlicher Junge, der Stolz seiner Eltern, der Liebling von Alt und Jung im ganzen Comitate; bildhübsch, munter und ausgelassen wie ein junges Zicklein, gut, mild und treu mit den Armen. Die Tage, die der junge Cavalier daheim zubrachte, waren eine Zeit des Glückes für die Dorfschönen weit und breit, eine Zeit des Segens für die Bedürftigen und Nothleidenden. Aber die Universität und die leichtlebige Residenzwelt hatte den Sinn des sonst so wackern Jungen abwendig gemacht den Bahnen wahrer Gottesfurcht und heimischer Sitt'! Er wollt' nicht an Wunder und Zauber glauben, er glaubt' nicht einmal an Teufel!!

Da war der junge Herr einmal in Begleitung eines Schulgenossen, eines Vetters, von weiter Reise heimgekehrt. Nach wenigen Tagen hörte der Vetter von den grauenvollen Geschichten der Puszta-templom und er ruhte nicht, bis ihn der Freund hinausführte, die Wunder und Zeichen der Ruine zu erproben. Eines schönen Morgens kamen die beiden jungen Leute auf feurigem Renner herangesprengt direct auf die Ruine zu.

Aus weiter Ferne sah der „Kondás“ inmitten seiner Heerde, sein Pfeifchen schmauchend, die Reiter aus dem Sattel steigen, auf das verwitterte Gemäuer zuschreiten. Der naive Pußtensohn bekreuzte sich im stillen Gebet für die armen Seelen der jungen Leute.

Es währte nicht lange und die bösen Ahnungen des Hirten waren in Erfüllung gegangen.

Nur wenige Minuten hatte der Sohn des Obergespans mit seinem Vetter drin in der Puszta-templom geweilt, da stürzte letzterer mit der Hast des Entsetzens hervor, eilte auf die in der Nähe grasenden Renner zu, schwang sich auf den Rücken des einen und sprengte im rasenden Flug heimwärts, dem Dorfe zu.

Der einzige Sohn des Schloßherrn kehrte nicht wieder.

Der trostlose Vater fand denselben mit zerschmettertem Schädel unter einem Mauerklumpen liegen.

Die „studirten Leute“ drin im Dorfe und auf dem Schlosse des Obergespans behaupten freilich, es habe sich so zufällig ein Stück Mauer losgelöst, als der junge Herr dort in der Nähe der morschen Wand gestanden.

Nun ja, die Herrn im Kaputrock wollen ja Alles besser wissen, als der gemeine Mann! Aber dieser gemeine Mann weiß, was er weiß. „Morsche“ Mauer! Die Mauern stehen schon viele, viele hundert Jahre aufrecht da, im Sturm und Wetter, werden noch weitere viele hundert Jahre allem Wetter trotzen. Der „Fluch“ war's, der hat dem jungen Herrn den Mauerklumpen an den Schädel geworfen.

Der gemeine Mann weiß, was er weiß, er läßt die Kaputröcke reden und philosophiren und geht der Fluchstätte nicht in die Nähe.

* * *

Und doch müssen Leute da in die Nähe gehen, ja drinnen selbst hausen zwischen dem kahlen, verwitterten Gemäuer. Woher käme denn der Lichtschein, welcher oft des Nachts aus den Fensterlucken gespenstisch in die Finsterniß hinausdringt?

Ah! das ist die alte Jutka!* Die gehört freilich dahinein! Der thun die Bösen nichts, die steht auf gutem Fuß mit den Geistern.

So! Wer ist denn diese alte Jutka?

Wer das wüßte! — Die Sára-néni drinn im Dorfe, die Hebamme behauptet, es sei das Gespenst des vor vielen hundert Jahren verbrannten Pfarrerliebchens selber. In der Christnacht sei ihr, der Hebamme, die Jutka

* Diminutiv für: Judith.

im Traume erſchienen und habe es ihr ſelber geſtanden. Aber mag die Sáranéni geträumt haben, was ſie wolle, ſie träumt oft nach dem Taufſchmaus bei offenen Augen, wenn ſie zu tief in die Slibowitzflaſche geguckt, ganz juſt iſt's mit der alten Jutka nicht, das iſt ſicher; ſie kennt ſich aus in der Unterwelt und bei den Geiſtern.

Alſo eine Hexe!

Natürlich! Aber keine böſe! Im Gegentheil, ſie hilft dem armen Mann wo ſie kann. Oft kömmt ſie ganz unerwartet mehrere ſtundenweit daher in eine Tanya, wo eben ein Kind am Fieber oder ſonſt an einer Krankheit ſchwer darnieder liegt; bringt ein Kräutlein, ein Säftlein, das noch nie verſagt hat. Entgelt nimmt ſie nicht, auch bettelt ſie nicht. Nun ja, wozu ſollte ihr auch Geld und Geldeswerth — ſtehen ihr doch alle unterirdiſchen Schätze zu Gebote! Wenn ſie Geld braucht, ſo holt ſie ſich's drinn vom Friedhof.

Vom Friedhof?

Ja wohl. Dorthin wandelt ſie von Zeit zu Zeit in ſpäter Mitternacht. Dann Tags darauf kauft ſie drinn im Dorfe ihr Brod, ihr Stückchen Käſe, und wo ihr ein Armer in den Weg kommt, erhält er Spenden von ihr.

* * *

Wo dies Alles geſchrieben ſteht?

In dem großen und ewigen Buche, das aufgeſchlagen liegt für Jedermann, der drinn zu leſen verſteht, im Volksherzen, im Volksſinn dort unten in den Ebenen der Theiß; in jener heiligen Schrift wo ſich aufbewahrt finden die herrlichſten Blüthen einer naiven Fantaſie, jener Fantaſie des Naturkindes, welche befruchtet vom Thau der Nacht, erleuchtet vom blinkenden Abendſtern, im milden Silberſchein des Mondlichtes mit unverſieglicher Zeugungskraft Unſterbliches ſchafft und webt!

Traum und Einbildung des unverdorbenen Menſchen meiſeln da aus einem Körnchen Wahrheit rieſige Wundergebilde heraus! Das blaſſe Bild der Erinnerung an irgend ein ſeltenes Ereigniß kriſtalliſirt ſich in der keuſchen Volksſeele Laufs der Zeiten, zu Welten zauberiſch herrlicher Pracht, zu abſtoßenden Denkmalen des Teufelsglaubens! Längſt vermoderte Weſen — zumeiſt der Schein von Weſen — empfangen aus dem unerſchöpflichen Born jener urwüchſigen Fantaſie, Fleiſch und Bein, Odem und Empfindung, um im Gedankenbereich des an den Mutterbuſen der Natur hingeſchmiegten Menſchenkindes unvergänglich fortzuleben, fortzuwirken und zu walten für alle Zeiten!

Wunderherrlich iſt's in jener heiligen Schrift zu leſen, in jenem ungeſchriebenen Buch der Bücher, im Sagenſchatz des Volkes! Doch nicht jedem

profanen Blick wird sich dasselbe erschließen. Wer drinn lesen will, der mag sich ausrüsten mit der Weihe der Volksempfindung; er lerne die Sprache des Volkes!

Nicht die Sprache, welche gelehrte Philologen in hirnbeschwerende Regeln gezwängt, nicht die von der Akademie „gereinigte," von Redekünstlern zum politisch-parlamentarischen Sonntagsstaat, mit allerlei Schnörkelwerk herausstaffirte Sprache! Er muß zu sprechen verstehen, mit der „Zunge des Volkes," die das Wort aus dem treuen Mutterbusen gesogen; er muß sein Denken und Fühlen kleiden können in die schlichte, schmucklose Gewandung, die das Volk — für sein eigen Fühlen und Denken — von seinem Gott empfangen, treu und heilig bewahrt!

* * *

Drüben in der Konkolyi-Csárda, wo die Heerstraße, welche als Grenzscheide zwischen dem Békéser und dem Csongráder Comitate hinziehend, abzweigt ins letztere Gebiet, saß beim Scheine eines ärmlichen „mécs"* noch um Mitternacht viel Volk beisammen, Bauersleute, Handwerker und Geflügelhändlerinnen, die auf dem Weg zu Markte hinein in die Stadt hier übernachteten.

Nicht Zufall führte die Leute so zahlreich zusammen.

Es war damals eine schwere Zeit in der Gegend. Rózsa Sándor der berüchtigte Banditenhäuptling und weit mehr noch allerlei unter dem Prestige seines gefürchteten Namens hantirendes Galgengevögel untergeordneten Ranges, machten die Wege des ganzen Alföld unsicher. Die Marktfahrer hielten zusammen und zogen nur in Karavanen von wenigstens 50 bis 100 Wagen über's Land.

Nicht selten wurden übrigens auch diese Karavanen von einem Dutzend bis an die Zähne bewaffneter Strolche „besteuert." Es schossen die leichtberittenen Kerle von allen Seiten wie die Geier einher, zwei hielten mit gespannter Pistole den ersten Wagen an, zwei nahmen den Kutscher des letzten Gefährtes beim Kragen, der Rest, bis auf einen der „absammeln" ging, flankirte die Reihe zu beiden Seiten, schußbereit hin und her fliegend, um Jeden, der nur Miene machte zur Gegenwehr, sofort niederzuschießen. Gegenwehr wäre auch völlig nutzlos gewesen; bis fünfzig oder hundert Reisende zum Kampfe sich aufgerafft hätten, würden zwanzig von den nie fehlenden Kugeln der Banditen niedergestreckt worden sein und — besten

* Ein leuchterartiges Thongefäß, dessen oberer Theil jedoch nicht in ein knappes Rohr für die Kerze ausläuft, sondern schalenartig sich ausweitet. Diese Schale wird mit Unschlitt oder Thran gefüllt, ein Docht in die Quere gelegt, dessen Ende dann außerhalb des Randes flackert.

Falles — würden ſich die Angreifer wieder nach allen Windroſen zerſtreut haben.

Es war eben die ſchwere Zeit nach achtundvierzig; das Volk war entwaffnet, die „armen Burſche“ aber waren mit Pulver und Blei wohl verſehen.

Wie geſagt, es konnte Niemand an Gegenwehr denken und dachte auch Niemand daran. Am Ende handelte es ſich meiſtens um eine „mäßige Beſteuerung.“ Es wurde den Marktleuten, Wagen für Wagen, ein-zwei Gulden abgefordert, etwas Speck und Brod und Tabak, dann ſchied man als „gute Freunde,“ die Strolche zogen mit einem recht gemüthlichen „Vergelts Gott“ von dannen. War juſt ein Jude oder „Kaputrock“ mit unter der Karavane, ſo mußte der freilich eine höhere „Gebühr“ entrichten. Jud und Kaputrock hat immer Baargeld genug, hieß es. Da mußte die Brieftaſche her. Manchmal ſtach auch die Meerſchaumpfeife, die Uhr oder ein Ring des „Höchſtbeſteuerten“ dem „armen Burſchen“ gar zu gefällig in's Auge. „Der Herr wird doch einem armen Burſchen das Ding da nicht mißgönnen! Der Herr hat gewiß zu Hauſe mehr derlei.“ Natürlich hatte der Herr ein Einſehen.

Doch kehren wir zur Konkolyi-Csárda zurück.

Dort ſaßen die Leute am langen wackeligen Tiſch beim Humpen beiſammen und verplauderten die Nacht. Die Wirthin mitten unter den Gäſten erzählte zum ſo und ſo vielten Male die Geſchichte der Puszta-templom, während der Csárdawirth, ſcheinbar theilnahmlos an die Schankthüre gelehnt, das Pfeifchen im Mundwinkel, unter'm Schatten des breitkrämpigen Hutes hervorlugend, zwei Gäſte, die den Geſchichten mit beſonderem Intereſſe zulauſchten, ſcharf beobachtete.

Es waren die Beiden in ſpäter Abendſtunde zu Fuß angekommen. Der Eine breitſchultrig, unterſetzt, ein Mann in den Vierzigen etwa, in gewöhnlicher Bauerntracht, der andere ein baumlanger Burſche, viel jünger, in Dolmán und Reithoſe, mit blanken, hellglänzenden breiten Metallknöpfen längs der Seitennaht, wie ſie die Bereiter und Haydukken der ungariſchen Landlords jener Gegend mit Vorliebe tragen. Als Hayduk des Grafen N.... hatte er ſich eingeführt und ſeinen Gefährten als deſſen Altknecht der Geſellſchaft vorgeſtellt. Angeblich waren beide gleichfalls zu Markte unterwegs, um Füllen und Rinder für ihre Herrſchaft zu kaufen.

Schon dieſe Angabe mußte unſerem Csárdawirth, der ſich auf Phiſiognomien wohl verſtand, auffallen. Um jene Zeit ſagten es vernünftige Leute auf der Reiſe nicht ſo gerade heraus, daß ſie größere Einkäufe beſorgen gehen, d. h. größere Summen bei ſich führen. Zudem hatten die Beiden trotz der drückenden Schwüle der Julinacht ihren Dolmán nicht abgelegt und waren die inneren Taſchen dieſer Oberkleider gar verdächtig aufgebauſcht.

Da mußten wohl gefährliche Dinge drinn in den Taſchen ſtecken, ſcharfgeladene Piſtolen oder Revolver gewiß.

Indeſſen was kümmerts den Cſárdawirth, wer und was die beiden ſind. Er hatte Leute ſolchen Schlages genug in ſeinem Leben bewirthet, um zu wiſſen, daß es nicht angezeigt iſt zu wiſſen, wer ſie ſeien, was ſie treiben. Er machte ſich ſo ſeine Gedanken, behielt ſie aber für ſich.

Eben hatte die Wirthin mit flinker Zunge all die Zeugenſchaft hergezählt, welche ihre Geſpenſtergeſchichten dem ungläubigen Herrſchaftsknecht gegenüber bekräftigen ſollten, die Sára-néni, den Friedhofwärter drinn im Dorfe, den Palkó-bácsi,* den Imre-gazda,** lauter grundgeſcheite, bibelbeleſene Leute, von denen die Meiſten freilich längſt nicht mehr unter den Lebenden wandeln und ihre Wiſſenſchaft von den Geheimniſſen der Pusztatemplom, ſo wie ſie ſelbe von den Vorfahrern ererbt, der gläubigen Nachwelt hinterließen.

Da ſchlugen die Hunde draußen an.

Das Gebell entfernte ſich vom Hofe hinaus auf die Heerſtraße, bald hörte dasſelbe jedoch auf, um in jenes eigenthümliche langgezogene Geheul zu übergehen, von dem das Landvolk behauptet, daß es dem Todesengel gelte. Der Hund ſieht nämlich, nach dem Volksglauben, was keines Sterblichen Auge je geſehen, den Senſenmann vorbeiſchreiten, um ſich ſein Opfer zu holen. Und jenes Geheul iſt nichts anderes als die Klage des dem Menſchen treuergebenen Thieres.

„Geh doch Alter" — ermahnte die plötzlich ernſt gewordene Wirthin ihren Mann — „ſchau zu, was doch die klugen Thiere haben mögen."

Der Wirth ergriff den zur Hand lehnenden ſchweren „Fokos" *** und ſchritt ſchweigſam zur Thüre hinaus.

Die Converſation war ins Stocken gerathen. Lautlos blickten die Gäſte vor ſich nieder; einige Beherztere traten zum Fenſter hin und ſuchten durch die eine nicht mit Papier verklebte, ſtaub- und rauchgebräunte Scheibe in's Freie zu ſchauen. Der Vollmond beſchien die ſchlummernde Natur mit mildem Lichte, doch war nichts Auffälliges in der Nähe zu entdecken.

Nach einer geraumen Weile banger Erwartung ſtürzte der Cſárdawirth ſichtlich in höchſter Gemüthserregung, mit dem Ausdruck des Entſetzens im wettergebräunten Geſichte in die Stube herein.

„Die alte Jutka!" — mehr brachte er nicht aus der gepreßten Kehle hervor.

„Die Jutka!"

* Onkel Paul.
** Gazda, Landwirth. Bezeichnung für den bemittelten Bauersmann.
*** Beilſtock.

„Die Hexe!“

„Wo ist ist sie, was ist mit ihr!“ — tönte es im Tone des Schreckens von allen Seiten zurück.

„So red' doch!“ — kreischte die Wirthin — „red' doch Alter! wo ist sie, was ist mit ihr!“

„Draußen — um die Ecke — todt!“ hauchte der Csárdawirth tonlos, indem er mit dem Daumen der Rechten hinter sich zur Thür' hinaus deutete, dann aber scheu hinters Schankgitter sich verkroch.

„Jesus Maria und Josef!“ — jammerte die Wirthin — „welch' ein Unglück! Muß die Hex' gerade daher kommen sterben, vor unserer Thür'! Oh weh und Ach über uns! das überleb' ich nicht! Das bedeutet schweres Unglück!“

So jammerte die Wirthin, schluchzend und händeringend, während die Marktleute, sichtlich bedrückt und geängstigt, stumm und scheu dem fortwährenden Geheul der Hunde lauschten.

Blos der Hayduk und der Altknecht von der Herrschaft drüben machten eine Ausnahme in der Scene allgemeiner Bestürzung.

„Laß't doch das kindische Geplärr Muhme“ — meinte der Altknecht. „Schauen wir nach, man kann doch die Alte nicht draußen auf der Heerstraße liegen lassen. Kommt doch.“

„Wie! Was! — Seid Ihr von Sinnen! Ich soll mit hinaus, um Mitternacht, zu der Hexe! Geht zu, wenn's Euch gelüstet, in den Rachen der Hölle meinetwegen — ich rühr' mich nicht von der Stelle!“

„Ah was! Hört mir auf mit Eueren Dummheiten von Hexen und Höllenspuck! Kommt Palkó-öcsém*“ — sagte er halb ärgerlich, halb im Spaß dann zum Hayducken gewendet — „gehen wir allein hinaus und bringen wir den todten feurigen Drachen herein unter Dach!“

Da hatte der gute Mann aber dem Faß den Boden ausgestoßen.

Wie eine Furie war die Wirthin mit einem Satze vor der Thüre, beide Fäuste drohend gegen die Teufel und Höll' verachtenden beiden Fremdlinge erhebend.

„Was hör' ich! Ihr Hergelaufenen! Ihr Gottlosen! Ihr wollt das Aas mir unter mein Dach bringen! Ihr nichtsnutzigen Kerle! Ihr Heiden Ihr! wollt' das Haus ehrlicher Christenleute mit Teufelsdreck besudeln! Das werdet Ihr bleiben lassen! Da mit diesen meinen Händen erwürg ich Euch eher, höllische Hundsfötter, die Ihr seid! — Alter! Herbei! Nimm den Fokos! Männer dort herbei, helft mir den beiden Buben da die schwarze Seel' aus dem Leibe treten! Herbei! Zu Hilfe! Herbei!“

* Öcsém — wörtlich: Mein jüngerer Bruder; eigentlich die vertrauliche Ansprache eines Aeltern an den Jüngern.

Die Angst vor der todten Hexe lieh dem hinterm Schankgitter zähneklappernden Wirth die nöthige Courage, um seiner in höchster Exaltation keifenden und zeternden Ehehälfte beizuspringen; im Nu stand er mit dem hochgeschwungenen Beilstock zur Seite, den beiden Fremden den Ausgang versperrend. Auch unter den Marktleuten erhob sich ein für die Fremden bedrohendes Gemurmel, das Weibsvolk stimmte im gellenden Chor der kreischenden Wirthin zu, die Männer zur Hilfe aneifernd.

Die beiden Fremden wechselten einen Blick des Verständnisses, worauf beide in die aufgebauschten Brusttaschen hineinlangten und jeder einen gar soliden sechsläufigen Revolver hervorzog.

„Ruhe!“ — gebot der Altknecht stolz erhobenen Hauptes, mit dem Fuße stampfend. „Nicht mucksen! — Ihr tollen Unterröcke und Ihr alten Schachteln in Gatyahosen! Schämt euch in die Seel' hinein wegen Eurer dummen Hexenfurcht!“

Das gebieterische Donnerwort und die Revolver hatten die Wirkung nicht verfehlt. Stille ward's mit einem Male, daß man schier das Pochen der angstgepreßten Herzen hätte hören können. Wie festgewurzelt, starr standen die Leute ringsumher.

„Die Alte wird sofort hereingeschafft, sag' ich Euch!“ hub der Altknecht wieder an — „Sofort! Ich befehl' es, der Gendarmerie-Oberst Patonay! Weg dort von der Thür!“

Mit unterdrücktem „jaj Istenem!“* schlich die Wirthin leise winselnd zur Seite, der Wirth eilte hurtig in sein Versteck hinter's Schankgitter und all' übriges soeben noch wild aufgeregtes Volk duckte sich, die Köpfe zusammensteckend, scheu auf die Bänke nieder.

Der Name Patonay übte Wunder weit und breit und rührte der demselben gezollte Respekt nicht blos von dem wichtigen Amte her, welches dessen Träger bekleidete.

Patonay, ein echtes Hußärenblut, war kein gewöhnlicher Gendarmoffizier. Als reich begüterter Landedelmann, hatte er den beschwerlichen und gefährlichen Dienst durchaus nicht nöthig. Aber, nachdem es mit dem Taljan** draußen sich nicht mehr raufen ließ, quittirte er seine Rittmeisterstelle bei den Hußären und kehrte heim, um mit den „armen Burschen“ sich herumzuschlagen.

Patonay betrieb die Banditenjagd als Sport, wie andere Leute die Jagd auf Bären oder Wölfe. Die Gefahr war sein Lebenselement. Er begnügte sich keineswegs damit, dem Raubgesindel auf freier Pußta nachzusetzen, in allen erdenklichen Verkleidungen lag er oft tagelang irgendwo auf

* Oh weh! Mein Gott!
** Italiener, Wälsche überhaupt.

der Lauer, um Weg und Wandel der sicherheitsgefährlichen Bursche, namentlich deren Hehlerschaft auszuspähen. Bald kroch er in Lumpen gehüllt schmutzbedeckt auf allen Vieren, als „Krüppel" bettelnd auf den Marktplätzen umher, bald sonnte er sich über und über berußt und beschmiert als Rastelbinder, als „herülö-tót" * unbeachtet von der Menge an irgend einem frequenten Brückenende, um die Passanten zu mustern. So war er nicht nur sein eigener verläßlichster Kundschafter in Bezug auf die Schliche und Schlupfwinkel des Banditenvolkes und dessen Hehlerschaft, sondern es ward ihm auf diesen Wanderungen à la Harun al Raschid öfters Gelegenheit geboten, durch Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, den einen oder anderen Galgenvogel, manchmal eine ganze Bande am Werke zu überraschen und in's Netz zu liefern.

Gar mancher Csárdawirth, oder biederbe Gazda, sah sich plötzlich dem Gerichte eingeliefert, seine geheimsten Beziehungen zu den „armen Burschen" verrathen und sein Schreck war groß, wenn er in dem gestrengen Gendarm-Oberst dann den Bettler, Krüppel oder Slovaken wieder erkannte, dem er Tags zuvor verächtlich eine Brodkrume zugeworfen.

Nach und nach erwarb sich Patonay auf diese Weise den Ruf eines kugelgefeiten „Ueberall und Nirgends." Bald war er ebenso gefürchtet in der Gegend, wie Rózsa Sándor selbst — in anderem Sinne und von anderen Leuten natürlich — und das will viel sagen! Wirth und Wirthin in der Konkolyi-Csárda mochten ihr Gewissen wohl auch durch Manches und Mancherlei bedrückt fühlen, daher ihre unbändige Ehrfurcht vor dem quos ego, das ihnen der Gendarm-Oberst zugerufen.

Patonay weidete sich nicht lange an dem Bild der Zerknirschung, das die Nennung seines Namens hervorgebracht, er schritt mit seinem Gefährten, einem seiner verwegensten Unteroffiziere, hinaus ins Freie, um die todte Hexe Jutka aufzusuchen. Das Geheul der Hunde zeigte die Spur. Da wo die Heerstraße rechts um das Csárdagehöfte einbog, wenige Schritte am Rain, umstanden die Köter eine auf den Rasen hingestreckte dunkle Masse. Beim Herannahen der beiden Männer zogen sich die Hunde wedelnd in den Hintergrund, knurrten und brummten blos, als wüßten sie, daß kein Feind abzuwehren sei.

Patonay beugte sich zur Alten nieder, erfaßte eine ihrer krampfhaft an die Brust gepreßten Hände, befühlte den Puls und meinte zu seinem Gefährten aufblickend: „Der da fällt's nicht ein zu sterben, sie lebt so gut wie ich und Ihr!" — Dann versucht er die Ohnmächtige aufzurütteln. „Anyuk" **

* Herumlungernder Sloval, dessen Beruf in einer gewissen die Mast befördernden Operation am Borstenvieh besteht.

** Mütterchen.

Hört doch! da liegt ſich's ſchlecht! Auf! ſonſt kriegt Ihr 'nen Schnupfen, den Ihr in Luzifers Küch' nimmer ausſchwitzt! Heda! Auf! Auf!"

Es nützte indeß alles Rütteln und Rufen nichts. Die Alte gab bis auf ein leiſes Röcheln kein Lebenszeichen von ſich.

„Greift zu, Wachtmeiſter, tragen wir die Alte hinein, ein Schoppen Törköly* wird ihren Lebensgeiſt ſchon wecken, ſie auf die Beine bringen."

Wirth und Wirthin ſammt den Gäſten machten ſich eiligſt aus dem Staube, als ſie Patonay mit der vermeintlichen Hexenleiche zurückkehren ſahen. Die Schankſtube war leer, als die Ohnmächtige hereingebracht und dort auf einem der langen an den Wänden umherſtehenden Tiſche hingeſtreckt wurde.

„Das dumme abergläubiſche Volk hat ſich verkrochen!" bemerkte Patonay, als er um ſich blickend mit Ausnahme eines am Tiſchende vor der Lampe kauernden und die Scene blöd anblinzelnden ſchwarzen Katers kein lebendes Weſen mehr in der Stube gewahrte.

„Geht hinaus, Wachtmeiſter, ſchafft einen Eimer kalten Waſſers und eines von den Weibsbildern draußen herbei."

„Zu Befehl, Herr Oberſt!"

Nun war Patonay allein mit der gerühmten Hexe.

Grabesſtille herrſchte rings umher, nur das leiſe „Spinnen" des Katers dort zu Häupten der Ohnmächtigen war zu hören.

Patonay ergriff die am Reſte ihres Thranaufguſſes zehrende Thonlampe, um ſich bei deren ruſſig qualmendem Schein die Alte näher zu beſehen.

Das ſchwache Röcheln hatte aufgehört, die früher krampfſchaft an die Bruſt gepreßten ſkelettähnlichen Arme waren ſchlaff zu beiden Seiten niedergeglitten, ruhig wie eine Leiche lag die hagere Geſtalt in ihrem ärmlichen, aber auffällig ſaubern dunklen Gewande da. Im Niederfallen draußen, und in Folge der krampfhaften Zuckungen auf dem Boden, hatte ſich das Kopftuch der Alten in den Nacken verſchoben, das volle ſchneeweiße Haar war über die hohe Stirn und das wachsgelbe Geſicht hervorgequollen, das über und über mit dem Staub der Straße bedeckt war.

Patonay löſte das Kopftuch vollends ab und entfernte mit demſelben die Staubkruſte vom Geſichte der Greiſin, ſtrich ihr das Haar aus der Stirne.

Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich der Bruſt der Ohnmächtigen.

Patonay hielt inne und forſchte aufmerkſam in den Zügen der Alten nach den Symptomen des wiedererwachenden Lebens.

Und wie er ſo ſchaute und forſchte, da fühlte er ſich von einem eigenthümlichen, nie gekannten Gefühle beſchlichen. Der Mann mit dem Eiſen-

* Kornbranntwein.

herzen, der auf zwanzig Schlachtfeldern mit allen Schrecken des Todes sich längst vertraut gemacht, fühlte sein Gemüth wie von Todesscheu ergriffen, seine Sinne wie von Grabgespenstern umwirbelt.

Fast ängstlich blickte er nach der Thüre hin, ob nicht bald Leute kommen, die unheimliche Todtenwacht mit ihm zu theilen.

Da, plötzlich fühlte der wettergefestete Krieger vom kalten Schauer sich durchzuckt. Die Alte schlug langsam die Augen auf, blickte starr Patonay in's Gesicht und hauchte, während ein Lächeln der Verklärung die todesstarren Züge überflog, mit matter Stimme:

„Ach — Du — bist's — István! — wie gut — Du bist!"

Entsetzt fuhr Patonay zurück, als er die ihm völlig unbekannte Hexe ihn bei seinem Namen nennen hörte. Wie von Zaubermacht gebunden, haftete sein starrer Blick an den großen, mit überirdischem Glanze aus tiefer Höhle hervorleuchtenden blauen Augen der Greisin.

Diese Augen! Diese Stimme! Welche Fluth von Erinnerungen weckte deren Ton!

Die geballte Rechte krampfhaft an die Stirne gepreßt, stürzte Patonay wieder vor zu der ihn mild anlächelnden Alten.

„Großer Gott!" — rief er plötzlich bebend — „Ilona! Tante Ilona!"

In diesem Augenblicke fuhr die Thüre mit Gepolter auf, der Wachtmeister erschien, in der einen Hand den Wassereimer, mit der anderen die jämmerlich winselnde Csárdawirthin beim Kragen hereinschleppend.

„Hier, Herr Oberst, ist Wasser und da die alte Vogelscheuche von einem Weibe."

„Nicht mehr nöthig, nicht mehr nöthig," erwiderte Patonay, im höchsten Grade erregt, „die Alte ist wieder bei sich, macht daß Ihr fortkommt Wirthin! Hinaus, schafft einen Wagen herbei."

Die Wirthin ließ sich dies nicht zweimal sagen; mit einem Satz war sie aus der Stube. Dann packte Patonay den verblüfft dastehenden Wachtmeister beim Arm und rief mit gedämpfter Stimme:

„Um Gotteswillen, Wachtmeister, geht, schafft einen Wagen, kost's was es kost, kauft den Markleuten, wenn's sein muß, die ganze Ladung ab, kauft ihnen Roß und Wagen ab, ich zahle Alles! Es hat sich Schreckliches zugetragen, wir müssen mit der Armen dort so rasch wie möglich in die Stadt hinein!"

* * *

Am Morgen des anderen Tages lag die alte Jutka im kühlen duftigen Gartenhaus Patonay's, auf niedlichem Feldbett im tiefen gesunden Schlaf. Patonay saß vor dem Bette, mit zärtlicher Sorge jedem Athemzug der Greisin lauschend.

Nach geraumer Weile ſchlug die Alte die Augen auf, reichte, als ſie Patonay vor ſich gewahrte, ihm die Hand, welche er mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Liebe ergriff und mit Küſſen bedeckte.

„Guter Iſtván! wie wir uns wiederſehen!“ hauchte die Alte mit wehmüthigem zärtlichen Blicke, den in tiefſter Ergriffenheit vor ihr ſitzenden Kriegsmann anblickend.

„Wie wir uns wiederſehen, und daß wir uns wiederſehen!“ — erwiderte dieſer gedämpft — „ich kann's noch nicht faſſen, ich kann's noch nicht glauben. Was iſt geſchehen, Tante, ſag' doch, was iſt geſchehen, was hat Dich uns entführt? dahin entführt, wo ich Dich nach nahezu fünfzig Jahren wieder gefunden?“

Die Greiſin im Bette ſeufzte tief auf; ſchwerer Ernſt ſenkte ſich wie eine düſtere Wolke über das vor wenigen Sekunden noch ſeeliſch verklärte Antlitz, es trat eine lange Pauſe ein, während welcher Jutka — oder bleiben wir nun bei ihrem wahren Namen, Ilona — ſtumm vor ſich hinſinnend dalag. Endlich richtete ſich ihr Blick mit mildem Schimmer dem beſorgt vor ihr ſitzenden Neffen zu.

„Mein Geheimniß“ — hub ſie an — „ſollte mit mir im Grabe der Vergeſſenheit anheim fallen; Gott allein ſollte meine ſchreckliche Klage vernehmen, wenn ich dereinſt vor ſeinem Thron erſcheinen würde! Ich glaube die Stimme ſchon zu hören, die mich dahin ruft. Gottes Fügung hat Dich, theuerer Iſtván, mir in den Weg geführt, an der Schwelle der Ewigkeit. Es ſcheint mir Gottes Wille, daß ich dieſe Schwelle nicht überſchreite, ohne die Geſchichte meines Unglücks einer treuen Seele als Vermächtniß zu hinterlaſſen.“

„Sprich, ſprich, theuere Tante, mein Herz, meine Seele hängt an Deinen Lippen.“

„Du weißt es, mein Iſtván, daß mein Herz, meine kaum aus den Träumen glücklicher Kindheit erwachte Seele ganz und gar Gyula angehörte. Du haſt mich ja oft genug als Kind darob geneckt. Du wirſt wohl ſpäter als Mann im Kreiſe unſerer Familie gehört haben, weßhalb und warum unſere Liebe völlig hoffnungslos geweſen. Gyula's Eltern waren arm wie die meinen. Ich war noch als zartes Kind dem einzigen Sohne des reichen und mächtigen Obergeſpans von Cſ.... dem Grafen Lorand zugeſprochen. Mein Vater war Kriegskamerad des alten Grafen, dem er in der Schlacht bei Leipzig das Leben gerettet. Die Verbindung der beiden Geſchlechter durch unſere Ehe war unabänderlich beſchloſſen.

Du erinnerſt Dich auch der Kataſtrophe, welche dieſe Pläne der Eltern ſcheitern gemacht, indem ſie den mir beſtimmten Gatten, den jungen Grafen Lorand in ſchrecklicher Weiſe enden ließ.“

„Ja wohl, ich erinnere mich" — rief Patonay dazwiſchen — „er wurde ja hier in dieſer Gegend von einem Mauereinſturz erſchlagen, wenn ich nicht irre."

„So iſt es! So wurde Dir erzählt, ſo glaubte auch ich, daß es die Vorſehung gefügt habe!"

„War's anders?"

„Höre mich zu Ende! Der junge Graf wurde mit zerſchmettertem Haupte leblos aufgefunden unter den Trümmern der Puszta-templom. Ein Stück des morſchen Gemäuers war auf ihn niedergebrochen, als er eines Tages mit ſeinem Neffen — mit Béla — Du kennſt ihn ja — in das Innere der Ruine eingetreten.

Der junge Graf ſchlummert draußen im Friedhof des Dorfes.

Nach Jahresfriſt hatten Gram und Kummer Mutter und Vater ihm zur Seite gebettet. Béla trat als Erbe die Herrſchaft an über alle Güter und Beſitzungen des Grafen. Gyula, der Studiengenoſſe Béla's, wurde mit ſtattlichem Gehalt als oberſter Verwalter dieſer Güter eingeſetzt.

Mein Vater war heimgegangen, meine arme gute Mutter, die von unſerer Liebe wußte, betrachtete es als ein großes Glück, ihr einzig Kind, das ſie dereinſt mittellos in der Welt zurücklaſſen zu müſſen beſorgte, in glücklicher Ehe verſorgt zu wiſſen.

Wie war ſie ſo überaus glücklich, die gute Mutter, indem ſie ſich die Zukunft ihres einzigen Kindes mit den roſigſten Farben ausmalte! Und — ach! — wie furchtbar ſollte die Enttäuſchung bald ſich einſtellen!

Ein Jahr war wie im herrlichen Traum verſtrichen. Gyula's Liebe kannte keine Grenzen, ich lebte Tage überſchwenglicher Wonne. Wohl trübte von Zeit zu Zeit ein flüchtiger Schatten den lautern Himmel meines Glückes. Es kam ab und zu ein unheimlicher Gaſt auf kurzen Beſuch. Gyula ſtellte mir ihn als Studiengenoſſen vor, als Gutsverwalter aus dem Oberlande. Das düſter verſchloſſene Weſen des Mannes, deſſen ſcheuer Blick flößten mir Furcht ein. So oft er kam und ging, gewahrte ich deutlich Spuren peinlicher Unruhe im Weſen Gyula's. Zudem erfüllten mich die geheimnißvoll bei verſchloſſenen Thüren gepflogenen Unterredungen des Gaſtes mit meinem Manne mit Sorgen und Bangen. Doch wußte Gyula meine Bedenken ſtets wegzuſcherzen, meinen Fragen mit ganz natürlich ſcheinenden, triftigen Gründen zu begegnen, meine Sorgen einzulullen.

Eines Tages kehrte ich von einem mehrtägigen Beſuch von der Mutter im Dorfe drinn heim auf's Schloß. Es war ſpät Abends bereits. Ich dachte, Gyula werde mich nicht mehr erwarten und wollte ihn im Schlafe überraſchen. Ich ließ den Kutſcher an der Hinterpforte des Parkes halten an der Gärtnerswohnung in der Abſicht, durch die wohlbekannten Alleen unbemerkt in unſere Wohnung zu gelangen.

Beflügelten Schrittes durcheilte ich die Gehege. Dort aus dem Fenster der Studirstube Gyula's leuchtete mir ein heller Strahl entgegen, weßhalb ich rasch abbog in den Schatten, um nicht bemerkt zu werden. Bald fesselten erregte Stimmen meinen Schritt, die aus dem Gemache Gyula's zu mir drangen. Es waren Männerstimmen. Von einer unerklärlichen Bangigkeit erfaßt, näherte ich mich dem Fenster.

Ach! — daß ich es erleben mußte was ich da gehört, gesehen!"

Hier verhüllte sich Ilona mit beiden Händen das gramverwelkte Antlitz und begann hörbar zu schluchzen.

„Vollende! Vollende! theuere Tante!" rief Patonay in peinlichster Spannung.

„Drinn saß Gyula mit dem unheimlichen Gaste und Baron Béla unserem Gutsherrn in erregter Verhandlung.

Aus dem Verlauf der Red' und Widerred' erfuhr ich, daß mein ganzes Glück die Frucht eines scheußlichen Verbrechens war.

Ich erfuhr, das Graf Lorand nicht einem Zufall zum Opfer gefallen, sondern einem tückischen Meuchelmord! Ich erfuhr, daß die kalt berechnende Habsucht des Baron Béla den Mord geplant, daß glühende Leidenschaft ihn vollbracht, daß Gyula die Mörder gedungen, am Morde betheiligt war! —

Der eine der Verbrecher war wegen einer anderen Missethat in Haft gerathen und drohte seinen Mitschuldigen am Morde Lorand's nun mit Enthüllungen, wenn sie ihn nicht durch ihren Einfluß befreien."

„Allmächtiger Gott!" — hauchte Patonay auf's Tiefste erschüttert.

Wieder trat eine lange Pause ein, während welcher Ilona leise schluchzte.

Endlich trocknete sie die Thränen und hub mit matter Stimme wieder an:

„Nun weißt Du das Schreckliche. Ich habe Dir nur wenig mehr zu erzählen. Als ich meines jammervollen Geschickes inne ward, schwanden meine Sinne. Ich weiß nicht, wie lange ich dort auf dem kalten Rasen leblos gelegen. Des anderen Tages erwachte ich in meinem Bette im Fieberwahne. Meine arme Mutter stand angsterfüllt als treue Pflegerin bei mir. Ihre Nähe erweckte mich zum Leben, ihr süßer kummervoller Blick brachte mich zur Besinnung. Sie hatte keine Ahnung von dem, was vorgefallen. Gyula war vor Tagesanbruch bei ihr im Dorfe vorgefahren, hatte sie geweckt und zu mir an's Krankenbett geschickt, worauf er mit dem Vorgeben, aus der Stadt einen berühmten Arzt zum Concilium holen zu wollen, von dannen sauste.

Gyula kehrte nie wieder!

Statt des Arztes kam ein Bote mit einem Briefe Gyula's, derselbe enthielt nur die wenigen Worte. „Hier."

Ilona zog ein vergilbtes sorglich in Weblappen gehülltes Blatt Papier aus dem Busen, reichte es Patonay hin. Dieser entfaltete das Blatt und las leise vor sich hin:

„Meine angebetete Ilona!

Der Ort, wo ich Dich heute nach Mitternacht gefunden, die Umstände, unter welchen ich Dich dort gefunden, lassen mir keinen Zweifel, daß Du Alles weißt. Diese Gewißheit gestattet mir nicht, Dir je wieder unter die Augen zu treten.

Verzeihe mir, Angebetete, wenn Du kannst. Verzeihe mir, daß es einen Moment in meinem Leben gegeben, in welchem mir die Aussicht Dich zu besitzen beseeligender erschien, als alle Seeligkeit des Himmels, die Gefahr Dich, mein Alles, für immer zu verlieren schrecklicher erschien, als alle Schrecken der Hölle!

Verzeihe mir, Ilona, daß die Liebe zu Dir mich zum Verbrecher, zum Mörder gemacht! Möge Gott der Allgerechte meiner armen Seele gnädig sein, die in wenigen Sekunden wird vor seinem heiligen Richterstuhle stehen.

Habe Dank, mein Engel, für das unbeschreibliche Glück, das ich in Deinen Armen genossen! Möge Dich Gott dafür segnen mit seinem reichsten Segen! Möge er Dich trösten in dem Unglück und Jammer, womit Dir nun Deine treue Liebe lohnt Dein unglücklicher, Deiner unwürdiger, aber Dich noch in seinem letzten Athemzug mit ganzer Seele anbetender

Gyula!"

Patonay ließ erschüttert die Hände in den Schoß sinken.

Nach geraumer Weile fuhr Ilona fort:

„Seitdem habe ich von Gyula nichts gehört.

Meine arme Mutter erlag dem Uebermaß des Kummers über mein Unglück bald. Ich stand einsam und verlassen in der Welt.

Ich beschloß, mein Leben ganz der Sühne zu weihen, der Sühne des Verbrechens, das um meinetwegen verübt wurde, der Sühne des Verbrechens, das Derjenige verübt, dem ich — warum soll ich's jetzt an der Schwelle des Grabes leugnen — trotz alledem mich hingegeben fühlte mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen!

Ich verließ die Heimat, verließ die Menschen und zog hinaus nach dem Orte, wo der unglückliche Graf Lorand meinetwegen unter Mördershand sein junges Leben ausgehaucht. Dort unter den Ruinen der Pusztatemplom wollte ich mein Leben beschließen im Gebet für die Seele des

Ermordeten, für die Seele des Mörders! Am Geburtstag und Todestag des unglücklichen Grafen ging ich nächtlicher Weile und geſchützt von den Myſterien des Aberglaubens, mit welchem das naive Landvolk mein elend Daſein umgeben, hinein ins Dorf, nach dem Friedhof, um mein Gebet auf dem Grabe des Ermordeten zu verrichten.

Mit den Jahren ſind meine Kräfte geſchwunden. Immer ſchwerer und mühſamer ward mir dieſer Andachtsweg, und geſtern, theuerer Iſtván, habe ich den Weg wahrſcheinlich zum letzten Male unternommen.

Bald, ich fühle es, bald werde ich mit meinem Gatten vereint, Angeſicht zu Angeſicht mit dem unglücklichen Opfer unſeres kurzen Glücks, vor dem Richterſtuhle Gottes ſtehen!"

* * *

Das Geheimniß der Puszta-templom iſt vor dem Leſer entſchleiert. Es ſind an zehn Jahre her, daß die Schleier — wie hier erzählt wurde — gelüftet worden ſind. Die Löſung des Myſteriums dürfte jedoch, wenn dieſelbe überhaupt eingedrungen in den wundergläubigen Sinn des naiven Landvolkes dort, in der ſtillen Umgebung der Kirchenruine, zur Stunde bereits wieder vergeſſen ſein und wird der Wunderglaube des Volkes nach weiteren zehn Jahren die Erinnerung an die „alte Hexe Jutka" mit neuem Zauberſchmuck zu einem gruſeligen Geſpenſterepos herausſtaffirt haben, um dasſelbe Kindskindern zu vererben.

Aus

„Tirols Ehrenkranz.“

Patriotiſche Gedichte

von

Wladimir Kuk.

Tiroler Adler.

Tiroler Adler! wovon ſo roth?
Iſt's Blut was den Fittig dir färbet?
„Geröthet von liebender, heiliger Glut,
Geröthet von feurig erhebendem Muth
Im Kampfe für Ehre, für Leben und Gut,
Geröthet von röchelnder Feinde Blut,
Mein Fittig ſo roth iſt gefärbet!“

Tiroler Adler! im grünen Kranz,
Wo haſt du den Schmuck dir erworben?
„Die Treue, die innig die Herzen verband
Im Kampfe für Freiheit und heimiſches Land;
Die Tapferkeit die uns geführet die Hand,
Die muthvoll dem grimmigen Feind widerſtand,
Die haben den Schmuck mir erworben!“

Tiroler Adler! mit gold'nem Laub,
Wer zierte ſo ſchön deine Schwingen?
„Die friedliche Arbeit, die Wiſſenſchaft,
Die fördernd erhebet des Volkes Kraft,
Betriebſam überall wirkt und ſchafft;
Das Recht, das wir wahren gewiſſenhaft,
Die zieren ſo ſchön meine Schwingen!“

Kaiſer Max auf der Martinswand.

Wer eilt dort ſo flüchtig auf ſchwindelndem Pfad
Den kaum noch die Gemſe erklimmet?
Herr Max iſt es, Habsburgs erhabener Sohn,
Ein Fürſt bei dem Waidwerk, ein Weiſer am Thron,
Dem wohl ſo ein Wagſtück geziemet.

Was reizt dich, Herr Max, von ſo dräuender Höh'
Den Sturz in die Tiefe zu wagen?
Die Jagdluſt, die höher und höher ihn treibt,
Bis endlich kein Vorwärts, kein Rückwärts ihm bleibt,
Wo zackige Felſen nur ragen.

Da ſitzt er nun rathlos, kein Pfad ihm erſcheint,
Der abwärts zu Thale ihn leite;
Tief unter ihm ſchau'rige felſige Wand,
Ein Mosgeflecht faßt er mit taſtender Hand,
Den einzigen Halt ihm zur Seite.

Tief unten, durch lachende grünende Flur,
Brauſt ſchäumend der Innſtrom zu Thale,
Das tauſendmal ſchöner Herrn Maxen erſcheint,
Der nie ſo ein Schauſpiel zu ſehen gemeint,
Beim ſcheidenden Abendrothſtrahle.

Verſunken in Nebel iſt Hügel und Thal,
Der Mond nur mit magiſchem Scheine
Verbreitet allmälig ſein ſchimmerndes Licht,
Herr Max auf dem Felſen gewahret es nicht,
Iſt nur noch mit Gott im Vereine.

Vergeſſen ſchon hat er die Pracht dieſer Welt,
Den Geiſt nur zum Himmel gekehret.
„Ich dachte mich, Vater, auf Erden ſo groß,
Nimm Höchſter mich gnädig zu dir in den Schoß,
Du haſt mich des Beſſern belehret."

„Fahr wohl nun du Erde, auf der ich gelebt,
Auf welcher ich hoffte zu ſchalten,
Ein Höherer ruft mich, ich höre ſein Wort,
Ach, allzuſchnell, Vater, rufſt du mich hinfort,
Doch ehr' ich dein mächtiges Walten."

Schon neiget ſein Haupt er in frommem Gebet,
Um nicht vor dem Tod zu erbeben,
Da — plötzlich — ein Zuruf erreichet ſein Ohr,
Herr Max ſieht befremdet und freudig empor,
„Ja, Maxel, du mußt ja noch leben!"

Ein Hirte, mit Bergſtock und Seilen bewehrt,
Reicht traulich die Hand ihm entgegen.
„Sei luſtig, ich führe dich ſicher zu Thal,
Bevor noch erſcheinet der morgende Strahl.
Sind wir auf geebneten Wegen.“

Ein Dankesblick ſchwebet zum Himmel empor,
Und ſorglich vom Führer umfangen,
Gehoben, getragen mit ſicherer Hand,
Verläßt nun der Kaiſer die ſchwindelnde Wand,
Wird bald von den Seinen empfangen.

Dem Retter zu lohnen, ſieht Max nun ſich um,
Doch dieſer iſt nicht zu erſchauen,
„Fürwahr,“ ſpricht der Kaiſer und faltet die Hand,
„So hat einen Engel der Himmel geſandt,
Man muß ihm nur kindlich vertrauen.“

— —

Jawohl, lieber Kaiſer, ein Engel es war,
Der dir hat die Pfade gewieſen,
Die Liebe, die Gott in das Herz uns gelegt,
Die ſorglich dein Haus hat allimmer gepflegt,
D'rum ſei auch dein Name geprieſen!

Lieder

von

Victor Amlauff von Frankwell.

1.

Stehn bei dem Kleiderſchrank
Zwei kleine Schuh,
Weſſen zwei Füßchen ſchlank
Paſſen dazu?

Wem ſie zu eigen ſind,
Iſt mir bekannt,
Dem ſchönſten Elfenkind
Im weiten Land.

Sehe das Füßchenpaar
Als ſtünd' es d'rin,
Sehe auch wunderbar
Die Eignerin.

Lenzfriſch und ſchlankgebaut
Iſt die Geſtalt,
Aus braunen Augen ſchaut
Märchengewalt.

Goldig die Stirne krönt
Lockengewell
Und ihre Stimme tönt
So lerchenhell.

Jegliches wie noch nie
Wunderbar paßt,
Selbſt daß, wie ſchade, ſie
Grauſam mich haßt.

2.

Es war eine Zeit, da bangt' ich,
Wenn ich dein Antlitz nicht ſah,
Und inniglich verlangt' ich,
Zu bleiben dir ewig nah.

Es war eine Zeit, da träumt' ich
Von deinen Augen ſo braun,
Und keinen Tag verſäumt' ich,
Beglückt hineinzuſchaun.

Es war eine Zeit, da ſang ich
Nur Lieder zu deinem Lob,
Mit Sehnſucht dich damals umſchlang ich,
Mit Blumen ich dich umwob.

Es war eine Zeit, da warb ich
Um deines Lächelns Strahl,
Und wenn du zürnteſt, ſtarb ich
In unſagbarer Qual.

Wo ſeid ihr Zeiten, heute?
Verklungen, verweht und verrauſcht,
Wie fernem Abendgeläute
Wehmüthig die Seele lauſcht.

Frühling und Herbst in Wien.

Eine Studie

von

Ferdinand Groß.

Vor einem Jahre habe ich versucht, an dieser Stelle die Physiognomie Wiens zur Sommers- und zur Winterszeit zu skizziren. So mag es denn auch gestattet sein, Wien in der Beleuchtung der Frühlings- und der Herbstsonne zu betrachten . . . Wien und der Frühling, das sind zwei Begriffe, die einander decken — der Frühling steht keiner Großstadt so natürlich zu Gesichte wie Wien und Wien fühlt sich nie froher und wohlgemuther als im Frühling . . . Wir Wiener, wie viele Fehler uns sonst auch verunzieren, sind doch gute Menschen und die Fülle des Empfindens ist uns reichlich beschieden. Wie morgenfrischer Thau auf der Rose, so glitzert eine unausrottbare Kindlichkeit auf unserem Gemüthe.

In der tiefgehenden Liebe zur Natur bethätigt solche Begabung sich am unwiderleglichsten. Niemand übertrifft den Wiener an Schwärmerei für Berg und Wald, für des Wildbaches Brausen und des Vogels Tiriliren. Und wenn wir uns freuen, mitten auf einem herrlichen, üppig schönen Fleck Erde auch einen „guten Tropfen" zu finden, so darf Schopenhauers eisige Definition jeder Landpartie als „Umweg in's Wirthshaus" doch nicht auf des Wieners Lust an Naturschönheit angewendet werden. Weil unser Herz so sehr an dem Zauber hängt, der aus dem Boden quillt, von den Sträuchen duftet, an dem Gezweige blüht, in Baumkronen zwitschert und vom Himmel niederblaut, weil der landschaftliche Kranz, der Wien umrahmt, uns den Boden, auf welchem wir geboren wurden, so lieb und in solchem Maße zu einem Theile unseres Seins macht, daß jeder Wiener etwas vom Antäus hat — deßwegen ist der Frühling uns die liebste Jahreszeit, die Periode, in

welcher des Wieners intimſte Neigungen ſich an den Tag drängen. Der Frühling iſt die Hoffnung, der Sommer die Erfüllung, der Herbſt die Erinnerung, der Winter das Vergeſſen... Dem Temperamente des Wieners liegt die Hoffnung am nächſten. Sobald der Frühling officiell anfängt — das iſt bekanntlich ſo gegen den 22. März — treffen wir Empfangsvorbereitungen. In allen echten Bürgerhäuſern nimmt die regierende Frau die obligate gründliche Frühlingsreinigung der Wohnung vor. Ob es auch ſchneit und ob auch das Queckſilber ſinkt, wir hängen den Winterrock an den Nagel und ſuchen den leichten Paletot hervor und allem Wetter zu Trotze anticipiren wir die ſelige Zeit, in der ſich, nach des Dichters Ausſpruch, Alles wenden muß. Freilich gedeihen die Veilchen oft nur erſt auf frierenden Menſchennaſen, aber Conſequenz überwindet ſchließlich auch die Launen der Natur. Aufmerkſam verfolgen wir den Kampf zwiſchen entſchlafendem Winter und erwachendem Frühling. Ein Kampf iſt es aber in der That, denn kaum grüßt ein belebender Sonnenblick aus dem Gewölke, und ſchon fegt wieder ein rauher Wind durch die Straßen, und die ewige Leuchte des Tages verhüllt ihr Antlitz. Ein Kampf iſt es, wie immer, wenn Altes und Neues aufeinanderplatzen... Wir glaubten das Vergangene überwunden, und nun fällt wieder Schnee. Die Sperlinge, die ſcharfſichtigen kleinen Diebe dachten nicht mehr an den Winter, ſie vernachläſſigten ſchon die Fenſtergeſimſe, auf welche Frauenhände ihnen während der rauhen Jahreszeit Broſamen zu ſtreuen gepflegt. Jetzt kommen ſie wieder und ſuchen, und manch eigenthümlich Genrebild taucht da auf, eine Secunde lang, vorüberhuſchend... Mir gegenüber, zwiſchen dem Fenſter hüpft ein verzärtelter Kanarienvogel auf dem Fenſterpolſter hin und her. Draußen auf dem Geſimſe verſammelt ſich eine Geſellſchaft von armen, hungrigen Spatzen und blickt neidiſch hinein auf den vom Glücke begünſtigten Zeitgenoſſen. Dieſer jedoch thut, als ob er die Gaffer und Neider nicht ſehe, ſorglos macht er ſeine Leibesübungen, indeſſen die Bettelleute draußen über ihr Schickſal murren... Aber auch euere Zeit kommt, ihr Armen. Eines Tages gewinnen die leichten Ueberzieher der Herren und die hellen Kleider der Damen Berechtigung, und dann irrt der Sperling nicht länger ſchutzlos und hungernd umher; am wohlſten vielleicht fühlt er ſich als Gaſt der Kaiſerburg, in dem hundertjährigen Epheugeranke an der Façade des „Schweizerhofes," dort, wo eine ganze Vögelwelt dauernd ihr Neſt aufgeſchlagen... Wien badet ſich dann in Frühlingsſonne. Auf den Häuſern liegen Licht und Glanz, auf den Häuſern und auf den Menſchen. Der Stefansdom zeigt ſich in blendender Reinheit; im jungen Frühlingslichte erglänzen ſeine Thürme faſt weiß. Man meint manchmal den Mailänder Dom zu ſehen, dieſes Marmorgedicht... Die Sonne gibt nun Allem, was wir betrachten, die richtige

Beleuchtung. Im Hochsommer ermüdet unser Auge leicht; von den Gebäuden gehen Strahlenbündel aus, die alles ruhige Beschauen verleiden. Im Frühling, in den ersten Nachmittagsstunden besonders, ist alles in ein sanftes Licht getaucht, und nun gewahren wir mancherlei Neues, was unserem Blicke sonst entgeht ... Wien streckt sich und dehnt sich wie nach langem Schlafe; es macht allenthalben Frühlingstoilette. Auf dem Graben werden die Limonadehütten eröffnet, Gastwirthe und Cafetiers machen sich daran, ihre Gärten in „Stand" zu setzen.

Bald stehen Flieder und Goldregen in Blüthe, an den Straßenecken bieten blasse Kinder oder stämmige Bäuerinnen Blumensträuße feil, der marmorne Schubert im Stadtpark summt seine Lieder vor sich hin, von seinen süßen Lippen erklingt es:

„Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwind! Geschwind!
Es kommt der Ritter Sonnenschein."

Was in Worten und Tönen Schönes gedichtet worden, geht Einem nun durch den Sinn, Verse und Töne, Reime und Accorde ... Auch der lenzfreudige französische Chansonnier fällt Einem wieder ein, der uns darüber tröstet, daß mit dem Frühling die Vögel wiederkehren, welche der Winter verjagt hat:

„Les oiseaux que l'hiver exile
Reviendront avec le printemps."

Schon am frühesten Morgen begegnet man frohgemuthen Spaziergängern. Am Abend schreiben fleißige Leute beim offenen Fenster, den Arbeitstisch hart an dieses gerückt, mit der Petroleumlampe ankämpfend gegen das noch nicht ganz erloschene Tageslicht. Die Gasflammen in den Straßen kommen zu früh; sie nehmen sich im Zwielichte fast unheimlich aus, als leuchten sie einem Begräbnisse ... vielleicht jenem des Winters. Der Wiener, ungeduldig von Natur, kann den Vollfrühling nicht erwarten; in den ersten Lenztagen schon öffnet er alle Fenster, und so tönt es dem Vorübergehenden entgegen, Vogel- und Menschenstimme, mannigfache Lebensäußerung, zu gleicher Zeit erschreckende Proben der Clavierseuche... Im Stadtpark wird das Teichbett gereinigt. Bald werden Storch und Enten ihre gewohnten Plätze wieder einnehmen. Die Rosenstöcke tragen noch Winterkleider aus Stroh, sie werden sie aber nächstens ablegen. Nachmittags erscheinen männliche und weibliche Stammgäste des Stadtparks und wählen sich Plätze aus für die ganze Saison; ein Theil der weiblichen mustert den Plan des Parkes mit dem Blicke von Strateginnen, welche einen Kampf gegen die ganze ledige Männerwelt voraussehen. Noch fehlt es den Bäumen an Blätterwerk, und so guckt man im Frühling aus allen Gärten hinaus und in alle Gärten hinein; darum sieht man so bequem von der Ringstraße aus Franz Schubert, den süßen Liedermund aus der Nußdorferstraße, als stehe

er lebendig vor Einem da . . . Im Volksgarten hat man einen Ausblick auf die architektoniſche Pracht der Ringſtraße. Durch das Gitter mag man ungehindert die herrlichen Neubauten betrachten; ſpäter, im Sommer, wenn der volle, grüne Schmuck der Bäume unſeren Blick hemmt, erheben ſich Scheidewände zwiſchen Außen und Innen. Das friſche Grün gibt den Gärten unſäglichen Reiz. Wie erſte Liebe liegt es über den Raſen gebreitet. Im Prater drängen ſich die Spaziergänger; Leute, welche die Kunſt des Spazierengehens verſtehen, ſchlagen jene Seitenwege ein, die noch heute zu einſamſchönen Partien führen. Ob das Spazierengehen wirklich eine Kunſt? Wer ſo fragt, wird ſie nie erlernen. Gibt es doch Menſchen, die es für Spazierengehen halten, zwei Stunden hindurch auf der Ringſtraße auf und ab zu marſchiren, links und rechts von einem fluthenden Menſchenſtrome bedrängt, im Vorſchreiten durch eine Schleppe geſtört, von rückwärts geſchoben wie ein willenloſer Gegenſtand. Und Andere gibt es, die mit ihren Promenaden bis zum Hochſommer warten, bis die Juliſonne den Menſchen verſengt und verglüht. Aber gerade in den Frühlingstagen ſoll man hinausziehen aus der Stadt und Zwieſprach halten mit der Natur; in jungfräulicher Keuſchheit nimmt dieſe die erſten Huldigungen des Wanderers entgegen, auf ſtillen Wanderungen, während deren man ſich ſelbſt angehört, findet man erfriſchende Ruhe, lauſcht man dem geheimnißvollen Weben der neu auflebenden Wälder und Auen. Wenn es dämmert, leuchtet vorderhand aus einem ganzen Dorf nur ein einziges erleuchtetes Fenſter heraus, man mag ruhig auf dasſelbe zugehen: es iſt das Wirthshaus . . . Leider kommen im Frühling meiſt nur ſolche Leute in Wien's Umgebung, die nach einer Sommerwohnung fahnden. In allen Sommerfriſchen hängen vor den Hausthüren verlockende Ankündigungen; Städter und Städterinnen ſtudiren dieſe Annoncen, manchmal auch, wenn ſie gar nicht die Abſicht haben, etwas zu miethen. Das iſt eben auch eine Wiener Frühlingsunterhaltung . . . Gemeinhin müſſen die Wiener Parks und Gärten das „Land" erſetzen. Vor Allem der Prater, dann der Stadt- und — zu dieſem gehörend — der Kinderpark. Im Kinderpark tauchen zugleich mit dem erſten Mailüftchen unzählige Kinder, mindeſtens zweitauſend Bonnen und die Gäſte der dort etablirten Milchwirthſchaft auf. Im Conſum von ſauerer Milch wird daſelbſt Seitens paſſionirter Liebhaber dieſes Getränkes Unglaubliches geleiſtet. Die Menge der im Kinderpark zur Verzehrung gelangenden ſauren Milch kommt jener der im Belvederegarten — geſtrickten Strümpfe gleich. Man ſtrickt im Belvederegarten ſo viel, daß man annehmen möchte, die geſammte öſterreichiſch-ungariſche Monarchie werde von hier aus mit Strümpfen verſorgt. Der Belvederegarten gibt, wie der Augarten, nur ſpärlichen Schatten, aber angenehm geht es ſich doch zwiſchen den geradlinigen Baumreihen —

den Contraſten zur Schnörkellinie des Belvederepalaſtes — den grünenden Denkmalen für Le Nôtre's Geſchmack und Richtung. Schon auf dem Wege zum Belvederegarten ſieht man Anzeichen des Frühlings. Vor der Ambraſerſammlung im Unteren Belvedere, unter freiem Himmel, werden die egyptiſchen Monolithe wieder aufgeſtellt, die im Winter an wetterſicherem Orte geborgen waren.

Beim Betreten des Belvederegartens erblicken wir ſofort Strumpf auf Strumpf. Wir ſchreiten die Alleen entlang, in denen „Alles wird Wahl und Alles Bedeutung.“ Auf der Treppe rechts, die emporführt zum Plateau, fallen Hans Gaſſer's Monatsfiguren uns auf: April als kleiner Gärtner, der Mai als bekränzter Knabe, zu ſeinen Füßen Blumen und ſchnäbelnde Tauben. Den Mai im Sinne, langen wir auf dem Plateau oben an, und nun ſchweift unſer Blick über die Stadt hinweg zum Kahlen- und Leopoldsberge, und wie dieſes Bergepaar *vor* dem Oberen Belvedere, ſo winkt *hinter* dieſem der Südbahnhof und lockt uns auf den Semmering. Wir kommen, wir kommen! . . Anſtoßend an das Plateau, in der einſtigen Orangerie, iſt ein Tummelplatz für Kinder eingerichtet. Daß die kleinen Menſchen ſich im Freien herumtreiben dürfen, iſt ja auch ein Symptom des Frühlings . . . An einem goldigen Maitage war es. Da ſah ich im Prater drei ſpielende Kinder, jedes von ihnen ein Menſchenfrühling. Eines ſaß in einem Wägelchen, das zweite zog dieſes Vehikel, das dritte ging hinterher. „Was macht Ihr da?“ — „„Wir ſpielen Begräbniß““ . . . Im botaniſchen Garten am Rennweg, der mit ſeinen erklärenden Täfelchen einer aufgeſchlagenen Pflanzenkunde gleicht, ferner im Garten der Gartenbaugeſellſchaft auf dem Parkring fehlen die Kinder gänzlich. Ohne Kinder aber kein Frühling . . . Der Schwarzenberggarten bleibt bis zum erſten Mai geſchloſſen. Er will ſich im Negligé nicht zeigen. Solch deutliche Einwirkung übt der Frühling übrigens auf Wiens Phyſiognomie, daß er nicht bloß in Gärten, ſondern in allen Straßen und Gaſſen ſein entzückendes Lächeln zeigt. Wer von der inneren Stadt zur Stubenthorbrücke geht, der hört ſchon Ende April in dem Tannenbosquet, das hart am Gitter des Stadtparkes, unmittelbar vor der Brücke liegt, hunderte Vogelſtimmen. Das iſt ein Concert, das den Zuhörer ganz glücklich macht, und ſolches Glück winkt auch dem Aermſten. Der Frühling, nicht Schutz gegen Kälte fordernd, nicht durch Hitze die Arbeitskraft lähmend, iſt die Jahreszeit der Armen, und das macht ihn uns doppelt lieb und werth. Nachträglich noch freuen wir uns darüber, daß in Wien unter Leopold dem Glorreichen bei Auffindung des erſten Veilchens alljährlich ein Feſt gefeiert wurde. Solch ein Feſt wäre heute wie ehedem nach dem Sinne der Wiener, und manch Einzelner begeht es gewiß noch immer im Stillen.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß dem Wiener der Herbst als eine Zeit wehmüthigsten Abschiedes gilt. Wir wollen und können es lange nicht glauben, daß die Zeit vorüber sei, in der wir hinausziehen konnten in die blühenden Fluren der Umgebung, empor auf die waldigen, verführerisch lockenden Höhen ringsum. Die „Paunzen" bei Purkersdorf oder der Jauerling bei Melk oder — falls wir so glücklich gewesen, weiter ausgreifen zu dürfen — der Laudochsee bei Gmunden oder das Rauriser Goldbergwerk bei Gastein haften ihm noch frisch in Aug' und Gedächtniß, und er will sich nicht in die betrübende Wahrheit hineinfinden, daß es nun mit all' der Herrlichkeit ein Ende habe für Monate und Monate. Wir fühlen, daß wir nun wieder seßhaft werden müssen. Allerdings hat das Reisen auch im Herbst seinen Reiz, vorausgesetzt, daß man nicht so ungeschickt ist, sich nach der Sommer-Fahrordnung der Eisenbahnen richten zu wollen. Aber so eigentlich ist doch nur der Sommer die Zeit, die uns nicht daheim duldet. Wien lebt da so wenig als möglich in Wien; es wandert und wandert, und der Sohn dieser Stadt bekundet seine Kindesliebe nur dadurch, daß er gern jene Berge ersteigt, von denen er hinabschauen kann auf das Häusermeer und aus diesem herausfinden seinen Bezirk, seine Gasse und — wenn er ein Fernrohr zur Hand hat — vielleicht sogar sein Haus. Wie oft sind wir, Wiener Kinder durch die Reihe, auf der Spitze des Kahlenberges gestanden, spät Abends, wenn lange Reihen von Gasflammen die Ringstraße kenntlich machten — zu mitternächtiger Stunde, während die Residenz im Schlafe lag — bei Tagesanbruch, wenn der plötzlich aus Wolkenschleiern hervorbrechende gluthrothe Feuerball seinen ersten Schimmer auf die Thürme der Kaiserstadt warf — und wie freuten wir Alle uns, vor weiterer Fußwanderung noch einen Blick auf das Heim zu werfen, das Jedem in's Herz gewachsen wie eine alte Liebe.

Aber jedes Jahr bringt einen 23. September, und mit diesem Tage beginnt der Herbst. Nur dem Kalender nach, denn im Uebrigen schiebt der Wiener, unbekümmert um astronomische Bestimmung, den Herbstanfang nach Möglichkeit hinaus, um acht, um vierzehn Tage, so lange als möglich. Wenn vor den Häusern schon die mit Holz und Kohlen hoch beladenen Wagen stehen, deren Inhalt von fürsorglichen, auf den Winter bedachten Hausfrauen eingewirthschaftet wird, unternehmen wir noch eine letzte, dann eine allerletzte und endlich eine unwiderruflich letzte Landpartie. Als höflicher Mensch muß man der Hinterbrühl oder dem Helenenthale Lebewohl sagen; eine schöne Gegend fühlt sich leicht beleidigt, und mit schönen Gegenden möchten wie es ebensowenig verderben wie mit schönen Frauen.

Nach und nach gewinnt die Jahreszeit die Oberhand gegen unsere Opposition, rauhe Lüfte wehen durch die Straßen, echter — an Salzburg

und Ischl gemahnender — Herbstregen strömt hernieder, die Morgen werden kühl, die Abende feucht, und wenn Abends die Glocken von den Kirchthürmen läuten, liegt auf den Fensterscheiben ein nasser Hauch wie eine leise Ahnung herannahender Eisblumen, wie eine Vorbereitung auf die Zeit, da des Christbaums flammende Kerzchen sich wiederspiegeln in den schimmernden Krystallen, mit denen die Augen der Häuser bedeckt sind. In den großen Vorstadt-Häusern, in denen unzählige Miether wohnen, wird in jedem Stockwerke und in jeder Wohnung ein Clavier gestimmt, um für die Winter-Campagne vorbereitet zu sein. Alles, Alles spricht vom Herbst . . .

Schwer, wie jeder Vollkräftige, stirbt der Sommer. Schwer endet er in Wien, wo er über Alles sich geliebt weiß. So flackert er denn mitten im Herbst manchmal wieder zu neuem Leben auf; plötzlich ergießt wärmender, milder Sonnenschein sich über die Häuser und — ganz wie im Frühling — fliegen die Fenster auf und die Herzen, und im Nu wimmelt es allüberall von Spaziergängern, und auf allen Gesichtern liegt Sommerfreude, und Leute, die aus der Villeggiatura schon heimgekehrt sind, finden, sie hätten noch einige Wochen auf dem Lande bleiben können, man verspüre eigentlich noch nichts vom Herbst, und der October sei der leibhaftige Mai. Solche Optimisten thun wohl daran, trotz des leibhaftigen Mai, die Stadt nicht wieder zu verlassen, denn Herbstwetter ist trügerisch wie Weiberherzen. Gar rasch verschwinden Sonne, Licht und Wärme wieder, und ein grauer griesgrämiger, verwittweter Himmel schaut uns trübselig an, und in der Luft liegt etwas wie der Seufzer eines Lebensüberdrüssigen. Erfahrung macht leider nicht immer und nicht Jeden klug. Einem verregneten Tage folgen Abends etliche Augenblicke des veritabelsten Altweibersommers; es ist ein wunderliches Bild — Tageslicht, Gaslicht und Mondlicht fließen ineinander zu geheimnißvollem Halbdunkel, kein Lüftchen regt sich — es ist, als halte die Welt den Athem an — die Caféhäuser öffnen ihre Thüren, damit von draußen milde Abendluft eindringe in den Tabaksqualm, und in den Straßen wogen die Menschen in hellen Haufen. Im Volksgarten sind alle Bänke besetzt. Wie von Geisterschein umflossen, liegt der Theseustempel da, der jonische Bau an einem jonischen Abende und auf allen Seiten ist er von Lustwandelnden umgeben. Um zehn Uhr muß die Wache uns hinausschaffen, sonst gingen wir noch stundenlange nicht fort. Gäbe es keine Sperrstunde, so würden wir die Nacht hier verbringen, uns zurückträumend in den echten und rechten Sommer, in die Lebenstage der Rose. Ach, die Rose ist verschwunden, und im Stadtpark, wo ehedem ein ganzer Hügel dem Cultus dieser duftigen Schönheit gewidmet ist, tröstet Einen nur noch die Aster, dieses stille Kind einer späten Liebe.

Im Prater, wo dichte Alleen den Weg beschatten, fällt dürres, gelbes Blattwerk nieder auf den Boden; die Herbstsaison breitet ihren Teppich aus, und wenn ein Menschenfuß darüber hingeht, so raschelt es unheimlich in den dürren Blättern. Ein Verwelken, das täglich zunimmt! Immer später beginnt der Tag, immer früher der Abend, die Mittagsstunden müssen uns schadlos halten. Wenn man in der nahen Kirche zu Mittag läutet, sehe ich, wie täglich eine kleine, milchweiße Katze den Rand einer Gartenmauer erklettert, um sich auf dieser Höhe zu sonnen. Sobald die Mittagssonne nicht mehr strahlt, kommt die Katze herab, und erst am nächsten Mittag wird sie mir wieder sichtbar. Die Katze hat Recht. Der Weise benützt im Herbst die wenigen Stunden, welche die Ungunst der Jahreszeit uns beläßt. Er ergeht sich im Freien, auf dem Lande, auf Wiesen, aus deren Grund gelbe Stoppeln hervorgucken, oder er sitzt stille im Garten, im Walde und beobachtet die Vögel, wie sie Berathung halten über ihre Reise gegen Süden.

In den letzten Tagen eines Septembers hatte ich an einer solchen Berathung die hellste Freude, weil ich noch keine so aus der Nähe mitangesehen. Ueber dem Teiche vor dem Schönbrunner Gloriette flatterten Dutzende Schwalben hin und her, als könnte ich sie nicht verstehen. Sie zogen nach Florenz, nach Neapel — glückliche Leute! Und wenn die Schwalben einmal fort sind, dann ändert sich viel. Schon zwischen 5 und 6 Uhr Abends erglänzen die Häuser in jenem hellen Scheine, der nur ein Abglanz des Sonnenunterganges ist. Der Abend bricht an, kaum daß es Tag geworden ... Herbst, unleugbar, unwiderruflich Herbst! Ein Dutzend Male täglich beginnt der Regen und endet wieder, Ueberzieher und Regenschirm treten in ihre geheiligten Rechte ein — nur das Reich der Galloschen ist zu Ende ... Man schläft gern in den Vormittag hinein; Abends zündet man die Lampe an, indessen unten im Hofe ein unerbittlicher Werkelmann einen Walzer von Strauß spielt. Gedämpft dringen die Klänge zu uns herauf.

Lange dauert es, bis wir des Sommers vergessen. Langsam versöhnen wir uns mit dem Herbst. Zuletzt lieben wir ihn, weil er uns in den Winter hinüber geleitet und uns den Genius der Familie ankündigt, der schon unterwegs ist, um zur Winterszeit die Menschen, die einander lieben, in wohlgeheizter Stube zu vereinigen. Und auch als Herbst an und für sich, als selbständige Jahreszeit, gewährt er uns Freuden ... wehmüthige Freuden. Es ist ein selbstquälerisches Vergnügen, im Herbst durch den entlaubten, erstarrenden Wald zu gehen:

„Wenn der Wind die Stämme rüttelt
Und mit Rascheln, bunt und bunter
Blatt auf Blatt herunterschüttelt."

Cambyses.

Von

Heribert Hülgerth.

„Sag' an, wie ſpricht mein Volk von mir:
Beugt es ſich tief vor meiner Größe?
Preiſ't es in mir der Herrſcher Zier?
Erkennt es ſpottend eine Blöße?
Bin ich geliebt? Haßt mich die Welt?
Sprich wahr, denn ſonſt — dein Haupt, es fällt!"

So fragt Cambyſes, der Tyrann,
Prexaspes, einen ſeiner Knechte,
Und dieſer fängt mit Zittern an:
„Zu Ormuzd heb' ich meine Rechte,
Er ſieht mein Herz, er zeuge laut,
Wenn ich nicht Wahrheit dir vertraut!"

„Das Perſervolk einſtimmig lobt
Den Heldenmuth, den Glanz der Waffen,
Durch die Cambyſes, ſchlachterprobt,
Die Herrſchaft ſich der Welt geſchaffen;
Man ſtaunt der Weisheit, die im Rath
Ein Bote iſt entſchloß'ner That."

„Für dich, o Herr, ein Königthum
Gäb' Jeder freudig, hundert Leben;
Doch Ein'ge ſchmälern deinen Ruhm —
Du ſei'ſt zu ſehr dem Wein ergeben.
Nun harr' ich, ob nicht zornerregt
Dein Wink mein Haupt zu Füßen legt."

„Dein Leben bleibt dir unverſehrt,
Hab' ich doch ſelbſt aus deinem Munde
Wahrheit zu wiſſen nur begehrt.
Doch ſieh, und gieb den Perſern Kunde —
Steht dort im Hofe nicht dein Sohn?"
So ruft der Fürſt und ſteigt vom Thron.

„Ja, Herr, er iſt's.“ — Und von der Wand
Reißt ſchnell Cambyſes Pfeil und Bogen:
„Treff' ich ſein Herz mit ſichrer Hand,
Dann ſiehſt du, daß mein Volk gelogen.“
Er ruft es kaum voll Hohn und Wuth,
Liegt auch das Kind in ſeinem Blut.

„Wohlan! es traf der Pfeil ſein Herz.
Ihr wollt von „Trunkenbolden“ ſprechen?“
Prexaspes, übermannt von Schmerz,
Jedoch zu feig, ſein Kind zu rächen:
„Nein, Herr, ich ſchwör', daß Ahriman
Sich ſolcher Kunſt nicht rühmen kann.“

Des andern Tags im Hofe harrt
Des Königs Troß und Meute;
Sein Leibroß ungeberdig ſcharrt
Und bäumt hoch auf, als ob es ſcheute.
Iſt's Götterwille, Zufalls Spiel?
Es ſteht, wo jener Knabe fiel.

Der König kommt, und Alles beugt
Voll Demuth in den Staub ſich nieder;
Doch kaum, daß er den Hengſt beſteigt,
Bäumt dieſer ſich laut ſchnaubend wieder,
Sprüht Flammen aus, der Boden dampft,
Vom wilden Schlag des Hufs zerſtampft.

Vergebens ſucht die Eiſenfauſt
Das ſcheu gewordne Thier zu halten,
Das wie ein Sturm im Kreiſe ſauſ't —
Cambyſes ſtürzt — es klafft geſpalten
Sein Haupt, und Alle faſſet Grau'n,
Die ſolches Strafgericht erſchau'n.

Gedichte des Henry Longfellow.

Aus dem Engliſchen

von

Joſefine Freiin v. Knorr.

Der Tag iſt aus.

Der Tag iſt aus — und das Dunkel
Fällt von dem Fittig der Nacht,
Wie vom fliehenden Aar eine Feder
Sich löſet und niederfällt ſacht.

Ich ſeh' von den Lichtern des Dorfes
Durch Nebel und Regen den Schein,
Ein Gefühl der Trauer befällt mich
Und ſchleicht in die Seele ſich ein.

Ein ſehnſüchtig traurig Empfinden,
Das doch nicht den Schmerz erreicht,
Und mit der Trauer vergleichbar
Wie Nebel dem Regen gleicht.

Komm', lies ein Gedicht mir, ein Liedchen,
Schlicht, einfach, dem Herzen entſandt,
Das dieſe Gefühle beſchwichtigt,
Den Tagesgedanken verbannt.

Nicht von den alten Meiſtern
In Dichterherrlichkeit,
Von denen die Tritte noch hallen,
Im Säulengang der Zeit.

Denn wie der Schall von Fanfaren
Führt mächtig ihr Vollſang uns zu
Das endloſe Ringen des Lebens —
Doch heute begehr' ich nur Ruh'.

Lies einen mindern Sänger,
Dem das Lied geſtrömt aus der Bruſt
Wie Schauer vom Sommergewölke,
Wie Thränen vom Aug', unbewußt.

Der in langen Tagen der Arbeit,
In Nächten, wo raſtlos er war,
Im Innern vernommen ein Flüſtern,
Melodiſch und wunderbar.

Es ſtillen ſolche Geſänge
Den Pulsſchlag, der ſorgenheiß geht,
Sie kommen gleich der Segnung,
Die folgt auf das Gebet.

So nimm von dem Lied wohlverwahret
Den trauteſten, liebſten Geſang,
Und leihe dem Reim des Dichters
Der Stimme ſchönen Klang.

Und die Nacht wird harmoniſch erklingen,
Und die Müh'n, die den Tag mir umſtellt,
Sie werden fortzieh'n wie Araber,
Die verſtohlen abſpannten ihr Zelt.

Das Feuer des Strandholzes.

Im alten Pächterhaus wir ſaßen
Die Fenſter ſah'n zur Bucht hinaus,
Und durch ſie ging im Hauch, dem naſſen,
Die kalte Seeluft ein und aus.

Es blickten in der Abendhelle
Der Hafen und die Stadt herein,
Der Leuchtthurm, die gebroch'nen Wälle,
Die holzgebauten Häuſerreih'n.

Wir ſaßen, ſprachen, bis im Zimmer
Die Nacht verdrängt des Tages Spur;
Wir ſahen unſ're Züge nimmer,
Wir hörten unſ're Stimmen nur.

Wir ſprachen von entſchwund'nen Scenen,
Was wir gemeint vor manchem Jahr,
Von niemals ausgeführten Plänen,
Wer anders ward, wer nicht mehr war!

Wie Freundesherzen ſchmerzlich beben
Wenn ſie gefühlt in erſter Pein,
Daß anders dies und jenes Streben,
Und niemals eines können ſein.

Des Herzens erſtes leiſes Wanken
Das man mit keinem Wort beſchreibt,
Weil dies nur halb ſagt den Gedanken,
Theils wieder maßlos übertreibt.

Und wie wir unſ're Reden tauſchten,
Iſt d'rin ein eig'ner Ton erwacht:
Die Blätter der Erinn'rung rauſchten,
Wie dürres Laub im Schooß der Nacht.

Oft ſtarb das Wort auf unſ'ren Lippen,
Wenn plötzlich aus der Gluth hervor,
Wo Strandholz brannte, von den Klippen
Ein hell'res Flackern ſtieg empor.

Und als die Flammen zuckend ſchwanden,
Da dachten wir an's ſtürm'ſche Meer,
An Schiffe, die im Kommen ſtranden
Und keine Antwort geben mehr.

Das Klirren in den Fenſterrahmen,
Das Meergebraus, das Kniſtern dort,
Die Winde, die vom Ufer kamen,
Vermengten ſich mit unſ'rem Wort.

Bis ſie ſich ſelbſt zu Theilen machten
Von unſ'rer Träume wüſtem Heer —
Des Herzens längſt verſunk'ne Frachten,
Die keine Antwort geben mehr.

Verglühte Flammen! Herzensſehnen!
Sie waren nur zu nah verwandt
Das Feuer von den Strandholzſpänen,
Und was im Innerſten gebrannt!

Materie aus Nichts.

Von

Anton Gauser.

In den ersten Tagen des Jahres 1882 ging eine Nachricht durch die Welt, welche sofort eine Revolution hervorrief. Der geehrte Leser glaube aber ja nicht, daß diese Revolution etwa von Flintengeknatter und Kanonendonner begleitet war und nur er diesen Spektakel überhört oder gar — verschlafen habe; nichts von Alledem! Es war eine ganz unblutige, unschuldige Revolution, dennoch aber geeignet, die Welt und alle ihre bisherigen Anschauungen gewissermaßen auf den Kopf zu stellen.

Ein bekannter Chemiker in Paris — so lautete nämlich die Nachricht — hatte verschiedene Petroleumsorten chemisch analysirt und als er die aus der Analyse hervorgehenden Stoffmengen abwog, so fand er zu seinem höchsten Erstaunen, daß das Gewicht dieser Stoffmengen größer war als das Gewicht des ursprünglichen Petroleums. Der Chemiker wiederholte sein Experiment 150male, erhielt immer dasselbe Resultat — ein Resultat, welches mit dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft so sehr im Widerspruche steht — und theilte in Folge dessen dasselbe der Société chimique mit, welche ihrerseits wieder eine Commission einsetzte, diese unglaubliche Sache zu untersuchen.

Ein Resultat dieser Untersuchungen wurde bisher — meines Wissens — nicht veröffentlicht; ich will die obige Nachricht, sei sie nun wahr oder nicht, vorerst keiner weiteren Besprechung unterziehen, sondern auf eine

weitere andere Bewegung hinweisen, welche in den Kreisen, die sich für Naturwissenschaften interessiren, durch das Erscheinen eines Buches hervorgerufen wurde, welches betitelt ist „Die Meteoriten und ihre Organismen“ und Dr. Otto Hahn in Reutlingen zum Verfasser hat. Derselbe vertritt unter Anderen die Ansicht — welche er auch durch seine, dem Buche beigegebenen Abbildungen von Dünnschliffen aus Meteoriten zu beweisen trachtet — daß die Massen organischen Ursprungs seien. Der Ursprung der Planeten soll organischer Natur sein, in der Kant-Laplace'schen Nebulartheorie findet der Verfasser des erwähnten Buches den Mangel darin, daß die Massa aus Massenanziehung hergeleitet wird, er meint endlich, daß Massenbildung überhaupt nur aus Krystallisation oder organischer Bildung hergeleitet werden könne.

Der Verfasser geht nun allerdings nicht so weit wie ich, der in den „Stoffen“ überhaupt nur Restbestandtheile einst lebend gewesener Kraftsysteme erblicken kann; er bleibt auf dem Boden inductiver Forschung stehen und endlich wage auch ich nicht zu entscheiden — ich bin hiezu zu wenig Fachmann — ob die Meinungen des Verfassers, soweit und insoferne sie sich auf seine Objecte beziehen, auf seine Dünnschliffe aus Meteoriten, welche zugleich als Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauungen dienen sollen, wirklich richtig sind; aber Eines will ich hervorheben: die Theorie als solche steht mit der Logik nicht im Widerspruch, jedenfalls viel weniger aber als manche andere Theorie, welche heute noch als Axiom hingenommen wird.* Und die Logik ist eine Macht! Eine Macht, welche bei Aufstellung aller Hypothesen und Theorien stets in gebührende Rücksicht genommen werden sollte.

Ob es nun nachweisbar sein wird oder nicht, daß die Bestandtheile der Meteoriten Organismen niederer Ordnungen, ob sie Krystallformen sind oder gar nur amorphe Gebilde, durch Zufall so und nicht anders geordnet (was mir indessen am unwahrscheinlichsten dünkt) — es wird sicher der Tag kommen, wo die Erkenntniß voll und ungeschmälert zum Durchbruche kommen wird, daß alle Kräfte der Natur an sich schon eine Art Synthesis bilden oder sind, daß eben in Folge dessen schon die primitivsten oder ursprünglichen Bildungen des Kräftesystems organische seien und sein müssen, daß also auch das Organische nicht aus Unorganischem, sondern umgekehrt, das sogenannte Unorganische aus dem Organischen entsteht.

* Die Wechselwirkung zwischen Kraft und Stoff bleibt logisch immer unerklärlich, wenn man Beide, die Kraft und den Stoff, als grundverschiedene Dinge auffaßt. Deßhalb auch erscheint es mir logisch absolut nothwendig zu sein, eine Welt, welche organischer Bildungen voll ist, selbst aus einem Organismus höherer Ordnung (Synthesis der Kräfte) herzuleiten. Ein Standpunkt, welchen unter Anderen auch schon Schelling, in neuerer Zeit auch Hermann Lotze vertreten haben.

Ich habe in früheren, in diesen Blättern erschienenen Aufsätzen wiederholt auf verschiedene nothwendige — weil logische — Annahmen hingewiesen; ich habe darauf hingewiesen, daß der physischen Welt ursprünglich ein System von Kräften zu Grunde liegen müsse; daß erst aus der Auslösung und Wechselwirkung der Kräfte die einzelnen physischen Erscheinungen entstehen können, daher auch Dasjenige, was man gemeiniglich „Materie" zu benennen pflegt. Ich habe darauf hingewiesen, daß der Begriff eines Kraftsystems nicht mit dem Begriffe der Materialisten über die „Materie" übereinstimmt oder übereinstimmen kann, weil ein solches Kraftsystem als ein durchgeistigtes, lebendiges, in sich unveränderliches, gewissermaßen auch organisches Ding betrachtet werden müsse (aus welchem dann alle Entwicklung entsteht), nicht aber als „blinde," rein mechanische Naturkraft und als todte Massa, aus welch' letzteren Factoren eine Entwicklung, wie wir sie in der Erscheinungswelt vor uns sehen, überhaupt nicht gedacht werden kann. In dem vorjährigen Aufsatze: „Pantheismus und Entwicklungstheorie" habe ich insbesonders darauf hingewiesen, daß die Entstehung der Welt oder eigentlich eine Welt, wie wir eine solche vor uns haben, nur aus lebenden, organischen Kraftsystemen, wenn auch niederster Ordnung, gedacht werden könne, daß man demgemäß auch Dasjenige, was man „Materie" oder „Stoff" zu nennen pflegt, nämlich die wägbare Massa, erst aus der Auflösung ursprünglicher Kraftsysteme entstanden denken müsse.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich die Grundanschauung über das Wesen der Materie und läßt sich dieselbe in folgendem Satze zusammenfassen:

Die Materie, solche als wägbare Massa aufgefaßt, ist nichts an sich Reales; das Organische entsteht nicht aus Unorganischem, sondern umgekehrt. Das Kraftsystem ist an sich eine Syntheſis sich gegenseitig bedingender Factoren, ein Organismus höherer Ordnung; daher müssen auch die primitivsten Repräsentanten, die Erscheinungen niederster Ordnung des Kraftsystems, schon organische Bildungen, das Unorganische kann folgerichtig nur Restbestandtheil einstiger organischer Bildungen sein.

Eine „reine Materie" hat nun wohl noch Niemand geschaut oder beobachtet; Niemand könnte heute eine objective, auf Erfahrung begründete Erklärung über die reine Materie abgeben. Das eigentliche bisherige Kriterium des Begriffes „Materie" oder wägbare Massa liegt nun aber darin, daß Materie, sei sie auch noch so dünn und elastisch, doch nicht in's Unendliche zusammendrückbar ist und dann, daß die Massen immer in einem

gewiſſen Verhältniſſe zur Bewegung ſtehen, wie z. B. die Geſetze der Central bewegung unſeres Sonnenſyſtems darthun.

Es wird nun zugegeben werden müſſen, daß die Begriffe, auf welchen wir ſolche Kriterien aufbauen, ſelbſt wieder nur reine Relationsbegriffe ſind. Der Begriff „Bewegung“ z. B. hat nur Sinn, wenn wir an ein Unbewegtes oder aber an die Ortsveränderung verſchiedener, mit einander in irgend einem Verhältniſſe ſtehender Objecte denken; was die Bewegung an ſich ſei — wiſſen wir, objectiv beurtheilt, wieder nicht. Aehnlich verhält ſich's mit dem Begriffe „Wägbarkeit;“ wenn wir ein „Gewicht“ beſtimmen wollen, müſſen wir ein anderes Gewicht willkürlich als Einheitsmaß annehmen. Ein Kubikmeter viergradiges Waſſer gibt die Einheit ab für unſer Gewichtsſyſtem; aber die Wärme ändert das Volumen, vielleicht ſogar das Gewicht der Körper ſelbſt; Wärme läßt ſich in Bewegung umſetzen ꝛc. ꝛc. Erwägen wir dieſe Umſtände genau, ſo ergibt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit die Annahme, daß Maſſa und Bewegung nur Zuſtände ſind von Etwas, was an ſich ſelbſt weder Maſſa allein, noch Bewegung allein ſein wird, jedenfalls aber wird angenommen werden müſſen, daß Maſſa und Bewegung ſich gegenſeitig bedingen, derart nämlich, daß in der Natur Bewegung erſt entſtehen kann, wenn gleichzeitig Maſſenbildung eintritt. Im Mittelzuſtande der Gegenſätze von Maſſa und Bewegung, im Zuſtande der vollſtändigen Diſſociation oder Auflöſung aller „Stoffe“ und „Kräfte“, welcher logiſch als möglich doch gedacht werden kann, haben aber dann alle Relationsbegriffe (von Bewegung, Maſſa, Wägbarkeit ꝛc.) keinen Sinn und keine Realität, weßhalb es auch logiſch iſt, anzunehmen, daß Dasjenige, was als im Gleichgewichte befindlich gedacht wird, auch die Befähigung haben müſſe, aus ſich ſelbſt den Zuſtand des Gleichgewichtes zu ändern, alſo z. B. Bewegung und Maſſenbildung auf irgend eine Art hervorzubringen.

Aus dem bisher Geſagten iſt nun ſchon ſo ziemlich erſichtlich, was es mit dem Begriffe „Materie,“ insbeſonders dann, wenn er mit dem Begriffe der Wägbarkeit verknüpft wird, für ein Bewandtniß habe: er iſt ungenau und auf reinen Relationsbegriffen beruhend. *

Aber auch der Begriff „Kraft,“ ſo wie dieſer noch heute meiſtens aufgefaßt wird, leidet nicht minder an Ungenauigkeit.

J. R. Mayer, der moderne Erfinder des Geſetzes von der Erhaltung der Kraft, behandelt den Begriff „Kraft“ in ſeinem Werke: „Mechanik der

* Das Unveränderliche im All ſind ſicher nicht die Atome oder die Molecule. Das eigentlich Reale und als ſolches auch Unveränderliche kann nur das Kraftſyſtem ſein. Was indeſſen eine „Kraft“ iſt, werden wir ſtets nur ſubjectiv wirklich wiſſen, weil wir ſelbſt eine Kraft, reſpective ein Kraftſyſtem ſind. Im Wege der Induction, objectiv, werden wir von der „Kraft“ nie andere, als Relationsbegriffe aufſtellen können. Anmerkung des Verfaſſers.

Wärme" ausführlich. Er definirt den Begriff „Kraft" mit folgenden Worten: „Kräfte sind wandelbare, unzerstörliche und zum Unterschiede von den Materien imponderable Objecte;" er nennt die Bewegung eine Kraft und schreibt dieser „Substanzialität alta voce" bei und sagt dann weiter: „sprechen wir es aus das große Wort, es gibt keine immateriellen Materien"! Der Logiker wird nun aber sofort fragen: ja! was ist denn die Substanzialität?

Wenn man einerseits den Kräften jede Materialität abspricht, unter dem Begriffe der Substanzialität aber den Begriff der Realität subsumirt — denn die Kräfte sind für J. R. Mayer doch wirkliche Objecte — und doch wieder von Materien spricht, die eben etwas Anderes sind als Kräfte, so trennt man damit auch wieder die Materie von der Kraft vollständig, betrachtet beide Dinge als für sich bestehend und ist damit auch wieder bei dem Dualismus von Kraft und Stoff angelangt, wobei auch alte, ungelöste Fragen sofort wieder lebendig werden, z. B. die Frage nach der Möglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Kraft und Stoff.

Die Wärme wird heute aufgefaßt und definirt als Uebergang von Massenbewegung in Molecularbewegung. Es mag dies in gewisser Beziehung richtig sein, weil eben Massa und Bewegung in einem gewissen Verhältnisse stehen und Bewegung in Wärme umgewandelt werden kann. Aber was ist damit erklärt? Wenn man sich einen Körper aus kleinsten Theilen zusammengesetzt und die Wärme dann als Bewegung dieser kleinsten Theile denkt, dabei die Thatsache nicht aus dem Auge verliert, daß die Wärme auch ausdehnt, so entsteht sofort die Frage: werden auch diese kleinsten Theilchen ausgedehnt? Besteht ein Körper oder ein „Stoff" endlich doch aus einer Summe nicht mehr veränderlicher und nicht mehr theilbarer „Atome," wie verhalten sich diese zur Wärme? Denkt man diese „Körperatome" wirklich als nicht mehr veränderlich, nicht mehr theilbar, so müßten sie auch gegen die Wärme sich indifferent verhalten! Was wird denn aber dann durch die Wärme ausgedehnt? der Stoff??

Insolange man nicht eine bessere, richtigere Theorie über das Wesen „Stoffe" besitzt, so lange man eben die Struktur der Körper oder der Stoffe nicht kennt, insbesonders nicht weiß, was die Molecule sind, wird man auch nicht erklären können, was die Wärme ist. Die obige Erklärung „Wärme ist Uebergang von Massenbewegung in Molecularbewegung" leistet ganz Aehnliches, wie die Erklärung, nach welcher der „Stoff" aus einer Summe von Moleculen oder Atomen zusammengesetzt sein soll.

Bei letzterer Erklärung zerlegt man nur den unbekannten Körper in x Theile, bei der ersteren läßt man die Kraft einer Massa in x kleine Massen

tranſitiren, zerlegt alſo auch nur die große Kraft in x kleine Kräfte: was der unbekannte Körper, was die unbekannte Kraft ſei — bleibt in beiden Fällen unerklärt.

Der Umſtand, daß durch Anwendung der bisherigen Grundbegriffe von den Dingen nicht weiter zu kommen iſt in der Beantwortung aller jener Fragen, welche auf eine richtige und ausreichende Erkenntnißtheorie hinzielen, weiſet darauf hin, daß dieſe Begriffe nicht ausreichend, daß ſie nur Relationsbegriffe ſind, durch deren Anwendung man immer nur in eine Sackgaſſe des Wiſſens geräth, aus welcher es dann keinen Ausweg nach Vorwärts mehr gibt, ſondern nur etwa eine Umkehr und ein Zurückweichen bis zu jenem Punkte, von welchem aus die Bewegung nach allen Richtungen wieder möglich iſt.

Ein ſolcher Punkt ſcheint mir nun der Begriff „Subſtanz“ zu ſein, wenn man ihn als ein Kraftſyſtem auffaßt, als eine Syntheſis von verſchiedenen Beſtrebungen, welche ſich gegenſeitig bedingen. Bleiben wir alſo bei dem Begriff „Subſtanz,“ als das alleinige Ding, welches wirkliche Realität beſitzt, zerlegen und erläutern wir dieſen Begriff in verſchiedene Beſtrebungen, perhorresciren wir aber auch vor Allem — was wichtig iſt — den Begriff des untheilbaren Atoms, als einer Realität an ſich, ſetzen wir anſtatt dieſem Begriff jenen des Gleichgewichtes der Subſtanz; denken wir uns, daß dieſe Subſtanz aus eigener Thätigkeit zur Bildung kleinſter Kraftſyſteme ſchreitet, welche aber ſchon als Organismen, wenn auch niederſter Ordnung gedacht werden müſſen, und daß aus der Auflöſung ſolcher kleinſter Kraftſyſteme die ſichtbare Welt in die Erſcheinung tritt oder treten kann und wir haben einen Begriff, der mindeſtens keinen inneren Widerſpruch enthält und auch nicht zu einem ſolchen führt.

Freilich wird hier die Frage auftauchen, insbeſonders von Seite Jener, welche von etwas, was nicht materiell iſt, ſich keinen Begriff zu bilden vermögen: wie ſoll ich mir etwas denken, was nicht materiell iſt? Wie ſoll ich mir die Subſtanz an ſich denken?

Es gibt auf dieſe, das Weſen aller Dinge unmittelbar berührende Frage nur eine einzige, richtige Antwort und dieſe lautet: genau ſo, wie Du Dich ſelbſt denkſt! Alſo als ein empfindendes, ſich ſelbſt ſetzendes Ding! Als ein Streben nach Daſein in irgend einer Form, welches Streben unmittelbar durch die Bildung einer Form Befriedigung ſucht — und findet. Das Formbildungsvermögen der Subſtanz, welches ein Grundattribut derſelben iſt, iſt das innerſte Weſen des Organismus und wir müſſen annehmen, daß die reine Subſtanz in ihrem Ur- oder Grundzuſtande ſtets als Organismus niederſter Ordnung auftritt, (alſo etwa als Urzelle, welche aber weder materiell noch immateriell, ſondern

nur abgegrenztes Kraftsystem ist) aus dessen Auflösung die Entwicklung möglich wird. *

Es ist hierbei sofort einzusehen, daß

1. wenn Entwicklung stattfinden soll, mit dieser auch eine Veränderung des ursprünglichen Kraftsystems eintreten muß, — da sich anderenfalls eben nichts „entwickeln" könnte und Alles beim Alten bliebe — und

2. daß die Entstehung neuer Formen nur durch Ausscheidung von Factoren möglich werden wird, welche zur alten Form nothwendig, für die neue Form aber untauglich sein werden.

Ist diese Annahme logisch — und ich glaube sie ist es — so ist schon von diesem Standpunkte aus zu erkennen, daß mit dem Eintritte der Entwicklung Erscheinungen auftreten müssen, welche nicht mehr selbst das lebende, empfindende Kraftsystem, sondern Restbestandtheile eines solchen sein werden: unorganische Massen, jene Factoren nämlich, welche, wie oben gesagt, für die alte Form nothwendig, für die neue Form aber untauglich sind.

Wir sind nun heute wohl nicht im Stande den eben beschriebenen Vorgang in seinen ersten Anfängen zu betrachten; aus zwei Gründen: weil dieser Vorgang objectiv wahrscheinlich überhaupt nicht zu beobachten sein wird, da in der reinen Substanz auch keine Objecte vorhanden sein werden und dann, weil unsere Erde und insbesonders die auf ihr in die Erscheinung tretenden, lebendigen Kraftsysteme schon das Resultat einer scheinbar unendlichen Entwicklungsreihe sind. Jedenfalls aber können wir den Vorgang nur bruchstückartig beobachten, insoferne als uns die verschiedenen Schichten der Erdrinde die Geschichte des Werdens uns theilweise aufschließen und uns in ihrer Sprache sagen, daß auch sie selbst Restbestandtheile einst lebend gewesener Kraftsysteme sind.

Was ist die Mineralkohle, die wir in unseren Oefen verbrennen, um aus diesem Proceß neuerdings Wärme zu erhalten? Was ist die Holzfaser, die wir in der verschiedensten Weise benützen und verarbeiten? Was ist der Knochen des abgestorbenen Individuums?

Es sind Restbestandtheile einstiger lebender und organischer Kraftsysteme, Restbestandtheile, die theilweise und unter Umständen zu neuen,

* „Materiell" und „immateriell" sind übrigens auch nur Relationsbegriffe. Ich denke mir ein Kraftsystem niederster Ordnung — physikalisch betrachtet, was es in subjectiver Beziehung ist, bleibe hier unerörtert — als eine Art Zelle, wenn auch ohne materielle Grenze, als ein System von Kräften oder Bestrebungen, welche derart geordnet sind, daß alle möglichen Wirkungsrichtungen vorhanden und diese sich in einem Punkte schneiden. Kommt es nun zur Auflösung dieses Kraftsystems, so kann man sich diese derart denken, daß, während ein Theil der Kräfte nach dem Schneidungspunkte gravitirt, der andere Theil von diesem Punkte aus nach allen Richtungen hin frei wird und auch so wirkt. Während nun der nach einem Mittelpunkte gravitirende Theil verdichtete Kraft oder „Stoff" bildet, wirkt der andere Theil ins Unendliche fort — ohne hiezu aber sofort eines mechanischen Zwischenmittels zu bedürfen.

Anmerkung des Verfassers.

organiſchen Verbindungen tauglich werden können, welche aber auch ſolche Beſtandtheile enthalten, welche dieſe Fähigkeit unter den heute herrſchenden Umſtänden nicht mehr beſitzen. Und ſo glaube ich können wir auch annehmen, daß alle unſere feſten Geſteine, unſere Erdarten und Mineralien Reſtbeſtandtheile ſind einſt lebendig geweſener Kraftſyſteme niederſter Ordnung. *

Dieſe Theorie, welche davon ausgeht, daß die Welt entſtanden iſt und immer fortentſteht aus einem einzigen Kraftſyſtem, (lebendige, empfindende Subſtanz, in der das eigentlich materielle Moment eigentlich die Form oder das Formbildungsvermögen iſt), welches urſprünglich, nämlich am Beginne in irgend einer Entwicklungsreihe, organiſche Kraftſyſteme niederſter Ordnung bildet, durch deren Weiterentwicklung einerſeits ſecundäre Maſſen- oder Stoffbildung, andererſeits lebende Kräfte ſecundärer Natur *entſtehen*, ſchließt aber verſchiedene Annahmen, die bisher überall Cours hatten, aus. Wir dürfen bei dieſer Theorie *nicht* annehmen, daß es urſprünglich — nämlich im Diſſociationszuſtande aller Kräfte — Stoffe *und* Kräfte gibt; wir dürfen *nicht* annehmen, daß es im Raume einen ſeparaten Aether gibt, der einzig und allein als Medium für die bewegenden Kräfte dient ** (in welcher Annahme eben auch noch der Atomglaube herumſpuckt); wir dürfen *nicht* annehmen, daß eine Kraft noch eines materiellen

* Wenn es wirklich eine Entwicklung geben und deren Theorie richtig ſein ſoll, ſo muß Dasjenige, was ſich entwickelt von der einfachſten Form ausgehen und es müſſen auch alle Eigenſchaften, welche ſich aus der Entwicklung ſucceſſive ergeben und entpuppen, ſchon in dieſer primitivſten Form mitenthalten ſein. Es iſt daher auch *die* Annahme ein logiſches Poſtulat der Entwicklungstheorie, daß ſchon die primitivſten Erſcheinungen einer Entwicklungsreihe *organiſche* Gebilde ſeien, da es andernfalls *nie* erklärlich ſein würde, *wie* es denn überhaupt zu einer Entwicklung kommen kann, *wie* aus unorganiſchen dann organiſche Formen hervorgehen ſollen.

Meine Anſicht, — welche nur das letzte Glied einer Kette logiſcher Schlüſſe bildet — daß das Unorganiſche nur aus Organiſchem ſich entwickeln könne *und nicht umgekehrt, erweitert* die bisherigen Anſchauungen über Entwicklung außerordentlich. Ich bin nicht Gegner der Entwicklungstheorie, ſondern ihr eifriger Vertreter, kann aber nicht zugeben, daß die Entwicklung aus Factoren hergeleitet werde, welche ebenſo empfindungs- wie vernunftlos ſind, wie die Dinge „Materie," „mechaniſche Kraft," „Geſetz" es im Sinne der rein materialiſtiſchen Schule ſind.

Anmerkung des Verfaſſers.

** Ich glaube der Phyſik *fehlt* ein Begriff, u. z. ein Begriff, welcher den Gegenſatz des Materiellen ausmacht; eigentlich aber hat ſie den bereits gewonnen gehabten Begriff (imponderable Kraft) theilweiſe wieder aufgegeben; ſie will z. B. die Licht- die Elektricitätswirkungen aus der Bewegung eines rein mechaniſchen Mittels herleiten, ſpricht vom „Aether," von Billionen und Billionen von Aetherſchwingungen ꝛc., während wahrſcheinlichſt alle dieſe Kraftwirkungen *diecte* Wirkungen aus der Subſtanz ſind, einer Subſtanz, welche ſich nicht zu „Stoff" verdichten kann, ohne zugleich Kräfte zu entfeſſeln, welche das abſolute Gegentheil aller Materialität ſind. J. R. *Mayer* ſah ſich genöthigt der Bewegung Subſtanzialität zuzuſchreiben; er hat ſicher Recht, wenn er unter dieſer Subſtanzialität jene Kraft verſteht, welche eben *nicht* materiell iſt, d. h. nicht wägbar, nicht dicht ꝛc. iſt, *doch aber wirkt*. Man kann ſelbſtverſtändlich auch jenes Ding, in welchem man alle Kräfte vereinigt oder aufgelöst denkt, Materie nennen, unter den Begriff Materie auch den Diſſociationszuſtand aller Dinge ſich vorſtellen, was von einem Theile der Forſcher auch geſchieht, was aber eben meiner Anſicht nach unrichtig oder mindeſtens mißlich iſt, *deßhalb*, weil unter dem Begriff Materie ſtets und gewohnheitsmäßig, von jeher, an etwas Stoffliches gedacht wird, ein Umſtand, der ſtets wieder zu falſchen Vorausſetzungen Anlaß gibt. J. R. *Mayer* ſagt: „es gibt keine immateriellen Materien," ſchreibt dann aber der Bewegung an ſich Subſtanzialität zu, ſpricht auch von ponderablen und imponderablen Kräften — was alles nur darthut, daß ſelbſt er die ſtrenge Feſtſtellung der Begriffe, welche zur Klarſtellung einer Sache doch unbedingt nothwendig iſt, nicht vollſtändig durchführt.

Anmerkung des Verfaſſers.

Mediums bedarf um wirksam sein zu können — welches Medium eben der hypothetische Aether sein soll; wir dürfen nicht annehmen, daß die „Materie" etwas sei, was unter allen Umständen wägbar, dicht ꝛc. ꝛc. Etwas was nicht doch wieder Kraft wäre (oder ihr Restbestandtheil, der aber immer wieder auflösbar bleibt) — denn eben solche Annahmen sind einseitige, führen zu abgeleiteten Begriffen, zu Relationsbegriffen, wie ich sie nannte, welche schon daraus als solche erkennbar sind, daß sie stets nur mit Zuhilfenahme des gegensätzlichen Begriffes verständlich werden, welche Relationsbegriffe, werden sie als Realitäten oder als Axiome behandelt und aufgefaßt, stets einer richtigen Erkenntniß im Wege stehen.

Eliminiren wir aber solche unrichtige Annahmen und wir werden, gestützt auf eine richtigere Erkenntnißtheorie, welche stets auch mit der Logik auf gutem Fuße wird stehen müssen, manches besser verstehen als wie bisher. Wir werden die Möglichkeit der Wechselwirkung zwischen Massa und Bewegung begreifen (beide sind einerlei Ursprungs), wir werden verstehen, warum Masse und Bewegung stets in einem gewissen Verhältnisse zu einander stehen (weil sie sich gegenseitig bedingen), wir werden besser begreifen, was ein Organismus ist (nämlich ein lebendiges Kraftsystem auf irgend einer Entwicklungsstufe), wir werden endlich auch das ganze All als einen einzigen Organismus begreifen, in welchem es wohl an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten die verschiedensten Entwicklungsformen geben kann und wirklich gibt, in welchem sich aber doch immer nur die Formen ändern, wir werden dem das All belebenden und es beherrschenden Geist selbst näher treten und aufhören dem richtigen Verständnisse desselben unnatürliche Schranken entgegenzusetzen.

Wir werden endlich auch den wahren, inneren Werth der inductiven Forschung auf sein richtiges Maß zurückführen und dem hochschätzbaren Werth dieser absolut nothwendigen Forschungsrichtung doch auch die gleichberechtigte Erkenntniß des subjectiven Empfindens und des richtigen Denkens (Logik) entgegenstellen, beide Forschungsmethoden zu vereinigen trachten und in der richtigen Annahme, daß die Eine und Einzige Substanz der Welt eine ewig lebendige, ewig empfindende und in ihren Gesetzen ewig denkende ist, den großen Trost, ja, die wahre Beruhigung und Befriedigung unseres metaphysischen Bedürfnisses finden.

Ich habe über den Begriff „Materie" nun nichts weiter mehr beizubringen.

Der geehrte Leser weiß bereits, daß ich in dem Begriffe „Materie," insoferne derselbe im üblichen Gebrauche mit den Begriffen „wägbare Massa," „Undurchdringlichkeit" ꝛc. verknüpft wird, einen Relationsbegriff sehe und verstehe, daß ich diesem Begriff jenen der Substanz entgegenstelle. Der Leser

weiß auch, was ich unter dem Begriffe „Substanz" verstehe und verstanden wissen will: ein Kraftsystem, welches im Gleichgewichtszustande weder materiell, noch immateriell ist, in seiner Auflösung und Entwicklung in Formen eingehen kann, welche dann den obigen, gegebenen Begriffen entsprechen. Der geehrte Leser weiß aber auch — aus meinen früheren in diesen Blättern erschienenen Artikeln — daß ich der Substanz die subjectiven Eigenschaften der Empfindung und des Bildungsvermögens zuschreibe, ja, daß ich in diesen subjectiven Eigenschaften den letzten Grund sehe, der Entstehung einer physischen, secundären Welt; er weiß, daß ich jede Schöpfung, jedes Werden aus dieser Substanz als eine Selbstentäußerung betrachte, gewissermaßen als eine Verminderung der reinen Empfindung, welche wir in unserer secundären Erscheinungswelt auch „Schmerz" betiteln, wie denn eigentlich auch jede Empfindung, übersteigt sie ein gewisses Maß, stets als Schmerz auftritt und schmerzlich wirkt auf das Subject — welches in allen Dingen vorhanden und in allen Dingen auch dasselbe ist.

Materie aus Nichts! Dieser Ausspruch ist nun allerdings selbst mit innerem Widerspruch behaftet, eine Contradicto in adjecto! Ex nihilo nihil fit!

Die Materie, der Stoff, existirt. Niemand kann dies leugnen! Ja, er existirt sogar ewig; nicht aber als „Ding an sich," als Realität, sondern als nothwendiges und eben deßhalb auch ewiges Correlat, als Sichtbarkeit und Form jenes Dinges an sich, welches in letzter Instanz subjectiver Natur ist und dessen einzige und wirkliche Quelle der Erkenntniß allein in unserem Selbstbewußtsein, in unserem Empfinden, Wollen und Denken, gefunden wird und gefunden werden kann.

Wir fühlen uns als Kraft, wir sind auch die Kraft, aus welcher alle Causalität und mit ihr alle Relationen des secundären Seins entspringen.

Betrachten wir aber in der realen Welt z. B. die sogenannten „Urnebel" in den entferntesten Räumen des All's, so können wir nur annehmen, daß diese Nebel die ersten wahrnehmbaren Formen sind, welche die Substanz aus sich bildet, während andererseits die Sterne, welche zu Zeiten vom Firmamente dauernd verschwinden, darauf hindeuten, daß es auch einen Rückbildungsproceß gibt, eine Rückkehr in den Urschoß der Natur, welche an sich weder den Tod kennt, noch ihn fürchtet, da sie selbst ewiges Sein ist und bedeutet.

Gentile Bellini.

Dramatiſches Bild in einem Aufzuge

von

Joſeph Korzeniowski.

(Deutſch von Dr. Albert Weiß.)

Perſonen:

Sultan Mahomet II.
Gentile Bellini, venetianiſcher Maler.
Girolamo Mocetto, venetianiſcher Maler.
Marko, ein Sklave.

Gefolge des Sultans, darunter vier Mohren. Zeit der Handlung: das Jahr 1479. Ort der Handlung: Konſtantinopel im Palaſte des Sultans.

Großer Saal im Palaſte Mahomets II. in Konſtantinopel. Bruchſtücke von Statuen und Büſten ſtehen in den Winkeln und Zeichnungen von Köpfen, Händen und Torſo's hängen an den Wänden. Einige Staffeleien und allerlei Malergeräthſchaften ſtehen und liegen zerſtreut umher. Links ein großes Fenſter, daneben auf einer Staffelei ein großes Gemälde, welches die Enthauptung Johannes des Täufers darſtellt. Gegenüber auf einer zweiten Staffelei ein Porträt Mahomets II. in Lebensgröße. Im Hintergrunde eine durch einen Vorhang verhüllte große Thür. Bellini in venetianiſchem Koſtüm, legt Pinſel und Palette fort und tritt vor ſeine Gemälde, die er prüfend anblickt. Marko, der bisher im Hintergrunde geſeſſen und Farben gerieben, legt den Reibeſtein bei Seite, tritt hinter Bellini und betrachtet gleichfalls die Gemälde.

Erſte Scene.

(Bellini. Marko.)

Bellini (ſich erhebend).

Genug für heut'! Der Arbeit Uebermaß
Verwiſcht die feinſten Züge nur zu leicht,
Zu große Glätte jede Spur von Schwung!

(Marko bemerkend.)

Was willſt Du, Marko?

Marko.

Herr, ich ſtaune nur,
Wie treu Ihr darſtellt, Alles, was Ihr wollt!

Bellini (lächelnd).

Iſt mir's gelungen?

Marko.

Herrlich! Wundervoll!
Wie kalt die Leute blicken auf das Blut,
Das aus dem Nacken des Gefang'nen ſtrömt!
Wie ein Stück Wildpret auf dem Teller liegt,
Dies edle Haupt, an dem kein Arg zu ſehn.
Gern wüßt' ich's, Meiſter, wer iſt dieſer Mann?
Warum ward er enthauptet?

Bellini.

Biſt Du Chriſt?

Marko.

Ich weiß nicht, was ich darauf ſagen ſoll;
Ein Grieche bin ich. Unweit unſ'res Hauſes
Im Dörflein eine Chriſtenkirche ſtand;
Oft aus dem Schlaf mich weckten ihre Glocken,
Und mit der Mutter jeden Sonntag ging
Auch ich hinein, als ich ein Kind noch war.
Als lauter einſt erklang der Glockenſchall,
Da nahm mich meine Mutter an dem Arm,
Und lief ſo ſchnell, daß kaum ich folgen konnte,
Weit offen ſtand das Kirchlein. Allwärts ſtrömten
Herbei die Leute voller Furcht und Schrecken.
Im Innern flammte heller Kerzenſchein,
Und auf der großen Thür im Hintergrunde —
Noch weiß ich es wie heute — ſchöne Bilder
In goldnem Glanz; dahinter ſtand ein Greis
An weißem Tiſch' in ſilbernem Gewande
Und las aus großem Buche. — Damals, Meiſter,
War ich zum letzten Mal in ſolcher Kirche.

Bellini.

Und ſpäter?

Marko (finſter).

Später hat ein Türkenſäbel
Durchbohrt der Mutter Bruſt, die mich's gelehrt.
Den Vater hatten ſie ſchon längſt erſchlagen,
Dann Haus und Dorf und Kirchlein angezündet,
Bis von den Flammen loſch der Kerzenſchein,
Zu Rauch verwehten Thür und Buch und Bilder,
Und jene Glocken, deren Stimme heut
Ich noch vernehme, ſchmolzen und verſtummten.
Ich ward ein Sklav, und Niemand fragte mich
Nach meinem Glauben. Wundert Ihr Euch noch,
Daß ich nicht weiß, was dieſes Bild bedeutet?

Bellini (blickt ihn theilnehmend an und zeigt auf das Bild).

Enthauptet ward hier Zacharias Sohn,
Vom Engel Gabriel genannt: Johannes,
Als er dem Greiſe naht', ihm offenbarend,
Daß Gott ihm einen Sohn beſcheeren wird.
Johannes predigt' in der Wüſte Buße
Und tauft im Jordan, als das Volk in Scharen
Sich drängte dort, zu lauſchen ſeiner Lehre.
Auch Chriſtus wollte da ſich taufen laſſen,
Sich deß' nicht würdig fühlend, zögert erſt
Johannes, doch, gehorſam, als der Heiland
Zum Strome ſchritt, ihn taucht' er in die Flut,
Und ſeitdem ward „der Täufer" er genannt.

Marko (der ihm aufmerkſam gelauſcht).

Und ſolch' ein Haupt man wagte zu berühren?

Bellini.

In Paläſtina herrſchte juſt Herodes,
Ein Wüſtling, welcher mit des Bruders Gattin
Blutſchande trieb, und den an das Geſetz
Johannes mahnte. Der erzürnte König
Den heil'gen Mann in das Gefängniß warf.
Des Königs Buhlerin, Herodias,
Hatt' eine Tochter, ſchöner, als ſie ſelbſt,
Die einſt, als ſie beim Schmauſe vor ihm tanzte,
So ſchändliche Begierden in ihm weckte,
Daß ihr Herodes Alles, was ſie wollte,
Verſprach, ſogar ſein halbes Königreich.
Sie fragt die Mutter, was ſie fordern ſoll;
Da ihrer Schmach gedenkt Herodias,
Sie ruft: — Das Haupt Johannes! — Und der König
Verſpricht es ihr, und ſendet in den Kerker
Die Schergen, die dies Haupt vom Rumpfe trennen,
Auf dem Du Wahrheit nur und Unſchuld ſiehſt.

Marko.

Jetzt faß' ich Alles, Meiſter! Klar und deutlich
Verſteh' ich, was geſchieht auf Deinem Bild.
Dem finſtern Manne ſagt ein einzig Wort,
Was ſeinem Aug' entging. Mir iſt, als hört' ich
Was dieſe Leute mit einander ſprechen;
Der Aeltere gewiß den Andern ſagt:
— „Enthaupt ihn nicht, ſo winkt Dir großer Lohn!" —
Der Aermſte, der Johannes wußte nicht,
Was jeder Sklav bei uns ihm ſagen kann;
— „Die Zunge lieber reiß' Dir aus, als daß Du
Jemand verräthſt, was Deine Augen ſeh'n!" —
Gibt, Meiſter, es bei Euch mehr ſolcher Bilder?

Bellini.

Ja! Meiſter auch! In unſern Kirchen zieren
Geheimniſſe des Glaubens jede Wand
In Bildern aus der heiligen Geſchichte.

Marko.

O, könnt' auch ich Venedig ſchaun! Man ſagt,
Die Stadt, wie eine Flotte ganz von Stein
Mitten im Meer vor Anker liegt, auf Böten
Ameiſendicht, das Volk durchſchwärmt die Straßen.
O, Meiſter, nehmt mich mit, wenn Ihr verlaßt,
Konſtantinopel und des Sultans Dienſt,
Dann werd' ich mit Euch in die Kirchen gehn,
Und all' die heil'gen Bilder mir beſeh'n,
Wenn Ihr, was ſie bedeuten, mir erklärt,
Wird es gewiß auch mir im Kopfe hell.
Der Sultan iſt Euch gnädig: ſagt Ihr ihm:
„Schenk' mir den Marko", thut er es ſicherlich!

Bellini (lächelnd).

Wir wollen ſeh'n! Vielleicht gelingt es mir,
Ein großer Herrſcher iſt ja Mahomet.

Marko (erfreut).

O, dank Euch, Meiſter! Wie iſt jetzt mir leicht!
Wie gut wird mir's ergeh'n bei ſolchem Herrn!
Gehorſam will ich ſein; was Ihr nur ſagt,
Getreulich halten, ſchreiben in mein Herz.
Und hab' ich Alles gut mir eingeprägt
Und kann mir ſagen: — Jetzt biſt Du ein Chriſt! —
Zu Füßen, Meiſter, fall' ich Euch und rufe:
— Seht! Dort im Himmel dankt die Mutter Euch! —
(Er neigt ſich und küßt den Saum ſeines Gewandes.)

Bellini (legt ihm die Hand auf das Haupt).

Das walte Gott! Dein Engel helfe Dir!
Doch, Marko, horch! Wer klopft dort an die Thür! —
(Marko eilt zur Thür, erhebt den Vorhang, zieht ihn wieder zu und kehrt zurück.)
Wer iſt denn da?

Marko.

Ein junger Venetianer,
Der Euch zu ſehen wünſcht.

Bellini.

So laß' ihn ein!
(Er ſchreitet zur Thür, deren Vorhang Marko aufzieht.)

Zweite Scene.

(Die Vorigen. Girolamo Mocetto.)

Bellini (erfreut, haſtig).

Was ſeh' ich? Girolamo!

Mocetto (ſtreckt ihm die Hände entgegen).

Theurer Meiſter!

Bellini (umarmt ihn).

Der Lieblingsſchüler meines Lieblingsbruders!
Du hier bei mir! Kaum trau' ich meinen Augen!
Wann kamſt Du an? Was führte Dich hieher?
Mocetto, ſprich! Nicht wahr! Nicht etwas Schlimmes?
Lebt unſer Vater?

Mocetto.

Ja, noch lebt er, Meiſter!

Bellini.

Mein Bruder, Giovanni, auch?

Mocetto.

Ja, Meiſter!
Und auf die Leinwand zaubert ſeine Hand
Geſtalten, ſo getreu, als ob ſie lebten,
An deren Anblick ſich Venedig freut.

Bellini (trocknet ſich die Thränen).

Wie ſchmacht' ich darnach, ihn zu ſeh'n, dem Vater
Die Hand zu drücken!

Mocetto.

Deßhalb kam ich her,
Um, Meiſter, Euch, zur Heimkehr zu bewegen.
Das Alter ſchon den Vater ſichtlich beugt
Und Euer Antlitz heiß erſehnt Giovanni,
Wie Euren Rath zu ſeinen Meiſterwerken.

Bellini (beſcheiden).

Er meinen Rath! Ach! Im Vergleich zu ihm,
Was bin ich? Nur ein ſchlichter Handwerksmeiſter,
Nur mühſam ſchaff' ich: Wahrheit, echtes Leben,
Nur ſelten mich erleuchtet, wie am Himmel
Der Streifen Blau, den jäh die Wolke deckt.
Nur manchmal mir gelingt der Ausdruck d'rin
Die Menſchen leſen das was ich gedacht.
Wie oft ſchon, mit mir ſelber unzufrieden,
Daß meine Seel' ich nicht in die Geſtalten goß,
Stand ich vor meines Bruders Zacharias,
Vor der Madonna, welche rings umgeben
Hiob, Sebaſtian und Auguſtin,

Daß ſolch' ein Schwung nicht auch in meiner Bruſt
Ueber den Erdenraum den Geiſt erhob!
Wie oft bewundert' ich ſchon ſeine Kunſt
In jenem Wunderkind, das auf den Knieen
Der heil'gen Mutter ſchläft, bewacht von Engeln,
Dies Kind, das einſt die Welt erlöſen ſoll!
Nur er iſt Meiſter! Denn ſein Pinſel prägt
Auf jede Stirn den Lichtgedanken, weckt
Den Strahl im Aug', in dem die Seele lebt!
Mir macht es Müh', nur etwas nachzubilden —
Er trägt in ſeiner Bruſt das ganze All!

Mocetto.

O, Meiſter ſprecht nicht ſo! Seht, Giovanni
Gewiß bewundert Niemand mehr, als ich.
Und beſſer anerkennt er, als Ihr ſelber
Euer Verdienſt, nein ganz Venedig ſchätzt
Euch Beide gleich: Wißt, Euer Bild der „Kreuzes-
Erfindung," mit ſo wunderbarer Kunſt
Und Reichthum an Gedanken dargeſtellt,
Zeigt er mit Stolz eig'nen und fremden Augen!

Bellini (ſetzt ſich lächelnd).

Genug davon! Jetzt nimm nur Platz, Mocetto,
Und weiter mir erzähle von Venedig!
Zehn lange Monde ſind verfloſſen ſchon,
Seit auf des Türkenherrſchers Wunſch und Ruf
Mich hat hieher geſandt die Republik.
Ach Sehnſucht zieht mich nach dem Vaterlande!
Wie gnädig mir auch Mahomet, wie ſehr
Er rühmt auch ſeinen Meiſter und ihn hätſchelt.
Dennoch in ſtillen Träumen, wenn der Abend
In Dämmerung gehüllt dies Kaiſerſchloß,
Und tiefes Schweigen herrſcht in ſeinen Räumen,
Vernehm' ich Ruderſchlag und Barcarolen,
Seh' ich das Volk, inmitten heit'rer Masken
Sich munter tummeln auf dem Markusplatz,
Und lebe jener Kunſt nur, jener Liebe,
Die auf der Welt nicht ihres Gleichen hat,
Wie traurig dann erwach' ich, um zu ſehen
Den Halbmond rings, der von der Stirn des Heil'gen
Das Kreuz verdrängte.

Mocetto.

D'rum, ſo ſchnell als möglich
Eilt in die Heimat, Meiſter. Ruhm und Anſeh'n
Erfreut im Vaterlande nur das Herz.
Der Lorbeer ſchmerzt, mit dem nicht Landsmanns Hand
Des Meiſters oder Ritters Stirn umwand!
Ihr fühlt Euch wohler, freier unter uns,

Längſt Eurer dort, wie Giovanni's harrt
Der Lorbeerkranz des dankbaren Venedigs!

Bellini (drückt ihm die Hand).

Wie ſtolz ſich nennt man ſolcher Mutter Sohn,
Zu deren Herz aus drei gewalt'gen Quellen
Das Leben ſtrömt, darin ſie athmet heut:
Der Herrſcher Weisheit gibt ihr Glanz und Macht,
Der Handel Reichthum; dieſe beiden Kräfte
Aus ihrem Schoß noch förderten die Kunſt,
Die Krone allen Reichthums, aller Macht.
Gott gebe, daß noch lange dieſe Quellen
Uns fließen, lang' im Rath der Kön'ge noch
Gelt unſ're Stimm', und unſ're Flotte trag'
Aus fernen Landen Gold auf die Lagunen;
Daß eine Schar von Meiſtern auf die Leinwand
Unſ're Triumphe zaub're, zur Bewund'rung
Der fernſten Nachwelt! — Aber ſprich, Mocetto,
Wer jetzt vor allen Andern dort berühmt?

Mocetto.

Als Erſter gilt noch immer Giovanni:
Er ſchmückt mit Werken ſeiner Wunderkunſt
Den Saal des höchſten Rathes. Gegenüber
Der Wand, da Euer Werk Venedig anſtaunt,
Hat eben er ein prächtig Bild beendet,
Darauf Papſt Alexander, Dog' und Kaiſer
Zu Schutz und Trutz ein innig Bündniß ſchließen.
Und die drei Mächtigen am Thore Roms
Begrüßt ein ſtolzer Schwarm von Cardinälen,
Umringt von buntem Volk in hellen Haufen.
Acht Banner in verſchied'nen Farben, acht
Drommeten, ſilberne, der Papſt dem Dogen
Einhändigt; in der Ferne ſieht man Rom;
Aus allen Fenſtern flattern Freudenfahnen.
Das iſt ein Meiſterwerk, d'rin Alles lebt,
Und den Geſtalten nur die Stimme fehlt!

Bellini.

Giovanni lehrt uns — ihm gebührt der Ruhm —
Antlitze zu entnehmen der Natur,
Und, wie im Leben Geiſt, Gemüth und That,
Geſtalt und Haltung Jedem anders gibt,
So auf dem Bild das Leben auch zu malen.
Was aber macht Squarzione, dieſer Meiſter
Im Zeichnen?

Mocetto.

Ach, längſt hat er aufgehört;
Auf ſeinen Reiſen nur copirt er Alles,

Was er für werth erachtet ſeiner Hand.
Aus Hellas bracht' er Torſo's und Statuen,
Nach deren Muſtern er die Schüler lehrt.
Heut' hundertdreißig zählt er in der Schule!

Bellini.

Und ſie iſt ſicher gut! Das Fundament
Der Kunſt iſt Zeichnen. Nichts vermag die Farbe,
Verſteht die Hand nicht, ſicher zu entwerfen
Von vornherein das, was der Kopf erſann! —
Und Ludwig Vivarini? Seine Sippe
Iſt groß im Malen. Ludwig an der Spitze
Hat uns zuerſt Manier gelehrt in Oel!

Mocetto.

Die Leinwand auch; er führte ſtatt des Holzes
Bei uns ſie ein. Jetzt malt mit Giovanni
Zuſammen er den Saal des großen Raths.

Bellini (lächelnd).

Nun, und Carpaccio?

Mocetto.

Iſt noch derſelbe!
Noch immer blickt voll Neid ſein Aug' auf Jeden
Der höher ſteht. Was Jeder rühmt — er tadelt's;
Und jeder Beifall, jeder Ehrenpreis,
Wie Giovanni er ſo oft gezollt,
Erweckt in ſeinem Herzen Haß und Groll!

Bellini.

All' ſein Talent erſtickt in dieſer Galle!

Mocetto.

Jüngſt ſchuf er ein Gemälde: Simeon
Im Tempel bei dem Allerheiligſten;
Doch zwei Gehilfen, die dem Prieſter dienen,
Darſtellt er ſie im — Cardinalsgewand!

Bellini (achſelzuckend).

Das iſt doch nimmer, wie es ſich gehört!
Obgleich gewiß voll Leben die Geſtalten
Und ſprechend ähnlich!

Mocetto.

Allerdings! Doch Wachs-
Figuren gleich, ohn' einen Tropfen Blut!

Bellini.

Und Antonello? Zürnt er Giovanni
Noch heut, daß er durch Liſt ſich das Geheimniß
Verſchafft, wie man das Oel zur Farbe miſcht?

Mocetto.

Hat Jener mit dem Pinſel doch verewigt
Den Vorfall, der verbreitet bei den Malern
Was ein Van Eyck erfand: Er malt' ein Bild,
D'rauf Antonello ſitzt und Farben miſcht,
Und zu ihm — Giovanni tritt, gekleidet,
In reichſter Tracht, wie ein Patrizierſohn,
Um ſein Porträt will er den Meiſter bitten,
Ein köſtlich Bild! Sie Beid', als lebten ſie!
Und Giovanni's Augen ſo voll Neugier,
So ſcharf und ſchlau erſpäh'n des Meiſters Arbeit,
Daß klar erhellt, zu welchem Zweck er kam.
Dann ſchenkt er Antonello dies Gemälde,
Und ſie verſöhnten ſich.

Bellini (voller Befriedigung).

Das nenn' ich edel,
Und würdig ſolcher Meiſter unſerer Kunſt,
So ward ſchon Allgemeingut die Erfindung.

Mocetto.

Annahm faſt Jeder heut' ſchon die Methode,
Beſonders aber zwei der jüngſten Meiſter,
Deren Palette ſolche Farbentöne
Erfand, wie noch kein Auge ſie geſeh'n;
Zumal der Eine . . .

Bellini.

O, ich weiß, Mocetto,
Und will Dir's ſagen: Das iſt Titian,
Der Jüngling mit dem Adlerblick, der ſich
Verſtändigt wunderbar mit der Natur.
Der unſer Meiſter wird! Dann ſoll ihr gold'nes
Zeitalter haben auch Venedig's Schule,
So wird dies unter ihm und durch ihn ſein!
(Nach einer Pauſe ſich erhebend.)
Vor ſeinem Ruhm wird unſer Ruhm erlöſchen,
Und Alles, was bis dahin wir vollbracht,
Der Anfang iſt, die Wiege nur der Kunſt,
Erſt ſeine Werke bilden deren Krone.

Mocetto (ſich erhebend).

Längſt kennt die Welt Eure Beſcheidenheit:
Bei Euch iſt Jeder beſſer, als Ihr ſelber
Und dennoch Eure Werk' im Saal des Rathes,
Ganz anders ſprechen. Seht! Auch hier bemerk' ich
Manch' ſchönes Zeugniß Eurer Wunderkunſt.
(Er tritt vor das Bild, welches Bellini an das Licht ſtellt.)

Bellini.

Kaum ward' es fertig. Iſt es trocken, helf'
Ich hie und da noch nach, wenn ſich der Formen,
Das Aug' entwöhnt und wieder ſieht die Fehler!

Mocetto (kopfſchüttelnd).

Welch' kühner Geiſt in dieſem klugen Plan!
Wie drohend blitzt der Eifer dieſer Stirn
Wie ſcheint der Mund, vom Tod geſchloſſen, noch
Die Wahrheit auszuſprechen! Welch' ein Licht,
Fällt auf die Schultern, künſtleriſch entblöſt,
Nein, Meiſter, ſuchtet Ihr auch jahrelang,
Nicht Fehler ſeht Ihr, die Ihr heut' nicht findet!
(Er tritt zum anderen Bilde; Bellini ſteht lächelnd hinter ihm.)
Ach! Welch' Porträt! Ich ſah's auf einer ſtolzen
Medaille neulich, welche man bei uns
Nach Eurer Zeichnung, Meiſter, ausgeprägt,
Das Antlitz Mahomets trug eine Seite,
Die andere die drei Kronen, ſeine Beute.
Dies iſt ein Antlitz, wie es leibt und lebt,
So ſprechend ähnlich!

Bellini.

Ja, ſo ſagt man. Dennoch
Die Türken ſeh'n es ungern, da ihr Glaube
Der Kunſt nicht hold. Doch was ihr Herrſcher rühmt,
Das loben ſie. Und Mahomet gefällt es,
Er überſchüttet mich mit ſeiner Gunſt.

Mocetto.

Welch' Wundermenſch! Die ganze Chriſtenheit
Nur zitternd von ihm ſpricht! Vor wenig Tagen
Erlag erſt ſeinem Schwert Konſtantinopel,
Ihm öffnete die Thore Trapezunt,
Verſchlang, wie Feuersbrunſt, er all' die Reiche
Des Morgenlands, und baut' auf deren Trümmern,
Nur um ſo feſter ſeine Schreckensmacht.
Bei uns herrſcht nur Entſetzen: Mahomet
Erſcheint ein Scheuſal uns, ein Wütherich,
Und doch; ob ſtolz auch, iſt dies Antlitz ſchön,
Wie feurig auch dies Auge — Grauſamkeit,
Verräth es nicht; dies Lächeln auf den Lippen,
Vielmehr von Herzensgüte ſcheint zu ſprechen.

Bellini.

Nur wenn er ſchwingt das Schwert, iſt er ſo ſchrecklich,
Nur wenn er plündert, grauſam; doch ſobald
Er ruhig auf erkämpftem Throne ſitzt,
Erſcheint er ſtreng' nur gegen die Regenten,

Obgleich er übt ſofort Gerechtigkeit,
Auch hie und da ein Haupt vom Rumpfe fällt,
Oft heilt er auch die Wunden, die er ſchlug.
Freigiebig ſpendet Gnaden ſeine Hand
Er ſchmückte reich und hob Konſtantinopel,
Er liebt die Kunſt; obgleich das Vorurtheil
Des Koran wehrt das Höchſte zu verehren,
Was Menſchen ſchufen, häuft er, aufgeklärt,
Die Reſte hier des Griechen Tentus
Als Zierden ſeiner Reſidenz. Wie oft
Schon ließ er rufen mich, all' dieſer Beute
Sich rühmend, fragt er mich um Rath,
Nach Allem, was ſich unſere Meiſter nahmen
Zum Vorbild aus der heiligen Geſchichte,
Gern kennt' er Alles, ſelbſt die alten Bücher,
Die Vorgeſchichte Macedoniens
Und Roms Geſetze wählt er ſich zum Vortrag.
Sein Leben ſchreibt jetzt Angiolello, unſer
Landsmann aus Vinzenz, unter ſeinen Augen,
Sein Urtheil, ſein Verſtand ſind ſtaunenswerth.

(Man hört Stimmen hinter der Scene.)

Marko! Sieh' nach wer kommt!

Marko.

(Hebt den Vorhang, öffnet die Thür, weicht entſetzt zurück und ruft:)

Meiſter, der Sultan!

Bellini (überraſcht).

Welch' überraſchend unverhoffte Gnade!
Mocetto bleib'! Nur ſchweig' und ſei beſcheiden!

(Der Vorhang wird erhoben, die Thüre weit geöffnet. Das glänzende Gefolge tritt ein und ſtellt ſich links auf, rechts nur vier Mohren, deren Einer mit gezücktem Schwerte. Zuletzt Mahomet).

Dritte Scene.

(Die Vorigen, Mahomet und Gefolge.)

Mahomet (nähert ſich haſtig und lächelnd Bellini, mißt dann Mocetto mit ſcharfem Blicke und tritt vor ſein Porträt. Nach einer Pauſe).

Schon fertig? Wie?

Bellini (demüthig).

Ja, allerhöchſter Herr!
So weit es meine ſchwache Kunſt betrifft,
Vollendet iſt mein Werk.

Mahomet.

Und ſehr gelungen,
Gut! Meiſter! Sprechend ähnlich find' ich's ſelbſt.
Will mein Geſchlecht einſt ſeinen Ahnen ſeh'n,
Aus deſſen Hand es ſeine Macht empfangen,
Auf dieſer Leinwand iſt's, als ob ich leibt' und lebte,

Die Kunſt nur lieb' ich, weil ſie nicht vergeht!
Das Siegsgeſchrei verhallt, in Seinen Schoß
Nimmt der Prophet einſt den auch auf, der Seinen
Gottnamen hat verbreitet mit dem Schwert.
Solch' Bild nur dauert, nur der Marmor lebt,
Und meldet todte Thaten allen Zeiten.
Ein Vorurtheil verweigert zwar uns Bilder,
Doch meine Treuen wiſſen, was für gut
Ich halte, das iſt gut, und wird Geſetz.
Ich bin mit Deinem Werk zufrieden, Meiſter!
Mit Deiner Fertigkeit! Als Gnadenzeichen
Nimm dieſe Gabe hin, die zum Geſchenk,
Mir unlängſt ſandte Eure Republik.

(Er nimmt von ſeinem Halſe eine goldene Kette mit einer Medaille und hängt ſie Bellini um).

Bellini.

O, wollt mir, Allerhöchſter Herr, verzeih'n,
Wenn ich für ſo viel Huld nicht Worte finde!

Mahomet (tritt zum zweiten Bilde und betrachtet es aufmerkſam. Nach einer Pauſe).

Ach! Das iſt jenes Wüſtenmann's Enthauptung,
Den Eure Schrift Johannes nennt, den Täufer!
Dies Bild wird loben wer die Fabel kennt,
Wie dringt der Blick in's Innere des Kerkers,
Und wie verſtändlich iſt ihm jegliche Geſtalt,
Wie lebenswahr, wie ſprechend jedes Antlitz!
Wie jede Miene, jede Haltung zeigt
Natur und Wahrheit. Und nur ſo viel Licht,
Daß Alles ſichtbar iſt vereint im Hauptpunkt,
So lenkteſt Du den Blick, wohin Du wollteſt.

(Er legt lächelnd die Hand auf Bellini's Schulter.)

Bewundernswerth iſt, Meiſter, Deine Kunſt,
Und dennoch — einen Fehler zeigt Dein Werk.

Bellini.

Geruht ihn, Allerhöchſter Herr, zu zeigen.

Mahomet.

Der Hals iſt unnatürlich, viel zu lang,
Das iſt ein Klotz, kein Körper; wie ein Baumaſt,
Von ſcharfem Beil gefällt, erſcheint der Hals,
Nicht wie ein Hals, von dem ein Haupt getrennt.

(Er blickt ſich um und winkt Marko).

Tritt näher! So! Jetzt beuge Dich!

(Marko tritt zitternd näher, kreuzt die Arme auf der Bruſt, kniet nieder und bückt ſich vor ihm, Mahomet ſtreicht ihm das Haar aus dem Nacken und zeigt letzteren Bellini).

Sieh! Meiſter!
Hier ſteigen Adern auf hinter den Ohren;
Der Knochen ſpannt die Haut; deshalb iſt ſtärker

Am Kopf der Hals, als unten an den Schultern.
Ganz anders iſt dies aber, fehlt der Kopf.

(Er gibt dem Mohren einen Wink, Marko zu enthaupten. Sie führen ihn haſtig ab. Man hört einen dumpfen Fall. Ein Mohr bringt Marko's Haupt auf einer Schüſſel herein. Mahomet fährt ruhig fort.)

Jetzt, Meiſter, kannſt Du die Natur ſtudiren;
Sieh! Wie der Umfang abnahm. Wie die Muskeln
Im Todeskampf zuſammen ſich gekrümmt;
Aus allen Adern iſt entſtrömt das Blut,
So daß — weit kürzer wurde dieſer Hals. (Lächelnd.)
Leb' wohl denn, Meiſter! Aendere, was Du ſahſt
Dann wird zum Meiſterwerk, was Du geſchaffen!

(Ab mit dem Gefolge, die Schüſſel mit Marko's Haupt zurücklaſſend.)

Vierte Scene.

(Mocetto und Bellini).

Mocetto. (Nach einer Pauſe, voller Entſetzen.)

O, Meiſter, ſage mir, wie iſt es möglich?
Auch Du biſt wie erſtarrt; kein Tropfen Blut,
Verräth das Leben noch auf Deinem Antlitz,
Welch' Schreckensanblick! Auch mein Herzblut ſtockt.
Abwendet unwillkürlich ſich der Blick.
Mit welcher Ruhe ließ ein ſchuldlos Haupt
Der Unmenſch ohne Sinn vom Rumpfe trennen!
Er ſprach ſo ſchön, und dennoch wußt' er kaum,
Daß dies kein Vieh — ein Menſch mit einer Seele,
Vor Gottes Angeſicht der Seinen gleich!
In welche Hände, ſprich, biſt Du gerathen!

Bellini (wieder zu ſich gekommen, nähert ſich dem Haupte Marko's und ringt die Hände.)

Vergebens, ärmſter Marko, wollteſt Du
Mit mir entflieh'n. Zuraunte Dir Dein Engel,
Daß nur noch kurz Dein Weg auf dieſer Erde.
Noch eben legt' ich auf Dein Haupt die Hand,
Und gab den Segen Deinem frommen Wunſche!
Das Echo kindlicher Erinn'rung rief
Dich heim zum Schoß des Glaubens, zum Altar —
Und jetzo liegt Dein Haupt, getrennt vom Rumpfe,
Ohne Gedanken, wie ein Thongeräth,
Und Dir im Herzen iſt es grabesſtill ....
Und dies geſchah bei mir — um meinetwillen!
Vergib, ich wein' — und Deiner Seele Taufe,
Die Dich der Mutter eint, ſei dieſe Thräne!

(Er betrachtet ſein Bild, dann wendet er ſich ab.)

Fort mit dem Bilde! Mich erfüllt's mit Grauſen!
Könnt ich vergeſſen je, daß es mein Werk!
Allein umſonſt verhüll' ich's meinen Blicken —
Nach Jahren noch wird dieſe Schreckensſtunde

Vor meinem Geiſte ſteh'n, wird dieſes Haupt,
Mit Blut benetzt, mich wecken aus dem Schlaf.
(Er ergreift Mocetto's Hand.)
Mocetto, geh'n wir! Nach Venedig trägt mich
Mein Sehnen heim, wie windgebläht ein Segel.
Kam ich dort an, eh' ich zum Vater gehe
Oder zum Bruder, eil' ich in die Kirche,
Fall' auf mein Antlitz, wein' ich Dankeszähren,
Daß ich ein Chriſt bin! Nur vom Kreuze blinkt
Der Lichtſtrahl auf der Nächſten Angeſicht,
Der ſie als Brüder uns erkennen läßt,
Denn Weisheit, Wiſſenſchaft und Kampfesmuth,
Talent zum Herrſchen, ſelbſt Gerechtigkeit
Sind ohne dieſes Licht nur Finſterniß!
Auf weſſen Bruſt des Heilands Kreuz nicht lag,
Das in ſein Herz den Strom von Liebe goß —
Der kann ein großer Mann ſein, doch kein — Menſch!

Parnass-Blüthen.

Dem Italieniſchen nachgebildet

von

Cajetan Cerri.

Egle.

Nach Clemente Bondi.

Sag', Egle, doch: wie ſoll ich Das verſtehen,
Daß ich mich ſelber nicht mehr kenne heute?
Ich ward ein And'rer ſeit ich Dich geſehen,
Und mich zerfleiſcht der Gegenſätze Meute;
Was ich gewollt, bereu' ich's, wenn's geſchehen,
Und dann bereu' ich, daß ich es bereute;
Bald möcht' ich immer, bald nie zu Dir gehen,
Und werde, nahſt Du, des Vergeſſens Beute.
Wär's Liebe, was ich, Egle, ſo kaum faſſe?
Dann ſag', ob Luſt und Leid Dein Herz auch fühle,
Wenn ich bei Dir bin, oder Dich verlaſſe?
So fragt Amynt, dem faſt die Sinne ſchwanden
Vor heißem Trieb. D'rauf ſie, zerſtreut, voll Kühle:
Sag' Alles nochmals, da ich nichts verſtanden!

Chor aus der Tragödie „Arnaldo da Brescia." *

Nach G. B. Niccolini.

Der Hauptmann: . . . . . Was habt Ihr da gefunden?

(Chor abziehender Schweizer.)

Was groß hieß, verfallen den Schickſalsgelüſten,
Das Starren des Todes auf gähnenden Wüſten;
Aus ſumpfigen Nebeln dort zuckende Lohen,
Hier brüllende Stiere, der Jochlaſt entflohen,

* III. Act, 4. Auftritt. Zeit: 1155. Schauplatz: Die damals durch Krieg, Aufruhr und die Malaria verwüſtete römiſche Campagna.

Und weithin des Hufſchlags dumpfſchallendes Dröhnen
Von Roſſen, fortſtürmend mit wallenden Mähnen.
Kein fröhliches Vogellied hoch in den Zweigen,
Nur ernſte Cypreſſen, die flüſternd ſich neigen,
Nur trübe, vom Winde durchſchauerte Weiden,
Ruinen und Gräber — verſteinerte Leiden!
Die finſteren Wälder voll Hinterhalt winken,
Aus trockenem Sande kein Waſſerſtrahl-Blinken;
Was manchmal dem Auge ſich bietet als Quelle
Iſt ſchlammige, ſchmutzige, giftvolle Welle,
Die nicht zeigt der Sterne mildlächelndes Funkeln,
Die ſtumm nur und farblos dahin ſchleicht im Dunkeln.
Aus morſchen Gebäuden, aus Schutt und aus Trümmern,
Gleich bleichen Geſpenſtern, die klagevoll wimmern,
Nah'n ſtöhnend die Menſchen, wenn Laute ſie wecken,
Und zittern vor Fieber, und beben vor Schrecken.
Hier hängen die Wolken mit bleierner Schwere,
Verſengend die Sonne, entmannend die Leere!

Die Camelie.

Nach Arnaldo Fusinato.

Schön iſt und reizgeſchmückt
Die Blume, die Du mir an's Herz gedrückt;
Doch ſieh', mein Kind: ihr fehlt
Der Zauberduft der ſüßen Maienwelt;
Nun wiſſe: Blumen ohne duft'ge Triebe
Sind ſchöne Frauen ohne Herz und Liebe.
D'rum Du, in deren Bruſt
Der Frühling lacht der zarten Minneluſt,
Senk' Du mit roſ'gem Mund
Ihr einen Kuß tief in den Blättergrund;
Dann wird ſie wohl, erfaßt von neuem Leben,
Im duft'gen Hauch der Liebe ſüß erbeben.

Pietro Micca's Selbſtopfer. *

Nach Francesco Ramognini.

. . . . . .

Der Held, der ſeinem Heimatsort, Andorno,
Des Ruhmes ew'gen Kranz verlieh, er riß
Sich aus den Armen eines lieben Weibes,
Und von den Küſſen zarter Kinder los.

* Fragmente der größeren Dichtung „L'Assedio di Torino", welche in lebhaften Farben Turin's Belagerung durch die Franzoſen (1706) und zunächſt die hier geſchilderte wahrhaft antik-heroiſche That des ſchlichten, anſpruchsloſen, erſt 29jährigen Artilleriſten aus Andorno-Sagliano behandelt.

. . . . . Vom letzten Kampfe
Auf der die Stadt einſt ſchützenden Baſtei
Blieb er, und nur ein Kamerad noch, übrig,
Die Minenarbeit zu verſeh'n.
. . . . . .

Zum einzigen Begleiter nun und Zeugen
Des grauenhaften, ſchreckenvollen Werkes
Spricht er mit Ernſt und feierlicher Ruhe:
„Für mein und meiner Theu'ren Vaterland
Will ich mein Leben opfern hier, dem Schöpfer
Die Seele rückerſtattend — rette Dich.
Ein treues Weib laß' ich und ſüße Kinder
Zurück auf dieſer Welt; oh, lege Du
An's Herz der Väter dieſer Stadt die Lieben!"
Er ſchweigt, blickt auf zu Gott, bekreuzt ſich; dann —
Ins volle Pulverfaß raſch einen Funken
Mit feſter Hand! Ein Blitz — ein Donnerſchlag,
Und krachend wankt und ſchwankt und bebt und berſtet
Das Mauerwerk im tiefſten Fundament.
Zerriß'ne Leichen, abgeſchlag'ne Bäume,
Gewehre, Lanzen, Schilde, Staub und Stein,
Empor fliegt Alles, eingehüllt in Flammen,
Gleich dampfendem Gewölk vom Höllenſchlund,
Um dröhnend dann, vernichtend und zerſchmetternd,
Zurückzufallen mit Lawinenmacht,
Ein grauſig' Leichentuch gar vielen Opfern,
Dem Helden Micca, doch dem Feinde auch!

An Pietro Metaſtaſio.*

Nach Gaetano Cerri.

Zu Dir, der Grazien und der Liebe Dichter,
Der Du die Form im ſchmuckſten Kunſtgewande
Dem Genius offenbart aus jenem Lande,
Wo ew'ger Frühling lacht, ein holder, lichter;
Zu Dir, Du Preisziel aller Ruhmesrichter,
Zu Dir, zu Schmähziel aller Neidesſchande,
Erhebt ſich heute auch von dieſem Strande
Ein Herzensgruß, ein warmer, wenn auch ſchlichter.
Heil, edler Sänger, Dir! — So, feſtlich heiter,
Klingt's, Grenzen trotzend, heut' im Sturm der Liebe
Vom Tiberfluß zur Donau, und ſtets weiter.
Eint doch ein Band beglückend alle Söhne
Des Staubes dieſer Scholle, ſonſt ſo trübe:
Das Band des Ideals — das Ewig-Schöne.

* Nach einem italieniſchen Sonette des Verfaſſers dieſer Nachbildungen, welches aus Anlaß des in Rom gefeierten Metaſtaſio-Centenariums (12. April 1882) in der „Deutſchen Zeitung" erſchien, wo, nebenbei bemerkt, in Folge eines unliebſamen Lapsus mentis des Autors, an betreffender Stelle der Ausdruck ti manda ſtatt des beabſichtigt geweſenen Wortes consacra ſteht.

Herr Gregor — der Amerikaner.

Bild aus dem Auswandererleben.

Von

Josef Rank.

I.

Der Abend lagerte bereits in den Thälern; seine Schatten stiegen sachte einen Berghang herauf und über dessen Fichtenwald hin, in welchem eine Locomotive wildschnaubend arbeitete, um einen langen Wagenzug die beträchtliche Steigung hinaufzubugsiren; das Sausen und Pusten kam endlich dem Ausgang des Waldes nahe, ein schriller Pfiff ertönte, über den Baumwipfeln erhob sich eine Dampfwolke und unter ihr weg, zwischen Fichtenstämmen, brach die schwarze Locomotive mit rothen Gluthaugen hervor und sauste über wüstes, karstartiges Hochland weiter . . .

An dem Fenster eines Coupé's saßen zwei Herren und sahen erwartungsvoll in die Dämmerung hinaus. Der Aeltere, mit schneeweißem Haar, hielt eine Zeitung in der Hand und drückte den Daumen fest auf eine Stelle, die er früher vorgelesen, während der Jüngere, auf einen Stock gestützt, kopfschüttelnd die vorüberfliegende Gegend betrachtete.

„Hier ist es gewesen, wir müssen gleich zur Stelle sein," bemerkte jetzt der alte Herr und wischte die leichte Trübung weg, die sich in Folge der Abendkühle an den Scheiben niedergeschlagen hatte.

„Hier!" wiederholte der Jüngere erstaunt und leise schaudernd, indem er fortfuhr, mit betroffenen Blicken nach der vorüberfliegenden Landschaft zu starren, die, so weit das Auge reichte, nichts darbot als Sandstrecken, Steingerölle, von Sturm und Regen blankgenagte Felsenknochen! Aber bevor er sich zu einer weiteren Bemerkung sammelte, streckte der alte Herr den Zeigefinger gegen die Scheibe, in der Richtung nach einem Hügel, auf welchem, gleich einem zerklüfteten Felsklumpen, eine Ruine lag und sagte:

„Nun geben Sie Acht! Vor der Ruine gerade herunter war's, wo wir Halt machten und ausstiegen, um Augenzeugen zu sein ... Ah!“ fuhr er fort, da die Scene rasch gewechselt hatte: „Dort ist sie schon — die ärmliche Hütte mit angelehnter Thüre ... Sehen Sie hin! .. Der Stakketenzaun um's Wurzgärtlein ... Und der bejahrte Mann, mit dem Grabscheit, vor der Thüre — er ist's vielleicht selbst, der damals ...“ Die folgenden Worte waren nicht mehr verständlich in Folge eines schrillen anhaltenden Pfeifens der Locomotive, das die Nähe einer Haltstation ankündigte, auch war die ärmliche Hütte und der Stakketenzaun, mit dem bejahrten Mann vor der Thür den Blicken der Reisenden bereits wieder verschwunden ...

Der Jüngere schüttelte den Kopf und lehnte sich nachdenkend auf seinen Sitz zurück; er schien das trostlose Bild der Landschaft nicht mehr sehen zu wollen. Der alte Herr aber, einer aufregenden Gedankenreihe folgend, rief lebhaft:

„Und an diesem Boden hat er festgehalten, zäh, mit allen Wurzeln der Liebe; hier hat er sich wilder Stürme erwehrt, hier eisige Winter bestanden, herben Entbehrungen getrotzt; ein Held in seiner Art, ein Bild der Liebe für väterlichen Boden, für den Schauplatz der Kindheit, wo der Zauber des Mutterauges, das leitende Wort des Vaters nachgewirkt hat in die Jahre des Knaben, des Jünglings. Und nun! Hier! ...“ Er schlug heftig gegen die Stelle der Zeitung, welche sein Daumen bisher fast krampfhaft festgehalten und fuhr dann fort:

„Dreißigtausend und dreihundert darüber! In Einem Monat! Im Hafen von New-York allein! Allen Gefahren des treulosen Meeres zum Trotz! .. Wohin soll das führen? Ist nichts mehr heilig? Ist's aus mit kindlicher Liebe für heimischen Boden, für Vaterland? ...“

Ein heftiger Pfiff der Locomotive erscholl wieder, aber nur kurz und scharf; es wurde gebremst; der Zug hielt an einem kleinen Stations-gebäude ... Jetzt erhob sich ein Fremder, der still und in Gedanken bisher unter den Reisenden gesessen, berührte leicht grüßend den breiten Schirm seines vom Wetter etwas abgenützten Hutes und stieg langsam aus; auf seinem gebräunten, scharfmarkirten männlichen Gesichte lag ein seltsam trübes Lächeln. Wie er sich draußen ganz aufrichtete, erschien er hochgestal-teter und kraftgedrungener; auch die Kleidung von derbem bequemem Schnitt erschien im hellen Lampenschimmer des Bahnhofes viel feiner als im früheren Halbdunkel des Wagens ...

Es waren nur wenige Menschen ausgestiegen, die ohne Aufenthalt zu Thale eilten nach einer ferne liegenden Ortschaft. Nur der Fremde hielt einige Augenblicke stille und rückte an der Mantelrolle, die er um die Schulter geschlungen und auch im Wagen nicht abgelegt hatte; er warf einen for-

ſchenden Blick umher als wolle er ſich in der nur in dunklen Umriſſen erſcheinenden Gegend zurechtfinden, faßte entſchloſſen den ſchweren Wanderſtock am rohgeſchnitzten Löwenkopf und ging, während der Bahnzug weiter brauſte, über die Schienen und rechter Hand die Richtung zurück, welche der Zug eben gekommen ... Der Bahnwärter, dem der Fremde aufgefallen, blickte ihm verwundert nach und war verſucht, ihn anzurufen und zu fragen, ob er wiſſe, daß er einen Weg einſchlage, den kaum bei Tage einmal Jemand gehe, da er nur zu entlegenen, ſehr zerſtreuten armen Gehöften führe; allein der Fremde ſchritt ſo entſchieden und ohne aufzublicken ſeines Weges, daß wohl anzunehmen war, er wiſſe genau, was er thue, und denke am wenigſten an ein Abirren vom Wege oder an Gefahr ...

Und ſo war es auch ...

Der Weg, den der Fremde im zunehmenden Dunkel weiter ſchritt, war es nicht, der ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog; vielmehr waren ſeine Gedanken in lebhafter Rückerinnerung bei dem Geſpräche, das die beiden Reiſenden während der letzten Strecke der Fahrt geführt hatten ... Noch vor Untergang der Sonne, während der Zug ein langes, vielgewundenes Thal durchſchnitt, war der alte Herr bei der Lecture eines Zeitungsblattes auf eine, die Auswanderung nach Amerika betreffende Notiz geſtoßen, in der es hieß, daß im letzten Monat, im Hafen von New-York allein, über dreißigtauſend Auswanderer angekommen und ans Land geſtiegen ſeien. Der alte Herr hatte die Notiz in lebhafter Erregung vorgeleſen und gefragt, was da endlich werden ſolle, wenn die alten Culturländer in dieſem Maße, ja alljährlich in wachſender Zahl, an Arbeitskraft abgeben und an Vermögen verlieren, da ſelbſt viele wohlhabende Leute dem Zuge nach der neuen Welt ſich anſchließen? Er fand nichts dringender als die Schaffung eines Geſetzes, das einen Damm aufrichte gegen die zur Epidemie ausartende Wanderluſt, die naturgemäß zunehmen müſſe, je feſter und zahlreicher ſich jenſeits des Meeres Landsleute feſtſetzen und durch Hinweis auf ihr Gedeihen Andere locken und nachziehen. Immer erregter fuhr er fort, er befürchte ein allmäliges Verſchwinden der Heimatsliebe, der Anhänglichkeit an's Vaterland, ein leichtſinniges Preisgeben der ſo ſchwer errungenen Cultur und das Einreißen eines Geiſtes nackteſten Egoismus, der, wenn er allgemein geworden, nach Art der Heuſchreckenſchwärme die Ernte ganzer Provinzen verſchlingt und unerſättlich weiter wandert! ... „Da ſtand es vor vierzig Jahren noch anders — wenigſtens in unſerem Bergland hier!“ rief er in freudiger Erinnerung. „Wie wenig war im Volke noch von dem überſeeiſchen Wunderlande die Rede! Wie zäh und rührend feſt hielt ſelbſt der ärmſte Mann noch am heimiſchen Boden, wie glich ein Jeder, den unerbittliche Noth über die Landesgrenze trieb, einem Baum, der mitſammt den Wurzeln aus

weitum aufgewühltem Boden geriſſen war . . . Und nun erzählte der alte erregte Herr, wie vor 25 Jahren zum erſten Male, gleich einem Wunder entſtanden, das Auswanderungsfieber in dieſe Gegend gekommen und manche ſelbſt ruhige und beſitzende Leute ſeltſam aufgerüttelt habe. Er, der Erzählende, habe um jene Zeit gerade eine Reiſe durch dieſe Gegend machen müſſen, in einer Landkutſche natürlich, da man den Dampf hier noch nicht in Dienſt genommen . . . „Schon aus manchem Ort, durch den ich fuhr, ſah ich Gruppen zu Fuß und Wagen fortzieh'n, Viele aufgeregt und ſcheinbar heiter, Andere weinend oder dumpf hinſtarrend; — da droben — wo man den Wald verläßt und auf Haide- und Steingrund weiter fährt, ſchienen die Wanderzüge zu Ende zu ſein, denn weit und breit war es augenſcheinlich keinem menſchlichen Weſen möglich, ſich zu halten und zu nähren . . . Und gerade hier war es," fuhr der alte Herr nach Bekämpfung einer ſichtbaren Bewegung fort: „Hier — wo wir einen Auftritt erlebten, der uns tief erſchütterte und unauslöſchlich bleibt in unſerer Erinnerung . . . Bei einer Hütte, die vor Alter kaum ſich aufrecht hält, in einer Umgebung, die kaum dem ärmlichſten und genügſamſten Weſen Nahrung zu bieten ſchien, erblickten wir eine Anzahl von Männern, Weibern und Kindern, die ſchrien und weinten und ſich um den Hals fielen, als gelte es, den heftigſten Stürmen des Herzens Ausdruck zu geben. Wir waren erſtaunt und neugierig, ließen den Wagen halten und ſtiegen in der Nähe der Hütte aus . . . Was mußten wir ſehen und hören! Nicht dem Schmerz des Abſchiedes, ſondern dem Entzücken des Wiederſehens galt das Rufen, Weinen und Umarmen, denn der älteſte Sohn der armen Hütte, der vor zwei Tagen ſich den Auswanderern angeſchloſſen hatte — war rundweg, von Heimweh erfaßt, umgekehrt und zu den Seinigen zurückgeeilt — nach dem kargen Boden der Heimat zu den tauſend Entbehrungen des Elternhauſes; — wir waren Zeugen des ſeligſten Wiederſehens! . . . Ein jüngerer Bruder, der ebenfalls mit fortgezogen war, hatte ſich nicht entſchließen können umzukehren, er war bei den Auswanderern geblieben; — man deutete an, daß er die Geliebte nicht verlaſſen konnte, die ebenfalls beim Zuge ſich befand! . . ." Mit feuchten Blicken hatte der alte Herr während der Fahrt im Thale dieſes Erlebniß erzählt, mit bewegtem Herzen hatte er beim Vorüberbrauſen des Bahnzuges nach der ärmlichen Hütte gewieſen — und mit feuchten Blicken gedachte jetzt der Fremde, der beim letzten Bahnhofe ausgeſtiegen, dieſes Ereigniſſes, während er im Abenddunkel gerade jener Hütte zuſchritt, die einſt der Schauplatz des Ereigniſſes geweſen . . .

Es war vollſtändig Nacht geworden. In der einſamen Hütte ſchien man noch wach zu ſein; ein ſchwaches Lichtlein ſchimmerte aus dem kleinen Fenſter der ſchiefen Vorderwand der Hütte . . . Der Fremde, ſeine Schritte

ſeltſam mäßigend, erreichte den Stakketenzaun des Gärtchens, trat in das letztere durch eine ſchmale Lücke des Zaunes, warf einen Blick durch das beleuchtete Fenſter und zuckte in ſich zuſammen; dann ſchritt er durch die offene Thüre der Hütte, hielt in deſſen ſchmalen Vorraum einen Augenblick inne — taſtete dann rechts nach einer Thürklinke — und öffnete . . . Ein bejahrter hagerer Mann, der in einem alten Holzlehnſtuhl ſaß, blickte verwundert nach der Thüre; — ein bejahrtes Weib legte eine große Brille ab und ſchob ein vielbeſchädigtes Gebetbuch auf dem Tiſche zurück; — ein paar Kinder — offenbar Enkel — erhoben ſich erſchreckt von einem Lager, das in einer Stubenecke aus Stroh bereitet war . . .

„Was iſt's? Was gibt's?" fragte der hagere bejahrte Mann im Lehnſtuhl.

„Edi, was will der Fremde dort?" riefen die Kleinen zitternd . . .

Es bedurfte keiner langen Erklärung . . .

„Bruder, kennſt Du mich noch?" lautete es gepreßt von der Thüre her; — und der Fremde trat in die Stube, breitete die Arme aus, ſank vor dem Stuhl auf die Knie und drückte den hagern Mann an die Bruſt mit kräftigen bebenden Armen — wiederholend: „Bruder, ich bin's — kennſt Du mich noch?" . . .

II.

Jahre waren ſeitdem vorübergegangen. Wieder eilte ein Bahnzug durch das langgeſtreckte Thal dem vorerwähnten Berghang zu; wieder arbeitete die Locomotive wildſchnaubend den Fichtenwald hinauf und endlich wie im Triumphe pfeifend nach dem karſtartigen Hochland hinaus . . . Es war im Auguſt dieſes Jahres, Vormittags 10 Uhr, bei heiterem warmem Wetter. Der volle Sonnenſchein, der auf die Gegend fiel, ließ ſie in ihrer troſtloſen Verödung nur abſchreckender erſcheinen . . .

Wieder ſaß ein Reiſender am Fenſter eines Coupés und blickte leiſe ſchauernd nach der vorüberfliegenden Gegend hinaus; auch er hielt ein großes Zeitungsblatt in der Hand und drückte den Daumen auf eine Stelle, die er früher mit ſeltſamer Ueberraſchung geleſen. Da ſtand es ſchwarz auf weiß: in dieſem Sommer ſeien während Eines Monates ſechsundfünfzigtauſend und ſiebenhundert Auswanderer im Hafen von New-York angekommen und an's Land geſtiegen! . . . Das waren ſechsundzwanzigtauſend und vierhundert mehr als vor Jahren, da der alte Herr ſeinen jüngeren Reiſegefährten ſo erregt ſeine Sorgen über die wachſende Auswanderung und abnehmende Vaterlandsliebe dargelegt hatte! . . . „Was würde der alte Herr zu dieſer Anzahl Auswanderer ſagen," hatte der Reiſende beim Leſen der

Zeitungsnotiz gedacht: „Ueber sechsundzwanzigtausend mehr als damals! in Einem Monat! Im Hafen von New-York allein!“ Jetzt, bei der Fahrt durch die karstartige Gegend, setzte er nach mancherlei Gedanken trüb lächelnd hinzu: „Es ist dem guten alten Herrn erspart, den wunderlichen Lauf der Dinge sich ferner zu Herzen zu nehmen; — er ruht in Frieden; — beglücke ihn dieser Friede und erwachse dem Vaterlande nicht jener Schade, den er in Folge dieser Auswanderung mit besorgtem Herzen verkündet! . . .“

Es war der jüngere Reisegefährte des alten Herrn vor Jahren auf der Fahrt durch diese Gegend, der so dachte und am Coupéfenster sitzend, damals schaudernd hinaussah in die trostlose Gegend. Des Erlebnisses gedenkend, das der alte Herr an jenem Tage vom Heimweh und von der Rückkehr des armen Burschen erzählte, wollte er beim Vorübereilen dem Schauplatze des Erlebnisses noch einen flüchtigen Blick widmen und dann, wie vor Jahren, sich vom Fenster zurücklehnen, um die trüben Gedanken loszuwerden, welche der Anblick der Gegend heute wie damals erregte . . .

Aber welche Ueberraschung stand ihm bevor! . . .

Schon als er nach der Ruine forschte, die einst weithin sichtbar die Stelle bezeichnete, vor der gerade herab die Hütte der armen Leute zu suchen sei, fand er diese Ruine nicht; und als er, zum Fenster hinaus gelehnt, den steinigen Abhang suchte, fand er auch diesen nicht und von der Hütte mit schiefer Vorderwand und nahem Stakketenzaun keine Spur! Junge Wald- und Gartenanlagen bedeckten den Hügel von oben bis unten und weithin am Fuße rechts und links. Eine Zauberhand schien hier gewaltet und ein Bild des Elends in ein kleines Paradies verwandelt zu haben . . .

Der Reisende harrte noch in der Stellung, die ihm sein Staunen am Fenster aufgenöthigt, als das anhaltende Pfeifen der Locomotive, wie vor Jahren, das Nahen des Stationsgebäudes ankündigte; bald begann auch das Bremsen und das sachte Stoßen der folgenden Wagen an die ersten, die stille hielten; die Station wurde ausgerufen, die Wagenthüren aufgerissen; — aber es stieg nur Ein Reisender aus — derselbe, der durch den Anblick der Gegend so mächtig überrascht worden war. Aus seinen hastigen Bewegungen, aus der lebhaften Umschau seiner verwunderten Blicke war zu entnehmen, daß der Entschluß, hier auszusteigen und zu bleiben, plötzlich gefaßt worden sei; und dieser Entschluß stand um so fester, als seine Umschau alsbald Entdeckungen machte, die seine Neugier und Verwunderung noch höher spannten. Vom Bahnhofe aus erblickte man auf dem Hügel, wo einst die Ruine gestanden, ein nicht großes, aber reizend gebautes Haus mit Thürmchen und Erkern, die von einer Fahne überflattert, meilenweit in's Land hinaus winkten und grüßten; die Fahne deutete an, daß die Herrschaft gegenwärtig sei und eben Gäste erhalten habe . . .

Der Bahnzug hatte sich kaum in Bewegung gesetzt und war über die Markung des Stationshofes hinausgefahren, als der etwa dreißig Jahre zählende Reisende rechts über die Schienen eilte und dieselbe Richtung einschlug, welche vor Jahren in der Abenddämmerung der schweigsame Fremde gegangen war. Um rasch und unbeschwert vorwärts zu kommen, hatte er seine Reisetasche im Bahnhof zurückgelassen und dabei sein Rundreisebillet vorgezeigt, das ihm gestattete, mit einem beliebigen späteren Zuge weiter zu fahren . . .

Der Weg, den der Reisende nun ging, führte eine Weile an den Bahnschienen hin und dann allmälig, in vielen Windungen, am Hügel aufwärts nach dem Punkte zu, wo einst die arme Hütte sichtbar gewesen, die jetzt, wie es aus der Ferne schien, einer nicht hohen, aber dichten Baumgruppe Platz gemacht hatte. Auf der ganzen langen Strecke des Weges vor sich erblickte der Reisende nur Einen Wanderer, der in derselben Richtung ging wie er, eine kräftige, aufrechte Gestalt in schwarzem Anzug mit breitkrempigem Hut, wie ihn Geistliche in jener Gegend tragen. Dieser Wanderer schien indessen keine Eile zu haben. Einen ansehnlichen Bergstock über dem Rücken, den er mit beiden Händen festhielt, ging er langsam weiter und blickte in Gedanken bald vor sich nieder, bald nach den ausgedehnten Anlagen hinauf, als wolle er das Ganze ernstlich überprüfen. Kurz vor dem Betreten der Anlagen, die durch keinerlei Zaun oder Mauer abgegrenzt waren, machte er einmal Halt, nahm den Bergstock vom Rücken, stützte die linke Hand darauf und hielt, die Fläche der rechten Hand über die Augen breitend, längere Rundschau über das ausgedehnte, eigenthümlich-großartige Bergland, hinter dem hie und da eine schneebedeckte Alpenspitze aus weitester Ferne herüberragte. . .

Während dieser Rundschau war unser Reisender näher gekommen, ganz herangetreten und sagte seinen Gruß.

Der Begrüßte dankte ernst und ruhig und trat einen Schritt zurück, um den Reisenden vorüberzulassen; dieser aber ging nicht vorüber, sondern hielt ebenfalls inne und gestand, verbindlich an den Hutschirm rührend, wie sehr er sich freue, Jemand gefunden zu haben, der ihm wahrscheinlich Aufschluß geben könne über Manches, was ihn hier herum interessire — insbesondere über die merkwürdige Veränderung dieser, scheinbar vom Fluch der Unfruchtbarkeit getroffenen Gegend. . .

Der Fremde lächelte flüchtig, nickte kaum merklich zum Zeichen, daß er gerne mittheilen wolle, was er wisse, und winkte, indem er sich anschickte, weiter zu gehen und die Anlagen zu betreten, ihm auf seinem Wege zu folgen. . .

Die kurze Strecke bis zu den Anlagen wurde schweigend zurückgelegt. Der Herr im schwarzen Rock — unverkennbar Geistlicher — schien sich seine

Mittheilungen erſt zurechtzulegen und unſer Reiſender — den wir Herbert nennen wollen — hatte genug damit zu thun, den nächſtgelegenen Theil der Anlagen mit Verwunderung zu betrachten; denn für ganz unmöglich hätte er vor Jahren es gehalten, dieſem ſteinigen Boden eine ſolche Nähr- und Triebkraft zuzutrauen, ſelbſt nach künſtlicher Behandlung und Verbeſſerung, wie ſie nöthig war, nach einem gar nicht ſo langen Zeitraum ſolche Gruppen von Wald- und Gartenbäumen, von edleren Geſträuchen und ganzen Blumenfeldern wurzeln und gedeihen zu laſſen! Dieſer Verwunderung geſellte ſich bald ein gleich lebhaftes Erſtaunen, als Herbert nach dem Eintritt in die Anlagen — in mäßiger Entfernung, am Ende eines geraden alleeartigen Weges — jene Hütte der armen Leute erblickte, die einſt der Schauplatz des ergreifenden Ereigniſſes geweſen; — ihre Wände waren nur hie und da ausgebeſſert, das Dach zum Theil erneuert und der Stakketenzaun durch einen anderen erſetzt. Daß die Hütte aus der Ferne nicht geſehen werden konnte, war durch die Höhe der herumgruppirten Bäume leicht erklärt. Ein Ausruf der Ueberraſchung über die Erhaltung der ärmlichen Hütte in den reichen, faſt vornehmen Anlagen hatte ſich Herbert's Bruſt entrungen und war von dem geiſtlichen Herrn ohne Erklärung verſtanden und begriffen worden. Lächelnd blieb dieſer ſtehen und bemerkte:

„Sie wundern ſich, ein ſolches Denkmal einſtiger Armuth hier erhalten und für noch recht lange Zeit zum Theil erneuert zu ſehen! Solche Denkmale der Armuth ſind für Solche, denen im Glück die Dankbarkeit nicht abhandengekommen, wahre Prediger in der Wüſte, ohne ſie würde der Weg des Schickſals, der von der Armuth zum Glücke geführt, bald vergeſſen werden — ſehr zum Schaden der Glücklichen ſelbſt! . . Doch Sie wollen ja näher und im Zuſammenhange hören, was hier vorgefallen iſt; — folgen Sie mir nur eine Strecke noch bis zu einer trauten ſchattigen Stelle, die beſonders geeignet iſt zu ruhen und ungeſtört ſich auszuſprechen! . .“

III.

Der geiſtliche Herr hatte ſeinen Begleiter eine Weile ſchweigend auf den vielfach verſchlungenen Wegen der Anlagen weiter und allmälig aufwärts geführt und dann ruhig, wie im Tone einer Einleitung, zunächſt bemerkt, daß der Schöpfer der Anlagen und der Erbauer des Schlößchens auf der Spitze des Hügels der zweite Sohn des einſtigen Hüttenbeſitzers ſei, der vor langen Jahren nach Amerika ausgewandert und nach ergreifenden Schickſalen wieder nach ſeinem Bergland, nach der ärmlichen Hütte ſeiner Eltern zurückgekehrt war. . . Daß er einſt, da ſein älterer Bruder den Zug verließ, bei den Auswanderern geblieben, war wirklich nur in Folge der Liebe zu einem Mädchen geſchehen, das mit Vater und Mutter dem Auszug

ſich angeſchloſſen hatte. Dieſe Liebe und Treue mußte gar oft während der erſten Zeit der Reiſe das manchmal mit der Gewalt tollen Fiebers hervorbrechende Heimweh überwinden und ſchien erſt bleibend den Sieg errungen zu haben nach manchen bitteren Erlebniſſen, die ärmeren Auswanderern in jener Zeit nie erſpart geblieben; endlich hatte man Hamburg erreicht, das Schiff beſtiegen und die hohe See gewonnen. . .

Hier hielt der Erzähler inne und deutete auf einen Grottenſitz mit der Bitte, dort neben ihm Platz nehmen zu wollen. Dem Begleiter ſchien in dem Tone, mit welchem die letzten Worte geſprochen wurden, etwas zu liegen, das errathen ließ, wie viel Selbſtüberwindung nöthig ſei, um das, was nach einiger Zeit auf hoher See ſich begab, mit männlicher Faſſung mittheilen zu können. . . Nach längerer Unterbrechung, als beide Wanderer bereits neben einander in der Grotte ſaßen, nahm der geiſtliche Herr ſeine Erzählung wieder auf und ſetzte ſie, nur dann und wann flüchtig unterbrochen, in nachſtehender Weiſe fort:

„Eines Tages — ſchon am frühen Morgen — hatte ſich in der Richtung, welche das Segelſchiff fuhr, die Anſammlung von Wetterwolken in jener Geſtalt und Färbung gezeigt, die Sturm anzukündigen pflegen. Die Anſammlung nahm an Umfang und drohendem Charakter zu; eine beängſtigende Windſtille und Schwüle lag zwiſchen dem graugelben Himmel und der lauernd-regungsloſen Fläche des Meeres. . . Gegen Mittag gab ein Windſtoß das Zeichen zum Losbruch eines Gewitters, wie es nur auf hoher See in dieſer Furchtbarkeit zu erleben iſt. Die Donnerſchläge wurden vom Toſen des Sturmes verſchlungen und Sturm und Wogen ſchienen ſich in ein ſchnaubendes Ungeheuer verwandelt zu haben, um Alles zu verſchlingen, was in den Bereich ihrer Wuth gerieth. . . Obwohl man ſich beeilt hatte, alle Segel zu reffen, das Kreuzmarsſegel zu ſchließen und die Bramſtengen zu ſtreichen — ſo war doch all' dieſe und ſonſtige Vorſorge und Anſtrengung vergebens. Kaum eine Stunde hatte das Unwetter getobt, als die Trümmer des alten Schiffes auf den Wogen ſchwammen und nur wenige Auswanderer noch auf Booten oder an Brettern ſich feſtklammernd, Rettung ſuchten und mit dem Tode rangen. Ein Bremer Handelsſchiff, feſter gebaut und ſicherer geleitet als das eben geſcheiterte, war durch den Sturm in die Nähe getrieben worden und eben noch zurecht gekommen, einen kleinen Reſt der Unglücklichen an Bord zu nehmen. Unter den Geretteten," fuhr der Erzähler nach einer Pauſe fort, „befand ſich auch der Bruder des ausgewanderten Beſitzers hier. Er hatte eben, aller Kräfte baar, halb ohnmächtig ſich von einem Schiffsbalken fallen laſſen und machte in den Wogen nur noch krampfhafte Bewegungen, als man ihn, am Leben wähnend, auffing und auch rettete. . . Er wurde nur zum Bewußtſein gebracht, um zu erfahren, daß von ſämmt-

licher Mannſchaft des Schiffes nur der Capitän und einige Matroſen, von ſämmtlichen Auswanderern aber nur noch zwei gerettet worden ſeien; ſieben der an Bord Genommenen gaben kurz nach ihrer Rettung den Geiſt auf und mußten den Wogen wieder zurückgegeben werden; darunter war die Geliebte des Geretteten und deren Vater und Mutter. . . Tagelang lebte der Unglückliche in ſtarrem Entſetzen und wortloſem Schmerz dahin und endlich ſetzte ſich in ihm der Vorſatz feſt, während der Fahrt in den Wogen ſelbſt den Tod zu ſuchen. . . Ein Geiſtlicher ſeiner Confeſſion, der ſich auf dem Schiffe befand, errieth den verzweiflungsvollen Entſchluß des Burſchen, nahm ſich ſeiner theilnahmsvoll an, entwand ihm durch warmen Zuſpruch und durch eindringliche Belehrung den bereits tieſſitzenden Vorſatz und ſorgte dafür, daß der Arme nicht leicht rückfällig werden konnte. Er empfahl ihn dem Capitän und einigen Kaufherren, die ſich auf dem Schiffe befanden, um ihre Waaren ſelbſt nach den Geſtaden der neuen Welt zu geleiten. Die kräftige Geſtalt des Burſchen, ſeine raſch bewährte Tüchtigkeit und tadelloſe Zuverläſſigkeit gewannen bald das Zutrauen des Capitäns wie der Kaufherren. Gregor — das war der Name des Burſchen — erhielt Beſchäftigung auf dem Schiffe und wurde dann von einem Bremer Kaufmann, der ſeit Jahren in New-York ſelbſt eine Niederlaſſung hatte, in Dienſt genommen. . ."

Der Erzähler ſchwieg einige Augenblicke, mit einem Gedanken, wie es ſchien, lebhaft beſchäftigt, dann fuhr er fort: „In dem Hauſe, welches Gregor aufgenommen, wurde deſſen Glück gegründet, ſoferne man bei einem Gemüthszuſtande, wie er dem jungen Manne eigen blieb, von wahrem Glücke reden konnte; denn während er in Folge ſeines Fleißes, ſeiner raſchen Auffaſſung und Geſchäftskenntniß von Stufe zu Stufe ſtieg und ſeine Einnahmen reichlich mehrte, wollte es in ſeinem Herzen immer nicht heller werden. Die Erinnerung an das furchtbare Ereigniß zur See, der Verluſt der Geliebten und ihrer Eltern ſchwebten wie ein undurchdringlicher Trauerſchleier über ſeinem Gemüthe. Dazu kam noch ein niemals ganz erlöſchendes Gefühl des Heimweh's, die Sehnſucht, ſeine Eltern wieder zu ſehen, ſo arm er ſie auch wußte; — ein Umſtand, der ſich ereignete, während er zur Zeit des Sturmes mit dem Tode rang, trug beſonders bei, dieſes Heimweh, dieſe Sehnſucht lebendig zu erhalten. Denn als er ſich zur Zeit des Sturmes vom Schiffsbalken fallen ließ und nur noch halbbewußt mit den Wellen rang — hörte er die Stimme ſeiner Mutter rufen: „Gregor, haſt Du die Honigſcheibe gegeſſen?" Es war die Stimme ſeines Gewiſſens. Oft in der Knabenzeit hatte er dieſe Frage ſtellen hören und nie den Muth gefunden, dieſelbe zu bejahen — obwohl er die Honigſcheibe wirklich gegeſſen hatte. Dieſe war das Geſchenk einer fernen Verwandten geweſen und ſollte für einen nahen Feſttag der ganzen Familie einen beſonderen Genuß bereiten. Endlich war

das Andenken an dieſe Jugendſünde von dem erwachſenen Gregor ſo gut als vergeſſen — als im Augenblicke des Todeskampfes das Gewiſſen die Stimme der Mutter annahm und fragte: „Gregor, haſt Du die Honigſcheibe gegeſſen? . .“ Dieſe Frage hörte er nach ſeiner Rettung oft und oft, wachend und träumend wieder, und er war in New-York kaum angekommen und im Beſitze einer kleinen Summe, als er letztere in einem Briefe an die Mutter ſchickte mit dem endlichen Bekenntniß, daß er die Honigſcheibe gegeſſen habe. . . Das Bekenntniß kam gerade noch zurecht, um die Mutter auf dem Sterbebette zu erfreuen; — zwei Jahre ſpäter folgte ihr auch der Vater zur ewigen Ruhe. . . Nun wäre freilich ein Hauptgrund zur Rückkehr in die arme Heimat beſeitigt geweſen, wenn nicht das Heimweh bei Bergbewohnern ſich wie eine ſchleichende Krankheit feſtſetzen und von Zeit zu Zeit mit aller Kraft wieder geltend machen würde. Gregor hatte Jahre lang mit tapferer Feſtigkeit der wiederkehrenden Verſuchung ſich erwehrt, als er eines Tages im Hafen die Ausladung von Waaren überwachte und von deutſchen Muſikanten, die ſich nach einer Rundfahrt durch die nordamerikaniſchen Staaten zur Heimkehr einſchiffen wollten, heimatliche Weiſen aufſpielen hörte. Freude, Rührung, Heimweh brachen jetzt mit einer ſolchen Heftigkeit hervor, daß Gregor nach vollzogenem Auftrag im Hafen zum Chef ſeines Hauſes eilte und ihm meldete, daß er in ſeine Berge heimkehren müſſe, und zwar mit dem Schiffe, das für den nächſten Tag zur Abfahrt rüſte — wenn ſein Zurückbleiben ihm nicht den Tod bringen ſolle! . . Der Kaufherr, der ſehr wohl erkannte, daß in dieſem Falle Ueberreden und Zurückhalten vergeblich, ja gefährlich ſeien, gab ungern aber freundlich ſeine Zuſtimmung und machte nur Eine Bedingung, die: daß Gregor, wenn er doch einmal wieder nach Amerika käme, bei ihm auf's Neue eintreten müßte. Das Verſprechen wurde gegeben. Bei der Verrechnung, die nun folgte, ward dem ſo arm Ausgewanderten eine Ueberraſchung zu Theil, die ihn lange verſtummen machte. Gregor hatte während der ganzen Zeit, die er im Dienſte des reichen Hauſes ſtand, nur verhältnißmäßig geringfügige Beträge für unentbehrliche Bedürfniſſe herausgenommen; — jetzt erhielt er Capital mit Zinſen und Zinſeszinſen ausbezahlt — dazu der Kaufherr noch eine hohe Summe legte, da er, wie er nicht ohne Bewegung bemerkte, faſt annehmen müſſe, ohne natürliche Erben zu ſterben. . . Wäre noch Etwas im Stande geweſen, Gregor im letzten Augenblicke bei ſeinem gütigen Herrn zurückzuhalten, ſo wäre es die Dankbarkeit geweſen, die ihn angeſichts dieſer Großmuth ergriffen; — aber der Herr war es nun ſelbſt, der zur Rückkehr nach der Heimat antrieb; — und ſo ſchwamm denn Gregor ſchon am nächſten Tage auf hoher See den Weg zurück, den er einſt gefahren — mit der ganzen Sehnſucht ſeines Herzens vorauseilend nach dem Boden des Vaterlandes,

der Heimat, insbesondere nach der Hütte, die seine Kindheit einst gesehen. . ." Der Geistliche, der sichtbar Antheil nahm an dem Schicksale Gregor's, hielt hier wieder inne und fuhr nach einer Pause mit feuchten Blicken fort: „Vor der Abfahrt von New-York hatte unser Reisender sich noch genau erkundigt, an welcher Stelle einst das Auswandererschiff zerschellt und zu Grunde gegangen war; jetzt, während der Heimfahrt, bat er den Capitän dringend, ihn aufmerksam zu machen, wenn sie jene Stelle erreichen würden; — der Capitän hielt Wort und entdeckte bald mit lebhafter Theilnahme, was der Passagier im Schilde führe, denn dieser hatte, wohlverwahrt, von New-York drei Immortellenkränze mitgebracht, die er an der Stelle, wo einst seine Bärbel und deren Eltern den Wellen übergeben worden, diesen widmete in der Hoffnung, sie würden, vom Schiffe geworfen, allmälig sinken und die Unvergeßlichen am Grund des Meeres erreichen. Zu dieser Todtenfeier ließ er die mitreisenden Musikanten die Melodie eines Kirchenliedes spielen und lag lange, in Thränen aufgelöst, am Rand des Schiffes auf den Knieen; aufrichtig gestand er später, daß er der Versuchung, den Kränzen nachzuspringen, nur nach schwerem Kampfe widerstanden habe. . ."

Der Geistliche erhob sich jetzt und bemerkte nur noch dazu:

„Die Reise ist glücklich zurückgelegt worden, Gregor fand im Elternhause zwar Vater und Mutter nicht mehr, allein den Bruder, der unter Arbeit und Entbehrungen, wie er es gewohnt war, seine Tage verlebte. . . Doch sehen Sie hin! . . . Dort kommt der Heimgekehrte . . . der Besitzer dieser Anlagen selbst! . . Er kommt von seinem Hause herab, um nachzusehen, wo sein Gast so lange bleibt, den er für heute geladen!"

Ein Lächeln des Geistlichen verrieth, daß unter dem Gast er selber zu verstehen sei; dann fuhr er fort:

„Wie der Herr dieses Besitzes dazugekommen, diesem wüsten Boden solche Anlagen abzuringen und die Spitze der Höhe mit einem so schönen Heim zu zieren — das mag er Ihnen selbst mittheilen, wenn ich Sie ihm vorgestellt habe! . ."

Herbert ersuchte um letztere Gefälligkeit und betrachtete mit Neugierde die hohe kräftige Gestalt des Besitzers, der eine graue Joppe, einen runden Hut mit Feder und hohe Stiefeln trug, deren weiche Röhren weit über die Knie heraufgezogen waren.

Je näher der Besitzer kam, desto verwunderter wurden Herberts Blicke; denn er glaubte zu entdecken, daß er den Hereintretenden bereits einmal gesehen habe. . .

Nun besorgte der Geistliche Herr die Vorstellung der beiden Männer und fügte eine kurze Erläuterung hinzu über den Zweck des mitgebrachten Reisenden. . .

Ein lächelnder Blick des Schloßbesitzers ruhte während dieser Vorstellung auf Herbert, der nun plötzlich sich erinnerte, jenen schweigsamen Fremden vor sich zu haben, der vor Jahren neben ihm im Waggon gesessen, die Erzählung des alten Herrn angehört hatte und bei der Station unweit der armen Hütte ausgestiegen war. Aber bevor er noch eine Bemerkung hierüber vorbringen konnte, reichte ihm der Schloßbesitzer selbst die Hand mit den Worten:

„Wir sind uns nicht ganz unbekannt — so lange es auch her ist, daß wir uns gesehen haben. . . Wir haben die Fahrt durch diese Gegend bald nach der Eröffnung dieser Bahnstrecke gemacht — in Gesellschaft eines alten lieben Herrn — der auch meiner zu gedenken so freundlich war . . . lebt er noch?"

Herbert erwiderte, daß der alte Heer vor fünf Jahren gestorben sei.

„Schade! schade um ihn; — ich hätte ihm jetzt Vieles zu sagen — für und gegen seine Sorgen; doch sind ja Sie ein würdiger Stellvertreter . . . Seien Sie willkommen und mein Gast heute — so lange Sie wollen . . . Wir finden so Zeit und Ruhe, Einiges über die alte und neue Welt uns mitzutheilen. . ."

IV.

Drei Tage lang mußte Herbert der Gast seines freundlichen Wirthes bleiben und so lange wurde auch der Geistliche Herr auf dem Schlößchen festgehalten. Letzterer war aus weiter Ferne auf Besuch gekommen, das dritte Mal seit Erbauung des schönen Hauses; in ihm lernte Herbert jenen Geistlichen kennen, der nach dem Untergang des Auswandererschiffes durch eindringlichen Zuspruch den verzweifelnden Gregor von dem Vorsatz abgebracht hatte, in den Wellen des Meeres seinen Tod zu suchen . . .

Bei frugaler Bewirthung, unter ernsten und würdigen Gesprächen im Schloß und während der Rundgänge durch die Anlagen war der Tag vergangen, Herbert hatte bei der Rundschau von der Rampe des Schlosses aus die überraschende Entdeckung gemacht, daß die Anlagen nicht nur den Raum nach der Eisenbahn hinab, sondern nach allen Seiten der Anhöhe gepflanzt waren und gediehen; von dem Schloßbesitzer selbst erfuhr er nebenher auch, daß in weitem Umfang das noch nicht urbar gemachte Land ihm gehöre, und daß er seine besonderen Absichten damit habe. Welche Absichten? das sollte Herbert — wie überhaupt die erwünschten Aufklärungen — erst am zweiten und dritten Tage, sozusagen gelegentlich erfahren, denn Herr Gregor, wie der Landbesitzer des Schlosses in der ganzen Gegend hieß, liebte es nicht, im Zusammenhange und wie vorbereitet Mittheilungen zu machen . . . Am

dritten Tage — Herbert konnte seine Abreise nicht länger verschieben — saßen die drei Männer nach dem Frühstück noch eine Weile in dem Erker beisammen, welcher die seltenste Aussicht auf Berge und Thäler gewährt; — mit dem nächsten Stundenschlag war der Augenblick des Aufbruchs gekommen — und Herbert hatte, trotz mancher gestellten Frage, jene Mittheilungen noch nicht ganz erfahren, die ihm besonders am Herzen lagen, — da erhob sich der Besitzer des Schlosses, griff nach Hut und Rock und sagte:

„Wir wollen Sie eine Strecke begleiten!"

Bald schritten die drei Männer vom Schlosse nach den Anlagen und den kürzesten Weg durch dieselben abwärts der Richtung nach dem Bahnhofe zu und Herr Gregor fand sich veranlaßt, während dieses Ganges seinem scheidenden Gaste noch jene Mittheilungen zu machen, welche, wie er wußte, Herbert mit großer Neugierde erwartete. Waren diese Mittheilungen auch weniger umfangreich als bezeichnend für ein Menschenleben, so mußten sie doch noch manches Seltene und Herzbewegende enthalten, da der Erzähler sowohl als seine Begleiter, am Stationsgebäude angekommen, kaum Fassung und Worte finden konnten, einander Lebewohl zu sagen. Selbst da der Bahnzug schon lange in Bewegung gesetzt war und Herbert allein in einem Waggon sich befand, zeigte sein Auge noch immer jenen starren, in sich gekehrten Blick, der von tiefer Nachwirkung einer eben erlebten Seelenbewegung zeugt. . . Die Schilderung der Heimkehr Gregors nach langen Jahren, die Begrüßung des Bruders und seines Weibes und was dem folgte, war es vornehmlich, was die Rückschau unseres Reisenden nach dem Erlebten zunächst mit tiefer Theilnahme festhielt. . .

Da saß denn der damals Heimgekehrte, nach vielem Drängen des ältern Bruders in dem hölzernen Lehnstuhl und starrte in den trüben kleinen Raum der ärmlichen Stube. Dort in der Ecke war's, wo die Mutter mit ihrem bleichen kummervollen Gesichte zum ersten Male rief: „Gregor, hast du die Honigscheibe gegessen?" Hier, auf demselben Stuhle sitzend, hatte der ernste Vater diese Frage wiederholt. . . Dort war es, wo ihm die Mutter das Morgen- und Abendgebet nach langer Bemühung und mit jener Milde eingeübt, die nur einer Mutterstimme eigen sein kann; — hier, am kleinen Ecktisch, war es, wo der Vater, oft leidend und müde, ihn oft an sich zog und mit gehobenem Finger ermunterte: brav und Gott wohlgefällig zu sein! — dort, auf der schmalen Bank unter dem Fenster, war es, wo er als Knabe während des Abendgebetes stand und, von den Armen der Mutter gehalten, nach den Sternen sah: „den Wohnungen der Seligen, die Gott zu sich genommen;" — dort mußte nun auch *sie* sein, die Gute, Milde! und gewiß auch der Vater, der wackere Dulder, der nie ein Wort der Klage kannte! . . Aber sie beide waren fort — und die kleine Stube mit Allem, was sie einst enthielt,

war faſt unverändert vorhanden. . . „Sage, Bruder, warum haſt Du Dir die Stube nicht etwas beſſer eingerichtet, ich habe Dir ja die Summe geſchickt, damit Du es thun und nebenbei etwas beſſer leben ſolleſt!“ Der Bruder ſah verwundert auf und ſagte trüb lächelnd, daß er die Sendung nicht erhalten habe. „Auch einen zweiten Brief nicht?“ rief Gregor heftig athmend. „Auch Deinen zweiten Brief nicht,“ erwiderte der Bruder. . . Gregor ſtarrte vor ſich hin. „Und ſo was hat Gott zulaſſen können!“ regte ſich eine Stimme in ihm; aber der Amerikaner in ihm war gerechter gegen den Himmel, er ſchrieb ſich ſelbſt die Schuld zu, da er bei der Sendung jene Vorſicht nicht gebraucht hatte, die geboten geweſen wäre. . . Die beiden Enkel, zwei hübſche Knaben, hatten ſich inzwiſchen rechts und links vom Lehnſtuhl aufgeſtellt. Gregor legte ihnen die Hände auf den Scheitel und ſagte wie vor ſich hin: „Ich will's gut machen, Bruder — und auch dieſe ſollen es beſſer haben.“ — Der Bruder erwiderte freundlich und in einem Tone als hätte er zu tröſten: „Gott hat es ſo haben wollen; nimm's nicht ſo arg zu Herzen! dem Himmel ſei Dank, daß Dein Brief mit dem Geſchenk an die Mutter noch rechtzeitig gekommen iſt! Das iſt ein Tag geweſen! Ich hab' gemeint, das Dach iſt abgetragen und alles Himmelslicht und Engel Gottes leuchten hernieder, ſo licht iſt das Geſicht der Mutter geworden, ſo verklärt hat ihr Auge geſchaut; das Geld hat ſie dem Vater aus dem Briefe nehmen laſſen, den Brief aber hat ſie nicht mehr losgelaſſen; ſie hat ihn zwiſchen den gefalteten Händen auf der Bruſt gehalten und gebeten, ihn, wenn ſie ſterbe, ihr in's Grab mitzugeben; das iſt geſchehen, Gregor, Deinen Brief auf dem Herzen, ein Kreuzlein über dem Brief und über Brief und Kreuzlein die gefalteten Hände, ſo, Bruder, liegt unſere gute Mutter begraben.“ Gregor hatte die Kinder losgelaſſen, ſich etwas vorgebeugt und das Geſicht in beide Hände gelegt. Nach einer Weile richtete er ſich wieder auf, erhob ſich und ſagte mit kaum bewältigter Stimme: „Laſſen wir's genug ſein für heute; — morgen mehr!“ Und da er merkte, daß des Bruders Weib beſchäftigt war, ihm ein Lager in der engen Stube zu bereiten, fuhr er fort: „O nicht doch, Schwäherin; mein Lager will ich dort haben, wo ich als Knabe es hatte, unterm Dach, auf dem Boden, wo ich —“ und ein Lächeln überkam ihn — „vom durchdringenden Regen oft flüchten mußte, bis ich eine trockene Ecke fand. . . Ja, dort! Und keine Widerrede! . . Steht auf dem Boden wohl noch Alles, wie zu unſerer Zeit, Bruder? Die alte Kiſte rechts, über der wir unſere Holzbirnen reif werden ließen; das Spinnrad der Mutter links und dazwiſchen das trockene Haidegras für die Ziegen?“ Der Bruder bejaht es. „So brauche ich kein Licht und keine Begleitung; nur den Vorraum macht ein wenig hell, daß ich die Leiter ſeh', die hinaufführt! . . Gute Nacht, Bruder! Gute Nacht, Schwäherin und liebe Kinder!“ . . . Der nächſte Morgen fand die Bewohner der

armen Hütte bald nach dem Tagesgrauen beisammen und gefaßter als in der Nacht wurden die Erinnerungen fortgesetzt. Als die Schwäherin bedauerte, dem Heimgekehrten nichts Besseres als Wassersuppe und einige Kartoffel vorsetzen zu können, sagte Gregor lächelnd: „Beileibe heute nichts Anderes! Auch diese Erinnerung will ich mit Freude genießen! Von Morgen an und für die Zukunft wollen wir's etwas besser haben!“ . . . Nach dem Frühstück wurden die Gräber der Eltern besucht; Gregor kam gerade noch zu recht, um die Gräber und ein größeres Stück Boden anzukaufen, damit die Gebeine der Eltern, die in den nächsten Tagen schon „gehoben“ werden sollten, ruhig an Ort und Stelle bleiben konnten. . . Als auf diese Weise pietätvoll für Herz und Erinnerungen gesorgt war, schien Gregor in seltsam-geheimnißvoller Art ein anderer Mensch zu werden. Schon während der Rückkehr von den Gräbern der Eltern war diese Wandlung bemerkbar geworden. Bei der armen Hütte angekommen, blieb er stehen und sagte: „Wär' es Dir nicht auch lieb, Bruder, wenn statt dieser armen Hütte ein hübsches geräumiges Haus hier stünde?“ Betroffen fiel der Bruder ein: „Was Du für uns auch thun willst — nur das nicht, Bruder! Mein Herz und Leben würde mir mit weggerissen; ich bin zu alt und kann in anderer Weise nicht mehr glücklich werden!“ Gregor lächelte. „Gut,“ sagte er: „Du hast Recht in Deinem Sinn; auch die Armuth schlägt Wurzeln und darf mit dieser nicht plötzlich ausgerissen werden; wir wollen's anders machen!“ — Wie das gemeint war, sollte sich bald augenscheinlich zeigen. . .

Den nächsten und die folgenden Tage hatte Gregor bei Aemtern und nachbarlichen Gemeindevorständen zu thun; später fand sich eine Vermessungs-commission in der armen Hütte ein, die alsbald daran ging, den Hügel mit der Burgruine und weite Strecken des Haidelandes herum zu vermessen; ein Notar und ein Advocat brachten hierauf Alles in Ordnung, was zum Abschlusse von Besitzacten gehörte — und nach einer Woche war Gregor Besitzer des vermessenen Landes . . . Ueberraschung, Befremden, ironisches Lächeln folgten weit und breit. Spaßhafte Leute bemerkten: „So muß uns ein Amerikaner zeigen, wie man auf die schnellste Weise steinreich wird!“ Andere scherzten: „Was man drüben (in Amerika) langsam vor sich bringt, hier gar schnell über Stock und Stein springt!“ Schnaderhüpfeln im gleichen Sinne folgten . . . Gregor verzog keine Miene. Aus alten Documenten des Amtes hatte er ersehen, daß der Hügel und das umliegende Land einst cultivirt, insbesondere von dichten Baumbeständen bedeckt gewesen; so durfte erwartet werden, daß Gregors Absichten nicht ohne Erfolg bleiben konnten. Ein alter Forstmann bestärkte Gregor in seiner Hoffnung und lieferte ihm die tauglichsten Pflanzen für die Bewaldung des Hügels; ein in Folge des Ruins seiner Herrschaft brodlos gewordener und besonders in der Herstellung

engliſcher Parkanlagen erfahrener Gärtner ſtand ihm mit Rath und That zur Seite bei der ferneren Bepflanzung der Höhen und Hänge. Bald wimmelte es von Arbeitern in der Umgebung des armen Elternhauſes Gregors; dann mehr und mehr aufwärts nach der Spitze des Hügels, der Ruine zu. Schotter und Steine wurden zum Theil weggeführt, zum Theile für Wege und als Umgrenzungen geſammelt; man gewann ſofort kleinere oder größere Winkel, Rundungen und Strecken für Bepflanzung; man fand Quellen, die eingefangen und zweckmäßig geleitet wurden. Dadurch, daß Gregor den armen Leuten weit und breit, häufig Eltern und Kindern zugleich Arbeit und Verdienſt verſchaffte, gewann er die Neigung der Wohldenkenden und brachte die Gloſſen der Uebelwollenden zum Schweigen; ihm ſelbſt kam es zu Statten, daß er die billigſten Arbeitskräfte gewonnen hatte . . . . . Als die erſten Wahrzeichen des Gelingens ſichtbar wurden, Geſträuche aufſchoſſen, Bäumchen wurzelten und trieben, bemerkte der Forſtmann ſelbſt einmal: „Ich muß erſt heute bekennen, daß ich nicht begreife, wo Sie, Herr Gregor, den Muth hergenommen haben, ſo Was auszuführen, von dem Gelde nicht zu reden, das es koſtet!“ Gregor lächelte und ſagte: „In Amerika hab' ich rechnen gelernt, drum brauche ich jetzt nicht als Narr vor meiner Caſſe zu ſtehen; in Amerika hat mein Chef auch große Länderſtrecken cultivirt — dort hab ich gelernt, was man kann und was man darf; — nach Amerika bin ich ſozuſagen als unbenütztes Locomotiv gekommen, dort hat man mich geheizt und vorwärts getrieben, aber auf Schienen, die ſchön regelrecht zu einem Endziel führen. Dieſe Heizung hält noch heute an; drum kann ich in der armen Hütte meines Vaters nicht ſtille halten. Ich muß vorwärts, da aufwärts bis zur Ruine und jenſeits wieder hinunter und ſo weiter rundherum — aber auf ſichern Schienen bis an's Ziel, das ich mir geſetzt habe! . . .“ Als die Anlagen ſozuſagen in großen Umriſſen vollendet waren und der Natur und mäßiger Nachhilfe das Weitere überlaſſen bleiben konnte, erfuhr man, daß „der Amerikaner“ ſich auch ein Haus bauen wolle — und zwar auf dem Hügel, wo früher die Ruine geſtanden, und zum Theil mit Benützung mancher Grundmauer, die für die Ewigkeit beſtimmt geweſen ſchien. Als man Gregor darüber fragte, ſagte er: „Das liebe Rittergeſchlecht da droben hat's endlich dahingebracht, die Gegend und ſich ſelbſt zu Grunde zu richten; — ein einfacher Volksmann ſetzt ſich droben feſt und nicht allein zu ſeinem eigenen Beſten!“ — daraus haben die Leute entnommen, daß Herr Gregor nicht nur für ſich, ſondern auch für die Gegend Gutes im Schilde führe. Die gute Meinung der Leute hat indeſſen noch lange auf Erfüllung dieſer Hoffnung warten müſſen. Erſt mußte das ſchöne Haus auf der Spitze des Hügels fertig ſein und heiter ins Land hinausblicken; erſt mußten auch die Anlagen den ſprechenden Beweis

liefern, daß der ſcheinbar unfruchtbare Boden der Gegend zu cultiviren und nutzbar zu machen iſt ... Das Haus ſtand endlich droben; die Anlagen erregten die Bewunderung weit und breit; — da kam endlich auch ein großer vielgeſiegelter Brief aus Amerika an, Gregor hatte ſeinem Chef in New-York geſchrieben, ob er ihm nicht zur Seite ſtehen wolle bei einem Werk, das ein unerſchöpflicher Segen für ſeine Heimat und ein ewiges Denkmal für den Geiſt der neuen Welt werden würde — und der Chef in New-York hatte das Werk, das ihm Gregor ausführlich mittheilte, für gut befunden; der verſiegelte Brief enthielt nicht nur ſeine Zuſtimmung, ſondern auch eine Summe Geldes, die Gregors Erwartungen weit übertraf — leider enthielt er auch den letzten Gruß des gütigen Herrn — denn der liebevolle Brief war auf dem Sterbebette unterſchrieben. Der Schluß des Briefes lautete:

‚Recht, mein lieber Gregor, daß Dein Haus auf den Grundmauern der Ritterburg ſteht; das ſoll weit und breit verkünden, daß die Freiheit des Volks und Bürgers auch in unſern deutſchen Heimatländern angebrochen iſt und was ſie für Früchte trägt! Was ich Dir hier ſende, braver Gregor, iſt das für Dich beſtimmte Legat meines Teſtamentes; wir Beide ſind arm nach Amerika gekommen und haben es hier zu was gebracht. Unſer deutſches Land hat uns als kernige Arbeitskraft geſendet; Amerika ſchickt dafür dankbar einen Theil unſerer geſegneten Arbeit dem Heimatland zurück. So ſoll es ſein. Amerika und Deutſchland ſollen ſich ergänzen. Geſunde deutſche Kraft und Tüchtigkeit in Geiſt und Herzen ſind es, die Amerika ſo ſehr zu Statten kommen; den Lohn zahlt Amerika zurück, aber nicht allein in Gold und Gut, beſonders in guten Lehren, wie Kraft und Tüchtigkeit richtig zu verwerthen ſind. Tauſende von deutſchen Flüchtlingen haben 1848 in Amerika eine zweite Heimat gefunden. — Dieſe Flüchtlinge haben Amerika im Freiheitskriege die glücklichſten Schlachten ſchlagen helfen. Ja, mein lieber Gregor, ſchlage auch daheim eine Schlacht zum Zeugniß unſerer neuen Welt; ſchaffe Arbeit, ſchaffe um Dich herum freies Eigenthum, ſchicke Arbeitskraft, die daheim nicht unterzubringen iſt, hieher, die Geſellſchaft iſt's, die ſie hier unterbringen wird; und wenn auch Viele die Heimat nimmer wieder ſehen werden — auch nur Einer, der nach amerikaniſcher Lehrzeit wiederkehren wird — wird durch Gut und Beiſpiel, das er mitträgt, Erſatz für Hundert Hiergebliebene bieten! Wenn Du fort und fort daheim von Siegen über den „Socialismus“ hörſt — ſag' es ſo laut als Du kannſt: — die richtig angefaßte und gelöſte Auswanderungsfrage iſt es, die dem drohenden Ungeheuer die ärgſten Zähne ausbricht und die Länder vom ſagenhaften Lindwurm befreit!.. Nun leb' wohl, mein braver Gregor! Cultivire um Dich her; vertheil' das cultivirte Land an brave fleißige Leute, die Dir nach und nach durch leicht erſchwingliche kleine Beträge abzahlen und nach und nach

freie Eigenthümer werden. Die überflüſſigen Kräfte aber, bevor ſie ſteif und unbrauchbar werden — fort mit ihnen, und dahin dirigirt, wo im Vaterlande Verwendung iſt; unverweilt fort mit denen, die das Vaterland ſelbſt nicht unterzubringen weiß, nach der neuen Welt, mag's Thränen und Seufzer koſten, ſo viel es will! Du haſt's erlebt, Gregor — und aller Schmerzen zum Trotz wirſt Du nicht bereuen, daß Du ausgeſtoßen warſt, da Du ſo zurückkommen konnteſt!.. „Haſt Du die Honigſcheibe gegeſſen?" hat dich Deine Mutter einſt gefragt ... Möge uns im Sterben das Gewiſſen nicht auch mit Mutterſtimme an eine Schuld, an die Uebelthat eines ſchwachen Augenblicks erinnern können!.. Und nun, mein Gregor, — heiße den Leuten immer der Amerikaner — ſei und bleibe aber der gute, wackere Deutſche, wie bisher: Leb' wohl!..

Post scriptum: Wenn ich nach dem Tode auf der Bahre liege, ſo iſt der Gedanke mit mir hinübergegangen, welche Augen Deine Heimat machen wird, wenn Du ſelbſt die Maſſen Schotterſteine derſelben gut verwertheſt, indem Du ſie zu Straßenbauten in ſteinarme Gegenden per Bahn verſendeſt. Brav noch einmal! Du biſt nicht umſonſt in Amerika geweſen und bei Deinem noch im Sterben ergebenen N*** L***". ....

Nur ein Rosenblatt.

Orientaliſches Märchen

von

Alfred Friedmann.

Ein weißer Würfel, ganz getüncht mit Kalk,
Ein Kuppelchen darüber, faſt halbrund
Wie eine umgekehrte Schale, wie
Ein Mädchenbuſen, war der Poeſie
Verborg'ne Wohnung! Denn der Liedermund,
Der Jüngling Abdul Kari, nannte ſie
Sein Haus. Das wäre wohl ſein Katafalk
Geworden, hätt' ihn nicht ein dunkler Drang,
Verlockend wie ſein eigener Geſang,
Von ſeiner Palme, die den Würfel ſchattet,
Von ſeinem gelben Sand und ſeiner Quelle,
Von ſeiner Wüſtenöde, die ermattet,
Hinausgetrieben auf des Lebens Welle.

Er war ein Dichter, ohn' es ſelbſt zu wiſſen:
Die Einſamkeit, der Palme Flüſtern, Rauſchen,
Die blaue Wölbung und der Wolken Züge,
Der Quelle Singen, dem er, hingeriſſen,
Gewohnt war, wie der Grille Lied zu lauſchen,
Der Wandervögel flügelſchwere Flüge,
Der grauſen Nacht unheimlich grollend Dunkel,
Des Sternenhimmels wunderbar Gefüge,
Und dann die laue Silbermondſcheinnacht,
Die, und ſein Herz, des Oſtens Sonnenpracht —
Die hatten zum Poeten ihn gemacht!

Von Pilgern aber, die durch die Oaſe
Hoch auf dem Rücken zottiger Kameele
Einmal gezogen, und im dürren Graſe

Zur Dämmerſtunde bei dem Quell geraſtet,
Kam Kunde in des jungen Kari Seele
Die, erſt erfriſchend, ſie dann ſchwer belaſtet!

Die Wandrer ſaßen nach des Orients Sitte,
Nach ihrer Weiſe, um das Mahl zuſammen,
Und um den Keſſel tanzten tauſend Flammen,
Wie roſ'ge Houri's und Zigeunerinnen,
Den ſonderbarſten, tollſten Feuerreigen,
Hoch ſich erhebend, um ſich dann zu neigen,
Vom Rauch umgeben, wie von zarten Linnen;
Erſcheinend bald, verſchwindend in der Mitte,
In Glut und Tanz das kurze Sein verpraſſend —
Ein Häuflein Aſche auf der Erde laſſend . . . . . .

Und Abdul lauſchte jenen Wanderſchaaren:
Von Städten hört' er märchenhaft Erzählen,
Von buntem Leben, ſchimmernden Bazaren,
Von Königsbauten, die auf Marmorpfählen
Bis an der Sterne Glanz erhoben waren,
Von einem Wein, der ſüß und doch verboten,
Der erſt entzückt und dann die Sinne meiſtert,
Der Den berauſcht und Jenen nur begeiſtert;
Und von Unſterblichen, die bei den Todten
Schon längſt gebettet. Dann von weißen Mädchen,
Wie windgebeugte, wandelnde Cypreſſen,
Rund um den Leib ſo ſchlank wie Seidenfädchen;
Von Schenkenknaben, die, geübt, beim Eſſen
Mit Kuß und Lied ſelbſt trocknes Brod zu würzen,
Den längſten Regentag durch Geiſt verkürzen.

Und mit den Wüſtenwandrern war dahin
Des Abdul Kari ſtillzufried'ner Sinn!

Die Palme über ſeinem weißen Dach,
Sang ihm nur Lieder, endend all' in Ach,
Die Quelle rauſchte nur ſein eigen Weh,
Mit Traurigkeit erfüllte ihn die Grille,
Verhaßt war ihm der Einſamkeiten Stille!
Unſtät und flüchtig wie ein ſcheues Reh
Irrt er umher und kann nicht Frieden finden.
Und wie der Sommer flieht vor kalten Winden,
Und ferne Gipfel hüllen ſich in Schnee,
Macht er ſich auf, verläßt der Heimat Dach,
Verſucht, ob mit dem Ort die Qualen ſchwinden.

Und Babylon ſtrebt ſeine Seele zu.
Wie Eiſen will er erſt im Feuer glühn,

Nicht Dichten mehr in träger Wüſtenruh.
Des Schmerzes Blume ſoll ihm früher blühn,
Des Lebens Himmel und des Daſeins Hölle
Will er mit noch ſo müdem Fuß durchſchreiten,
Entrichtend der Erfahrung große Zölle.
Er will, verkehrend, mit den Armen, Reichen,
Geſtalten ſchaffen, die der Wahrheit gleichen;
Sich reinigend durch Liebesfeuergluten,
Und der Enttäuſchung kalte Waſſerfluten,
Als Stahl, dem Nachruhm reif ſein aller Zeiten.

Und Babylon erreicht ſein wunder Fuß.
Die Fremde ſchenkt dem Fremdling keinen Gruß,
Er wandert einſam in den lauten Gaſſen,
Sein Auge kann das wirre Thun nicht faſſen.
Je mehr er hofft und ſucht und weiter irrt,
Je mehr fühlt ſich ſein Geiſt verletzt, verwirrt;
War ſein Empfinden erſt ein wildes Staunen,
Füllt Heimatsſehnſucht nun ſein Inn'res aus;
Schon hört er tauſend Geiſterſtimmen raunen:
Was willſt Du hier? Kehr' um! nach Haus, nach Haus!
Als Eindringling fühlt er ſich rings behandeln,
Ein jeder Schenke hat ſchon ſeinen Herrn,
Die ſchlanken Mädchen ſieht am Arm er wandeln,
Von ſchönſten Liebſten, wie ein Glück ſo fern.
Bewohnt in jedem Haus iſt jede Wohnung,
Ein jeder Platz an jedem Tiſch beſetzt,
Ein jed' Gewerbe harrt ſchon der Entlohnung,
Und müde iſt ſchon jed' Talent gehetzt!
Ein Dichter gar! Was iſt noch nicht beſungen?
Ein Lied voll Wohllaut's, Ernſtes, heil'ger Trauer,
Von Sonne, Lieb' und Lenz, von Wein und Roſe,
Es iſt ſchon manchem Sängermund gelungen,
Ein jeder Vogel ſingt's in ſeinem Bauer.
Der Menſchheit traurige und heit're Loſe
Erklangen im Geſang ſchon früh und ſpät,
Erzählt iſt ſchon das Kleine wie das Große,
Wie Greiſe ſinnen und wie Kinder lallen,
Wie in dem Walde klagen Nachtigallen
Und wie der Hahn vor ſeinen Hennen kräht
Das haben Inder, Perſer, Griechenzungen
Schon in Gaſelen und Rubaïs beſungen!

Und Abdul Kari kam in eine Halle:
Vom Marmordach rinnt Kühle lieblich nieder,
Aus glühn'den Pfannen ſteigt ein ſüß Arom,
Von Pfauenwedeln weht's wie ſanfte Lieder
Und durch das Dach erſtrahlt der blaue Dom,

In Reihen glänzt der Colibri Gefieder,
Und klingend fließt des Reimes Liederſtrom!
Auf Pfühlen ſitzen da die Dichter Alle,
Und Babylon iſt an Poeten reich
Und ſeinen Sängern kommen keine gleich.
Sie ſitzen, wie im Käfig, der vergoldet,
Bülbül, mit Zucker und mit Milch beſoldet,
Und ſingen, wie die Flut vom Waſſerfalle,
In dem die königliche Sonne ſpiegelt
Ihr Angeſicht, und ſich in ſieben Farben
Verherrlicht ſchaut, die doch nur eine hat.

Und Abdul Kari ſieht ſein Los beſiegelt.
Denn wo ſo Viele ſich um Gunſt bewarben,
Iſt für den Neuling nur ein ewig Darben,
Die Halle hat nicht Raum und nicht die Stadt.

Schon wendet traurig er ſich, um zu gehen,
Er mag nicht betteln und er mag nicht flehen,
Da fragt ihn mitleidvoll ein würd'ger Greis,
Ein Stamm, gedenkend, daß auch er einſt — Reis,
Was er zu ſingen und zu ſagen weiß?
Da lächelte der Jüngling und er fand
Zur Thräne Worte, die im Aug' ihm ſtand:

Abdul Kari's Lied.

Von der ſüßen Geburt und dem bitteren Tod
Weiß ich zu ſingen;
Von der goldenen Luſt und der eiſernen Noth
Weiß ich zu ſagen.
Von der Liebe, geliebt, und der Liebe, verlacht,
Weiß ich zu ſagen,
Von den Göttern, die beides Lieben gemacht,
Weiß ich zu ſingen.
Von den Roſen, die welken, den Roſen, die blüh'n,
Weiß ich zu ſingen,
Von den Wünſchen erhört, und die troſtlos verglüh'n,
Weiß ich zu ſagen!
Von Freiheit und Sieg, und von Knechtſchaft und Schmach
Weiß ich zu ſagen,
Vom rühmlichen Kranz und vom Herzen, das brach,
Weiß ich zu ſingen.
Vom todten Freunde, vom eigenen Kind
Weiß ich zu ſingen,
Von Dingen die — ewig — vergänglich — ſind,
Weiß ich zu ſagen.

Von der Nacht und vom Licht, von den Sternen, dem Meer
Weiß ich zu ſingen!
Von dem, davon kein Dichterherz wird leer
Sing' ich und ſag' ich!

Wie Sonnenaufgang klang ſein gold'ner Sang,
Verhallend dann wie Mondesuntergang.

Da ſpiegelt Neid ſich auf dem Angeſicht,
Und jenes wird von reiner Freude licht;
Der Eine will erdroſſeln ihn, erwürgen,
Und Der ſich für ſein Zukunftsglück verbürgen,
Die Einen führen Böſes ſchon im Schilde,
Die Andern ſeh'n ihn auserwählt zu Thaten,
Bis endlich ſie ſich leis geheim berathen —
Und ihr Entſchluß entſpricht dem Geiſt der Gilde!

Und lautlos tritt der Jüngſte nun ihn an,
Dem ſchon der Aelteſte gab eine Schale,
So vollgefüllt mit Waſſer bis zum Rand,
Daß auch ein Tröpflein keinen Raum mehr fand.
Und Abdul las in aller Augen Strahle,
Daß ſie die Schale lautlos vor ihn ſetzen,
Um durch Verſcheuchung nicht ihn zu verletzen:
Zu dem Poeten ſpricht auch das Symbol!

Und Abdul Kari dachte ſtill ſich dann:
Gewiß, Ihr Klugen, ich verſteh' Euch wohl,
So wie im Becher für ein Tröpflein kaum,
Iſt auch in Babylon für mich nicht Raum!
Schon fügt er, weinend, ſich dem dunklen Loſe,
Da ſieht er, als er wendet ſeine Schritte,
Am klaren Becken in des Saales Mitte,
Sich duftend wiegen eine Purpurroſe.

Und raſch gefaßt, zieht er ein zartes Blatt,
So wie die Centifolie hundert hat,
Aus ihrem reichen Schatz, und legt es leiſe
Auf des gefüllten Bechers hohe Flut,
Symboliſch ſprechend ſo in gleicher Weiſe.
Und wie das Blatt nun auf dem Spiegel ruht,
Entfließt dem nichts; ein Austauſch findet ſtatt,
Und Flut und Blatt trinkt wechſelſeits ſich ſatt:
Es trinkt ja Kühlung aus der Flut das Blatt,
Und Schönheitsduft, was in des Bechers Hut!

Und weil ſich Dichter immerdar verſteh'n,
Wird auch dies Bild mit Jubel angeſeh'n!

Was erſt Verweigern, wird ein hold Gewähren,
Er ſieht des Neid's, der Mißgunſt Stirn ſich klären,
Sie führen ihn in eines Hauſes Glanz,
Und drücken auf die Locken ihm den Kranz,
Und ſchenken ihm den reichſten, ſchönſten Garten,
Dort ſeiner Dichtkunſt Roſen froh zu warten!

Ihr ahntet längſt, daß Märchenmund dies ſpricht:
Wenn's je geſchah, geſchah es heute nicht!

Vom Lachen.

Von

Henriette Kühne-Harkort.

Wenn ich Ihnen vorſchlage, ſich in der nächſten halben Stunde ſpeciell dem Lachen zu widmen, ſo geſchieht es nicht, weil ich es lächerlich finde, ernſt zu ſein, ſondern weil es mir mit dem Lachen ernſt iſt und ich es Ihnen dringend anempfehlen möchte. Wer hätte nicht ſchon empfunden, wie wohlthätig ein herzliches Lachen auf Geiſt und Körper wirkt, wie erfriſcht, neu geſtärkt und geſtählt zum Weiterwandeln auf oft rauher Lebensbahn, wir uns nach ſolcher Erſchütterung der betreffenden Muskeln fühlen. Munterer rinnt dann das Blut in den Adern, raſcher klopfen die Pulſe, das Herz ſcheint weiter zu werden, die Augen ſehen Alles in roſenfarbenem Lichte. Lachen iſt das beſte Hausmittel zur Pflege der Geſundheit.

Luther ſchreibt: „Es iſt noch Keiner gekommen, welcher hätte können ſagen und anzeigen, wovon das Lachen der Menſchen komme und wie es zugehe, daß der Menſch lachet; deß verwundern ſie ſich, dabei bleibt's auch, und können es nicht erforſchen.“ Wenn die Aerzte herausgefunden haben, daß das Lachen eine krampfhafte Bewegung der Athmungswerkzeuge und der Geſichtsmuskeln, beſonders des Mundes, auch Beweglichkeit des Luftröhrenkopfes ſei, und daß bei lautem Lachen die Luft ſtoßweiſe durch die verengte Stimmritze explodire, ſo bleibt noch die Frage offen: warum lachen wir nicht fortwährend, wenn wir Athem holen? Dies und Anderes, das ſich darauf bezieht, wollen wir zu erörtern ſuchen; da wir es mit einer meiſtentheils angenehmen Empfindung zu thun haben, ſo dürfte eine nähere Erwägung immerhin lohnend ſein.

Aerzte theilen uns mit, daß dieſelben Muskeln, welche die Function des Lachens haben, auch die des Gegentheiles, des Weinens verſehen, daher der häufige raſche Uebergang von Einem zum Andern. Man ſagt von Kindern, ſie hätten Lachen und Weinen in einem Säckchen; aber es geſchieht auch Erwachſenen mitunter, daß ſie nicht wiſſen, ob ſie über irgend etwas, das ihnen geſchieht, lachen oder weinen ſollen, oder daß Einem mitten im Weinen das Lachen ankommt, was dann im Menſchenantlitze juſt denſelben Anblick gewährt, wie wenn die Sonne durch die Wolken bricht. Ein bekanntes Malerkunſtſtückchen iſt, mit wenigen Strichen ein weinendes Geſicht in ein lachendes zu verwandeln.

Fragt man nun, welche dieſer beiden „Muskelbewegungen" Zeugniß von höherer geiſtiger Stufe gebe, ſo ſpricht für das Lachen dreierlei: Erſtens kommt, ohne Ausnahme, jeder Menſch ſchon weinend auf die Welt. Wollte man das Weinen als eine Kunſt gelten laſſen, wäre es die einzige, in der man als Meiſter geboren wird. Das erſte Lächeln des Wickelkindes, auf das jede Mutter mit Ungeduld wartet und unermüdlich allerlei kleine Künſte anwendet, es hervorzurufen, dieſes viel geprieſene erſte Lächeln, das mit Triumph allen Verwandten und Freunden mitgetheilt wird: „O, mein Kindchen iſt ſehr klug, es lacht ſchon!" Das tritt erſt nach einigen Wochen ein, als Zeugniß erwachender Geiſteskräfte; das Unterſcheidungsvermögen regt ſich, das Kind unterſcheidet ſeine Mutter, oder die Perſon, von der es beſonders gepflegt wird, von andern ihm Fernſtehenden.

Zweitens iſt das Lachen ein unbeſtrittenes Vorrecht des Menſchen, dieſes allein vernunftbegabten Geſchöpfes der Erde. Das Thier kann Schmerzenslaute ausſtoßen, die den menſchlichen zum Verwechſeln gleich lauten, kann heulen, daß ſich Steine erbarmen möchten — man ſagt ſogar das Krokodil weine wirklich Thränen — aber welches Thier hat man ſchon lachen geſehen?

Zum Dritten und — Letzten — verſchwindet bei Sterbenden nach überwundenem Todeskampfe der Ausdruck der überſtandenen Schmerzen und es lagert ſich, gleichſam als Zeichen höchſter irdiſcher Vollendung, auf dem Antlitze edler Menſchen ein Lächeln, den Hinterbliebenen die Beruhigung gebend, daß der Verblichene mit dem Leben befriedigt abgeſchloſſen hat.

Sind das nicht Beweiſe genug für meine Behauptung?

Man kann das Lachen nicht zu den der Willkür unterworfenen Geberden rechnen; will man ſich abſichtlich dazu bringen — etwa einem befreundeten Luſtſpieldichter zu Gefallen, bei Stellen, die ihm allein beſonders witzig dünken — ſo wird es immer gezwungen erſcheinen und kein eigentliches Lachen ſein, ebenſowenig wie die ſtereotype Freundlichkeit gewiſſer geſellſchaftlicher Süßholzraſpler.

Sehr schwierig ist es, eine aufsteigende Lachlust zu unterdrücken, mag man immerhin allerhand kleine Mittel dagegen anwenden, als da sind: Stirnrunzeln, die Lippen zusammenpressen, sich in den kleinen Finger kneipen; es zu verbeißen gelingt nur Menschen von großer Willenskraft und Selbstbeherrschung. Gewöhnlich spielt der Mund mit seinen eigenthümlichen Zuckungen den Verräther; man wird roth im Gesicht, man kann kein Wort herausbringen, es treten wohl gar Thränen in die Augen, man kämpft und kämpft und muß schließlich, und brächte es uns um alles Ansehen, doch herausplatzen. Sensitiven Frauennaturen kann das gewaltsam unterdrückte Lachen Krämpfe herbeiführen, die nicht ungefährlich sind, daher der Ausdruck: sich todtlachen, nicht völlig aus der Luft gegriffen ist. Wir sehen also: nicht das Lachen, sondern das Nicht-Lachen ist vom Uebel.

Bei lebhaftem Temperament verändern sich bei dieser Geberde die Züge um ein Beträchtliches. Das Gesicht zieht sich in die Breite, die Augenspalten werden schmäler, die Mundwinkel nach außen und aufwärts gezogen, der Mund öffnet sich, die Zahnreihen werden sichtbar und entfernen sich von einander, sogar die Zunge geräth in Bewegung, das Zwergfell wird erschüttert, sämmtliche Unterleibsmuskeln nehmen Theil, so daß diese Aeußerung des Frohsinnes wohlthätig auf das ganze Nervensystem wirkt und man sich gewiß öfter gesund, als krank lacht. Der Ausdruck des Schmerzes entstellt jedes Antlitz — wer könnte sich rühmen, schön zu weinen? — wogegen die Freude verklärt und edlen Zügen noch höheren Liebreiz gibt. Lachen steht hübschen Gesichtern wohl, bei jugendlichen Schönen werden anmuthige Grübchen in den Wangen sichtbar, — auch die Lachfalten der älteren und die Krähenfüßchen an den Schläfen sind nicht zu verachten, ja sogar das freundliche Grinsen koboldartiger Häßlichkeit ist immerhin den moros herunterhängenden Mundwinkeln vorzuziehen.

Poeten werden nicht müde, das Lächeln der Geliebten zu besingen, es durch süße Worte oder Liebesgaben hervorzuzaubern und festzubannen. Homerisches Gelächter ist sprichwörtlich geworden:

„Und unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern
Doch sie kam gen Kypros, die holdanlächelnde Göttin.
Sprach's, da lächelte sanft der Menschen und Ewigen Vater."

So heißt es in der Odyssee, und Rückert singt:

„Du bist mein Tag, wer könnte trüb' mich machen?
So oft Du lächelst, muß die Welt mir lachen,
Du bist mein Tag, o lächle, daß ich sterbe!
Und lächle dann, ich will vom Tod erwachen."

Das Weinen wird viel weniger gepriesen, wie man lieber eine lachende, sonnige Landschaft, als eine regenbethaute betrachtet, und der Ausspruch Goethe's, nichts sei schwerer zu ertragen als eine Reihe von sonnigen Tagen,

ist doch wohl sehr anzuzweifeln. So viel steht fest, daß Frauenthränen den Ehemännern entsetzlich verhaßt sind, und solchem Anblick zu entgehen mancher Hausherr entweder von seinen Grundsätzen abweicht, oder ganz und gar das Feld räumt und das Weite sucht. Glücklich zu preisen ist die Jugend, der so leicht etwas spaßhaft vorkommt. Gerade deßhalb aber reizt junge Leute der Ernst oft mehr, als die Lustigkeit. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Jugend sehr wohl, daß ich nie befriedigter aus dem Theater kam, als wenn ich ein recht gruseliges Schauerstück — wie es die Franzosen so meisterhaft zu schreiben versteh'n — gesehen hatte; „drei Tage aus dem Leben eines Verschwenders," oder „der Mann mit der eisernen Maske," waren mir eben recht, heutzutage — darf ich es bekennen? sind mir schon „die Räuber" und „König Lear" zu angreifend; möchte ich doch jedem Lustspieldichter, der mich herzlich lachen macht, eine Dankadresse schicken! In dem alten Märchen von der Prinzessin, die sich schwer krank fühlt und Aerzte von nah und fern herbeiruft, da sie nicht mehr lachen kann, liegt ein tiefer Sinn, denn Jener, dem das Schicksal so arg mitgespielt, daß er außer Stande, irgend etwas noch komisch zu finden, ist mindestens ebenso zu beklagen, als Der, der keine Thräne mehr hat.

Jesus Sirach schreibt: „Mache Dich selbst nicht traurig und plage Dich nicht mit Deinen eigenen Gedanken. Denn ein fröhliches Herz ist des Menschen Leben und seine Freude ist sein langes Leben. Thue Dir Gutes und tröste Dein Herz und treibe Traurigkeit fern von Dir. Denn Deine Traurigkeit tödtet viel Leute und dient doch nirgends zu."

Der Philosoph Kant behauptet, nur das fröhliche Herz allein sei fähig, Wohlgefallen am Guten zu finden. Gewiß ist es eine wichtige Aufgabe der Erziehung, den natürlichen Frohsinn des Kindes nicht zu unterdrücken, sondern zu erhalten. Bei einem mürrischen Lehrer wird sicher weniger gelernt, als bei einem jovialen, der seinen Unterricht hie und da mit einem Scherze würzt. Eltern und Erzieher verfallen häufig in den Fehler zu großen Trübsinns und sind geneigt jedes lustige Auflachen für ein strafwürdiges Vergehen zu halten. Ein in unschuldsfroher Kindheit geknicktes Menschenherz kann sich oft im ganzen spätern Leben nicht wieder aufrichten. Wie wahr singt Julius Hammer:

„Es trägt wohl mancher Alte,
Deß Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt."

Wer hingegen das Glück einer fröhlichen Kinderzeit genoß, wird dem Wechsel des Schicksals gewappneter stillehalten, trägt er doch einen Erinnerungsschatz im Herzen, den ihm Niemand rauben kann. Ein großer Pädagoge, dem auch in Dresden vor einem halben Jahre eine Gedenkfeier gehalten wurde, widmete sein ganzes Leben dem Studium, wie dieser echte, harmlose

Frohsinn den Kindern zu erhalten sei. Friedrich Fröbel erfand Spiele, die belustigend und belehrend zugleich sind und Körper und Geist harmonisch entwickeln.

Lessing schreibt an seine Freundin (spätere Gattin) Frau König: „Das Lachen erhält gesund und macht, wie man sagt, sogar fett. Sie dürfen nur vergnügt sein und die Gesundheit findet sich von selbst, und verjüngt wird man, wenn man sich nur vorsetzt vergnügt zu sein. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist; aber welches Glück besteht auch in etwas mehr, als in unserer Ueberredung?"

Wenn nun Dichter und Gelehrte darin einig sind, daß Lachen heilsam, so lohnt es sich wohl zu erforschen: welche Vorkommnisse, welche Ereignisse bieten uns denn eigentlich den meisten Reiz dazu? Wir haben gesehen, daß dies freundliche Mienenspiel, wenn es zuerst im Kinderantlitz sichtbar wird, ein *Anlachen* ist, was aus Liebe zu einer Person geschieht; — auch bei Erwachsenen, die einander gut sind, ist es ein holder Brauch. Später lacht das Kind *über* etwas, wenn die Verbindung verschiedener Vorstellungen ihm spaßhaft vorkommt. Wann geschieht das? Offenbar wenn das, was man thut, nicht das geeignete Mittel ist zu dem, was man erreichen möchte. Man hält einem Hunde ein Stückchen Fleisch hoch, er springt darnach, ohne es zu erreichen, das Kind lacht, jedenfalls darüber, daß der Hund nicht zu seinem Ziele kommt. Wir nehmen es auf den Schoß und singen: „So fahren die Damen, so reiten die Herren," dabei bleibt das Kind ziemlich ernst, kommt aber die Stelle: „So reitet der Bauer," den wir dann in den Graben fallen lassen, so sind wir eines herzlichen Gelächters sicher, der Bauer reitet schlecht und verfehlt den Zweck, vorwärts zu kommen. Unfehlbar komisch wirkt auf der Bühne noch heutigen Tages der uralte Spaß, daß Zweie von entgegengesetzter Seite rasch zur Thüre hinauswollen, mit den Köpfen aneinander rennen und zurückprallen, oder wenn Einer in gespreizt vornehmer Haltung vorbeistolziert und stolpert. Es sind dies Alles falsche Mittel zum Zweck; deßhalb wirken sie komisch. Wir lachen besonders dann, wenn uns dergleichen kleines Mißgeschick nicht selbst betrifft; ist dieses freilich der Fall, so sind wir eher zum Aerger geneigt und begreifen nicht, was Andere spaßhaft daran finden; gewiß meidet man keine Stelle so ängstlich als diejenige, wo man weiß, sich lächerlich gemacht zu haben, ja die Erinnerung daran jagt uns die Schamröthe auf die Wangen. Man sollte sich zum Trost das Sprichwort vorsagen: „Lacht Dich Einer aus, lach' ihn wieder ein," das ist ein sehr guter Rath, denn es gibt kein besseres Mittel einen faux pas wieder gut zu machen, als wenn man selbst darüber lacht. Lessing schreibt: „Mit Einem zugleich über Verlegenheiten lachen, aus denen er sich selbst nicht geschwind genug helfen kann, das ist ja nicht das, was das häßliche

Verlachen ſagen will, ſondern iſt eine unſchuldige Luſt, die ſich Freunde einander nicht verſagen ſollten.“ Jean Paul behauptet, man lache nur über die Kleinheit und über das Kleine, d. h. wo man es an Andern wahrnähme und wo es uns das Gefühl der eigenen Größe gebe. Mithin ſteckt hinter der Lachluſt doch ein kleiner Teufel und man darf ſich auch dieſem Reiz — wie leider keinem auf Erden — nicht ſchrankenlos hingeben. Ein Schritt über die Grenze hinaus und was Ausdruck harmloſer Fröhlichkeit ſein ſollte, erhält einen Nebenausdruck, und wird frevelhaft und ſtrafbar. Man ſehe alſo wohl zu, wer und was uns zur Luſtigkeit reizt. Auch iſt es nicht immer ein feines Lob, die Lacher auf ſeiner Seite zu haben. Ein weiſer Spruch Jeſus Sirachs iſt: „Scherze nicht mit einem groben Menſchen, daß er Dein Geſchlecht nicht ſchmähe.“ Wer hätte es nicht ſchon erlebt, daß ein Scherzwort, an einen Ungebildeten gerichtet, eine uns beſchämende Rohheit hervorruft. Der Grad der Bildung iſt leicht daran zu erkennen, wie man einen Scherz zu erwidern verſteht. Gewandtheit darin gibt dem geſelligen Verkehr einen erhöhten Reiz. Beſonders glänzen die Franzoſen mit ihren fines reparties, auch den Italiener verläßt nie die Grazie beim Scherz. Der Engländer hat viel geſunden Humor, wird aber leicht etwas derb; am ſeltenſten findet man die Fähigkeit, einen Scherz anmuthig zu erwidern, beim Deutſchen, der oft derartig die Faſſung verliert, daß er eine kleine Neckerei wie einen hingeworfenen Fehdehandſchuh aufnimmt und mit Feuer und Schwert dagegen ankämpfen zu müſſen meint.

Der meiſte Stoff zur Heiterkeit wird uns durch das Auge zugeführt, weniger durch das Ohr; Muſik kann uns zu Thränen, ſchwerlich zum Lachen bringen; ſäße Jemand mit verbundenen Augen in der komiſchen Oper, er würde ernſthaft bleiben. Einen Witz, der uns erzählt wird, belachen wir auch nur, wenn uns unſer Vorſtellungsvermögen ein lebhaftes Bild von der uns mitgetheilten komiſchen Situation entwerfen kann, und gleichſam das Gehörte in Scene ſetzt. Reizt man den Gefühlsſinn durch Berühren individuell empfindlicher Körpertheile, durch ſogenanntes Kitzeln — was dem Nervenſyſtem unbedingt ſchädlich iſt — ſo kann ſtarkes, freilich unangenehmes Lachen verurſacht werden. Geruchs- und Geſchmacksſinn werden, wenn man ihnen durch Blumenſträuße und wohlbeſetzte Tafeln ſchmeichelt, nur freundliches Lächeln, nie Gelächter hervorrufen.

Ein bitterböſes Sprichwort, das ich eigentlich heute, da ich dem Lachen eine Lobrede halte, nicht erwähnen ſollte, ſagt: „An vielem Lachen erkennt man den Narren.“ Um dies zu entwaffnen, erinnere ich an den griechiſchen Philoſophen Demokritos, der ſtets lachte, da er Gleichmuth und Gemüthsruhe für die höchſte Staffel der Weisheit hielt. Wieland ſchildert in ſeinen Abderiten den ſpaßhaften Weiſen ſehr genau.

So wenig wie man im Garten zwei Blätter finden kann, die einander vollkommen ähnlich sind, ebensowenig wird man zwei gleiche Lacher treffen; jeder Mensch lacht verschieden, je nach seinem Temperament oder nach der Gelegenheit, die ihn dazu reizt. Der Mitlauter H spielt dabei die Hauptrolle, ihm gesellen sich abwechselnd die fünf Selbstlauter zu. Das herzliche, harmlose, ungenirte Lachen, wie es im besten Falle bei den Herren der Welt, den Männern, üblich, lautet: „Hahahahaha!" und wirkt unwiderstehlich ansteckend. Es kommt vor, daß wer zufällig in die Gesellschaft solcher Lacher geräth, dazu fortgerissen wird, ohne eine Ahnung zu haben, weßhalb eigentlich gelacht wird. Weibliche Wesen geben sich der Lachlust etwas verschämter hin, besonders wenn sie das Bewußtsein haben, hinter den Korallenlippen nicht ganz tadellose Perlen zu besitzen; dann wird nur ein vorsichtiges Kichern, „Hihihihi!" vernehmbar, ebenso bei Listigen, Verschmitzten, wenn sie Jemand einen losen Streich gespielt haben. Der Spötter lacht auf E „Hehehehe!" So läßt Carl Maria v. Weber seinen Lachchor im Freischütz singen, der den armen Max zur Wuth reizt. „Hohohoho!" klingt uns verweisend und tadelnd ins Ohr. Heinrich Heine mit seiner Satyre ist so recht der Dichter solchen Hohngelächters.

„Ich lache ob der abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern,
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob der hochgelehrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.

Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen und zerschnitten und zerstochen —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen."

Am seltensten, und schauerlich in seiner Wirkung, ist das Lachen auf U. „Huhuhuhu!" So stoßen der Fieberkranke, der Eifersüchtige, der Wahnsinnige, der Gefangene in Kerkersnacht ihr hölliſches Gelächter aus.

So kann dieses merkwürdige Muskelspiel nicht nur Ausdruck höchster Freude, sondern auch Ausdruck der Verzweiflung sein, Entzücken und Entsetzen hervorrufen.

Le Sorelle.*

Epiſch-lyriſches Gedicht in drei Geſängen.

Von

Carl Grafen Coronini-Cronberg.

Vorklang.

Schloß Tybein.

Wie gefügt aus Marmorpfoſten
Blickt nach Weſt und Süd und Oſten
Ein gewaltig Felſenſchloß,
Goldumkränzt vom Sternenheere
Ruht, umbrauſt vom blauen Meere,
Majeſtätiſch der Koloß.

Einſt von römiſchen Legionen
Reich beſetzt aus allen Zonen,
Stand Tybein im Waffenkranz;
Wachend an den Eiſenpforten
Blickten ſchweigend die Cohorten
Auf ſein Bild im Meeresglanz.

Jetzt ertönt die Kriegstrompete
Nicht mehr aus der Friedensſtätte
Ueber Felſenwälle hin,
Nein, der Harfe ſüße Klänge
Gaukeln über die Gehänge . . .
Hörſt Du die Gebieterin! —

Aber Alle die da wohnten
In den Prunkgemächern tronten
Waren huldvoll nicht wie ſie,
Nicht ſo rein in ihrem Streben,
Nicht erfüllt in ihrem Leben
So von Kunſt und Poeſie.

* Unweit der Mündung des Timavo in die Adria thront das der Fürſtin Thereſe Hohenlohe gehörige Schloß Duino (Tybein) auf einem mächtigen Felſenvorſprung und blickt majeſtätiſch über die weite See hinaus.

Steuert man von da der Küſte entlang gegen Südoſt, ſo erblickt man ungefähr eine Seemeile vom Schloſſe entfernt an dem theils von Klippen und theils von Weingeländen umrahmten Geſtade, zwei beiläufig gleich geformte Felsblöcke, welche, wenn der Phantaſie nicht jeder Spielraum verſagt wird, mit zwei verſteinerten Frauengeſtalten verglichen werden können. Von den vorüberrudernden Schiffern werden ſie „Le Sorelle“ (die Schweſtern) genannt.

Dieſer Stoff bildet die Grundlage, auf welcher ſich die nachſtehende Dichtung verbreitet.

Der Verfaſſer.

Wo in Sälen und in Gängen
Goldumrahmt, Gemälde hängen,
Hingen Waffen allerlei,
Wo ſich Schwerterreihen dehnten
Und die Hellebarden lehnten,
Lehnet jetzt die Staffelei.

Und wo heute im Gewirre
Steh'n die köſtlichſten Geſchirre,
Stand der Humpen, der Pokal,
Und wo Kunſtantiquitäten
Heute uns entgegentreten,
Blickte einſt der nackte Stahl.

Ja, in ſolchen rauhen Zeiten,
Wo zur Luſt wird wildes Streiten,
Fällt auch manche rauhe That.
Eine ſollſt Du von mir hören
Doch zuvor — es wird nicht ſtören, —
Folge mir auf meinem Pfad.

Komm' herunter zum Geſtade,
Wo umſpült vom Wellenbade,
Schaukelnd harrt der ſchlanke Kahn,
Flatternd winken ſchon die Segel,
Flatternd ritzen Waſſervögel
Den kriſtall'nen Spiegelplan.

Schau' wie aus den Felſenwänden
Ihre Schößlinge entſenden
Blüh'nde Kapern in die Schlucht,
Wo die Aloe die Wehre
Ihrer ſpitzen Blätterſpeere
Tückiſch zu verbergen ſucht,

Und die würzige Meliſſe
Hinter grauer Stein-Couliſſe
Mit dem Thymianduft ſich mengt,
Und der Rosmarin, der blaue,
Und der Salbeiſtrauch, der graue,
Schwache Kräutlein ſtill verdrängt.

Herrlich iſt's in dem Bereiche
Wo die immergrüne Eiche
Knorrig ihre Aeſte ſtreckt,
Und der Lorbeer freundlich winket,
Traubenſchwer die Rebe ſinket
Und der Hütten Dach bedeckt,

Tief beſchattet von der Klippe
D'rauf das graue Steingerippe
Von dem ururalten Bau,
Tauſend Jahr' ſchon aus den Fugen,
Seine Fenſterhölen lugen
Stumm und ſinnend in das Blau.

Dieſes Denkmal ält'ſter Zeiten,
Wo Geſchicht' und Sage ſtreiten
Eine Leiche war es ſchon
Als die Miſſethat, die rauhe,
Deren Lauf ich dir vertraue,
Längſt gefunden ihren Lohn.

Kühne Ziegen ſieht man graſen
Auf dem felsdurchwirkten Raſen,
Der die Mauerwerke deckt,
Und die ſanften Schäflein blöcken
Hinter Dorngeſtrüpp und Hecken,
Wo — gebt Acht — die Viper ſteckt.

Dort, wo Duft auf den Ruinen,
Schwärmen ſummend gold'ne Bienen
Von der Blüt' zur Blüte hin,
Und im frohen Wirbelreigen
Dreh'n die Mücken ſich und ſteigen
Zu des Lichtes Königin.

Fern' auf jener Felſenzunge
Hebt ſich, im phantaſt'ſchen Schwunge,
Das verwaiſte Miramar.
Dem Erbauer unſ're Tränen,
Dem ein unbezwingbar Sehnen
Schaurig zum Verhängniß war.

Und im duft'gen Nebelgrauen
Drauß der Schiffe Wimpel ſchauen,
Winkt die Stadt aus ferner Bucht,
Und vermält ſich mit dem Raume,
Wie das Denken mit dem Traume
Heimlich ſich zu paaren ſucht.

Ach, wie endlos da ſich's ſpiegelt,
Wo das Auge ungezügelt
Wonneſaugend ſchweift umher,
Wo der Lichtſtrahl liebestrunken
Seine tauſendfält'gen Funken
Streuet auf das weite Meer!

Nun zu Schiff, — mein Junge, fahre
Links am Ufer, wo die klare
See auf ſeichtem Grunde ruht,
Und das Thierchen ohne Sorgen
Vor dem Feinde unverborgen,
Hinterlegte ſeine Brut.

Wie das Fahrzeug munter gleitet,
Das der braune Schiffer leitet
Mit bewährtem Ruderſchlag!
Wie die Segel ſanft ſich blähen
Durch des Lüftchens koſend Wehen,
Das am Strande lauernd lag! —

Wie am Feld das Blümchen ſprießet
Und die Knoſpe ſich erſchließet,
Vielgeſtaltig, farbenbunt,
Formverſchied'ne Lebeweſen,
Sich am Pflanzenwuchſe äſen;
So iſt's auch am Meeresgrund.

Blick' herab, es wird ſich lohnen;
Siehſt Du da die Anemonen
Wie ſie ſitzen purpurroth,
Mit den Händen faſt zu greifen?
Ihre Kronen, ſcheint es, ſtreifen
An dem Kiel von unſ'rem Boot.

Bunte Nelken ſeh' ich wanken,
An den Stielen, an den ſchlanken
Drehen ſie die Köpfchen her;
Räthſelhafte Zoophiten,
Drum die Forſcher heftig ſtritten,
Still bevölkern ſie das Meer.

Abſeits dort in Algenbüſchen
Wimmelt es von kleinen Fiſchen
Und von Krebſen allerlei,
Und der Seeſtern zieht ſich, leiſe
Witternd ſeine Lieblingsſpeiſe,
Zwiſchen Steinchen ſchlau herbei.

Und an jener dunklen Stelle,
Eingerahmt von lichter Welle,
Streckt ſich eine Auſternbank,
Wo die Muſcheln mit den Klappen
Schelmiſch nach dem Würmchen ſchnappen,
Das in ihre Hölung ſank.

Ja, da unten gibt's ein Leben
Und ein Hoffen und ein Beben,
Liſt, Gewalt und Kampf und Streit,
So beſtimmt's ein höh'res Walten;
Das Geſetz ſich zu erhalten
Hier auch gilt's in Ewigkeit.

Wohl dem, der die geiſt'ge Nahrung
Findet in der Offenbarung
Die uns bietet die Natur;
Nahrung friſtet ja das Leben
Das die Schöpfung uns gegeben,
Als dem Kind' ſie Liebe ſchwur.

Wehe, wem die Liebe fehlet
Die die Herzen ſich vermälet,
Menſchen zu den Menſchen zieh't,
Wehe dem, der niemals trunken
Von der Liebe heil'gen Funken,
Wehe dem, der nie geglüht.

Ach, der Seele wärmſte Stralen,
Bergen ſie auch herbe Qualen,
Kennt der öde Buſen nicht,
Nicht der Rührung Troſtesſehnen
Nicht des Mitleids ſtille Tränen,
Weil der Hoffnungsanker bricht.

Einſam, troſtlos und verlaſſen
Durch die volkbelebten Gaſſen
Irrt ſein heimatloſer Fuß,
Und wo tauſend Herzen ſchlagen,
Hoffen, zittern, jubeln, klagen
Gibt's für ihn nicht einen Kuß.

Fehlt ihm ja die reinſte Blüte
Die je keimte im Gemüte
Fehlt ihm ſelbſt des Freundes Hand,
Keinen Hafen, keine Küſte!
Weil im Herzen eine Wüſte
Nirgends ach! ein Vaterland.

Halt! wir ſind, wir ſind zur Stelle
Siehſt Du wo ſich bäumt die Welle
Die zwei Felſenblöcke ſteh'n?
Rieſenhafte Frau'ngeſtalten
Die Gewänder, ſtein'ge Falten,
Wie gebläht von Sturmesweh'n.

Wohl nach märchenhafter Quelle
Nennt das Volk ſie „Le sorelle“
Nun ſchon viele hundert Jahr'.
Ihr Geſchick will ich erzählen,
Und was ihrer armen Seelen
Frevel und Beſtrafung war.

Und warum ein ſchwarzer Vogel
Oefters ſitzt auf jenem Kogel,
Kreiſchend in der dunklen Nacht,
Und das Lied ſo lang oft währet,
Daß der Schiffer es noch höret,
Wenn der junge Tag erwacht.

Schon beginnt die Sonn' zu ſinken
Und des Schloſſes Fahnen winken,
Wenden, wenden wir den Kahn.
Dann gemach im hellen Saale
Froh, beim Becher und beim Male
Hörſt Du die Erzählung an.

Erſter Geſang.

Der Kreuzzug.

An Thür und Fenſter, an des Baumes Blättern
Bevor der Regenguß beginnt zu wettern,
Wie für denſelben Einlaß bittend, klopfen
Aus grauen Wolken fallend, ſchwere Tropfen.
Erſt ſammeln ſie vereinzelt ſich im Walde
Und auf dem grünen Abhang längs der Halde;
Ganz ſachte Anfangs hört man kaum ihr Rieſeln,
Das Halme mit ſich führt und kleine Kieſeln;
Sie wachſen dann geſchäftig an zu Bächen,
Die mancher Scholle Wall mit Kraft durchbrechen,
Daß Gießbach ſich und Sturzbach rauſchend einen
Und eingeengt von losgeriſſ'nen Steinen,
In Waſſerfällen dröhnend ſich ergießen
Und ſchaumbedeckt in's Thal herunterſchießen,
Es wächſt die Flut, wer kann die Wogen hemmen,
Wenn ſie die Ufer reißend überſchwemmen?
Gewaltig ſich auf Feld und Wieſe breiten
Und ſchadenfroh Verheerung rings bereiten?
Da faßt das Menſchenherz ein ängſtlich Beben
Für ſeine Güter, für der Seinen Leben,
Doch was er auch zu ihrem Heil verſucht,
Er bändigt nicht der Elemente Wucht,
Denn immer heft'ger wird der Fluten Toben,
Und immer heft'ger ſtrömt der Guß von Oben.
Die Früchte die dem Saatenfeld entſprießen,
Sie ſind dahin, die Bäume fortgeriſſen,
Der Häuſer, Scheunen, Mühlen, Ställe Trümmer,
Sie treiben abwärts auf der Wellen Schimmer,
Des Menſchen Fleiß und die erſparte Habe,

Vom Schutt bedeckt, liegt hier im Flutengrabe.
Doch ach, es liegt in jenem Trauerreiche,
Von Schutt bedeckt, auch manche ſtumme Leiche! . . .
Als Ihr als Helfer kam't zur Unglücksſtätte,
Da rief's in eu'rem Buſen: Rette, rette!
Ihr waret treu dem Rufe eurer Herzen,
O, nehmt ſie hin des Dankes Trän' und Schmerzen.
Mit eu'rem Tod iſt alle Schuld geſühnt,
Der Himmel blau — die Friedenspalme grünt.

Ein ähnlich Bild auch im Gedankenreiche;
Denn, einem Schlage nicht erliegt die Eiche,
Vereinzelt erſt die Geiſtesblitze dämmern.
Bald da, bald dort, beginnt's im Hirn zu hämmern,
Sodann erfaßt es ſchüchtern die Gemeine,
Verbreitet ſachte ſich bei ſtärker'm Scheine,
Bis es ergreift das Nied're und das Hohe,
Und ſich entflammt zur allgemeinen Lohe,
Des Finſtern Schranken unaufhaltſam bricht,
Und mächtig ſtrahlt als unvergänglich Licht. —
So war's, als ſchwingend des Propheten Fahnen,
Vom Oſten her die Schaar der Muſelmannen,
Des blinden Haſſes, der Vernichtung Bote,
Das ſchlichte Kreuz, der Liebe Bild, bedrohte.
Schon ſah man's vor des Halbmond's blut'gen Zinken,
Erbarmungslos, zermalmt, in Trümmer ſinken!
Wie ſoll man Troſt, wo ſoll man Hilfe ſchöpfen?
So flammt es fragend auf in tauſend Köpfen.
Verſtummen ſoll zunächſt der ew'ge Streit,
Der Chriſtenländer unter ſich entzweit,
Verſtummen ſoll im Innern alle Fehde,
Zu Eis macht ſie die Bruſt, das Land zur Oede.
Nur wenn die Kräfte Aller ſich verbinden,
Nur wenn die Herzen Aller ſich entzünden,
Nur wenn die Flut in einem Strome fließt,
Ein Waffenmeer ſich auf den Feind ergießt,
Nicht anders iſt der Islam zu bezwingen,
Nicht anders iſt der Lorbeer zu erringen.
Und eiligſt flog des Rettungsplanes Kunde,
Mit freudevoller Haſt von Mund zu Munde,
Von Haus zu Haus und vorwärts um die Wette,
Von Gau zu Gau und fernhin in die Städte;
So zog, dem Sturme gleich, durch alle Länder,
Auf raſchen Fittigen, der Hoffnungsſpender,
Bis unbekümmert er um Raum und Zeit,
Zum Anker ward der ganzen Chriſtenheit.
Auf! auf! zum Kreuzzug, ſcholl's in Burg und Hütten,
Nur deſſen Schwert für's heil'ge Grab geſtritten,

Iſt werth das Schwert auch fürderhin zu tragen,
Und ſo das Kreuz, wer ſich für's Kreuz geſchlagen.
Auf! auf! zum Kreuzzug in's gelobte Land,
Auf! auf! zur See, zu Foyye's hehrem Strand,
Wo einſt die Arche Noe ward gezimmert,
Vom Hauch des Schöpfers gnadenreich umflimmert;
Nun war's gethan. Nun ſchwuren tauſend Hände
Dem Krieg zu dienen bis an's Lebensende,
Dem heil'gen Kriege, um die heil'gen Stätten
Aus der Gewalt des Halbmond's zu erretten. —
Das Wort iſt raſch. Doch zwiſchen dem Entſchluſſe
Und des vollbrachten Werkes Vollgenuſſe,
Liegt Emſigkeit und Arbeit allerlei,
D'rum eilt auch, was berufen iſt, herbei
Und trifft zur großen That die Vorbereitung,
Gehorchend da, und dort durch kluge Leitung.
Ob nicht ſo Mancher der ſich mit verbunden,
Vom hohen Zweck im Buſen nichts empfunden?
Ob nicht der Drang nach ſelt'nem Abenteuer,
Der Beute Luſt, der blinden Mordſucht Feuer,
Der Wandertrieb, vielleicht die Neubegierde,
Der eitle Durſt nach des Befehles Würde,
Ob endlich nicht die ſüße Eigenliebe
Sich da vermengte mit dem lautern Triebe?
Ob denn des Kreuzes ideale Fahne,
Nicht bloß der Mantel war für Sonderplane?
Gewiß. Was ſind des Menſchen ſchwache Werke
Im Gegenſatze mit der Götterſtärke?
Nur Stückwerk beut das irdiſche Getümmel,
Vollkommenheit die ſtrahlet bloß vom Himmel.
Sei's wie es ſei; zur Arbeit ging's in Eile,
Zur friſchen Arbeit ohne Raſt und Weile;
In allen Eſſen ſah man Eiſen glühen,
Von allen Hämmern rothe Funken ſprühen,
Denn Morgenſtern und Lanze, Schwert und Speer,
Sie ſollen reichen für ein ganzes Heer,
Für viele Tauſende zur Rüſtung dienen,
Vereint mit Panzer, Helm und Eiſenſchienen.
Hier für das Wams bereitet man das Leder,
Dort für den Helmbuſch winket ſchon die Feder,
Hier wird der breite Sattel hergerichtet,
Die Wolle für die Decke raſch geſchlichtet,
An ſtarken Riemen ſchnallt der Knapp' die Bügel,
An das Gebiß befeſtigt er die Zügel,
Beeifert ſich mit ſorgenvoller Seele,
Daß Alles recht, daß nichts dem Ritter fehle,
D'rum wird der Zelter ſorglich aufgezogen,
Und beigezäumt und ihm der Hals gebogen,

Daß ſchulterfrei die Vorhand, flink die Lenden,
Und leicht der Sprung und ungehemmt das Wenden.
Dort ſteht ein Falb' mit langen, ſchwarzen Mähnen,
Hier ſtampft ein Rappe mit den feinen Sehnen,
Dort tränken ſich und lauſchen an der Quelle,
Ein Schimmelhengſt und eine Iſabelle.
Da ſchnaubt ein Braun, beſpritzt von weißem Schaum,
Dort beißt ein muth'ger Goldfuchs in den Zaum,
Dort ſchreiten ſie gelehrig hin zu zweien,
Dort traben ſie in dichtgeſchloſſ'nen Reihen,
Dort ſtürmen ſie vorbei durch's Haidekraut,
Daß einzeln kaum das Aug' ſie mehr erſchaut.
Gewöhnt ſich ſo an's kluge Roß der Reiter,
Dann wird aus ihm auch ein verweg'ner Streiter. —
Doch auch die Frauen, die ja niemals müſſig,
Wo Hilfe nöthig, ohne Zögern ſchlüſſig,
Schau, wie ſo manche an dem Rocken ſitzet,
Im weiten Kranze wo die Ampel blitzet,
Wie ſie da fleißig, guten Muthes, ſpinnen,
Um herzuſtellen den Bedarf an Linnen,
Den ſo ein Troß von Kriegsvolk hat von Nöthen,
Der bald die Bahn des Kampfes ſoll betreten;
Auch muß der Faden in die Nadel gleiten,
So manches Stück an Kleidung zu bereiten.
Die Frommen aber, fleißig im Gebete,
Die fert'gen Skapulier und Amulete,
Damit den Feind die gottesfürcht'gen Krieger,
Selbſt unverſehrt, bewältigen als Sieger.
Noch and're gibt's, die bunte Schärpen ſticken,
Wohl Angſt und Sorge liegt in ihren Blicken;
Doch etwas noch iſt deutlich da zu leſen,
Die Liebe iſt es, dieſes Götterweſen,
Dem der Beſitz der wärmſte Sonnenſchein,
Dem der Verluſt die größte Höllenpein.
Was Wunder dann, wenn manchen Frau'n und Müttern
Und Jungfräulein im Aug' die Tränen zittern,
Wenn ſie der Trennung denken von den Lieben,
Die das Verhängniß in den Kampf getrieben?
Der wilde Krieger im Gewühl der Schlacht,
Im Arm die Kraft, in ſeinem Geiſt' die Macht,
In ſeiner Seele mächt'gen Durſt nach Ehre,
In ſeinem Buſen ſeiner Pflichten Schwere,
Wo bleibt ihm Raum für des Gefühles Regen,
Wo für des warmen Herzens milden Segen,
Wo bleibt ihm Ruhe um in ſich zu kehren,
Wo bleibt die Stimmung für der Rührung Zähren!
Nach außen treiben ihn des Blutes Wogen,
Unwiderſtehlich wird er fortgezogen.

Nicht ſo das Weib. Ihr Trachten und ihr Sinnen,
Es wendet ohne Prunken ſich nach innen,
Sie leidet im Verborgenen und duldet
Für das, was der Geliebte hat verſchuldet,
Und freut ſich ſtets, wenn ſie durch ihr Entſagen,
Erkaufen kann des Mannes ſüß' Behagen,
Zu ſchweren Opfern jederzeit bereit,
Liegt in dem Opfer ihre Seligkeit.
Ja, das iſt's; daß das Weiberherz hienieden,
Vom innern Drang des Mannes ſo verſchieden,
Das iſt es, was den Lauf der Erdenwelt
Auf ſeiner Bahn ſo wunderbar erhält;
Ungleicher Kräfte wohlbedacht' Verleihen,
Nur das verbürgt des großen Zweck's Gedeihen.
Und ſelbſt die Kinder, ſelbſt die kleinen Jungen,
Sind von dem heil'gen Kriege ſo durchdrungen,
Daß, weil ihr Muth im Ernſte nicht zu kühlen,
Der Kampf ſich äußern muß in ihren Spielen.
Hier ſtürmen ſie die ſelbſterbauten Schanzen,
Und kreuzen die aus Holz geformten Lanzen,
Da reiten ſie — und ſpielen ſelbſt die Gäule —
Dem Feinde nach, in Haſt und wilder Eile,
Und kehren heim ganz nahe dem Erſchöpfen,
Mit Beute Die, und Die mit blut'gen Köpfen.
Nun aber rückt die Zeit zum Aufbruch näher,
Die Kampfluſt ſteigt, die Herzen ſchlagen höher,
An allen Punkten ſammeln ſich die Mannen,
Das Horn ertönt, es flattern hoch die Fahnen,
Und ach, es ſchlägt die bitterſte der Stunden,
Die ein geängſtigt' Herze je empfunden,
Das Lebewohl, dem es am Worte fehlet,
Das von dem Seelenkampfe nichts erzählet,
Und ohne Laute, ohne bitt're Tränen,
Im kummervollen, düſt'ren Herzensſehnen,
Nur Küſſe wechſelt, Händedruck und Blicke
Und ſeufzend ſich ergibt in ſein Geſchicke. —
Mit ſolchem Gruße, ſchied im Schweizerlande,
Gefeſſelt von der Liebe Roſenbande,
Ein edler Ritter von der ſchönſten Maid,
Die je ein warmes Männerherz erfreut.
Sie reißt ſich los, er ſchwingt ſich auf den Rappen,
Umgeben von dem Troß der treuen Knappen,
Und raſch im Dreiſchlag geht's herab die Lehne,
Das Aug' geheftet auf des Roſſes Mähne,
Den Sinn vertieft in düſt're Leidgedanken,
Und das gequälte Herz voll Dornenranken;
Sie aber hebt nach oben ihren Blick:
O, güt'ger Himmel, bring' ihn nur zurück,

Beſchütze ihn vor ſeines Feindes Streichen,
Er zieht ja in den Kampf für's Kreuzeszeichen!
Dann lauſcht ſie noch des Hufſchlag's wirrem Schallen,
Noch ſieht im Helmbuſch ſie die Feder wallen,
Die gold'ne Rüſtung, wie wenn Funken zünden,
Und ach, den Troß im Tannenhain verſchwinden.
Nun ſind ſie fort; vom Weiten hört man's klingen,
Wie noch die Knappen, die bewegten, ſingen:

Es war mir ſo wohlig in deiner Näh',
So bange wird mir's in der Ferne,
Im Buſen da lauert ein ſchneidendes Weh',
Du weißt ja, ich hab' dich ſo gerne.

Und drückt' ich an mich dich, du Herzensdirn',
Ich glaubte den Himmel zu faſſen,
Nichts ſchien' mir unmöglich in meinem Hirn,
Nur Eines ach! — dich zu verlaſſen.

Und jetzt iſt das Herz wie ein Stein mir ſo ſchwer,
Faſt kömmt mir's zum ſchluchzen, zum weinen;
Muß weiter, muß weiter mit dem Heer,
Muß lernen, wie Herzen verſteinen.

Zweiter Geſang.

Elſa und Nora.

Es ergoß auf das wogenumbrauſte Tybein
Seine goldenen Fluten der Sonnenſchein,
Dieſe köſtlich belebende Gabe,
Denn der ſchlummernde Frühling iſt endlich erwacht,
Ja, er hat ſich entwunden der froſtigen Nacht,
Dieſer holdſelig lächelnde Knabe.

Das reizende Lockenhaupt ſchüttelt er,
Da flockte herunter ein zahlloſes Heer
Von lebenverheißenden Keimen.
Es ſtrecken ſich Halme, es regt ſich im Moos,
Die ſtockenden Säfte ſie machen ſich los
Und ſtrömen in Sträuchen und Bäumen.

Die ſchwellenden Knoſpen, die Blüten bunt,
Sie öffnen die Aeuglein, ſie öffnen den Mund,
Am glitzernden Thau ſich zu laben,
Und blinzeln hinauf zu des Himmels Blau,
So treulich und traulich, als wär' es ein Bau,
Den ſelber gezimmert ſie haben.

Das Vöglein am Baum, wie ein Ordensſtern,
Das lebet und liebet und lobet den Herrn,
In ſeinem ſmaragd'nen Gefieder,
Und ſchmettert ſo lieblich den trillernden Sang,
Und ſchlüpfet und hüpfet den Zweigen entlang,
Durch Weißdorn, Robinien und Flieder.

Und dort auf der Blume ein Falter, der lauſcht,
Vom köſtlichen Nektar, vom Dufte berauſcht,
Sich ſchaukelnd, von Lüften gewieget,
Gleichwie eine Krone aus Edelgeſtein
An die Stirn' eines Mädchens im funkelnden Schein
Und farbigem Glanze, ſich ſchmieget.

Nun ſinket der Abend auf Meer und Land,
Und wirft ſeines Schleiers verdunkelnd' Gewand
Auf Fluten und Thäler und Berge.
Durch zitternde Wolken das Sternlein winkt,
Am Fenſter des Schloſſes ein Lämpchen blinkt,
Die Hütten rings ruhen wie Särge.

Kurz währet die Stille, dann horch! auf dem Meer'
Ein leiſes Geplätſcher, wer rudert daher,
Im einſam hingleitenden Nachen?
Wer legt an dem ſteinigen Ufer wohl an?
Es iſt ein verwegener Rittersmann,
Leicht bringt er zum Schweigen die Wachen.

Der flüſtert hinauf zu dem Fenſterlein:
O himmliſche Nora Du kennſt meine Pein,
Wann wirſt Du davon mich erlöſen?
So ſprich doch Geliebte, welch' Opfer Du willſt,
Damit Du das Sehnen im Herzen mir ſtillſt,
Du unwiderſtehliches Weſen?

Weit, weit ab am klippendurchzogenen Strand,
Da ſitzt eine Muſchel am felſigen Rand,
Die ſollſt Du Herr Ritter mir holen,
Und bringſt Du die glänzende Muſchel mir,
Dann ſchenk' mein verſchloſſenes Herz ich Dir;
Nun rud're und ſei Gott befolen.

So ſprach ſie und zog ſich vom Fenſter zurück,
Mit ſpöttiſchem Lächeln und eiſigem Blick,
Und ſtellte ſich hin vor den Spiegel:
Solch' erhab'ne Geſtalt, wie der Frühling ſo ſchön,
Als wär' ihre Heimat des Himmels Höh'n,
Du wirſt ſie nicht leiten am Zügel.

Das Aug' das durch ſchattige Wimpern ſo ſchau't,
Wie wenn hinter Wolken der Himmel blau't,
Wie ſollt' es mit Lieb' auf Dich blicken!
Wie ſoll von den Lippen, die alſo roth,
Des lieblichen Gottes geflügelter Bot',
Ein Küßchen, Dich jemals entzücken!?

Fahre hin, Fahre hin wo die Muſchel ruht,
Du übelberathenes jugendlich Blut,
Du wirſt jenes Pfand mir nicht bringen;
Dein Kahn wird zerſchellen am felſigen Strand,
Dein Fuß nie betreten mehr Heimatland,
Dich werden die Wogen verſchlingen.

Sie legt ſich zur Ruhe, die Lampe erliſcht,
Des Tages Gebilde vom Traume vermiſcht
Sie treten wie Schemen zurücke;
Was ſich in der Seele der Schlummernden regt,
Ob etwas das froſtige Herze bewegt,
Das ſchweigen geſchloſſene Blicke. —

Noch gibt es ein Fenſter, aus welchem ein Schein
Sich vorſichtig ſtiehlt in die Nacht hinein,
Das ſchaut auf die Berge nach Oſten.
Da lehnt an der Brüſtung ein Frauenbild,
Betrachtend im farbloſen, dunklen Gefild
Die Tannen, gleich wachenden Poſten.

Auch ſie, eine ſchöne und hohe Geſtalt,
Wie gerne der Künſtler ſie formet und malt,
Aus Erz ſcheint das Antlitz gegoſſen;
Das wallende Haar wie ein Waſſerfall,
Der die marmor'nen Felſen im reichen Schwall,
Mit dunklen Fluten umfloſſen.

Nicht flehet das Auge, es will, es befielt
Der Bogen der's ſchützet, er ſchwankt nicht, er zielt,
Doch ſpielt um die Lippen ein Lächeln;
Und heben ſie purpurn ſich ſchwellend zum Kuß,
Sie gleichen der Roſenknoſpe Verſchluß,
Mit ihrem balſamiſchen Fächeln.

Wo zwiſchen Sträuchen der Ahorn ſteht,
Da liſpelt es leiſe, als wär's ein Gebet,
Nach aufwärts entwirbeln die Worte:
Ach! Schönſte der Schönen, ach! Elſa mein,
Ach laß' mich mein leidendes Herze Dir weih'n,
Und weiſe mich nicht von der Pforte.

Ich hab' eine Burg und der Mannen viel'
Und Roſſe und Gold; und der Saiten Spiel
Das ſoll Dich, nebſt Ander'm ergötzen,
Und was ſonſt ſich wünſchet das Herze Dein,
Das ſoll Dir ſogleich zu Gebote ſein,
Mit all' den koſtbarſten Schätzen.

Nach Tand und nach Flitter begehrt nicht mein Sinn,
Genußſucht iſt mir nicht Beherrſcherin,
Und ſoll ich erwiedern Dein Minnen,
Dann hol' mir das Blümchen das oben blaut,
Wo furchtbar der Felsblock herunterſchaut,
Dann kannſt Du vielleicht mich gewinnen.

Doch wiſſe, wenn morgen um dieſe Zeit,
Deine Hand mir das Blümchen noch nicht gebeut,
Dann wirſt Du mich nicht mehr erwerben;
Die Liebe die liſpelt und ſeufzet und girrt,
Die iſt es nicht die das Herz mir berührt,
Die macht mir das Herze erſterben.

Für mich gilt das Wagen, der männliche Muth,
Als die einzige wahrhafte Liebesglut,
Mich rühren bloß Thaten, nicht Schwüre.
D'rum ſpute, Dich Ritter, erwäge nicht lang;
Die Pfade ſind ſchaurig zum Felſenhang,
Und was ich geheiſcht, das vollführe!

Dann ſpielte ein Lächeln um ihren Mund,
Nicht deutete es, daß ihr Herze wund,
Man hörte das Fenſter verſchließen,
Und ſchattenhaft zog ſich der Ritter zurück,
Ob Zagen, ob Wagen in ſeinem Blick,
Wer konnt's in der Dunkelheit wiſſen?

Doch, während die Schweſtern auf ſchwellendem Pfühl,
Berückt von der Träume verworrenem Spiel,
Getaucht in des Schlafes Vergeſſen,
Da lag wohl ihr Vater im dunklen Gemach,
Vom Schlummer gemieden, das Auge wach,
Gewöhnt ſein Leid zu ermeſſen.

Nie war er der Fehde, den Waffen hold,
Nie ſucht' er des Ehrgeizes blut'gen Sold,
Nie lag ihm das Recht in der Stärke;
Ihm war es Verhängniß ein Ritter zu ſein;
Für ihn lag ein herrlicher, himmliſcher Schein
Auf jeglichem geiſtigen Werke.

Wie kam's daß ein Ritter zu jener Zeit,
Wo Friede faſt Schande, wo Tugend der Streit,
Zu ſolchem Geſchmack ſich bekannte?
Daß er, ſtatt zu glühen für Roß und Tournier,
Für Schwerter und Spieß' und für Helm und Panier,
Für geiſtige Blüthen entbrannte?

Man iſt ja doch immer das Kind ſeiner Zeit,
Wo iſt er, der frei von Befangenheit,
Und frei von der Gegenwart Schranken?
Wohl eilet das Geiſtige leuchtend voran,
Doch an der Alltäglichkeit holprige Bahn
Gefeſſelt ſind ſelbſt die Gedanken.

Vielleicht, wäre ſehniger ſeine Geſtalt,
Und hätt' ſeine Fauſt eine größ're Gewalt,
Er würde ſich freuen an Ränken,
Weil aber ſein Körper gebrechlich und krank,
Entſtand und erſtarkte ſein innerer Drang
Nach Wiſſen und Sinnen und Denken.

So war auch dem Schönen geneigt ſein Gefühl,
Sein Dichten und Trachten, ſein Saiten-Spiel
Durchtränkte das weiche Gemüthe,
Jedoch ſeine Liebe zum Töchterpaar,
Zu Nora und Elſa, die Liebe ſie war
Der Vaterbruſt duftigſte Blüte.

Ach, hätten die Blüten auch Früchte gebracht,
Ach, hätten die Herzen der Töchter mit Macht
Dem Vater entgegengeſchlagen!
Nein, nein; denn ſie blieben gefühllos und kalt;
Wen immer bezaubert die ſchöne Geſtalt,
Der Liebesgluth mußt' er entſagen. —

Nun zitterte fröhlich zum Fenſter hinein,
Der Lichtſtrahl und brachte den Morgenſchein,
Zum einſamen Lager des Alten.
O, lieblicher Frühling, du roſiges Kind,
Wie iſt doch dein Odem ſo duftig und lind,
Du wirſt wohl den Kranken erhalten!

Geh', ruft er, mein Leibburſch die Treppe hinauf,
Und wenn meine Töchter ſchon munter und auf,
Dann melde, ich möchte ſie ſchauen,
Ich habe die einſame finſtere Nacht,
In Unruh' und ſchmerzlichem Leide durchwacht,
Ihr Anblick erweckt mein Vertrauen.

Es währte ein Weilchen, dann traten ſie hin
Zum Lager des Kranken mit forſchendem Sinn,
Doch ohne des Herzſchlag's Bewegung.
Der Theilname Ausdruck verſchmähte ihr Mund,
Ihr Auge gab keine Beſorgniß kund,
Und keinerlei inn're Erregung.

Ich ſpüre, ſo ſprach er, — doch kränket euch nicht, —
Mit ſteigendem Drucke, des Alters Gewicht,
Des Siechthums erdrückende Bürde.
Bald werd' ich, wie Alles was wird und entſteht,
Und wächſt, ſich entfaltet, verſinkt und vergeht,
Erliegen des Todes Begierde.

Was jenſeits der hoffenden Seele erblüht,
Ich ſehe hinüber mit ruhigem Gemüth,
Nicht iſt es die Angſt die mich quälet.
Allvater verſtoßt ja den Schwächlichen nicht,
Der, ob er auch ehrte die menſchliche Pflicht,
Sie dennoch verletzt und gefehlet.

Doch Ein's, meine Töchter, erſchwert mir den Gang,
Der heimwärts mich führet. Es wird mir ſo bang,
Beſinn ich mich euch zu verlaſſen;
Darum, liebe Nora und Elſa mein,
Laßt ab von dem Zögern, entſchließt euch zu frei'n,
Ihr müßt den Gedanken erfaſſen.

O, brächte mir jede doch ihren Gemal,
Bevor meines Abendes goldener Strahl,
In ängſtlichem Zittern verglimmet.
Wie wäre mein Inn'res vor Freude erhellt!
Ja ſelbſt durch das Scheiden aus dieſer Welt
Kaum wäre mein Herze verſtimmet.

Und ſei's auch ein ärmlicher Edelknecht,
Nur treu die Geſinnung, das Herze nicht ſchlecht,
Ich gebe zum Bündniß den Segen.
Iſt einmal die Tochter getrauet dem Mann,
Ein väterlich Herze kann ruhig ſodann
Zum ewigen Schlafe ſich legen. —

Ach Vater, ſprach Nora, es läßt ſich ja nicht,
Wie etwa die Freundlichkeit auf dem Geſicht,
Das Walten des Buſens beſtellen,
Und kommt nicht der Rechte zur richt'gen Stund,
Dann bleibet verſchloſſen das Herz und der Mund,
Es laßt ſich hierin Nichts befehlen.

Ach Vater, ſprach Elſa, zum erſten Mal nicht,
Beſchleichet Dich heute das Traumgeſicht,
Das irr'ge von Deinem Verſcheiden,
Du leiheſt ihm blindlings Dein willig Gehör,
Vergebens nur macht es das Herze Dir ſchwer,
Und mehret ja bloß Deine Leiden.

Die ängſtliche Sorgfalt für unſer Heil,
Die ſteckt Dir im Herzen, ein giftiger Pfeil,
Und trübet das klare Erwägen.
Bekämpfe den ſtürmiſchen Drang mit Geduld,
Es iſt ja der Freier, nicht meine Schuld,
Wenn ſie meine Bruſt nicht bewegen.

So will ich geduldig dem Schickſal vertrau'n,
Wohl möglich das, was meine Augen erſchau'n,
Ein Irrlicht, nicht weiter zu nähren.
So nimm denn die Laute und ſpiele das Lied,
Du weißt, von der Schwalbe, die heimwärts zieht,
Es wird meinen Kummer betören;

Und Du, liebe Nora, Du ſinge dazu,
Es bringet den pochenden Buſen zur Ruh',
Wenn liebliche Klänge ertönen.
Sie decken mit Balſam die leidende Bruſt,
Und wandeln zuweilen in hoffende Luſt,
Ein klagendes, nagendes Sehnen. —

Und wie da das Liedchen der Schweſtern erſcholl,
Dem Auge des Lauſchers geſchmeidig entquoll
Des Leides verborgene Zähre.
Es wurd' ihm ja endlich im Geiſte klar,
Wie jeden Gefühles die Töchter baar,
Wie ſehr auch davor er ſich wehre.

Sie aber, ſie ſpielten mit trockenem Blick,
Und ſangen, als gäb' es ein einziges Glück,
Ihr einziges Glück nur alleine,
Sie lächelten vor ſich hin unbeirrt,
Wie leichthin ein Falter in Lüften ſchwirrt,
Im wärmenden Sonnenſcheine.

Da trat in die Stube ein Knappe vor:
Mein gnädiges Fräulein, es wünſcht Euer Ohr
Ein Fiſchermädchen vom Strande.
Es hat eine Poſt, Fräulein Nora, für Euch,
Das Auge blickt Thränen, das Antlitz iſt bleich,
Kaum iſt ſie zu reden im Stande.

„Sie ſoll mich erwarten, ich komme ſogleich,
Doch nicht weil ihr Antlitz vor Trauer bleich,
Ach nein, nur die Neugier' zu ſtillen." —
Und als nun die Botin vor Nora ſtand,
Begann ſie, vom Meere benetzt das Gewand,
Den Auftrag ihr ſo zu enthüllen:

Ein herrlicher Ritter, zu Schiff nicht gewandt,
Der ruderte hin zu dem felſigen Strand,
Wo Zinken und Wirbel nur lauern.
Ich ſaß auf der Klippe und wurde gewahr,
Wie ſehr er ſich nahte der Todesgefahr,
Und winkte und rief ihm mit Schauern:

Ach, ſchlägt Euch zur Linken, zur Linken mit Haſt,
Denn wenn euch der Strudel dort oben erfaßt,
Mit Euch in die Tiefe zu bohren,
Dann ſchlägt ihr zugleich an die Klippen an,
In zahlloſe Trümmer zerſplittert der Kahn,
Und Ihr ſeid unrettbar verloren.

Kaum hatt' ich's gerufen, ſchon warf ihn die Fluth
Mit wallendem, ſchäumendem Uebermuth,
Entgegen dem ſtarrenden Rachen.
Er rang mit den Wellen, und ſtreckte die Hand,
Nach dem weit überhängenden Felſenrand,
Und zerſchellt war der enternde Nachen.

Noch raffte, verſinkend, vom Felſenriff'
Dieſe Muſchel der Ritter mit kräftigem Griff
Und warf mir ſie zu, mit dem Flehen:
O, trag ſie zu Nora hinauf in das Schloß,
Und ſag' ihr der Tod zwar iſt mein Genoß',
Doch, was ſie geheiſcht, iſt geſchehen.

Ich wollte ihn retten; doch war es zu ſpät,
Da ſchickt' ich zum Himmel ein frommes Gebet,
Und bringe Euch hier, was er ſendet;
Der Aermſte, man ſah es, wie krankend ſein Herz,
Und wie er zerriſſen vom innern Schmerz,
Sein ſchuldloſes Leben geendet.

Und theilnahmslos hörte das Fräulein und kalt,
Des Mädchens Erzählung, das nur mit Gewalt
Verdeckte, wie ſehr ſie beklommen,
Und ſprach: Dieſer Junge, welch' alberner Wicht!
Behalte die Muſchel, ich brauche ſie nicht
Und gehe woher Du gekommen!

Und ſieh', übers Antlitz des Mädchens flog
Eine flüchtige Röthe, ums Auge zog
Ein freudiger lebhafter Schimmer;
Das merkte wohl Nora und herrſchte ſie an:
Wie, hat Dir's der Rittersmann angethan?
Die Muſchel, ich gib' ſie Dir nimmer.

„Was ſollte die Muſchel mir? Nehmet ſie hin
Das Herze des Ritters nie war's mein Gewinn,
Ich klage bloß über den Todten." —
So klage denn, lange ja währt es nicht,
Bis wieder wie Vollmond Dein blödes Geſicht,
Und gehe nur, wie ich geboten.

Erfreuet ob ihrer gelungenen Liſt,
Befand ſich das Mädchen in kürzeſter Friſt,
In ihrer durchräucherten Hütte,
Und dachte ſich: wenn ich das Fräulein wär',
Wie ſeelenvoll hätt' ich geſchenkt mein Gehör,
Des Ritters liebender Bitte!

O, ſchlummere friedlich im Wellengrab',
Es lock't mich ein Sehnen zu Dir hinab,
Du junges, gebrochenes Leben.
O, mögen die Seejungfrau'n ſchützen Dich,
Bis einſt das Verhängniß beruſet auch mich,
Dein dortiges Sein zu umſchweben.

Und Elſa? Sie ſtehet am Fenſter und lauſcht,
Ob's nicht in den Sträuchen von Tritten rauſcht,
Vor Ungeduld war ſie beklommen.
Ob wohl der ſie liebet das Blümchen ihr bringt?
Ob ſeine Geſtalt durch das Dunkel dringt?
Denn ſchon war der Abend gekommen . . . .

Sie harrte vergebens, das nächtliche Grau,
Nicht ward es durcheilt, mit dem Blümchen blau,
Vom Rittersmann deſſen ſie dachte,
Und zweifelvoll ſchlug ſie das Fenſter zu:
Am Felshang wohl fand er die ewige Ruh,
Aus der noch kein Schläfer erwachte!

Umgaukelt von ſolchen Gedanken, fiel
Die harrende Elſa auf ihren Pfühl,
Des Schlummers Umarmung zu finden.
Und als ſie umfangen der Dunkelheit Raum,
Da hob ſeine Arme geſchäftig der Traum,
Um Wachen und Schlaf zu verbinden.

Da war's ihr, als ſeh' ſie ein Felſengewühl
Im ſtetig veränderten Wechſelſpiel
Sich thürmen wie ſteinige Wogen,
Und ſtufenweiſ' ſteigen zum Himmel hinan
Die lebensgefährlich zerklüftete Bahn
Von Hängen und Schluchten durchzogen.

Und hoch auf der Kuppe da winkte ſo hold,
Umſtrahlt von der Sonne erglänzendem Gold,
Ein Blümchen im blauen Gewande,
Und wiegte die Krone von Lüften umſpielt,
Der lieblichen Anmuth bezauberndes Bild,
Am ſchau'rigen Felſenrande.

Da kletterte keuchend ein Rittersmann
Die wegloſen Felſen in Eile hinan,
Das liebliche Blümchen zu pflücken;
Doch wie nach demſelben er ſtreckte die Hand,
Erhob ſich urplötzlich die Felſenwand
Um blitzſchnell nach aufwärts zu rücken.

Er kletterte weiter mit eifriger Haſt;
Jetzt hat er das liebliche Blümchen erfaßt?
Mit nichten, ſchon ſteht es weit oben.
Mit doppelter Eile verfolgt er das Ziel,
Jetzt glück't es ihm ſchließlich, zu End' iſt das Spiel!
Ach nein, denn noch hat ſich's gehoben!

So ging es von Stufe zu Stufe hinauf,
Von Felsblock zu Felsblock, von Knauf zu Knauf,
Das Ziel es war nicht zu erringen.
Denn blitzſchnell fuhr immer das Blümchen davon,
Als wär's dem Verfolger zum ſchelmiſchen Hohn,
Als hätte es Pfeile zu Schwingen.

Nun treibt ihn der Ungeduld ſpitziger Sporn,
Es ſtrotzen die Adern des Ritters vor Zorn,
Er wagt einen Satz nach dem Riffe,
Und wie er die Blume zu haſchen geglaubt,
Stürzt plötzlich der Aermſte, der Sinne beraubt,
Hinab in die endloſe Tiefe. —

Da huſchte wohl Elſa empor aus dem Traum,
Und ſtarrte erſchreckt in den lichtloſen Raum,
Als wollt' ſie das Dunkel durchdringen;
Umſonſt. Denn der Lichtſtrahl kam erſt mit dem Tag,
Erweckt von dem lieblichen Amſelſchlag,
Und anderer Vögelchen Singen.

Nun hören vertrauensvoll wir den Beſcheid,
Den Wahrheit uns bietet und Wirklichkeit
Und nicht das geſpiegelte Schemen;
Denn, Träume bedeuten im Leben gar oft
Nur was man befürchtet und was man hofft,
Sind nicht als Ereigniß zu nehmen.

Und was hat der Rittersmann wirklich gethan
Als Elſa, berückt von des Uebermuth's Wahn,
Das Blümchen zu pflücken befohlen?
Erklomm er die ſchaurige Felſenwand
Mit Todesverachtung und furchtloſer Hand,
Das Pfand ſeiner Liebe zu holen?

Als Elſa das klirrende Fenſter verſchloß,
Verließ er im Dunkel das ſchlummernde Schloß,
Mit ſtürmiſch bewegten Gefühlen,
Und ſchon mit des Morgenſchein's erſtem Ergrau'n
War er auf dem Wege als Wand'rer zu ſchau'n,
Wo Lüftchen die Sträuche umſpielen.

Er ſah in der Felsſchlucht ein Taubenneſt,
Wo Täubchen und Tauber der Liebe Feſt
Begehen mit zärtlichem Koſen,
Er ſah wie der Käfer am Thaue trinkt,
Der gleich dem Kryſtalle der Quelle blinkt
An glühenden Alpenroſen.

Er ſah wie das Bächlein herunterquillt,
Und Mulde um Mulde geſchäftig erfüllt,
Um Gräſer und Kräuter zu netzen.
Wie es den verdunſtenden Lüftchen entſchlüpft,
Und wohlgemut hin über Steinchen hüpft,
In muthwillig ſchimmernden Sätzen.

Er ſah wie der Blüten unwägbare Laſt
Umkränzet der Bäumchen ſich wiegenden Aſt,
Mit köſtlichen, ſüßen Verſprechen.
Er ſah wie die Bienen der Blüten Kranz,
Umgaukeln im ſummenden, fliegenden Tanz,
Und goldenen Honigſeim zechen.

Er ſah wie die Echſe des Panzers Stahl
Erwärmet im zitternden Sonnenſtrahl
Auf ſchimmernden, ſteinernen Platten;
Er ſah wie das Würmchen im feuchten Moos,
Zufrieden mit ſeinem beſcheiden Loos
Sich ringelt, verborgen im Schatten.

Den Ginſter ſah er und das Pfriemenkraut,
Und dort wie der Enzian ſo traulich blaut,
Und Fichten und Tannen und Föhren.
Und jenſeits der Quelle das Immergrün,
Wo tauſende duftiger Blüthen erblüh'n,
Und Schafte und Aehren und Beeren.

Da dacht' er, wie ſchön iſt auf Bergen die Flur,
Wie ſorgſam, wie gütig die Mutter Natur
Mit ihren unendlichen Schätzen,
Die Jedem mit freundlicher Hand ſie erſchließt!
Ach, fühlten doch Alle wie herrlich ſie iſt,
Ach, wüßten ſie Alle zu ſchätzen!

Ich ſchlürfe den Balſam, ich athme die Luft,
Ich freu' mich der Kühlung in ſchattiger Kluft,
Mich ſtreichelt mit Wärme die Sonne.
Die Erde ſie ſchützet den ſchreitenden Fuß,
Und überall ſpendender Ueberfluß,
Und überall Segen und Wonne.

So äußert die Liebe den liebenden Drang,
In zaub'riſchen Tönen erklingt ihr Geſang,
Ein Füllhorn von ewigen Gaben.
Gewähren, ſo heißt ihre Seligkeit,
Zum ſchenken iſt immer die Liebe bereit,
Für ſich will die Liebe nichts haben.

Und höher gelangte der Ritter hinan,
Wo breiter die Schluchten, und enger der Plan,
Verworr'ner die felſigen Trümmer,
Wo öder und ſteiler der ſchlüpfrige Pfad,
Und näher und näher der ſchaurige Grat,
Beleuchtet vom ſonnigem Schimmer.

Dein Antlitz, o Elſa, iſt wunderbar ſchön,
Warum aber ſoll ich die furchtbaren Höh'n,
Ein Blümchen zu ſuchen, betreten?
So dachte der Ritter. Das Wagen iſt Pflicht
Dem männlichen Herzen, doch glaube ich nicht,
Daß mich erſt zu prüfen von nöthen.

Und ſchmücket den Ritter der Mannesmuth,
Iſt weibliche Zierde nicht Uebermuth,
Nicht hartherzig ſtolzes Beginnen,
Gewähren iſt weibliche Seligkeit.
Nicht eiſiger Abwehr entherzter Beſcheid
Vermag zu erhöhen das Minnen.

Die Liebe, die lächelt auf Triften und Flur,
Und ſelig umarmet die ganze Natur —
Du ſcheinſt mir ſie nimmer zu fühlen;
Für Dich iſt die Liebe nur äußerer Tand,
Nicht bleibender inniger Seelenverband,
Du willſt mit den Herzen bloß ſpielen.

Und wie er ſo weiter und weiter ſteigt,
Voll ſchwerer Gedanken das Haupt geneigt,
Erſcholl eine Stimme vom weiten:
Was ſucht Ihr Herr Ritter auf felſiger Höh',
Erſt kürzlich noch glänzte hier ſchimmernder Schnee,
Gefährlich iſt's abwärts zu gleiten.

„Ich ſuche hier oben ein Blümchen blau,
Und forſche nach jeglicher Seite und ſchau,
Das niedliche Ding zu erſpähen;
Hier ſoll es am klüftigen, zackigen Rand,
Der jählings abſtürzenden Felſenwand,
Hier ſoll es erblüh'n auf den Höhen."

O, bleibet, Geſtrenger, o, bleibet nur ſteh'n,
Ihr ſollet nicht weiter nach aufwärts geh'n,
Setz't dort am Gebüſche Euch nieder;
Euch bringet das Klettern gewiß in Gefahr,
Ich aber, ich treibe es Jahr und Jahr,
Gleich kehr' mit dem Blümchen ich wieder.

Dort ſind meine Ziegen, ſeht, ganz ohne Müh'
Erklimm' ich die Felſen ſo munter wie ſie,
Ihr ſollt meiner harren nicht lange. —
Und kaum war verklungen ihr letztes Wort,
Da war ſie auch ſchnell wie ein Vögelchen fort
Und oben am ſchau'rigen Hange.

Und lächelnd ganz ſorgenlos, kam ſie zurück,
Und reichte dem Ritter mit ſtrahlendem Blick',
Das Blümchen, das raſch ſie gepflücket.
Er aber, er nahm es mit dankendem Wort,
Und fühlte ſein Herz wie vom Pfeile durchbohrt,
Als er ihr in's Auge geblicket.

„Das Blümchen, um welches mich Elſa geſchickt,
Das hat dieſes Mädchen für mich gepflück't,
Aus reinſter, aus herzlichſter Güte;
O ja! Dieſe Kleine iſt beſſer als ſie,
Denn es gibt auf der blumigen Alpenflüh',
Keine lieblicher duftende Blüte.

Geh' ſage mir Kindchen, wie iſt Dir's um's Herz,
Erprobteſt Du jemals der Liebe Schmerz
Und ihre unendliche Wonne?"
— Den Tag nur, den liebe ich, wenn er erwacht
Und mir ſo vertraulich entgegenlacht,
Und mit ihm auch lieb' ich die Sonne.

„So gibt es denn unter den Hirten im Thal
Kein braver Geſelle, Kind! Deiner Wahl,
An den Du Dein Herze verloren?"
— Den Hirten da unten ich bin ihnen gut,
Doch nie war die Rede von Liebesglut,
Ich habe mir keinen erkoren;

Doch klingt Eu're Sprache, Herr Ritter, mir neu,
Ich höre ſie gerne, ich fühl' mich ſo frei,
Wie keimender Pflanzen die Triebe,
Und wenn was zu Euch mich hinüberzieht,
Und mir gar ſo ſeltſam die Adern durchglüh't,
Die Liebe iſt, kenn' ich die Liebe. —

„O! lieblicher Engel o! komme mit mir!
Nie laſſe ich, nimmermehr ab von Dir,
Du bleibeſt auf ewig die Meine."
— O, ja doch, ich komme, Du biſt mir ſo gut,
Ich gebe die Seele und Leben und Blut,
Und bleibe auf ewig die Deine. —

Da einten die Lippen zum Kuſſe ſich;
Die Liebenden hielten ſich minniglich
Und wonneſelig umſchlungen;
Und duftige Röſelein blickten drein,
Das Hochzeitlied haben die Vögelein,
Die neidloſen Sänger, geſungen.

Dritter Geſang.

Die Nemeſis.

Ein emſig Schaffen wimmelt auf der Rhede,
Am duftumfloſſ'nen Hafenplatz Tergeſt.
Wie auf der Berge Höhen graue Oede,
So lächelt's unten wie ein Maienfeſt;
Da regen unaufhaltſam ſich die Hände,
Im weiten Umkreis ſich an der Meeresbucht,
Vom Morgenſtrahl bis an des Tages Ende
Gibt's Keinen, der ſtatt Arbeit Ruhe ſucht.
Und auf den Höhen wo der Hügel Kämme,

Der Mulden buntes Füllhorn rings umfahn
Da bieten Eichen ihre alten Stämme
Zum ſtolzen Schiffbau opferwillig an,
Indem ſie laut mit ihren Kronen rauſchen,
Als wollte Jede auch die Erſte ſein,
Ihr ſtill' Geſchick mit Jenen zu vertauſchen
Die ſchon bewimpelt ſteh'n im Maſtenhain.
Und der Granaten rothe Fackeln ſcheinen
Und werfen ihre Glut auf den Altar,
Auf deſſen Stufen Reben ſtill beweinen
Den Opfertod der grünen Schweſterſchaar,
Und wenn auch noch die friſchen Wunden bluten,
Schon liegen ſie als Fahrzeug wacker da,
Vom Stapel laufend in die grünen Fluten,
Geprieſen und gegrüßet fern und nah!

Auch hier ſoll man zum weiten Weg' ſich rüſten,
Zur heil'gen Fahrt in das gelobte Land,
Wo einſt umſäumt von fruchtbeladnen Küſten,
Am Golgota das ſchlichte Kreuz erſtand.
Auf allen Wegen zu der offnen Rhede,
Sieht man die Reiter mit gewecktem Sinn',
Aus Alpenländern ob der Kreuzzugsfehde
In frohen Gruppen an's Geſtade zieh'n,
Und wimmelnd ſich vereinigen die Mannen
Zur kampfbereiten thatenluſtigen Schaar,
Denn nächſtens ſegelt ja das Boot von dannen,
Das Ziel im Auge, blind für die Gefahr.
Iſt das Gepäck im Schiffsraum aufgeſchlichtet
Das Segel und das Tauwerk neu geprüft,
Dann wird der Anker mit Geklirr gelichtet,
Denn Alles iſt zur Abfahrt eingeſchifft.

Hierin jedoch liegt des Gedankens Weihe,
Daß wenn er einſt im Menſchenhirn entſteht,
Er ſich verkörpert in der Thaten Reihe,
Bevor im ew'gen Dunkel er vergeht.
Denn blieb' er ſteh'n in dem Ideenreiche,
Dann glich' er einem früchteleeren Stab,
Er gliche einer todtgebornen Leiche,
Die kein Erſtehen feiert aus dem Grab.
Wie hoh' es auch im Geiſt' die Menſchen planen,
Es zu bethät'gen braucht's der rohen Kraft,
Denn Keinen gibt's der nur durch geiſtig Ahnen
Ein ſichtbar' Werk auf Erden je erſchafft.
Das iſt der Menſch, und das ſind ſeine Werke,
Blos ein Gedanke körperlich umhüllt,
Das iſt des Menſchen Schwäche, ſeine Stärke,
Das, ſeiner Weſenheit getreues Bild.

Seit dem was mit den Schweſtern ſich ergeben,
Erſchien verändert ihr Gedankengang,
Nicht mehr ſo ſorglos nahmen ſie das Leben,
Und innerlicher Warnung ernſten Klang.
Der Liebe ſchien ihr Herze mehr erſchloſſen,
Und ſollt' es auch nicht wahre Liebe ſein,
Sie blickten nun nicht mehr ſo gar verdroſſen,
Sprach man von Freiern, nicht ſo mürriſch d'rein,
Und wenn das Schloß vorüber Ritter zogen,
Mit ihrem Knappentroß zum Hafen hin,
Da fing's wohl an in ihrer Bruſt zu wogen,
Und mancher Wunſch umſchwirrte ihren Sinn;
Doch barg ihn jede eifrig vor der Schweſter,
Das Herz der Einen traut der Andern nicht,
So ſchweben in Gefahr die Vogelneſter
Sobald der Falke durch die Zweige bricht. —

Es ſtand denn hoch einſt auf des Schloſſes Zinnen,
Geſpannten Blickes Elſa ſpähend da,
Und mochte wohl an ihre Zukunft ſinnen,
Als ſie von Ferne einen Reiter ſah;
Der Rüſtung Schimmer ſchwomm in gold'nen Strahlen,
In blauer Luft erſchien des Helmbuſch's Weh'n,
Sein Rappe lauſchte als der Hörner Schallen,
Zurücke prallte von den grauen Höh'n.
Da fiel des Ritters aus dem Schweizerlande,
Erſtauntes Auge auf das weite Meer,
Wie dacht' er wohl an ſeiner Liebe Bande,
An's Lebewohl das ihn gebeugt ſo ſehr:
Auf deiner weiten Fläch', unendlich weit
Wirſt du mich bald von der Geliebten tragen,
Und nur ihr ſüßes Bild wird jederzeit
Belauſchen meines Herzens ſehnend Schlagen.
O! Führ' mich denn zurück in ihre Arme,
Wenn unſ're Stirn der Kranz des Sieges ſchmückt,
Und frei das frohe Herz von Leid und Harme
In die vom Licht umſtrahlte Zukunft blickt.

Und Elſa rief zu einem ihrer Knechte:
Siehſt Du den Rittersmann dort hoch zu Roß,
Als ſtammte er aus edelſtem Geſchlechte?
Geh' hin und lade gaſtlich ihn in's Schloß. —
Der Diener lief — und Elſas Buſen wallte,
Als ſie von fern ihn vor dem Ritter ſah;
Nimmt er die Botſchaft an, der Stolze, Kalte?
Iſt ſeine Antwort wohl: ein dankend Ja? —
Der Diener kam: Der edle Ritter ſchwur,
Als er der Heimat heilig' Dach verlaſſen,

Mit keinem Weib', wenn es aus Kurzweil nur,
Bis zu der Wiederkehr, ſich zu befaſſen. —
Nur raſch zurück; darob ſoll er nicht zagen,
Nicht bieten will ich ihm der Kurzweil Spiel,
Ganz ernſte Botſchaft hab' ich ihm zu ſagen,
Bevor er anlangt an der Reiſe Ziel. —
Der Bote flog den Auftrag zu beſtellen,
Und Elſa's Plan, war pfeilſchnell dann gefaßt;
Hier gilt nur Eins, mit Schlauheit ſich verſtellen,
Vor ihrem ſtrengen, pflichtgetreuen Gaſt.
Und als er ſich im Schloßhof von dem Roſſe,
Mit einem Satze auf den Boden ſchwang,
Und das Geklirre von dem Reitertroſſe
Gleich wie ein frohgelaunter Gruß erklang,
Trat Elſa ſchon im härenen Gewande,
Mit einem Blick wie eine Büßerin,
Die ſich geweiht des Kloſters frommem Stande,
Doch ſchönheitſtrahlend, vor dem Ritter hin.
Bewundernd ſtanden ſie ſich gegenüber;
Es faßt ihn an mit bebender Gewalt,
Denn jeder Kampf wär' leichter ihm und lieber,
Als der, wo Funke auf den Funken prallt.
Das Spiel iſt hoch, was die zwei Herzen ſpielen,
Der Einſatz ernſt, um den der Würfel fällt,
Ihn treibt ſein Schwur von ſolcher Liebe Zielen,
Da ſüße Pflicht ihn feſt umfangen hält,
Sie aber treibt ein nie gefühltes Streben
Mit Allgewalt dem ſchönen Ritter zu,
So wie der Strom mit raſchbewegtem Leben
Dem Meere zueilt, ohne Halt und Ruh!
Seid Ritter, ſprach ſie flüſternd, uns willkommen
Mit eu'rem gottgefälligen Panier,
Denn, der ſich weiht der heil'gen Sache Frommen,
Hier iſt er Herr, nicht minder ſelbſt als wir.
Verwirrt, als hätte ihn ein Pfeil ereilet,
Ein unſichtbarer, pochte ihm das Herz;
Es war ihm ſo, als hätt' es ſich getheilet,
In bitt're Wonne und in ſüßen Schmerz;
Nach Faſſung ringend, doch nicht überwunden,
Verſuchte er des Dankes flüchtig' Wort,
Sie aber hat des Strahl's Gewalt empfunden,
Ihr kaltes Herz diesmal war es durchbohrt.
So überſchritten ſie des Saales Schwelle,
Der gaſtlich aufthat ſeine Flügelthür,
Und in des Abendſtrahles rother Helle
Gewahren ließ der Wände reiche Zier.
Hier ließen ſie ſich Beide ſachte nieder,
Wo heimlich Zagen ihre Seel' umfing.

Und draußen ſchwellten muntere Fiſcherlieder
Und hallten in der Buchten gold'nen Ring.

Doch während Elſa von des Thurmes Zinnen,
Mit ſüßer Luſt den Rittersmann erblickt,
Verfiel auch Nora in ein liebend Sinnen
Von ſeiner Schönheit wunderbar entzückt.
Denn von dem Söller hinter Roſenzweigen,
Dem Späheraug' der Schweſter wohl verſteckt,
Hat raſch ihr ſcharfer Blick, gleich wie im Reigen,
Was ſich ergab, im weiten Kreis entdeckt.
Da keimten auch in ihrem Hirn Gedanken,
Sich einzuſchleichen in des Ritters Herz,
Sei's eingedämmt von noch ſo feſten Schranken,
Und unzugänglich wie gediegen Erz.
Hinab denn in den Saal, ihn zu begrüßen
Der von der Reiſe Wechſelfällen ſpricht,
Wenn frei beim Veſpermahl' die Reden fließen,
Fällt auf Verhülltes oft ſo manches Licht.
Drum ſtörte auch, als Nora eingetreten
Sie keineswegs des Sprechenden Bericht,
Nur mußte ſie beim Gruße leicht erröthen,
Doch merkten's Elſa und der Ritter nicht,
So gab denn auch in farbenreicher Rede,
Der Rittersmann beim Becher Manches kund,
Und ſchilderte wie's ihm im Herzen öde
Bevor ſein Herz, das warme Herze wund.
Und wie ſo ſchön die Maid die er erkoren,
Und wie ihr Wuchs dem Wuchſe Elſa's gleich,
Und wie er ew'ge Liebe ihr geſchworen,
Dem holden Engel aus dem Himmelreich;
Wie gold'ne Locken ihre Wangen küſſen,
Wenn blau ihr Aug' zum blauen Aether ſchaut,
Und wie ſie überreich herunterfließen,
Vom Schnee der Schultern koſend aufgeſtaut,
Und wie der Harfe Saiten lieblich klingen,
Wenn ihre lilienweiße Hand ſie rührt,
Und wie bei ihrem wunderbaren Singen,
Kein Sterblicher nur einen Laut verliert,
Und wie, wenn die Geliebte eine Roſe,
Auch Elſa ſchön wie eine Roſe blüht,
Und wie er glücklich ſei mit ſeinem Loſe,
Daß er in ihr, der Liebſten Bildniß ſieht. —
Doch in der Lauſch'rin Bruſt, ſieh' da Geſtalten,
Die ihre Waffen ſchon zum Kampf gekreuzt:
Die Eiferſucht mit ihrer Stirn in Falten,
Den finſtern Blick vor wildem Trotz gereizt,
Die Siegeshoffnung mit dem ſüßen Lächeln,

Die zuverſichtlich ihre Fahnen ſchwingt,
Des bangen Zweifels wetterwendig' Fächeln,
Das dornengleich tief in die Seele dringt. —
Geſtattet mir jedoch euch nun zu fragen:
— So unterbrach der Ritter ſelber ſich —
Was edles Fräulein ihr mir wolltet ſagen;
Begierig harre euerer Botſchaft ich.
Da löſte Elſa von des Gurt's Gehänge
Den Roſenkranz mit tiefgeſenktem Blick,
Und ſprach: Nehmt hin; denn kommt ihr in's Gedränge
Des blut'gen Streites, dieſes bringt euch Glück;
Es iſt zu Rom von heil'ger Hand geweihet,
Und der getreulich folgt des Kriegers Pflicht,
Gen jeden Speer iſt ſeine Bruſt gefeiet,
Der Herr verläßt gewiß die Seinen nicht. —
An meines Schickſals Schiff, ſei das die Blinde,
So ſprach der Ritter aus dem Schweizerland,
Und nahm bewegt das koſtbar' Angebinde,
Und küßte Elſa dankerfüllt die Hand;
Doch Nora, die bisher mit inner'm Grimme,
Der Schweſter heuchleriſches Spiel belauſcht,
Und dann und wann nur mit gedämpfter Stimme
Ein kurzes Wörtchen mit dem Gaſt' getauſcht,
Bemerkte nun, die Stunde ſei gekommen
Nach der ein müder Reiſender ſich ſehnt,
Wenn ſeiner Kräfte Feuerherd verglommen,
Und gar zu lange ſich der Abend dehnt. —
„Ach ja, mein Ritter ſchläft auf weichem Pfühle,
Der Schweſter Nora ſtimm' ich gerne zu,
Ihr ſtreckt die Hand nach einem hohen Ziele,
Ihr brauchet Kraft, und Kräfte bringt die Ruh!
Auf euer Wohl! ſtößt an mit eu'rem Becher!"
— Goß ungeſeh'n nicht Elſa Was hinein? —
Mein Fräulein hold, ich müßt' ein feiger Zecher,
Stöß' ich nicht an, kein wahrer Ritter ſein.
„Das war ein Zug! vom Herzen wie ich's liebe,
Und jetzo folgt dem Diener in's Gemach;
Damit den Schlaf kein böſer Traum euch trübe,
Bedenket, daß ihr unter Freundes Dach."

Was iſt die Zeit, dies ſcheinbar ew'ge Wandern? —
Der Abſtand einer That von einer Andern;
Wo des Geſcheh'nen feſte Markung nicht,
Iſt auch die Zeit ein leeres Wahngeſicht.
Wer könnte ſo ein Weſenloſes denken?
Wer ſeinen Geiſt an ſolcher Quelle tränken?
Nur dem Ereigniß haftet an die Zeit;
Dort iſt ſie nicht wo Thatenloſigkeit.

Der Reihenfolge ſtetige Verneinung,
Iſt Stillſtand, — mit dem Nichts die Einung.
So mit dem Raum. Nur wo ein Gegenſtand,
Dem Aug erreichbar, greifbar für die Hand,
Dort gibt es auch des Abſtands weite Lücke,
Gibt es des Raumes balkenloſe Brücke;
Was außerhalb der feſten Körperwelt,
Am Erdenball am fernen Himmelszelt,
Iſt nicht der Raum der ja ein Etwas wäre,
Es iſt das Nichts, die unbegrenzte Leere. —
Und ſo war auch vom Geiſt des Reiſemüden,
Als zu die Wimper, Zeit und Raum geſchieden;
Von dem was ihm begegnet ſo wie trunken,
War all ſein Thun, ins ſtumme Nichts verſunken;
Und daß ihn ſo des Schlafes Arm umſchloſſen
Kam wohl vom letzten Zug den er genoſſen;
Doch die den Trank mit liſt'ger Hand bereitet,
Von anderen Mächten war ihr Herz geleitet,
Und nicht mit ſtumpfen, ſchlafumfang'nen Sinnen,
Vermocht' ſie durchzuführen ihr Beginnen. —
Wie aus dem Chaos Dünſte einſt entſtanden,
Und ſich zu Wolken dichter dann verbanden,
Zu Feuerballen mälig ſich erhöhten,
Und lebensvoll im Weltenraum ſich drehten,
Als Gottes Stimme wunderbar erſcholl,
Und aus dem „Werde" das Atom erquoll;
Erſtand auch, Anfangs auf verworr'nen Bahnen,
Im Geiſt des Schläfers ein beſtimmt'res Ahnen,
Das erſt zum Vollbewußtſein ſich verklärte,
Als auch das warme Leben wiederkehrte.
Da war's ihm als vernehm' er Harfenklingen
Im leiſen Schwellen durch die Stille dringen,
Nicht wie wenn Menſchenhände Saiten rühren,
Nein! wie wenn Seufzer zitternd d'rüberführen,
Und als beängſtigt er das Aug' erſchloſſen,
Sah er von bleichem Schimmer ſich umfloſſen,
Wie wenn das Mondlicht mit den Wolken ringt
Und ſchüchtern durch den grauen Schleier dringt.
Und mitten aus dem lichten Nebelſcheine,
Blickt ihm entgegen ach! als ob ſie weine
Und ſchweres Leid das ſüße Antlitz trübte,
Die ihm das Herz geweihet, — die Geliebte,
Der gold'ne Locken um die Schultern wallten;
So ſtand vor ihm die ſchönſte der Geſtalten.
War's Wahrheit, war's noch Traum, war es ein Schemen?
Nicht konnte er des Zweifels Angſt bezähmen,
Und athemlos verſenkt in ſtarres Lauſchen,
Schlug's an ſein Ohr, umbrauſt von fernem Rauſchen:

Ach du haſt ein Herz gebrochen,
Haſt gebrochen deinen Eid,
Ew'ge Treu' haſt du verſprochen
Und du bringſt mir ew'ges Leid!

Halbe Liebe, halbe Treue
Iſt nur halber Sonnenglanz,
Den, dem ich mein Herze weihe,
Deſſen Herze will ich ganz.

Schenke ganz im fremden Lande,
Auch dein Herz, ich geb' es frei,
Unſerer Liebe ſüße Bande,
Sind auf ewig, ach! entzwei.

Mit dieſen Worten war das Bild verſchwunden,
Bevor er noch dem Staunen ſich entwunden.
So ſehr der Spuk auch Elſen war gelungen,
Was ſie bezweckte hat ſie nicht erreicht;
Für ſich hat ſie den Ritter nicht bezwungen,
Zur raſchen Flucht nur ward er aufgeſcheucht,
Denn kaum fühlt' er die Faſſung wiederkehren,
Stand in der Seele der Beſchluß auch feſt,
Nicht länger mehr in dieſem Schloß zu währen,
Das ſolches Herzweh ſeiner Maid erpreßt.
Und als des Morgens erſter Schimmer graute,
Da wankte leiſe er die Trepp' hinab,
Und als die feuchte Morgenperle thaute,
Da ſcharrte ſchon der reichgezäumte Rapp!
Nicht lange währt' es und der Weg erdröhnte,
Vom raſchen Hufſchlag jenes bunten Schwarm's,
Wo jeder Reiter nach dem Ziel ſich ſehnte,
Erhöhten Muthes und geſtählten Arm's. —
Doch wenngleich Elſa ruhte mit Behagen,
Schlug die Bewegung dennoch an ihr Ohr . . .
Und als ſie wußte was ſich zugetragen,
Brach mit Gewalt die Leidenſchaft hervor.
„Sogleich ſoll mein Araber aus dem Stalle,
Sogleich ſei er geſattelt und gezäumt,
Erglänzen ſoll Gebiß, Zierath und Schnalle.
Wenn ſich das Thier vor ſeinen Augen bäumt,
Vergißt er wohl, was vorſchnell er verſprochen,
Und was vielleicht im Nebel er geträumt;
Und wird das Herz auch, das ihn liebt gebrochen,
Warum hat es die wahre Stund' verſäumt?
Ihm will ich folgen ſei's an's Welten-Ende,
Wie der Verirrte folgt des Führers Licht,
Es müſſen ſich vereinen unſere Hände,

Selbſt wenn ſein Glück daran zuſammenbricht.
Mein jetzig' Leben kann ich nicht mehr tragen,
So hohl, ſo öde und ſo thatenleer!
Es glüht die Stirne, meine Pulſe ſchlagen,
Glückauf! Was iſt dem feſten Willen ſchwer?
Das Roß herbei! . . . .“ — Sie warf ſich auf die Stute,
Und ſprengte durch den Thorweg wie ein Pfeil,
Mit Fieberwallen in dem heißen Blute,
Und in den raſchen Gliedern Sturmeseil!
So ſtürzt die Löwin ſich auf ihre Beute,
Wenn ſie des Jägers Wurfgeſchoß verletzt,
Das kurz zuvor ſie angſterfüllt noch ſcheute,
Und ſchmerzhaft nun, die blut'ge Wunde ätzt;
So ſtürzt die Löwin ſich mit glüh'nden Blicken,
Und wirren Mähnen auf ihr Opfer hin,
So fürchterlich, und dennoch zum Entzücken,
Der Wüſtenberge ſtolze Königin.
Ja ſie war ſchön mit ihrem Rabenhaare,
Das dem Barett in trotz'gem Schwall entquoll,
Und auf dem wohlgeformten Schulterpaare,
Zum wirbelreichen Lockenſtrome ſchwoll.
Ja ſie war ſchön mit ihrem gold'nen Mieder,
Im reichgeſtickten, dunkelblauen Kleid,
Von ihres Zelters Lenden fiel's hernieder,
In faltenreicher, ſanfter Schmiegſamkeit.
Schon als er ſie im Bußgewand geſehen,
War er von ihrer Herrlichkeit entzückt . . .
Wie wird er ihren Reizen widerſtehen,
Wenn er ſo prächtig ſie zu Roß erblickt?
Wie dieſem Auge, das erglänzt und zündet,
Wie dieſer Wangen lebensvollem Glüh'n!
Wohl welkt der Schwur, der in der Schweiz ihn bindet
Von dieſem Sonnenſtrahl verſengt dahin?
Fort ſauſte ſie auf kürz'rem Seitenpfade,
Dem flücht'gen Ritter unaufhalſam nach.
Erreicht ſie dich, — du findeſt keine Gnade,
Du mußt ihr folgen in das Brautgemach.
Daß doch die Pflicht dem Vater gegenüber,
Die Kindespflicht ſie nicht zurückehält,
Dem kranken Vater, ach! der immer trüber,
Die Blicke richtet nach der ander'n Welt!
Und deſſen grenzenloſe Herzensgüte,
Weil ſie zu groß, — ſein einz'ger Fehler iſt.
Ein Fehler ja, doch auch die ſchönſte Blüte,
Die je am Baum des Lebens ſich erſchließt.
Ja, Pflicht und Liebe! — Wenn die beiden ſtreiten,
Und nicht der Tugend Hand die Wage hält,
Da iſt's nicht ſchwer den Ausgang anzudeuten,

Die Liebe ſiegt, und ach die Pflicht, ſie fällt. —
Als ſie ſich frug: nun inn're Stimme ſprich,
Wer iſt dir denn am nächſten unter Allen?
Da lautete die Antwort: das bin ich;
Wenn ich nur ſteh', die Anderen können fallen.
Für ſeine Wohlfahrt ſoll ein Jeder ſorgen,
Weiß ich ja kaum was aus dem Heute wird,
Und Niemand kann mir bürgen für das Morgen —
Bald wirſt du wiſſen wie du dich geirrt,
Weil du verlorſt des Herzens Pflicht-Buſſole,
Die ſtets den rechten Pfad durch's Leben weiß
Dich leitend ſanft durch bunter Thäler Sohle,
Und nicht auf todtenſtarres Gletſchereis.

Der Ritter ward an Elſas Horizonte,
Ein Wölkchen das ſich aufbläſt zum Orkan,
Und Allem, was bisher die Flut verſchonte,
Verderben dräuet, auf dem Ocean.
Es ward das Flammenſchwert, das Rache droht,
Wenn's warnend ſich am Himmelsdom' entzündet,
Und ziſchend niederfährt und blutig roth,
Das Zeichen, welches Unheil ſtets verkündet.

Im Schloſſe ging die räthſelhafte Kunde,
Wie zeitlich Früh der Ritter ſich geflüchtet,
Und Elſa ihm gefolgt, — von Mund zu Munde. —
War das ein Pfeil auf Nora's Herz gerichtet?
Nein, nein, ſie war noch nicht zu Tod getroffen,
Nur aufgeſtachelt zu entſchloſſ'ner That
War ihre Liebe, nur gereizt ihr Hoffen,
Noch aufzufinden den gewünſchten Pfad! —
„Du haſt mir, Schweſter, tückiſch vorgegriffen,
Und ſprengſt am Ufer über das Geſtein,
Zu ſtolz vertrauſt Du Deinen nieder'n Kniffen,
Der Siegeskranz iſt lange noch nicht Dein;
Sei nur gefaßt — Dein falſches Herz wird bluten,
Ich wähle eine ſchön're kürz're Bahn,
Ich ſchiffe hin auf goldbeſtreuten Fluten,
Und lang' vor Deiner an dem Ziele an."

Geſagt, gethan; ſie eilt hinab zum Strande,
Beſteigt in Eil' ihr ſchlankes Ruderboot,
Und ſtößt, geſpannten Herzens ab vom Lande,
Wo ſchon von Weitem Sturm und Unheil droht.
Noch iſt's ein Lüftchen, das im ſcharfen Wehen,
Das Schiffchen treibet nach der Hafenſtadt,
Wo ſchon zur Abfahrt die Galeeren ſtehen,
Begierig nach der erſten Waffenthat.

Dort ſoll der Feuerſtrahl aus ihren Blicken
Den Ritter treffen, ihr erſehntes Ziel,
Wie Schlangen ein geängſtigt Wild umſtricken,
Das in der Haſt in ihre Netze fiel.
Seh't hin, wie Nora auf der Flut ſich ſchaukelt
Und an der Hoffnung, auf dem Sieg ſich letzt;
Seht hin, wie Elſa auf dem Pferde gaukelt,
Und wie die Windsbraut über Schluchten ſetzt,
Und raſch davonjagt über Thal und Hügel,
Gleichwie der Falter über Fluren ſchwirrt,
Und wie ſie ſpornſtreichs mit verhängtem Zügel,
Vom Schaum bedeckt, raſch weiter galloppirt.
Doch all' umſonſt! Sie wird ihn nicht mehr ſehen,
Er wird nicht brechen ſeinen heil'gen Schwur,
In ſeinem Herzen bleibet duftend ſtehen,
Nur ſeine Liebe auf der Schweizerflur.

Im Scheiden aber liegt der ſchwache Alte,
Es laſtet auf der Stirne ſchwer wie Blei
Die Hand des Todes ſchon, die ſtarre, kalte.
O meine Töchter! eilet, eilt herbei,
Daß ich nur einmal noch mit klarem Blicke
— Schon fühle ich, daß ſich das Auge trübt —
An mein gepreßtes Herz Euch ſterbend drücke,
Das Euch des Vaters letzten Segen gibt!
Sein banges Klagen, es wird nicht vernommen,
Allein legt er das müde Haupt zur Ruh',
Allein, verlaſſen, in der Seel' beklommen,
Fällt ihm die Wimper, die bethaute, zu. —
Mit dieſem Tod erwacht der Geiſter Stöhnen,
Das auf den Bergen ſchwarzen Thaten flucht,
Wo hinzuopfern Elſa mit Verhöhnen,
Den der ſie liebte, herzelos geſucht;
Und auch die Schatten in der Fluten Grunde,
Die Seegras auf den Leichnam einſt geſtreut
Dem Nora beigebracht die Todeswunde,
Sie haben ſie dem Schreckenslos geweiht;
Denn auf dem Meere heben ſich die Wogen,
Und kupferrothe Wolken zieh'n heran,
Und von den Bergen kam's herabgezogen,
Und thürmte ſich's zum furchtbaren Orkan.
Die Blitze zuckten, furchtbares Getöſe
Durchtobte überdonnernd Land und Meer,
Und flutenmähend ſtrich die Waſſerhoſe,
Ein Rieſenwirbel allbezwingend her.
Da, in dem Trichter, wo die Urgewalten
Den grauſen Kampf begehen, Sturm und See,
Sieht man der Schweſtern zuckende Geſtalten,

Noch ringen — im verzweiflungsvollen Weh!
Zu einem Ton verſchmolz ihr ächzend Jammern;
Und ſie, die lebend kein Gefühl verband,
Sieht man im Tode ängſtlich ſich umklammern;
Mit einem Streich traf ſie des Rächers Hand.
Und als des Wetters Toben ſich verloren,
Da ward ihr Leib, ihr ſchöner Leib zu Stein,
Doch in dem Buſen ward ein Herz geboren;
So ſchliefen ſie zum ew'gen Schlafe ein,
So ſtarren ſie, die ſtolz durch's Leben wallten,
Vom Wellenkranz umſpült am Meeresſtrand.
Wie ſturmgebläht des Kleides weite Falten,
So ſtarren ſie, verſteint und feſtgebannt.
Sie waren ſchön, als wären's Traumgeſtalten,
Der höchſten Reize lieblicher Verein,
Doch ſtatt des Herzens in der Bruſt der kalten,
Da lag empfindungslos ein harter Stein!
Jetzt iſt der Körper ſteingewordne Maſſen,
Die nichts mehr äußern, Wonne nicht und Schmerz,
Nur muß die Bruſt zur Strafe nun umfaſſen
Ein warmes, ſehnſuchtsvoll bewegtes Herz!
Ein Herz das wogt, ſich ängſtiget und hämmert,
In regungsloſer Hülle feſt verſchreint,
Ein Herz von Fleiſch und Blut, wo Liebe dämmert,
Und wo die Sehnſucht ohne Tränen weint. —
So währt für ſie noch unbeſtimmte Zeiten,
Ihr ſeltſam Los das ſchmerzlich ſie durchdringt,
Bis einſt der Fluten mälig Vorwärtsſchreiten,
Erbarmungsvoll, auf ewig ſie verſchlingt.
D'rum wenn zurück vom Strand' die Ebbe weichet,
Ergreift ſie jedes Mal Verzweiflungsqual,
Und wenn die Flut des Kleides Saum erreichet,
Dann glüht in ihnen ſüßer Hoffnungsſtrahl;
Da ſieht man Nebel um die Schultern ſchweben,
Und ſehnſuchtsvoll ſich heben, Händen gleich,
Die flehentlich der Flut entgegenſtreben,
Um zu verſinken, in das Gnadenreich. —
Doch bis dorthin, wer iſt der ſanfte Tröſter,
Der um die Felſenkuppen flatternd ſingt,
Und bald der einen, bald der andern Schweſter,
Des Mitleid's ſüße Himmelslabung bringt?
Wer iſt der ſchwarzbeſchwingte Uferſänger,
Der Tag und Nacht nicht von dem Strande weicht,
Und ängſtlich ſie umkreiſet immer enger,
Und wie beſorgt durch die Gebüſche ſtreicht?
Der mit dem Schnabel an des Herzens Stelle
Mit ruheloſem Feuereifer pickt,
Und wenn ein Sandkorn abfällt in die Welle,

Mit ſeinem Köpfchen voll Vergnügen nickt?
Wer iſt's, der gleich dem Geiſte der Verzeihung,
Die Steingeſtalten ohne Raſt umzieht,
Und ungeduldig harrend der Befreiung,
Nur ihre Qual, nicht ihre Strafe ſieht? —
Es iſt des ſchnöd' verlaſſ'nen Vaters Schatten,
Der ſeinen Töchtern ihre Schuld vergibt,
Ob ihres Erdenlebens ſchwarzen Thaten; —
Dem iſt es möglich, deſſen Herze liebt.

Die ungleichen Wandergesellen.

von

Rudolf Baumbach.

Es war einmal ein ungleich Paar,
Das wollte zuſammen wandern.
Den Einen umwallte nußbraun Haar,
Schneeweiß Gelock den Andern.
Der Eine war ein leichter Knab
Und wie ein Hirſch behende,
Der And're hinkte am Wanderſtab
Mit altersſchwacher Lende.

Der Alte ſprach wie Salomo
Von Gottes Macht und Gnade,
Der Junge jubelte lerchenfroh
Und ſprang wie eine Cicade.
Der Alte ſchaute unwirſch drein
Und brummte zwiſchen den Zähnen.
Da ließ der Junge das Singen ſein
Und hörte zu mit Gähnen.

Der Dudelſack im Dorf erklang
Und heller Ton der Geigen,
Und um die grüne Linde ſchlang
Das junge Volk den Reigen.
Der Alte ſchritt durch's Tanzgewühl
Mit ernſt gefurchter Stirne.
Der Junge lachte mit Luſtgefühl
Auf jede hübſche Dirne.

Der Junge trat zum Reigen an
Und thät ein Mädel faſſen.
Der Alte hätte gern mitgethan,
Doch mußt' er's bleiben laſſen.
Und als der Knab ſich einen Kuß
Von rothem Mund genommen,
Da ſprach der Alte mit Verdruß:
„Schau, daß wir weiter kommen.“

Sie thaten wieder fürbaß zieh'n,
Es war ein böſes Wandern,
Denn was dem Einen löblich ſchien,
Das deuchte ſchlecht dem Andern.
Sie ſchritten ſtumm und ſeufzten ſchwer,
Und jeder gelobte leiſe:
„Mit deinesgleichen nimmermehr
Begeb' ich mich auf die Reiſe.“

Doch als das Paar zur Herberg' kam
Mit ausgedörrter Kehle,
Da waren ſie plötzlich — wunderſam!
Ein Herz und eine Seele.
Sie ſaßen auf der Eichenbank
Und ſchnalzten mit der Zunge.
Der Junge wie der Alte trank,
Der Alte wie der Junge.

Ghaselen.*

Von

Franz v. Hermannsthal.

1.

Um wie Vieles möcht' ich fragen, was ich nicht erfragen kann!
Und wie Vieles muß ich tragen, das ich kaum ertragen kann!
Blick' ich in des Lebens Fülle und in seiner Schätze Pracht,
Nach wie Vielem möcht' ich jagen, was ich nicht erjagen kann!
Doch wie hebt sich frischen Muthes stets mein Busen, da er weiß,
Daß er zwar mitunter zagen, aber nicht verzagen kann!

2.

„Prüfet Alles, und, was ihr als gut erkannt,
Haltet dran." Das Wort ist männiglich bekannt.
Nahezu zweitausend Jahre lebt es schon,
Der es sprach, er wird ein Heiliger genannt.
War nun, der's zuerst gepredigt aller Welt,
Im Princip nicht schon der erste Protestant?

3.

Du sagst, Du bist Dir recht, so wie Du eben bist,
Das heißt: Daß lebend Du, doch nicht voll Leben bist.
Ist all Dein Streben doch ein Haschen nach dem Nichts,
Wenn Dir nicht höchster Zweck rastlosem Streben bist.
Die Menschheit, Gott sei Dank! ist nie sich selber recht,
Weh', wenn dem Vorbild Du nicht ganz ergeben bist.

* Aus dem Nachlasse des Dichters, mitgetheilt von Dr. Faust Pachler.

4.

Wenn Du nun um Dich ſchauſt, o, dann geſtehſt Du mir,
Es haben Blümelein ihr Schickſal, ſo wie wir.
Du armes Kind, entkeimt ſo hart am Straßenſtaub,
Wie arg entſtellt ſolch' Kleid den Schmelz der Farbe Dir!
Du Röslein, jüngſt gelabt von Thau und Sonnenſtral,
Wie ſchnell verwelkt im Strauß nun deine duft'ge Zier!
Doch ſtill zufrieden ſchmückt den ſich'ren Wieſenplan
Im abgelegenen Thal die Pracht der Blümlein hier;
Und welche Luſt durchlebt im reinſten Aetherblau
Der Alpenblume Kelch im Hochgebirgs-Revier.

5.

Wer ſingen will, der ſuche ſingenden Verein,
Wer beten will, verſchließe ſich ins Kämmerlein.
Wer dichten will, was Andrer Herz erhebt und labt,
Der dichte laut in alle weite Welt hinein.
Wem ſeine Lyra wiederklingt von Klag' und Leid',
Der rühre ſeine Saiten ſtill für ſich allein.
Im Arm des Freundes weine Deine Schmerzen aus,
Die Welt hat wenig Zeit für die gereimte Pein.

Naturgefühl.

Von

Anna Gräfin Pongrácz.

O heilige
Allbefreierin,
Allerlöserin,
Geſegnete Zuflucht:
Natur!

Dankbarer Demuth voll
Knie ich aufgelöſt
In überſtrömend Empfinden
Zu Deinen Füßen.
Was Keinem gelingt,
Das vermag Deine Nähe.
Dein geheimnißvolles Walten
Breitet unmerklich
Leiſe — leiſe
Der Beruhigung
Himmliſche Schleier
Ueber des armen Menſchen
Friedenentwöhntes
Banges Gemüth.
Erſt noch ein gellender Schrei —
Ein zitterndes Schluchzen —
Dann ſtille
Immer ſtiller . . . .
Es ſchweigen
Die Stürme des Herzens
Und die Wunden
Bluten nicht mehr.
Denn bezwungen
Von der Macht Deiner Schönheit
Verſinkt das Verworrene,
Verſinkt das Häßliche,
Verhallt in der Ferne
Des irdiſchen Kampfes wildes Getön —
Und der Gefühle
Unnennbarer Widerſtreit
Löſt in der gequälten Bruſt
Langſam in milde Accorde ſich auf . . . .

O heilige
Allbefreierin,
Allerlöserin,
Geſegnete Zuflucht:
Natur!

Der Waldkönig.

Eine Episode aus der grünen Steiermark

von

Hermine C. Proschko.

Während unseres Aufenthaltes in der steiermärkischen Landeshauptstadt an den Ufern der rauschenden Mur im Jahre 1866 war es, daß meinem Vater Dr. Isidor Proschko, als er eines Tages durch das Fenster seines gegenüber der alten Domkirche befindlichen Bureaus hinausblickte, ein scheinbar noch ziemlich kräftiger Mann auffiel, der weiße, in's grünliche schimmernde Haare hatte und aus dem schmalen Gäßchen zwischen der Domkirche und dem prächtigen Mausoleum, welches Kaiser Ferdinand II. für sich erbauen ließ und in dessen Mauern seine Leiche, sowie die seiner ersten Gemahlin Maria Anna von Baiern beigesetzt ist, mit einer Blechkanne in der Hand hervorhuschte, zum nahen Röhrbrunnen lief, dann wieder denselben Weg zurückkehrte.

Mein Vater blickte ihm lange nach und fragte endlich einen Diener, ob er diesen Mann mit den weiß-grünlich schimmernden Haaren nicht kenne? „O ja," antwortete dieser, „dieser alte Knabe mit der Blechkanne da ist der Franz Jünger."

Dieser Franz Jünger war aber eben älter als alle Steiermärker, welche im genannten Jahre in dem schönen Alpenlande lebten und sich seiner luftigen Höhen und blumigen Thäler freuten, denn er war, wie der vorerwähnte Diener meinem Vater mittheilte, und wie sich auch später als ganz richtig herausstellte, 105, sage einhundertundfünf Jahre alt.

Franz Jünger, der Methusalem der schönen Steiermark, hatte, um sein ungewöhnlich hohes Alter in Ruhe zu beschließen, ein „Freiquartier"

im Thurme des Mausoleums, wo er, ohne einen Dienst zu versehen, eben gemächlich auf seinem Ruhebette ausgestreckt lag, als mein Vater zu ihm hinaufstieg, um diesen Aeltesten der Alten der frischen Steiermark näher kennen zu lernen. Er wurde von dem alten Jünger gar freundlich empfangen und erfuhr nun aus dessem Munde, daß der noch immer rüstige Greis ein gewesener Hausdiener in der Hauptstadt Graz sei, der aus der Geschichte dieser schönen Alpenstadt gar Manches zu erzählen wußte.

Leider war seine Lebensdauer damals schon sehr zugemessen, denn bald darauf lag er, ohne vorhergegangene längere Krankheit, auf der Bahre. Mein Vater veranlaßte kurz vorher die Aufnahme seines Bildnisses durch den bekannten steiermärkischen Historienmaler Professor Heinrich Schwach.

Um das Jahr 1761 geboren, verlebte Franz Jünger seine erste Lebenszeit „im goldenen Zeitalter" der großen Kaiserin Maria Theresia. Außerdem lebte er noch unter fünf Regenten: Josef II., Leopold II., Franz I., Ferdinand I. und Franz Josef I.

Am meisten blieben in seiner Erinnerung die Begebenheiten während der Anwesenheit der blauen Franzmänner in Graz. Er sah den stolzen Cäsar, damals noch Obergeneral der französischen republikanischen Armee, Napoleon Bonaparte, in der Steiermark einziehen. Die schöne Steiermark hatte damals seit neunundachtzig Jahren keinen Feind mehr gesehen, als nun der damalige Heerführer der französischen Republik, der werdende Zeus im europäischen Götterhause, General Napoleon Bonaparte nach der Einnahme der Festung Mantua an der Seite der Generale Massena, Berthier und Anderer mit einem kleinen Heere von 26.000 Mann durch Kärnten und Krain die steierischen Grenzen überschritt.

Diesen Einzug also sah sich der damals noch jugendkräftige Franz Jünger mit an und wußte gar mancherlei darüber zu erzählen.

Insbesondere war ihm der Anblick des kleinen Corsen mit „dem bleichen Gesichte, den durchdringenden Blicken und den lange herabhängenden Haaren" gut im Gedächtnisse geblieben.

Ein anderer Augenzeuge, der steiermärkische Geschichtsforscher und kaiserliche Rath Dr. Richard Knobl, ein nunmehr leider hingeschiedener Freund meines Vaters, schrieb diesem im Jahre 1867 hierüber: „Mir," lautete sein Schreiben unter Anderem, „dem die gütige Vorsehung ein hohes Alter beschieden hat (er zählte, als er dieses schrieb, bereits 77 Jahre), ist der Einzug der französischen Revolutionsarmee unter General Bonaparte und seinem Unterfeldherrn General Massena am 20. April 1797 noch so lebhaft vor Augen, wie wenn er erst gestern stattgefunden hätte. Noch sehe ich im Geiste vor mir die Revolutionssoldaten mit ihren dreieckigen Hüten,

dunkelbraunen Fracken und engen dunkelblauen Hosen, theilweise unbeschuht, an ihren kurzen Bajonetten Speck, Brot, Geflügel aufgespießt, aber wohlgemuth die „Marseillaise" singend, die Sporgasse hinaufmarschiren. Wenn auf Commando Halt gemacht wurde, mischte ich mich als siebenjähriger Knabe unter sie, mich an ihrer Militärmusik ergötzend, wobei ich nebst Pfeifen und Trommeln auch die Violine vertreten sah. Als mich mein Hofmeister erblickte, schaffte er mich aus dem Gewühle, doch mir ward kein Haar gekrümmt."

Franz Jünger aber erzählte mit einer für sein hohes Alter seltenen Lebhaftigkeit von dem edlen Patriotismus, welchen die Steiermärker in jenen Tagen bewiesen. Als nämlich der gefürchtete Dictator Europa's, Napoleon Bonaparte, die steierische Landescommission in den Sitzungssaal des ständischen Landhauses berief, auf daß sie den Eid des Gehorsams und der Unterwürfigkeit für die Befehle der französischen Republik leiste, ward dieses Ansinnen des kleinen Corsen in vollster Uebereinstimmung aller Mitglieder dieser Commission vom Fürstbischofe von Sekau, Grafen Josef von Arco, mit den Worten zurückgewiesen: „Herr General! Wir sind Oesterreicher, wir haben Seiner Majestät unserem geliebten Kaiser und Herrn den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen und wir werden der fremden französischen Republik nie und nimmer einen Eid leisten."

Sprach's und blickte stolz und ruhig auf die anderen Versammelten im Saale, und die Herren der Landescommission, des Magistrates und des Stabs- und Bürgerofficierscorps riefen wie aus einem Munde: „Wir schwören den Franzosen keinen Eid!" und gleichsam wie zum neuen Schwur der Treue richteten sich die Blicke Aller auf das Bildniß des hochgeliebten Kaisers Franz an der Wand des Saales! Damit aber war der stolze Corse nicht zufrieden; noch einmal forderte er mit großer Aufregung die Vertreter des Landes Steiermark und der Hauptstadt Graz auf, der französischen Republik, deren Armeecorps nun im Herzen des steiermärkischen Landes bereits eingerückt war, den Eid der Treue zu leisten. Doch seiner abermaligen Aufforderung folgte eine noch lautere Zurückweisung und wuthentbrannt riß Napoleon Bonaparte jetzt seinen blanken Säbel aus der Scheide und schlug mit der flachen Klinge auf den Tisch, daß es klirrte — dann stürmte er, Drohungen ausstoßend, mit seinen Officieren aus dem Saale hinaus.

Da meinte nun der alte Franz Jünger im Jahre 1866 noch, daß sich der stolze Franzosengeneral Napoleon Bonaparte damals die Ueberzeugung mitgenommen habe, daß der wackere Steiermärker aller Zeit eine gute Lunge und eine nicht minder gute Zunge habe, mit welcher er nicht bloß flüstert, sondern redet und nöthigenfalls auch donnert, wenn es gilt für die Ehre seines Landes einzustehen und seinem angestammten Landesherrn die Treue

zu beweisen, welche stets frisch und rein ist, wie das Edelweiß auf den steierischen Bergen!

Aber nicht bloß diesen eroberungssüchtigen General „mit den blitzenden Augen" beschrieb der hundertfünfjährige Franz Jünger mit den lebhaftesten Farben, sondern auch einen anderen Napoleon hatte der Alte in Graz geschaut, einen Napoleon, welcher seinen Muth und Hochsinn nicht im Kampfe gegen treue Unterthanen ihres Herrn und Kaisers, sondern in anderer Weise durch Selbstbeherrschung, Entsagung und Menschenachtung an den Tag legte.

Hatte der alte Franz Jünger dem General Napoleon Bonaparte, als dieser Graz wieder verließ, mit einer gerechten Verwünschung und dem lebhaften Wunsche des Nimmerwiedersehens dieses kampflustigen Heerführers der blauen Franzmänner nachgeblickt, so schaute er, wie er sich ausdrückte, nicht ohne wirkliche Achtung dem anderen Napoleon, der 15 Jahre später an den schönen Ufern der Mur wandelte, ins edelgeformte Antlitz.

Da erzählte der alte Jünger mit schlichten Worten auch eine Begebenheit, welche sich während der Anwesenheit dieses Letzteren, des edlen Ludwig Bonaparte, in Graz in den schönen Herbsttagen des Jahres 1813 abspielte.

Als der alte Mann dies erzählte, gerieth er förmlich ins Feuer und hatte seine Freude daran, wenn er einen recht theilnehmenden Lauscher fand. Nennen wir diese einfache Episode den „Waldkönig," da sie ja von einem Manne handelt, welcher diesen Beinamen mit Recht führen konnte. Doch nun — um vorher nicht allzuviel zu verrathen — zur Erzählung, die hier im Rahmen des steiermärkischen Volkslebens wiedergegeben ist.

Welchem Besucher der Landeshauptstadt Graz wäre der liebliche Wallfahrtsort Maria Grün nicht bekannt? Ein unbeschreiblicher Zauber umschwebt dieses kleine Thal. Harzduftende Nadelwälder umkränzen es. Welch' ein Friede liegt über diesem von Mutter Natur so reich gesegneten Fleckchen Erde und doch welch' reges Leben herrscht in diesen tiefdunklen Wäldern, auf diesen grünen Fluren; tausendstimmige Jubellieder erschallen hier Gott zum Preis aus den Kehlen der lieben kleinen Waldsänger. Millionen Falter und Insecten beleben dieses Thal mit seinen lieblichen Matten, welche im Lenz, wenn Primeln, Löwenzahn und Maasliebchen dieselben decken oder im Sommer, wenn das goldgelbe Korn, aus dessen Aehren blaue Cyanen und rother Mohn herausblinken, gereift ist und selbst im Herbste noch, wenn violette Herbstzeitlose hier ihre Kelche öffnen, einen gleich freundlichen Anblick gewähren.

Waldleben, wie heilig, wie schön bist du für Den, der dich versteht, dem kein Hälmchen, kein Stämmchen zu unbedeutend ist, es, als zum Ganzen

gehörend, der Beachtung zu würdigen! Eben dieſe Verſchiedenartigkeit, das Kleine und Unbedeutendere neben dem Großen, Erhabenen bringt den Reiz der Abwechslung hervor; ſo auch das junge kaum zehn Zoll hohe Tannenbäumchen neben der mehrere Jahrhunderte alten Eiche, das Würmchen, die Schnecke, der kleine, ſchillernde Falter neben der flinken Gemſe, dem klugen Reh, dem ſtolzen Edelhirſchen.

Alſo dachte auch jener einſame Wanderer, jener ſtattliche, nicht mehr junge Mann im grünen Jagdkleide, mit der blauläufigen Flinte über der Schulter, der an einem herrlichen Herbſtabende des Jahres 1813 unter dem Schatten der breitäſtigen Fichten und Tannen wandelte, welche das Thal von Maria Grün gar lieblich umgürten. Sein ovales, mehr gelbliches Antlitz, deſſen intereſſante Züge Geiſt und Gemüth verriethen, kündeten aber auch, daß mancher Lebensſturm an ihm gerüttelt habe; in dieſer Stunde jedoch drückte die Miene des ſtattlichen Waidmannes Vergnügen und Wohlbehagen aus. Das heitere Naturbild zog ihn mächtig an; er blieb jetzt mit verſchränkten Armen am Saume des Waldes ſtehen und ließ die Blicke ſeiner großen dunklen Augen über das offene Thal ſchweifen; und ober ihm rauſchte es in den Wipfeln der Tannen, als zöge ein Fluß vorüber, ſo lärmend war es. Am weichen grünen Wieſenplan graſten ſchneeweiße Lämmer und wohlgenährte Kühe, ſchwarzgefleckte, goldbraune, das Hirſchel, das Gamſel, das Braunäugel, die ſchwarze Mahm und wie dieſe ſtattlichen Wiederkäuerinnen alle benannt waren, und eine gelblich weiße, welche eine Schelle am breiten Halſe trug, ſich mithin als die Leitkuh zu erkennen gab, deren Hüter ein flinker Burſche war, welcher, während das Vieh weidete, auf den Stamm einer ſchlanken Tanne emporkletterte und den Gipfel derſelben zu erreichen verſuchte.

Von den nahen Felswänden wehte eine friſche, würzige Luft herüber. Rhododendron, Eriken und wohlriechender Speik blühten ja nicht ferne auf den Höhen. Juſt ſchoß ein gewaltiger Lämmergeier von den ſpitzen Felshörnern herüber. Dies ſchien einen aus den Waldbergen hervorlungernden jungen Edelhirſchen entweder zu ergötzen oder zu verdrießen — er ſtieß einen ſchrillen Pfiff aus und ſprengte waldeinwärts zurück.

Der Bub am Tannenſtamm ahmte denſelben in übermüthig kindlicher Weiſe nach, während er ſich luſtig zum Gipfel emporſchwang.

Das gefiel dem ſtillen Beobachter am Waldesſaume; er trat raſch näher und rief dem jugendlichen Schafhirten ein helles „Bravo!“ zu.

Der laute Ruf des unbekannten Jägers und deſſen gelbliches, mit ſchwarzen Haaren umrahmtes Antlitz verſetzte den Steirerbuben, was Einem kaum glaublich geſchienen hätte, in ſichtliche Beſtürzung. Vermeinte er vielleicht gar einen Berggeiſt vor ſich zu ſehen? Es wird ſchier nicht anders geweſen ſein. Flink wie ein Eichhörnchen wollte er ſich abwärts ſchwingen,

um das Weite zu suchen, aber das Unglück wollte, daß er sich in einen Tannenast verwickelte und, indem er sich loszumachen versuchte, von einer nicht unbeträchtlichen Höhe auf die Wiese fiel. Ein Anderer wäre vielleicht stöhnend liegen geblieben; der Bursch aber achtete nicht auf den Schmerz in der Hüfte, er erhob sich rasch, warf dem Störer seines harmlosen Vergnügens einen unfreundlichen Blick zu und lief dann, was er laufen konnte: Die Lämmer und auch die Kühe folgten ihm auf einen schrillen Pfiff nach.

Das Bild, welches sich dem Fremdlinge jetzt bot, glich in der That einer wilden Jagd. Anfangs lächelte er, dann aber verfinsterte sich sein Antlitz; es berührte ihn unangenehm, daß er das Vergnügen des Jungen und zugleich das anziehende Bild, welches ihn so sehr erheitert hatte, gestört habe. Er wandte sich deßhalb fast unmuthig zur Seite, um längs der duftenden Kleefelder nach Maria Grün hinabzusteigen.

Eben klang ihm wie ein freundlicher Gruß das sanfte Gebimmel des Silberglöckleins der Gnadenkirche von Maria Grün an's Ohr. Noch war die Sonne nicht vollends gesunken, noch zitterte ein rosiger Schimmer über den Kanten der Berge, noch waren die Landleute am Felde beschäftigt, und einsam war es daher im kleinen Gnadentempel zu Maria Grün.

Doch sieh — beim Eingange desselben stand eine Betende; ein junges steierisches Landmädchen war es von etwa achtzehn Jahren, mit einem vollen lieblichen Gesichte, aus welchem Herzensgüte und Unschuld hervorleuchteten und mit einem Augenpaare so fromm, so sanft, auf dessen goldigen Wimpern aber jetzt ein paar Thränentropfen hingen.

Der Anblick des lieben Kindes rührte den ernsten Mann. Die wohl reinliche, aber ärmliche Kleidung der jungen Steiermärkerin ließ ihn schließen, daß sie Noth leide. Er konnte nicht umhin, sie, als sie nach einer Weile den kleinen Gnadentempel verließ, nach dem Grunde ihrer Thränen zu fragen.

Schüchtern blickte das Mädchen empor und trocknete mit der Schürze die allmählig versiegenden Thränen. Als die Dirne aber dem stattlichen Jäger in's große ausdrucksvolle Auge schaute, dessen Blicke so theilnahmsvoll auf ihr ruhten, da verlor sie rasch ihre Befangenheit. Auf sie machte der Anblick des ernsten Waidmannes, dessen fremdartige Aussprache, dessen gebrochenes Deutsch, welches allzusehr den Franzosen erkennen ließ, ihr allerdings aufzufallen schien, eben den entgegengesetzten Eindruck, welchen er vor einer Weile auf den jugendlichen Schafhirten gemacht hatte.

Sie blickte auf einen nahen Bergkegel hin, auf dessen Abhang, einem Schneckenhäuschen am Felsenriff ähnlich, eine armselige Holzhütte klebte. „Seht, Herr," sagte sie mit weicher Stimme, während ein trauriger Zug auf ihrem lieblichen Antlitze ausgebreitet lag, „dort liegt mein Vater krank darnieder und die Mutter haben sie in's Spital nach Graz getragen."

„Und da biſt Du wohl ins Kirchlein von Maria Grün niedergeſtiegen, um von Gott Hilfe in Deiner Noth zu erbitten?“ fragte theilnahmsvoll der Unbekannte.

Das Mädchen bejahte ſchweigend und richtete dann die Blicke ſeiner großen, tiefblauen Augen vertrauend zum Himmelszelt empor.

Es trat eine kleine Pauſe ein. Dann fragte der Fremde wieder: „Wie heißeſt Du, liebes Kind?“

„Stanzi Rupprecht, Herr,“ erwiderte das Mädchen.

„Und dieſes Thal iſt Deine Heimat?“

„Bin hier geboren.“

„Und groß und ſchmuck geworden,“ ſetzte der Jägersmann lächelnd hinzu, indem ſeine Blicke mit ſichtlichem Wohlgefallen auf den ſchönen Formen des lieblichen Landmädchens ruhten.

Auch Stanzi konnte ſich bei dieſer ſchmeichelhaften Bemerkung eines flüchtigen Lächelns nicht erwehren. „Nit gar groß, Herr, und auch nit allzuſchmuck,“ meinte ſie, während ſich das zarte Roth auf ihren Wangen ein wenig hob.

„Helas!“ fiel der Jäger ein, „Du willſt ein ſolches Compliment wohl nur von Deinem Liebſten hören?“

Stanzi trug am Halſe ein ſcharlachrothes Tüchlein, aber, mein' Seel, das war nicht röther, als ſich jetzt die Wangen des Mädchens färbten.

Abermals trat eine kleine Pauſe ein.

„Dein Schweigen iſt mir genügende Antwort,“ bemerkte der Jägersmann wieder. „Dein alleiniger Kummer iſt nicht die Krankheit Deiner Eltern, vielleicht iſt auch ein Herzeleid dabei, welches Deinen Schatz betrifft. Iſt er etwa nicht treu?“

Stanzi machte eine raſche, abwehrende Bewegung. „Wo denkt Ihr nur hin!“ entfuhr es ihren Lippen — raſch aber hielt ſie, über ſich ſelbſt betroffen, inne.

„Alſo, Du geſtehſt, daß Du einen Schatz haſt?“ fragte, immer heiterer werdend, der fremde Jäger.

„Je nun, Herr,“ meinte treuherzig die junge Dirne, „wenn ein Mädel in unſerem Landl achtzehn Jahr alt iſt, da hat Jede einen Schatz.“

„Nun, da wirſt Du doch keine Ausnahme machen; das finde ich ganz begreiflich. Aber erzähle mir doch, wer iſt Dein Schatz?“

„Darf's nit ſagen,“ lispelte Stanzi, „das gäb ein Gered', wenn's Einer hören thät, daß die Stanzi Rupprecht auf den ein Aug' g'worfen hat.“

„Ei — ſo ſteht er vielleicht ſo hoch über Dir?“

Stanzi winkte zu.

„Iſt er wohl gar ein Edelmann?“

Stanzi lächelte. „Beileib nit, Herr, wo denkt Ihr nur hin?“

„Iſt er vielleicht ein reicher Gutsherr?“

„Nit ſo hoch und doch ſo'was dergleichen. Das ſchöne Bauerngehöft dort drüben im Thal, welches die Leut' in der Gegend den Grafenhof nennen, gehört ſeinem Vater.“

„Nun, da iſt er nach meiner Meinung Dir gegenüber keine ſolche Größe. Du willſt wohl ſagen, daß er ſehr reich ſei, daher Du fürchteſt, ſein Vater könne gegen Eure Verbindung Einſprache erheben.“

„So iſt's, Herr.“

„Der Beſitzer vom Grafenhof möchte wohl eine reiche Schwiegertochter haben? Oder nicht?“

Stanzi nickte zu. „So reich etwa wie die Cenzi vom Edelhof.“

„Grafenhof, Edelhof?“ wiederholte der Jägersmann. „Parbleu, Ihr Leute da, habt ja gar vornehme Gehöfte; und warum tragen denn dieſe Gehöfte ſolche Namen?“

„Weil im Hof des Lorenz Felſer, ſo heißt der Vater meines Peter, einmal ein Graf vorg'ſprochen hat, worauf ſich der Bauer nit wenig einbildet, denn er iſt gar ſtolz und ehrſüchtig. Nit weniger gern nennt der Vater der Cenzi, der Bernhard Moſer, ſein Gehöft den Edelhof, weil im letzten Sommer ein Edelmann bei ihm logirt hat.“

„Eh bien! nun verſtehe ich,“ ſagte lächelnd der Fremde, „ich danke Dir für Deine Belehrung. Uebrigens iſt mir, wie ich mich jetzt beſinne, das erſtere dieſer Gehöfte nicht unbekannt; man hat mich auf ſeine Weitläufigkeit bereits aufmerkſam gemacht. Auch der Hochmuth ſeines Beſitzers iſt mir nicht ganz fremd; und der will Dich alſo nicht in ſein Haus aufnehmen? Das iſt nicht ſchön und auch nicht klug von ihm, denn eine tugendhafte brave Frau iſt eine Perle für das Haus und dieſe Eigenſchaften wiegen weit mehr als Gold und Silber.“

Stanzi hörte ihm ſchweigend zu und blickte mit geſenktem Köpfchen vor ſich hin.

„Mon dieu, ich ſpreche ſo, als würde ich Dich jahrelang kennen,“ fuhr der Fremde nach einer kleinen Weile wieder fort, „nicht wahr? Glaube nicht, mein Kind, daß ich ſtets ſo ſchnell ein Urtheil fälle, ohne Jemand näher zu kennen. Allein ich bin bereits weit in der Welt herumgekommen, habe viele Menſchen, deren Vorzüge und Schwächen kennen gelernt, habe viele Ehren, aber auch manche bittere Enttäuſchung erfahren und bin ſomit an Menſchenkenntniß und Erfahrungen reicher als mancher Andere.“

Jetzt ſchaute der fremde Jäger dem hübſchen Steiermädchen recht ſanft in die ſchönen Augen. „Ein einziger Blick, liebes Kind, in Dein Antlitz

genügte," sagte er, seine rechte Hand auf ihre Schulter legend, „mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Du ein gutes, braves Mädchen bist und allerdings würdig wärest, einstens Herrin des schönen Grafenhofes zu werden."

Stanzi machte eine abwehrende Bewegung, und ein fast bitterer Zug trat jetzt auf ihr Antlitz. „Mein Herr," sagte sie mit gepreßter Stimme, „möcht wahrlich nimmer den Grafenhof betreten, eh' müßt mir der Bauer recht schön abbitten . ."

„Wie? so hat er Dich beleidigt?"

Stanzi's liebliches Gesichtchen nahm jetzt einen fast strengen Ausdruck an, ihre zarte Gestalt hob sich förmlich. „Will's nit sagen, wie hart mir unlängst der Bauer begegnet ist, aber das sag' ich Euch, Herr: auch ein armes Dirndl hat seinen Stolz, sein G'fühl, und wenn mir der Bauer heut' seinen Sohn zum Mann geben wollt', mein' Seel, er müßt in allen Ehren kommen, mit'n Buschen*) in der Hand, und mich bitten, daß ich ihn nehm' — anders thät' ich's wahrlich nit. . ."

Die edle Entrüstung der Kleinen schien den Fremden zu ergötzen. „Nun, jetzt hast Du mir schon so viel vertraut," bemerkte er, „sage mir nun auch noch, womit hat Dich denn der Grafenhofbauer gar so sehr beleidigt?"

Stanzi kämpfte eine Weile mit sich, endlich sagte sie mit bewegter Stimme, „Man sieht Euch's an, daß Ihr ein gutes weiches Herz habt und könnt's drum ermessen, wie weh es thut, Unrecht zu leiden. Der Grafenhofbauer hat mir g'sagt, ich wär ein hergelaufenes Ding, das es mit der Sittigkeit nit so genau nähm', er hätt' mich unlängst doch selbst, spät am Abend, schier toll und übermüthig über die Flur laufen gesehen, während ich doch in großer Angst zum Herrn Pfarrer gelaufen bin, damit er meinem kranken Vater die letzte Oelung reich'."

Thränen erstickten hier die Stimme des Mädchens.

Diese Aeußerung des stolzen Grafenhofbauern erschien dem Fremden allerdings sehr unzart und lieblos, und er gab seiner Mißbilligung hierüber auch lebhaften Ausdruck.

Die sinkende Sonne mahnte Stanzi an die Heimkehr. Sie besann sich nicht lange und nahm freundlich Abschied von dem unbekannten Jägersmann.

Dieser drückte ihr eine Silbermünze in die Hand. „Geh heim, liebes Kind," sagte er sanft, „und vertraue auf die Vorsehung, in Kurzem wird sich das Los der Deinen ganz anders gestalten, glaube es mir."

Noch ein freundliches adieu und à revoir und der stattliche Waidmann war den Blicken des überraschten Mädchens entschwunden. Der guten Stanzi

*) Mit dem „hochzeitlichen Blumenstrauß."

war gar eigen zu Muthe. Sie betrachtete das „funkelnagelneue“ Silberstück und sah, daß es ein sogenannter Marienthaler sei. Ein freundliches Lächeln verklärte ihre Züge. „Ei, der bringt Glück,“ lispelte sie vor sich hin, „ich mein' wahrlich, 's wird bald mit uns besser stehen.“

Es war ihr plötzlich viel leichter zu Muthe wie seit Langem; sie konnte sich's gar nicht erklären weßhalb? Da gedachte sie ihres Peter. In diesem Augenblicke empfand sie es wieder so recht, wie lieb sie ihn habe. Einen Moment überkam sie wie ein düsterer Schatten der Gedanke, ob es möglich wäre, daß er ihr untreu würde.

Sie trat eben in den tief dunklen Hochwald ein; die Wipfel der Eichen und Buchen verschlangen sich oben in einander und bildeten eine prächtige, gothische Säulenhalle; rechts war dichter Laubwald, links senkte sich die Felswand steil ab, und rauschte der Fluß vorbei. Hier gab's ein prächtiges Echo. Stanzi fragte es: „Wird mir Peter untreu?“ und ein entschiedenes „treu“ klang an ihr Ohr zurück, zugleich flog ein junges Finkenpärchen zwitschernd um das freundlich lächelnde Mädchen herum, als wollte es ihm von dessen künftigem Glücke erzählen. . . . . .

* * *

Noch hatte die Morgensonne die Perlen auf Blatt und Blumenkelch nicht vollends aufgeschlürft, als der stattliche Jäger, welcher am Vorabende die Begegnung mit der lieblichen Stanzi gehabt hatte, just beim Grafenhof vorbeikam.

Alle Wetter! war das ein stattliches Gehöfte. Das breite, oben zugespitzte Dach war mit hellrothen Ziegeln gedeckt; die grünen Jalousien hoben sich gut ab von dem frisch getünchten Mauerwerk. Einen freundlichen Anblick gewährte der Vorgarten; da blühte Kukuruz in Menge, prächtige Pelargonien, schneeige Lilien und duftende Nelken füllten die Beete. Zwei hohe Birnbäume, eine alte Buche und eine dicht verwachsene Fliederlaube boten reichlich Schatten. In den Wohnzimmern gab sich der Wohlstand deutlich zu erkennen; da gab es mancherlei Werthvolles an Möbeln und Zierrath. Da standen ein Wandschrank mit kunstvollem Schnitzwerk, wie ein solcher in den Tagen des ersten Leopold die Bürgerstuben zu schmücken pflegte, dann ein paar alterthümliche Stühle, eine silberne Stockuhr mit eigenthümlich klingendem Spielwerk und an der Wand hingen zwei Oelgemälde aus dem vergangenen Jahrhunderte, Wallfahrten nach den Gnadenorten Maria Grün und Maria Trost in der Steiermark darstellend. Einen recht angenehmen Anblick boten auch die ausgebreiteten Wirthschaftsgebäude mit den Stallungen, dem Geflügelhof und dem Fischteich. Ja, die Leute hatten Recht, wenn sie sagten, daß der Grafenhofbauer der neidenswertheste

Mann in der Runde sei. Nur eines war zu bedauern, daß dieser ausgebreiteten Wirthschaft die Seele, die Frau, fehlte. Mutter Felser war seit einem Jahre nicht mehr unter den Lebenden; sie war ein braves Weib gewesen, die Erde möge ihr leicht sein!

Der Jägersmann trat in den Grafenhof ein. Der Kettenhund bellte ihn drohend an. Eine sonore Baßstimme gebot dem zottigen Bulldogg Ruhe und fragte wenige Secunden später den Fremden mit barschen Worten, was er hier wolle.

Der Gefragte blickte zur Seite und sah vor sich jetzt einen ziemlich robusten Mann von etwa fünfzig Jahren mit einem stark gerötheten, von einem Vollbarte umrahmten Gesichte, dessen Züge eben nicht unangenehm gewesen wären, wenn sie einen weniger harten Ausdruck getragen hätten.

Der Jäger glaubte in diesem Manne den Besitzer des Grafenhofes zu sehen und er täuschte sich nicht. Er bat Diesen jetzt freundlich um einen Trunk Milch, welchen er gut zu bezahlen versprach.

Lorenz Felser deutete auf die Laube beim Eingange des Gartens.

„Ihr habt da ein prächtiges Plätzchen," meinte der Jäger, „Ihr seid wahrlich um Euer Besitzthum zu beneiden."

Der Grafenhofbauer hörte es gerne, wenn man sein Besitzthum bewunderte; sein finsteres Antlitz nahm einen freundlicheren Ausdruck an, „'s ist auch kein Kleines, das Ganze in Ordnung zu halten," warf er hin.

„Certainement, das glaube ich Euch," stimmte der Andere bei, „dazu gehört ein starker Arm, ein kluger Kopf."

Diese Aeußerung schmeichelte dem Lorenz Felser noch mehr. Das gewahrte der Fremde; es schien ihn zu befriedigen, denn er wollte den Bauer für sich gewinnen. Er erzählte demselben, daß er sich für solche Wirthschaften sehr interessire, selber in seiner Heimat ein größeres Hauswesen habe, daher den Grafenhof, von welchem er schon so viel reden gehört, in Augenschein nehmen möchte.

Der Grafenhofbauer, welchem die Rede des Fremden, wie gesagt, gefiel, führte ihn richtig im Gehöft umher, und je mehr Letzterer seinem Beifalle Ausdruck gab, desto mehr erhellte sich auch die Miene des Bauern.

Endlich sagte der Fremde, „'s ist zu wundern, daß so viel Ordnung hier herrscht, zumal Ihr, wie man mir erzählte, ja seit einem Jahre Witwer seid und dem Ganzen da die Seele, die Herrin fehlt."

„Weiß 's auch, daß ein Weib in der Wirthschaft abgeht," entgegnete Felser, „denn, wenn auch das Ganze scheinbar klappt, so geht's doch seit dem Tod meiner Seligen nit mehr am Schnürl wie früher. Bald fehlt's in der Gartenarbeit, bald im Haus, überall kann ich nit sein und wo ich nit bin, da geht's schief."

„Aber Ihr habt ja doch einen Stellvertreter, einen Sohn?“

Der Bauer machte eine unwillige Bewegung. „Der iſt ſeit etlich Wochen rein zu gar nichts. Mir kommt's mit ihm nimmer recht richtig vor.“

Um die Lippen des Jägers ſpielte ein feines Lächeln. „Helas! Vielleicht ſteckt ihm ein Schatz in Kopf?“ fragte er, den Bauer forſchend anblickend.

Dieſer ſchwieg.

„Ihr werdet gewiß befriedigt ſein, wenn Euch Euer Sohn bald ein braves Weib in's Haus bringt?“ fuhr der Jäger fort.

Jetzt warf der Bauer ſeinen Kopf zurück. „Hab' auch eine in petto, die Cenzi vom Edelhof; die hat Geld genug und iſt auch ſonſt brav. Iſt's doch weit und breit bekannt, daß ſie die reichſte Dirn in der Gegend iſt.“

„Die reichſte? Nun, das ſteht jetzt in Frage,“ bemerkte, mit einem durchdringenden Blicke auf den Bauer, der fremde Jäger. „Eure Gegend hat plötzlich auch ein anderes Glücksmädel aufzuweiſen.“

Der Bauer blickte den Sprecher ungläubig an. „So —,“ ſagte er gedehnt und ſtrich ſich mit der Hand langſam über den Bart, „und welche aus der Gegend wär' wohl eine noch beſſere Partie für meinen Peter?“

Jetzt nahm die Miene des fremden Jägers einen geheimnißvollen Ausdruck an. „So iſt Euch nichts bekannt von dem aufgefundenen Schatz, auf der nahen Waldeshöhe, dort wo der Sturzbach in die Tiefe niederbrauſt?“

Der Bauer wußte nicht, ob der Fremde ſcherze oder im Ernſt rede. „Ein Schatz?“ wiederholte er kopfſchüttelnd.

„Ein Schatz,“ wiederholte auch der Andere, „und wollt Ihr Euch überzeugen, ſo kommt mit mir. . .“

Die Neugierde des Grafenhofbauers war allerdings nicht in geringem Grade rege gemacht. „Ja, und welche Dirn wär' denn die Glückliche, die einen Schatz gehoben hat?“ fragte er halb ungläubig, halb geſpannt.

„Par dieu, das ſollt Ihr ſehen, wenn Ihr mit mir kommt,“ entgegnete der Fremde, „und ich wette, Ihr werdet Euch nicht beſinnen, Jene der Crescenz vom Edelhof vorzuziehen.“

„Ei, das möcht' ich ſehen,“ fuhr der Bauer ſchier auf.

„Ich wette darauf,“ fiel der Andere ein, „umſomehr als dieſe Dirn obendrein Beſitzerin des Königshofes hier in der Gegend iſt.“

„Königshof?“ wiederholte der Grafenhofbauer und ſeine Stimme grollte. „Wer hätt' ſich wohl vermeſſen, ſeinem Gehöft ſolchen Namen beizulegen, und mit welchem Recht?“

„Das iſt mit demſelben Recht geſchehen, mit dem Ihr Euer Gehöft Grafenhof nanntet!“

„Oho, das hat seinen Grund gehabt; 's sind noch nicht zwei volle Jahr her, seit ein wirklicher Graf bei mir vorgesprochen und sich als Gast hier gar wohl g'fühlt hat."

„Dann darf das Gehöft, in welchem sich der Schatz befindet, gleichfalls Königshof genannt werden," bemerkte der Jäger mit einem feinen Lächeln; „folgt mir nur, Ihr werdet bald die Wahrheit meiner Worte bestätigt finden."

„Das will ich doch sehen, ob Ihr mich zum Narren haltet," rief der Bauer, nahm Hut und Stock und folgte, noch immer ungläubig, dem Voranschreitenden, um dessen Lippen ein gar vielsagendes Lächeln spielte.

* * *

Am Waldessaum, unfern der Keusche, in welcher ihr Vater in Schlummer lag, stand die liebliche Stanzi. Es schien sich mit Vater Rupprecht zum Bessern zu wenden, auch die Mutter, welche im Spital zu Graz ihre Genesung abwartete, fühlte eine bedeutende Erleichterung; frohes Hoffen durchzitterte daher das Herz des guten Kindes.

Der schöne Morgen war darnach angethan, diese frohe Stimmung noch zu erhöhen. Aus dem nahen Walde rief der kleine Schelm und Reclammacher, der Kukuk, seinen Namen nicht weniger als fünfzigmal nacheinander ins Thal hinab; wollte er sich damit in der Welt noch mehr bekannt machen, oder wollte er das lauschende Mädchen mit diesem Rufe mahnen: „Guk, guk, in's schöne Thal hinein und freue Dich des wunderlieblichen Naturbildes?"

War das ein erquickender Anblick in der Runde! Heilige Ruhe herrschte rings, welche nur durch den Kukuk-Ruf, durch das melodische Rauschen in den Baumwipfeln und durch das Gurgeln eines Baches unterbrochen wurde, der sich einer grünschillernden Schlange gleich zwischen den blumigen Wiesen hindurchwand. Auf der anderen Seite des Bergkogels brauste der Sturzbach in die Tiefe, lärmend, schäumend. Hier vernahm man sein Tosen nur schwach. Auf den entfernten Höhen weidete das Vieh. Wie Pünktchen nahmen sich die weißen Kühe aus, wie ein Sternlein die vom Morgensonnenstrahl eben umschimmerte Sennhütte. Die Schwaigerin sammelte just Grünfutter und holte ihren vierfüßigen Lieblingen von Eschen, Ahorn und Buchen besondere Leckerbissen herab, zuweilen nicht ohne Lebensgefahr. Sie kletterte wie eine Gemse, der sie es ja längst abgelauscht hatte, wie man sich leicht und sicher von Klippe zu Klippe schwingt.

Drüben beim Föhrenwald ruhten ein paar junge Rehe im thauigen Gras und ließen die Blicke ihrer klugen, braunen Augen freundlich in die Runde schweifen. Wäre nicht der Ameisler just aus dem Forst getreten, sie

hätten noch längere Zeit auf dem weichen Wiesengrunde verweilt — nun aber waren sie pfeilschnell fortgerannt.

Der Ameisler. Wer ist das wohl? Eine Charakterfigur im Gebirg; Einer, der die Ameiseier, ein vielgebrauchtes Futter für manche Vogelgattungen und auch für Goldfische sammelt und sie dann nach der Stadt verhandelt.

Als der Ameisler bei Stanzi vorbeikam, kicherte er schalkhaft in seinen struppigen, grau melirten Bart hinein und hob dann eines seiner lustigsten Liedeln an:

D' Dirnderln im Steirerland
Sind immer bei der Hand
Wenn 's was zum „Spaßen" gibt, . . .
Sind s' nit verliebt.
Laßt aber 's Dirndel fein
Hängen sein Köpferl klein,
Dann ist 's um 's Dirndel g'scheh'n —
Werd't es schon seh'n.

Ein weithinschallender „Jodler" beschloß dieses „Gstanzel," worauf der Ameisler, nachdem er der Stanzi ein Sträußl Kohlröserl zugeworfen hatte, in den Wald huschte.

War die Dirn just vom Sonnengold umschimmert oder erglühten ihre Wangen ob dieses Liedchens im dunklen Feuer? Und läuteten jetzt vielleicht gar, wie man's in den Zaubermärchen liest, die blauen Alpenglocken, oder war das ihr Herz, welches so eigenartig hämmerte?

Wir wollen's verrathen, Stanzi's Herz war es, welches dem Peter so sehnsuchtsvoll entgegenschlug, daß es kaum zu schildern ist.

Ach, hätte sie ihn jetzt sehen können, wie selig wäre sie gewesen; sie stellte sich ihn just im Geiste wieder recht lebhaft vor, den jungen strammen Burschen mit den hellen braunen Augen und den freundlichen Gesichtszügen, die ihr noch einmal so hübsch erschienen, wenn er ihr gegenüberstand, und sie seiner unwandelbaren Liebe versicherte; sie versetzte sich sein Bild so lebhaft hieher, daß sie jetzt in der That meinte, er trete aus dem Wald und lächle ihr freundlich zu und — potz Blitz! da stand er auch in der That, der junge, stramme Bursch mit den hellbraunen Augen und den gewinnenden Gesichtszügen und eine Secunde später preßte er sein schmuckes Liebchen gar innig an die Brust.

Ein junger Goldammer saß oben am Baumast und hatte diese Scene belauscht. Husch — flog er zur nahen Königseiche hin und suchte lieblich zwitschernd das Nestchen auf, in welchem sein Weibchen mit weichen Flügelpaaren die herzigen Jungen deckte. . . . . .

* * *

Zur selben Stunde stiegen diesen Waldberg zwei Männer empor, in welchen wir den fremden Jäger und den Grafenhofbauer Lorenz Felser erkennen.

Sie schritten dem Königshofe zu, um den Schatz zu sehen.

Lorenz Felser spähte nach allen Richtungen, ob denn nicht schon das weiße Gemäuer eines Gehöftes sichtbar werde; er versicherte den Unbekannten, daß sie auf diesem Weg zu keinem Gehöfte gelangen werden, es müßte denn von Geisterhand über Nacht eins hergezaubert worden sein. Der Jägersmann aber war der gegentheiligen Ansicht und schritt trotz der zunehmenden Wärme wacker seinem Ziele entgegen, von Zeit zu Zeit eine schöne Blume pflückend, eine rothe Steinnelke, eine blaue Glocke, Maasliebchen und Stiefmütterchen, so daß er bald einen bunten Strauß in Händen hielt.

Da kam die Keusche des armen Rupprecht in Sicht — und zugleich das sich zärtlich umfangende Paar, der bildsaubere Peter und die nicht minder schmucke Stanzi.

Der Grafenhofbauer glaubte nicht recht zu sehen; er strich sich mit der flachen Hand über die Stirn. „Wo habt Ihr mich denn hingeführt?“ fragte er, als meine er, von einem Traum befangen zu sein.

„Zum Königshof, wo der Schatz ist“ entgegnete der Fremde.

Lorenz Felser aber besann sich jetzt rasch. „Ihr habt mich zum Narren gehalten,“ donnerte er, „und habt böses Spiel mit mir getrieben,“ worauf er im höchsten Unmuthe auf die durch sein plötzliches Dazwischentreten in nicht geringe Verwirrung gerathenen Liebenden zuschritt; er wollte sie eben rauh anfahren, als der Fremde rasch dazwischentrat.

„Mäßigt Euch, Vater Felser,“ sprach er mit würdevollem Ernst, „und kränkt durch harte Worte nicht dieses brave Mädchen und seinen Erwählten. Auch ich verdiene Eure rauhen Worte nicht, ich habe Euch nicht getäuscht, wir sind beim Königshof.“

„Seid Ihr von Sinnen,“ brauste der Bauer erglühend auf, „diese elende Keusche da wäre etwa gar . .?“

„Parbleu, mon ami, der Königshof,“ entgegnete ernst und ruhig der Fremde, „weil ihn eben ein König betreten will, um dem kranken Besitzer desselben, dem ehrlichen Vater Rupprecht, den Betrag zum Baue eines stattlichen Gehöftes auf dieser Stelle einzuhändigen, während er diesem braven Mädchen da, welches ein wahrer Schatz für Euren Sohn und zugleich auch für Euer Hauswesen werden wird, einen wirklichen Goldschatz zu ihrer Ausstattung noch heute übergeben will.“

Bei diesen Worten zog der Unbekannte einen Geldbeutel aus seinem grünen Jagdrocke hervor, welcher mit einer bedeutenden Anzahl von Gold-

stücken gefüllt war, und legte denselben dem hochüberraschten Mädchen in die Hände.

Das Erstaunen der Umstehenden war wahrlich groß. Keines vermochte ein Wort hervorzubringen; das Auftreten des stattlichen Waidmannes war so edel, so entschieden, daß man an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln konnte.

Der junge Peter aber blickte den fremden Jäger jetzt aufmerksam und forschend an. „Du lieber Gott!“ rief er, „war's nit vor ein paar Tagen, daß Ihr in Maria Grün vorspracht und Euch der Herr Pfarrer gar als — einen wirklichen König anredete? . . . .“

Der Gefragte erinnerte sich gar wohl, den jungen hübschen Steierer vor ein paar Tagen in Maria Grün gesehen zu haben; ein sanftes Lächeln umspielte seine edelgeformten Züge. „Ja, ich bin ein König“ erwiderte er.

Lorenz Felser starrte seinen Sohn, dann wieder den stattlichen Waidmann an. „Ja — und in welchem Reich wär't Ihr denn ein König?“ klang es halb ungläubig, halb staunend von seinen Lippen.

„Im Waldesreiche“ antwortete ruhig der Stattliche; „ich war früher König von Holland und hätte auch über das Königreich Hispanien den Scepter führen können, allein ich verzichtete freiwillig auf diese Würden und bin „Waldkönig“ geworden, da es in Euren schönen Thälern und Wäldern leichter ist, Menschen zu beglücken. Darum mes amis“ fuhr er mit Wärme fort, „laßt mich nicht von hier scheiden, ehe ich dieses junge Paar glücklich weiß. Die Erinnerung, das Glück desselben begründet zu haben, wird mir ein milder Trost sein, wenn ich in das bunte Treiben der Welt zurückgekehrt und nicht, wie ich es gerne möchte, immer Menschen zu beglücken im Stande sein werde.“

Nach diesen Worten reichte der „Waldkönig,“ der kein anderer war als Ludwig Bonaparte, der Vater des nachmaligen Kaisers der Franzosen Napoleon's III., dem von dieser offenen, ehrlichen Sprache nicht unbewegt gebliebenen Grafenhofbauer den selbst gepflückten Blumenstrauß und gab ihm ein freundliches Aviso, daß der Bauer für seinen Sohn, den jungen Peter, in allen Ehren, „mit dem Buschen in der Hand“ um Constanzia Rupprecht, die Besitzerin des reichen Goldschatzes, die Tochter des Königshofbauers anhalten möge.

Da ward nun dem stolzen Grafenhofbauer gar seltsam zu Muthe; er betrachtete erst den Strauß, dann schielte er nach seinem Sohn, dessen Blicke bittend am Antlitze des Vaters ruhten, dann auf die hocherröthende Dirn, welche, das mußte sich Lorenz Felser gestehen, in der That ein bildsauberes Ding war. Endlich schritt er auf sie zu und fragte sie, ob sie ihm noch zürne, da er sie einmal gar rauh angefahren habe, was ihm jetzt gar

leid thue, ferner ob sie wohl den Peter recht lieb habe und ihn zum Manne möchte?

Nein sagte das Mädchen zu diesen letzten Fragen nicht, das ist klar — in der nächsten Secunde lagen sich vielmehr die Liebenden in den Armen und der kleine Schafhirt, Stanzi's Bruder, der eben den Pfad aufwärts schritt und diese Scene belauschte, ließ aus seiner Kehle einen Jauchzer erschallen, daß das Echo in den Bergen nachzitterte.

In diesem Schafhirten erkannte der „Waldkönig" denselben flinken Burschen, welchen er am Vortage zugesehen hatte, als dieser auf den Tannengipfel kletterte.

Als der Bursch erfuhr, wie edel der Fremde an den Seinen gehandelt habe, da hielt er ihn nimmer für einen bösen Berggeist, er erkannte vielmehr in dem gütigen Waldkönige den Engel der Familie Rupprecht.

Nach Jahren noch wurde das hübsche Gehöfte, welches sich nunmehr an der Stelle der armseligen Keusche erhob, der „Königshof" genannt.

Wie die steiermärkische Chronik erzählt, besuchte Ludwig Bonaparte, welcher, nachdem er, wie bereits oben bemerkt wurde, freiwillig die holländische Königskrone niedergelegt und den ihm angebotenen spanischen Königsthron abgelehnt hatte, in der schönen Steiermark Ruhe suchte, nicht selten die liebliche Gegend von Maria Grün, wo er sich eine Laube errichten ließ und selbst mehrere Bäume und Epheu pflanzte, welcher dort noch immer wuchert. Auf der erwähnten Laube hatte er auf einer Metallplatte eine die Stimmung seines Gemüthes kennzeichnende Inschrift angebracht: „En cette contrée riante, où l'on ne connait pas ma douleur, souvent mon esprit rodant a songé la tranquillité la plus douce." (In dieser lachenden Gegend, wo man meinen Schmerz nicht kennt, hat oft mein träumender Geist an die süßeste Ruhe geglaubt.)

Sein eigentlicher Wohnsitz in der Umgebung von Graz befand sich dort, wo an der Ostseite, hinter der sogenannten Harrachgasse, sich jetzt die Zuckerraffinerie der Freiherren von Arnstein und Eskeles erhebt. Hier lebte Ludwig Bonaparte in stiller Zurückgezogenheit unter dem Namen eines Grafen von St. Leu mehrere Jahre, schrieb einige Werke, unterstützte freigebig aufstrebende Jünger der Wissenschaft und viele edle Züge aus seinem Wirken in der grünen Steiermark leben dort noch heute im Volksmunde. Später verkaufte Ludwig Bonaparte diese seine Besitzung an den Fürsten von Liechtenstein und zog sich in die Gegend des Grabens in Graz zurück.

Bevor der „Waldkönig" noch von der steierischen Landeshauptstadt abging, zeichnete er selbst den Plan zu einer Einsiedelei, die er in dem lieblichen Maria Grün zu errichten gedachte, und welche später in verkleinertem Maßstabe auch gebaut wurde. Nun steht auf der Stelle, wo sich Ludwig

Bonaparte ſeine Laube errichtet hatte, eine Pyramide, deren Spitze eine Blumenvaſe trägt und deren Seiten nebſt einem Gedichte von Saphir das intereſſante Abſchiedsgedicht enthält, welches König Ludwig Bonaparte in franzöſiſcher Sprache bei ſeinem Abſchiede von Graz am 1. Jänner 1814 zurückließ. Es lautet:

Adieu! florissante contrée,
Où mon sein comprima ses maux;
Mais où mon âme fatiguée
Souvent a rêvée le repos!

Lebt wohl, ihr blühenden Gefilde,
Die oft mir meinen Schmerz geſtillt,
Mit Ruheträumen mir ſo milde
Die wundenvolle Bruſt erfüllt.

Que de trésors dans la nature
Dont nous ne savons profiter:
Beau ciel, printemps, tendre verdure,
Ah! pourquoi faut-il vous quitter!

Es läßt Natur uns Schätze ſchauen,
Die oft wohl Mancher kaum erkennt;
Ihr ſchönen, dufterfüllten Auen,
Bald bin ich nun von euch getrennt.

Mais quoi! j'entends gronder l'orage,
Et des combats l'horrible voix;
Il faut partir! beau paysage:
Adieu pour la dernière fois!

Die Stürme hör' ich in den Lüften,
Des Kampfes Stimme droht mit Qual;
Fort muß ich nun, ihr üpp'gen Triften,
Lebt wohl, lebt wohl, zum letztenmal!

Hélas! pour chercher un asile,
Dois-je tenter un autre effort?
Lorsque mon âme est si tranquille,
Tout pour moi devrait être un port.

Ein anderes Aſyl erſtreben
Und ſuchen ſoll mein irrer Stern!
Jetzt, wo die Ruhe meinem Leben
Gelächelt, bleibt der Hafen fern.

Mais rien n'est pour un long usage,
Dans ce monde trop incertain;
La terre est un bal de passage,
Où le mortel ne tient à rien.

Doch nichts iſt hier von feſter Dauer,
In dieſer wechſelvollen Welt,
Und auf den Frohſinn folget Trauer —
Der Menſch und auch ſein Glück zerfällt.

Beaux arbres de mon hermitage
Que j'ai plantés, que j'ai chéris;
Puisse votre aimable feuillage
Mieux abriter d'autres proscrits!

Ihr Bäume, meiner Pfleg' entnommen,
Mögt, Kühle ſpendend, ihr beſteh'n,
Wenn andere Verbannte kommen,
In eue'rm Schatten ſich ergeh'n.

Isolé, sans nulle espérance,
Je suivrai l'aveugle hasard;
Mais il est une Providence:
Pourquoi craindrais-je ce départ?

Vereinzelt, ohne Hoffnungsſchimmer,
Verfolg' ich blindlings meine Bahn;
Jedoch verzagen will ich nimmer,
Der Vorſehung gehör' ich an!

Naviguant dans l'immense espace,
La terre dans son mouvement
Conduit, sans qu'il change de place,
L'homme à son vrai commencement.

Durchſchiffend wunderbare Räume,
Schwebt ſtets die Erd' und ihr Geſchick,
Und führt die Menſchen wie durch Träume
In ihren Schoß zuletzt zurück.

Adieu donc! O ville chérie,
Où j'ai souffert des maux affreux;
Mais où sans ami, sans patrie,
J'ai cru souvent trouver tous deux.

Leb' wohl, du Stadt, die ich erſehnte,
Wo meinen Schmerz ich überwand,
Und wo ich nun zu finden wähnte
Verlor'ne Freunde, Vaterland!

Partons! pourquoi ma répugnance?
L'homme n'a rien à redouter:
Ce qu'ordonne la Providence,
Ne doit point nous inquiéter.

Nun fort! — ſoll Furcht in mir ſich regen?
Der feſte Glaube bleibet mir:
Die Vorſicht wacht auf unſern Wegen —
Und mit Vertrauen folg' ich ihr!

Gedichte aus dem Rumänischen.

Von

L. V. Fiſcher.

Der erſte Mai.

(Nach Matilda Cugler-Poni.)

Nach ſo vielen ſchweren Tagen
Zeigt ſich wieder Sonnenſchein,
Und im ſturmdurchwühlten Walde
Kehrt die Ruhe wieder ein;
Durch die Zweige zwar noch ziehet
Mancher Seufzer leiſe her,
Aber müd und ſchwach nur klingt er,
Wie nach einem Kampfe ſchwer.

Rittersporn, der ausgeſtanden
Im Verborg'nen manchen Schreck,
Tritt mit ſtolzerhob'nem Haupte
Wieder aus dem Blattverſteck.
Tauſende von Vöglein künden
Schmetternd, voller Seligkeit,
Daß nun ſchöne Tage kommen,
Nach beſtand'ner Schreckenszeit.

Keine Spur mehr von den Stürmen
Fändeſt Du im weiten Kreis,
Würde hie und da ein Blättchen
Nicht erzittern noch ganz leis;
Würde hie und da im Graſe
Tropfen nicht Dein Aug' gewahr,
Wie vergeſſ'ne Thränen ſchimmernd,
Die geweint der Wolken Schaar.

Höher ſteigt die Sonne; traulich
Hat die Blumen ſie begrüßt,
Und von ihrem Kelch die Tropfen
Zart und ſüß hinweggeküßt;
Und auf ihren gold'nen Strahlen
Schwebt in holder Träumerei,
Wie ein Bild vom Paradieſe
Sanft herab der erſte Mai.

Der Mutter Trauer.

(Nach Joſef Vulcanu.)

Nachts hat ſie der Schlaf gemieden;
Wie auch konnt' ſie finden Schlaf?
Vor zwei Tagen, ach! verſchieden
War ihr Kindlein lieb und brav.
Liebt' es heiß, wie Mütter lieben,
War ihr Erſtling, war ein Knab';
Wer wohl hätt' ihr Glück beſchrieben?
Geſtern trug man es zu Grab! —

Furchtbar war die Nacht und düſter,
Schreckensbilder ungezählt
Hatten fort ſie, mit Geflüſter,
Bis zum Morgengrau'n gequält.
Wie am Schlachtfeld, wirr zerronnen,
Hat in ihr mit herbem Weh',
Sich ein harter Kampf entſponnen,
Zwiſchen Thatſach' und Idee.

Tauſende Dämonen ſchnauben
Wüthend grinſend, rings um ſie,
Um in großer Haſt zu rauben
Ihr das Knäbelein vom Knie;
Muthig, ohne ſich zu ſchonen,
Hatte ſie die Schaar bekriegt,
Doch die Unzahl der Dämonen
Hatte ihre Kraft beſiegt.

Ach, ſie ſah den ſüßen Knaben
Eingebettet in den Sarg,
Unter Roſen ihn begraben,
Sah, wie ihn die Grube barg,
Hörte Grabgeſang ertönen,
Schollen ſah ſie fallen dicht,
Sah das Kreuz den Hügel krönen!
Dennoch — glauben konnt' ſie's nicht!

Und ihr ſchien, als ſei das Schwere
Nur ein böſer Traum der Nacht,
Deſſen Qualen los ſie wäre,
Wenn ſie lächelnd d'raus erwacht.
Ja, das Kindlein lebt, und ſelig
Träumt es in der Wiege dort! —
Und die Ruhe kommt allmälig,
Scheucht von ihr die Seufzer fort.

Doch, vom Mutterſchmerz vertrieben,
Flieht gar raſch der Ruhe Schein;
Jammernd ruft ſie nach dem lieben,
Einzig ſüßen Knäbelein.
Doch, o Gott! . . . durch ihre Glieder
Fährt ein Schauer . . . Alles ſtumm!
Und erſchreckt ruft ſie es wieder, —
Schweigen, Schweigen nur ringsum!

Wie ein ſcheues Reh, voll Schrecken,
Springt ſie aus dem Bett und ſchaut,
Um ihr Kindlein zu erwecken,
Nach der Wiege klein und traut;
Aber ach! ſie iſt verlaſſen,
Nur ein Kleidchen greift die Hand!
Ihr gerinnt das Blut, nicht faſſen
Kann das Unglück ihr Verſtand.

Ha! Kein Kind! . . . Wie blitzgetroffen
Taumelt ſchwer ſie hin und fällt;
Weh! verloren iſt ihr Hoffen
Und ihr Alles auf der Welt!
Freude, Glück und Wonneſtunden,
Zärtlichkeit, ein ſchöner Traum:
Alles iſt ſo raſch entſchwunden,
Alles birgt des Grabes Raum! . . .

Wie auch der Gefühle immer
Viele hegt der Menſchen Bruſt:
Hehrer, heil'ger ſind ſie nimmer,
Als der Mutter Leid und Luſt.
Denn die allergrößte Liebe
Und die allerſchwerſte Pein,
Wie die ſeligſten der Triebe,
Kann nur faſſen *ſie allein*!

Evchen.

(Nach Teodor V. Pacatian.)

Evchen vor der Thüre ſpinnet,
Horcht der Tante zu und ſinnet;
Scheltend wirft die Alte hin:
„Tanten's Herzchen, laß ihn fahren,
Willſt Du Dich vor Schmach bewahren;
Nur der Galgen iſt für ihn!"

Evchen ſpinnt und ſeufzet bange:
„Wer hat Dich, Du alte Schlange,
Heut' in unſer Haus geführt?“
Weinend ſpinnt ſie ohne Stocken,
Immer dünner wird der Rocken,
Summend ſich die Spindel rührt.

Mädchen zieh'n zum Abendſpinnen,
Burſchen folgen; es verrinnen
Stunden, — Evchens Schatz bleibt aus,
Weßhalb läßt mit ihrem Harme
Er allein die Braut, die arme?
Iſt er krank? Ging er vom Haus?

Mädchen treiben Morgens frühe
Zu der Herdeſchaar der Kühe,
Plaudernd gehen ſie vorbei;
Evchen in der Thüre ſtehet,
Traurig ſie den Haſpel drehet,
Denkt an ihre Tant' dabei.

„Fleißig Evchen?“ — „„Ja, muß ſpinnen,
Möchte bleichen bald das Linnen,
Zu dem Hochzeitshemde mein!““
Kreiſcht im Haus die Stimm' der Alten:
„Willſt Du auf mein Wort nichts halten,
Mag Dein Leichentuch es ſein!“

Evchen webt und webt in Eile,
Webt, und raſtet keine Weile,
Denn nach Oſtern (Sonntags drauf)
Will ſie große Hochzeit machen,
Und da braucht man Leinenſachen;
(Sieben Ellen geh'n wohl auf?)

Evchen webt beim Kerzenſcheine,
Braucht der Ellen nur noch eine, —
Tritt die Alte raſch herein:
„Heute ward er eingefangen,
Denn am Galgen muß er hangen,
— Mörder iſt der Liebſte Dein!“

„Himmel! Sprichſt im Ernſt Du, Alte?
Laß das Scherzen ſein, das kalte!
Mörder? er, deß Schatz ich bin?
Ha! Im Kerker! . . . Schmach ihm winket! . . .“
Armes Evchen! Weinend ſinket
Leblos ſie am Webſtuhl hin.

Andern Tags, beim Morgengrauen,
Weinen Burſche, Mädchen, Frauen,
In des todten Evchens Haus;
Und die Alte trennt das Linnen,
— Sieben Ellen — zu gewinnen,
Ach, ein Leichentuch daraus!

Chöre aus dem lyriſchen Drama:

„Ein Todesfeſt in Perſepolis.“ *

Von

Otto Prechtler.

Chor der Brahmanen.

Sei uns gegrüßt, du heilig' Licht,
Das aus den dunklen Wolken bricht;
Du Licht, das aus der Gottheit fließt
Und ſtill die trunk'ne Erde küßt.

Bei deinem Strahl erwacht der Keim,
Der in der Scholle ruht geheim;
Bei deinem Strahl erwacht der Geiſt,
Der, ewig, nach dem Ew'gen weiſt.

Und wie es licht wird in der Welt,
So wird auch jedes Herz erhellt;
Ein jedes Herz, das, weil es iſt,
Im Daſein auch die Gottheit grüßt.

So ſtrahle, Sonne, rein und klar,
Auf all', was iſt und wird und war!
Befruchte ſtill mit deiner Glut,
Was in der Erd' — im Herzen ruht!

---

* Aus dem poetiſchen Nachlaſſe des Verfaſſers.

Chor der Krieger.

Auf Siegesflügeln durch die Welt,
Weit über Land und Meer,
Fliegt Alexanders ew'ge Macht,
Der junge Adler her.

Sein Arm bezwang die alte Welt,
Die neue tritt sein Fuß;
Es drückt der Sieg auf seine Stirn
Den flammenheißen Kuß.

Wo ist ein König so wie Er,
So jung, so stark, so groß;
Sein Blick ist Leben — bringet Heil,
Und Tod ist sein Geschoß!

Chor der Almeen.

Groß ist des Herren furchtbare Macht.
Wild in der Schlacht,
Ist er doch mild, wenn sie vollbracht,
In des Sieges balsamischer Nacht,
Zur Seite lehnt er den Bogen,
Zur Seite den Pfeil!
Wir Almeen kommen geflogen
Und rufen ihm Heil!
Und statt der stählernen Ringe
Um den Hals — so weich und warm,
Eine leise verlockende Schlinge,
Schmiegt sich ein weißer Arm.
Und der Held
Einer Welt
Ruht gefangen an liebender Brust
Im Arme der Lust.

Chor der Priester.

Uns locken die Sterne
Uns bannet das Licht,
Das aus ewiger Ferne
Ins Leben uns bricht.
Und Gott ist im Lichte,
In der Erde, im Meer,
Ob er schafft, ob vernichte
Ist er herrlich und hehr;

Er iſt's, der dem Volke
Die Könige gibt,
Und der in der Wolke
Zürnet und liebt.
Allmächtig iſt Einer,
Du biſt, weil er will.
Und mächtig iſt Keiner,
Wenn er es nicht will.

Chor der Sclavinen.

Jugend und Liebe wollen erblüh'n,
Flammen der Sinne wollen erglüh'n.
Roſe vermählt ſich mit Roſe geheim
Und ſchon im Keime liebet der Keim.

Auge verlangt ſich im Auge zu ſeh'n,
Küſſe wollen in Küſſen vergeh'n.
Roſen ſind nicht zum Verwelken erblüht,
Wollen gepflückt ſein, eh' ſie verglüht.

Der erste allgemeine Beamten-Verein

der

österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1881.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Mit der nachfolgenden Darstellung, welche die Thätigkeit des Vereines in seinem siebzehnten Geschäftsjahre, nämlich im Jahre 1881, zum Gegenstande hat, beginnen die jährlichen Berichte der „Dioskuren" über den Verein. Diese Berichte können keine so ausführlichen Referate über das Wirken des Vereines enthalten, wie sie der achte und eilfte Jahrgang des literarischen Vereinsjahrbuches geboten. Sie sollen dem Leser der „Dioskuren," dem Freunde des Vereines nur Gelegenheit geben, sich ein Urtheil über die Wirksamkeit desselben im besprochenen Jahre zu bilden, ohne jedoch eine erhöhte Aufmerksamkeit seinerseits alljährlich durch längere Expositionen und Raisonnements über die verschiedenen Vereinsangelegenheiten in Anspruch zu nehmen. Erst nach Verlauf einiger Jahre wird wieder der Anlaß zu einem vergleichenden Rückblicke, zu einer mehr das Detail berücksichtigenden Schilderung geboten sein und erst dann wird das Jahrbuch seinen Lesern wieder mit einer größeren, allen maßgebenden Momenten Rechnung tragenden Darstellung über den Verein dienen.

Es wurden daher in den folgenden Ausführungen — im Interesse des Verständnisses für eine „fortsetzende, ergänzende, chronologische Schilderung" — wohl die den Besprechungen des achten und eilften Jahrganges der „Dioskuren" zu Grunde liegenden drei Hauptabschnitte beibehalten, jedoch ihre Unterabtheilungen als selbstständige Abschnitte fallen gelassen.

Von tabellarischen Zusammenstellungen wurden die in den Jahrgängen 1879 und 1882 enthaltenen Tabellen I. und II., sowie der Personalstand der Centralleitung aufgenommen.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Zu den am Schlusse des Jahres 1880 ausgewiesenen 64.030
Mitgliedern kamen im Laufe des Jahres 1881 . . . . . 3.448

neu Eintretende hinzu, so daß sich die Zahl derjenigen Standesgenossen, welche bis Ende des Jahres 1881 dem Vereine beitraten, auf . . . 67.478 beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse blieb im Jahre 1881 jener vom Jahre 1880 gleich, sie war wieder 105,
während die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten
von . . . . . 896 des Jahres 1880
auf . . . . . 1.152 im Jahre 1881
und die Zahl der Vereinsärzte von . . . . . 1.126 des Jahres 1880
auf . . . . . 1.245 im Jahre 1881
gestiegen ist.

Bezüglich der Leistungen auf humanitärem Gebiete sind vorzugsweise der allgemeine und der Unterrichts-Fond in Betracht zu ziehen.

Der allgemeine Fond des Vereines stieg mit Ende des Jahres 1881
auf . . . . . 328.475 fl. 01 kr.,
während er Ende 1880 nur . . . . . 309.825 „ 42 „

betrug, hat mithin im Jahre 1881 um . . . . . 18.649 fl. 59 kr. zugenommen.

Sein Vermögen bestand Ende 1881 bilanzmäßig aus:

a)	der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per	76.479 fl. 28 kr.
b)	dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per .	43.756 „ 42 „
c)	der Coursgewinnreserve dieses Fondes per	23.296 „ 50 „
d)	dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen per	857 „ 08 „
e)	dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . .	129.534 „ 97 „
f)	dem Pensions- und Altersversorgungsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines	54.550 „ 76 „
	zusammen obige .	328.475 fl. 01 kr.

Die aus dem allgemeinen Fonde im Jahre 1881 ertheilten Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige betrugen 7.743 fl. 52 kr. und vertheilen sich auf 502 Einzelposten, von welchen nachfolgende Posten, nämlich: drei zur Auszahlung gelangte Heiratsausstattungen für mittellose Töchter von Vereinsmitgliedern à 250 fl. aus Anlaß der Vermälung Seiner kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Rudolf, ein Betrag von 200 fl. für die Hinterbliebenen der beim Ringtheaterbrande am 8. December 1881 Verunglückten, ferner ein Betrag von 100 fl. für den Unterstützungsverein der k. k. Hilfsbeamten in Wien, endlich 50 fl. für die Polyklinik in Wien besonders zu erwähnen sind.

Der in den bisherigen Berichten unter den Activen des allgemeinen Fondes ausgewiesene Aushilfsfond für dienstlose Beamte wurde aufgelassen. Da sich nämlich von den aushaftenden Forderungen desselben der größte Theil, nämlich ein Betrag von 9.245 fl. als uneinbringlich erwies, so wurde derselbe in Abschreibung gebracht, und der mit 31. December 1881 noch vorhandene

Rest des erwähnten Fondes per 357 fl. 53 kr. mit dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes vereinigt.

Am 6. December 1881 beschloß der Verwaltungsrath die Herstellung eines zu billigen Wohnungen für Beamten-Witwen und Waisen bestimmten Hauses in Graz. Die bezüglichen Mittel werden theils aus den diesfalls schon zur Verfügung stehenden Geldern des bezüglichen Fondes, theils durch einen in Annuitäten rückzahlbaren, mit 5 Procent verzinslichen Vorschuß aus dem allgemeinen Fonde bestritten.

Was den Unterrichtsfond betrifft, dessen Vermögensstand Ende 1881 den Betrag von 30.564 fl. 19 kr. ausweiset, so wurden im Jahre 1881 aus demselben 65 Unterrichtsbeiträge per 1.884 fl. gewährt. Sowohl die Generalversammlung des Vereines, als auch mehrere Spar- und Vorschußconsortien des Vereines haben von den Reinerträgnissen des Jahres 1881 dem Unterrichtsfonde namhafte Beiträge zugewendet, welche in den Ziffern des nächsten Jahres ihre Berücksichtigung finden werden. Nicht unerwähnt kann hier gelassen werden, daß im Jahre 1881 von Seite des am 7. März 1881 in Wien verstorbenen Herrn Eduard Hinterdorfer, pensionirten k. k. Jägerlieutenants, dem Unterrichtsfonde eine Rentenobligation per 1.000 fl. als Legat zufiel, und wäre nur die Wiederholung solch' edler Acte von Seite großmüthiger Testatoren im Interesse der hohen Zwecke des Fondes lebhaft zu wünschen.

Im März des Jahres 1881 wurde vom Verwaltungsrathe in Folge eines an ihn von Vereinsmitgliedern gestellten Ansuchens ein Reglement für Herstellung von Familienhäusern, und zwar vorläufig für Wien und Umgebung berathen und festgesetzt. Der Verein beabsichtigt nach diesem Reglement, Familienhäuser für Beamte zu erbauen und es letzteren möglich zu machen, durch Zahlung von Annuitäten (deren Maximaldauer auf 25 Jahre bestimmt wurde) unter sehr vortheilhaften Bedingungen ein nach dem Wunsche des Hauswerbers hergestelltes, angenehmes Heim zu erwerben. Die Realisirung dieser gewiß anerkennenswerthen Intention des Vereines ist aber nur möglich, wenn eine größere Anzahl solcher Hauswerber zugleich an den Verein herantritt, was leider bisher noch nicht der Fall war.

In Bezug auf die Propagirung des Vereines wurde die Agitation in den Lehrerkreisen unter Intervention maßgebender Persönlichkeiten aus letzteren selbst kräftigst im Jahre 1881 fortgesetzt, und kann die Versicherungsabtheilung des Vereines auch schon die erfreulichen Erfolge der bezüglichen Action verzeichnen.

In Bezug auf die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen hatte der Verein während des Jahres 1881 wenig Gelegenheit zur Entfaltung einer größeren Thätigkeit. Die Frage der Dienstpragmatik für Staatsbeamte bildete zwar auch in diesem Jahre den Gegenstand mehrfacher Berathungen im Verwaltungsrathe, allein derselbe vermochte mit Rücksicht auf den unseren Lesern bekannten und bisher nicht geänderten Standpunkt der hohen Staatsverwaltung und Reichsvertretung in dieser Angelegenheit leider nichts zu thun. Es sei an dieser Stelle nur constatirt, daß der Dienstpragmatik-Ausschuß des hohen Abgeordnetenhauses in einer Sitzung, welche er nach langer Zeit im Jänner 1881 wieder hielt, nachdem sonderbarer Weise mehrere Mitglieder die ganze Angelegenheit als nicht so besonders dringend bezeichnet hatten, den von dem unermüdlichen Kämpfer für die Dienstpragmatik, Herrn Dr. Promber, gestellten Antrag annahm, daß

ein Referent gewählt werde, welcher den Entwurf eines Gesetzes über das Disciplinarverfahren bei nicht richterlichen Beamten und Dienern auszuarbeiten und dem Ausschusse vorzulegen habe. Das bezügliche Referat ist bisher jedoch noch nicht erstattet worden!

Und doch drängt die Frage der Dienstpragmatik nach entsprechender Lösung. Wir erwähnen hier insbesondere des vom Herrn Dr. Kronawetter in der Sitzung des hohen Abgeordnetenhauses vom 18. Mai 1881 gestellten Antrages auf Vorlage eines Gesetzes über eine das gesammte bei den vom Staate subventionirten Eisenbahnen angestellte Dienstpersonale umfassende Dienstpragmatik. Ueber die Frage einer Dienstpragmatik für die Eisenbahnbeamten hat ferner auch das Mitglied des Verwaltungsrathes des Beamtenvereines, Herr Georg v. Görgey, Bureauvorstand der Nordwestbahn, im März 1881 im Club der österreichischen Eisenbahnbeamten einen sehr interessanten Vortrag gehalten, in Folge dessen auch ein Comité mit der Ausarbeitung des Entwurfes einer Dienstpragmatik für Eisenbahnbeamte betraut wurde.

War nun dem Vereine in der Frage der Dienstpragmatik für Staatsbeamte im Jahre 1881 keine Gelegenheit zur Entfaltung einer größeren Action geboten, so war dagegen in einer anderen Angelegenheit es ihm möglich geworden, seiner Stimme hohen Orts Geltung zu verschaffen. Es war dies in der Frage der Pfändbarkeit der Gehalte und Ruhegenüsse von Staatsbeamten und deren Hinterbliebenen, worüber das von der hohen Regierung eingebrachte und vom hohen Herrenhause beschlossene Gesetz im März 1881 dem hohen Abgeordnetenhause zur Genehmigung vorlag. Der Verwaltungsrath des Vereines, welcher sich selbstverständlich mit dem Inhalte dieses Gesetzes sehr eingehend beschäftigte, hatte gefunden, daß auch nach Activirung desselben — und trotzdem schon seit acht Jahren ein ähnliches Gesetz in Betreff der Privatbeamten besteht — doch die bezügliche Gesetzgebung in einem Punkte noch eine wesentliche Lücke aufzuweisen habe, welche dringend der legislativen Ausfüllung bedarf. Dieser Punkt betrifft die Pensionen der Privatbeamten, sowie deren Witwen und Waisen, und es beschloß deßhalb die Vereinsverwaltung, sowohl dem hohen k. k. Justizministerium, als auch den beiden Häusern des hohen Reichsrathes eine Petition zu überreichen. Die Bitte derselben war dahin gerichtet, den Ruhe- und Versorgungsgenüssen, welche von Privatbeamten, von deren Witwen oder Waisen aus nicht öffentlichen Cassen bezogen werden, nach Analogie der Bestimmungen, welche bisher für Militärpersonen, so wie für Witwen und Waisen von Militärpersonen bestanden haben, den gesetzlichen Schutz wider Belegung ihres vollen Betrages mit Verbot, Abtretungsvormerkung, Pfändung oder anderen Executionsmitteln angedeihen zu lassen.

Diese Petition wurde am 27. März 1881 Seiner Excellenz dem Minister und Leiter des Justizministeriums, Herrn Dr. Prazák, übergeben, und es ward hiebei dem Präsidenten des Verwaltungsrathes Anlaß geboten, den in der Petition festgehaltenen Standpunkt durch eine mündliche Darlegung der bezüglichen Verhältnisse, insbesondere der Analogie der Eisenbahnbeamten mit den Staatsbeamten noch ausführlicher zu erörtern.

Es dürfte sowohl die Leser der „Dioskuren," als auch jeden Freund des Vereines mit großer Befriedigung erfüllen, daß Seine Excellenz auch sofort die Stichhältigkeit der vorerwähnten Analogie anerkannte und bemerkte, es sei die diesbezüglich vom Beamtenvereine gegebene Anregung jedenfalls als sehr

dankenswerth zu betrachten. Der Minister fügte ferner bei, es werde ihn freuen, auch in dieser Beziehung dem Ansuchen des Vereines thunlichst Rechnung tragen zu können, wie ja das eben in Verhandlung stehende Gesetz gleichfalls der Initiative desselben Vereines zu danken sei.

Die Vereinsleitung konnte also bei dieser Veranlassung den angenehmen Eindruck gewinnen, daß der Beamtenverein an maßgebender Stelle als die natürliche und legale Vertretung der Beamteninteressen angesehen wird, ein Eindruck, der, wie der bezügliche Bericht hierüber in der „Beamtenzeitung" mit Recht bemerkte, nicht nur für die Leitung selbst, sondern auch für die Vereinsmitglieder hoch erfreulich und in mancher Hinsicht beruhigend sein dürfte. Leider harrt die erwähnte Petition noch immer der endlichen Erledigung, und leider harrt auch das von den beiden Häusern des hohen Reichsrathes, wenn auch ohne Rücksicht auf die vorangeführte Petition des Vereines genehmigte Gesetz noch immer der Allerhöchsten Sanction. Nicht unerwähnt kann übrigens gelassen werden, daß durch dieses Gesetz wiederholte Petitionirungen des Vereines immerhin vorläufig ihre Erledigung gefunden haben, wenn auch nicht ganz den vom Vereine in dieser Hinsicht geltend gemachten Intentionen Rechnung getragen wurde.

Auf dem Gebiete der Verwaltung des Vereines ist zu bemerken, daß (wie bereits in der letzten chronologischen Skizze angedeutet wurde), der Verwaltungsrath in den ersten Monaten des Jahres 1881 die Dienstpragmatik für die Vereinsbediensteten zum Abschluß brachte, durch deren Bestimmungen die dienstliche Stellung der Vereinsbediensteten unter vollster Wahrung des Vereinsinteresses so viel als möglich gesichert wurde. So schwer es überhaupt ist, für einen kleinen Beamtenstatus bestimmte, alle Verhältnisse erschöpfende Normen aufzustellen, so war der Verwaltungsrath doch bestrebt, in dieser Hinsicht den bezüglichen Anforderungen nach jeder Hinsicht so viel als möglich zu entsprechen, und die bei Erlassung einer Dienstpragmatik maßgebenden Fragen als: die Bedingungen bei der Berufung zu den Stellen des Vereinsdienstes, die durch den Dienst begründeten Rechte und Pflichten, die Folgen pflichtwidrigen Verhaltens im Dienste und die Behandlung des Beschuldigten, sowie die Auflösung des Dienstverhältnisses thunlichst befriedigend zu regeln.

Bezüglich des in der chronologischen Darstellung des letzten Jahrganges der „Dioskuren" erwähnten, vom Vereine angestrengten Preßprocesses ist zu erwähnen, daß der verurtheilte Redacteur der beiden den geehrten Lesern bekannten Blätter wider das Urtheil des k. k. Landesgerichtes Wien die Nichtigkeitsbeschwerde einbrachte, worüber die Verhandlung beim k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe am 3. April 1882 stattfand, welche mit der Verwerfung der Beschwerde und der Verurtheilung des Geklagten in die Kosten des Cassationsverfahrens endigte.

Was den Personalstand der Centralleitung betrifft, so constatirt die Tabelle III. des Anhanges denselben mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1882.

Nicht unerwähnt kann an dieser Stelle gelassen werden, daß am 1. März 1882 das Mitglied des Verwaltungsrathes, der Inspector der k. k. priv. Südbahngesellschaft Herr Andreas Hofmann v. Aspernburg sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, bei welchem Anlasse der Verwaltungsrath den Jubilar, welcher der Vereinsverwaltung seit einer langen Reihe von Jahren

angehört und sich insbesondere durch seine Thätigkeit im Directionscomité auch specielle Verdienste um den Verein erworben hat, nicht nur durch eine Deputation unter Ueberreichung einer entsprechend ausgestatteten Adresse begrüßte, sondern ihm auch einen von den Mitgliedern des Verwaltungsrathes gespendeten großen silbernen Pokal als Ehrengeschenk überreichte.

Am 6. December 1881 beschloß ferner der Verwaltungsrath, den in Teplitz lebenden, im hohen Greisenalter stehenden k. k. jubilirten Kreisgerichtspräsidenten, Herrn Ferdinand Mühlstein, im Sinne des §. 5 der Statuten zum Ehrenmitgliede des Vereines zu ernennen, welcher Beschluß dadurch motivirt wurde, daß der Genannte der erste Versicherte des Vereines ist, daß derselbe dem Unternehmen bereits im Juli 1865, sonach gleich bei Beginn seiner Thätigkeit beigetreten und dem Vereine nicht nur selbst das größte Vertrauen entgegenbrachte, sondern auch als Obmann des durch ihn begründeten Localausschusses in Böhmisch-Leipa für die Ausbreitung des Unternehmens eifrig und erfolgreich thätig war.

Bezüglich der übrigen Angelegenheiten von allgemeinem Vereinsinteresse, als: der Leistungen des Vereines auf geistigem Gebiete, der Besteuerung desselben, seiner Beziehungen zum Zehnkreuzervereine zur Errichtung höherer Töchterschulen, sowie zu dem vom letzteren Vereine gegründeten Beamten-Töchterheim ist in Bezug auf das Jahr 1881 nichts besonders Bemerkenswerthes zu verzeichnen, sondern hier nur zu constatiren, daß das Vermögen des Zehnkreuzervereines am 31. December 1881 sich auf 15.713 fl. und 53 kr. bezifferte, die von ihm für das Schuljahr 1881—1882 bewilligten 36 Stipendien 2.326 fl. 10 kr. österr. Währ. betrugen, und daß das Specialvermögen des Beamten-Töchterheims sich Ende 1881 auf 20.904 fl. 95 kr. österr. Währ. belief.

II. Versicherungs-Abtheilung.

Ueber den Verlauf des Lebensversicherungsgeschäftes im Jahre 1881 ist zunächst hervorzuheben, daß während desselben 5.399 Anträge

über einen Betrag von . . . . . 5,490.928 fl.
Capital und . . . . . 34.977 „
Jahresrente beim Vereine zur Versicherung angemeldet worden sind.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. auf den Ablebensfall:

3.272 Verträge über . . . . . 3,335.926 fl.

2. auf den Erlebensfall:

704 Verträge über . . . . . 725.263 „

3. auf Jahresrenten:

144 Verträge über . . . . . 27.652 „

Nach Abzug aller Ausscheidungen standen mit Ende 1881 beim Vereine in Kraft:

35.946 Verträge über . . . . . 34,787.549 fl.
an Capital und 543 Verträge über . . . . . 99.200 „
Jahresrenten.

Von dem Gesammtabschlusse an (Ablebens-) Capitals-Versicherungen pro 1881 per . . . . . 4,061.189 fl.

entfallen auf Oesterreich . . . . . 3,543.995 fl.
auf die Länder der ungarischen Krone . . . . . 517.194 „

Dagegen betrugen die Ausscheidungen:

in Oesterreich . . . . . 1,588.720 fl.
in den Ländern der ungarischen Krone . . . . . 427.177 „
und der Versicherungsstand belief sich Ende 1881:
in Oesterreich . . . . . 26,842.314 fl.
in Ungarn . . . . . 7,894.685 „

Die Rückversicherung erstreckte sich auf
362 Versicherungen über . . . . . 711.735 fl. an Capital und
53 „ „ . . . . . 8.646 „ Jahresrenten.

Für den Kriegsfall standen mit Ende 1881 in Vormerkung 1.325 Versicherungen über 1,133.070 fl. Capital und 1.650 fl. Ueberlebensrente.

Die Prämien-Einnahme betrug nach Abrechnung des Antheiles der Rückversicherer . . . . . 1,076.133 fl. 72 kr.,
so daß mit Rücksicht auf die correspondirende Ziffer der
Prämien des Jahres 1880 per . . . . . 1,002.026 „ 66 „
die Steigerung für das Jahr 1881 . . . . . 74.107 fl. 06 kr.
beträgt.

Bei den Organen des Vereines waren mit Ende 1881 aushaftend . . . . . 45.753 fl. 28 kr.
oder 4·16 Percent der gesammten Prämien.

Die Prämien-Reserve betrug mit Ende 1881 nach Ausscheidung des auf rückversicherte Beträge entfallenden Theiles . . . . . 4,227.558 fl.,
während die Reserve Ende 1880 . . . . . 3,716.032 „
ausmachte, so daß die Zunahme sich mit . . . . . 511.526 fl.
oder mit 47·53 Percent der ganzen Prämien-Einnahme beziffert.

Was die Anlage der Gelder der Lebensversicherungs-Abtheilung betrifft, so weiset die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1881 aus, daß die Prämienreserve in folgenden Werthen ihre Bedeckung fand und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . . . . . 903.365 fl. 17 kr.
b) in Darlehen, als:
aa) an die Spar- und Vorschußconsortien des Beamtenvereines per . 315.273 fl. 61 kr.
bb) auf eigene Polizzen per 338.985 „ 48 „
cc) zu Dienstescautionen per 394.042 „ 34 „
dd) auf Werthpapiere per . 33.247 „ 61 „
und
ee) auf Hypotheken per . . 875.121 „ 03 „
1,956.670 „ 07 „
c) in Effecten (und zwar größtentheils in Prioritäten, Pfandbriefen, Grundentlastungsobligationen und Silberrente) per . . . . . 1,650.996 „ 48 „
zusammen per . 4,511.031 fl. 72 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurde für im Jahre 1881 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine der Betrag von 477.545 fl. 28 kr. ausbezahlt.

Das Sterblichkeitsverhältniß war auch im Jahre 1881 ein sehr günstiges und betrug z. B. bei dem vorzugsweise in Betracht kommenden Tarif I. um 71.061 fl. weniger, als nach den Sterblichkeitstabellen erwartet werden durfte. Was die Sterblichkeitsziffer nach dem Versicherungsstande der beiden Reichshälften betrifft, so entfallen von der Gesammtziffer per . . 400.500 fl.

(welche Ziffer die wirklichen Todesfallszahlungen nach Tarif I. constatirt) auf den Versicherungsstand Oesterreichs per 23,249.640 fl. 273.850 fl.
und auf jenen Ungarns per 7,127.912 fl. . . . . 126.650 „
d. h. in Oesterreich 1·18 Percent, in Ungarn 1·78 Percent der schließlichen Versicherungssumme.

In Bezug auf die Krankengeldversicherung ist einfach zu erwähnen, daß Ende 1881 in Kraft standen 146 Versicherungsverträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1.239 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 2.026 fl. 47 kr., daß im Jahre 1881 an Krankengeldern der Betrag von 1.544 fl. 36 kr. bezahlt wurde und der Reservefond dieser Abtheilung 7.452 fl. 71 kr. beträgt.

Auf dem Gebiete der Versicherung von Invaliditätspensionen hat sich im Jahre 1881 die Zahl der Verträge um 3 vermehrt und der Rentenanspruch ist auf 9.115 fl. gewachsen. An Beiträgen zur Bildung von Invaliditätspensionen wurden geleistet 1.729 fl. 99 kr. Der Werth der Rentenansprüche beziffert sich auf 16.973 fl., wogegen das Vermögen dieser Abtheilung 18.925 fl. 52 kr. beträgt.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Das siebzehnte Geschäftsjahr des Vereines war, wie der Bericht der Verwaltung an die letzte Generalversammlung bemerkt, eine Periode der stillen geräuschlosen Arbeit, die sich nach außen hin als eine Epoche der Ruhe — die nicht zu verwechseln ist mit jener des Stillstandes — repräsentirt. Denn es hat sich auch im Jahre 1881 die Geschäftsentwicklung des Beamtenvereines auf dem Consortialgebiete wesentlich gehoben.

So erhöhten sich und zwar bei sämmtlichen Consortien zusammen:

die Antheilseinlagen	von	3,913.118 fl.	auf	4,372.502 fl.
die nichthaftungspflichtigen Spareinlagen	„	742.552 „	„	859.765 „
die aufgenommenen Darlehen	„	341.831 „	„	433.633 „
endlich die Reservefonds	„	176.301 „	„	214.330 „

Das Maximum des Manipulationszinsfußes
betrug . . . . . 12 Percent,
das Minimum desselben betrug . . . . . 6 „
dessen Durchschnitt . . . . . 7·6 Percent.
Das Maximum der Dividende betrug . . . . . 10 Percent,
hingegen das Minimum derselben . . . . . 4 „
deren Durchschnitt . . . . . 6 „

Der Stand der Darlehen speciell aus dem Lebensversicherungsfonde an die Consortien bewegte sich in folgenden Zahlen und zwar:

Darlehensstand am 1. Jänner 1881	262.150 fl. — kr.
Ertheilte Darlehen im Jahre 1881	285.927 „ 21 „
zusammen .	548.077 fl. 21 kr.
Rückgezahlte Darlehen im Jahre 1881	232.803 „ 60 „
Stand am 31. December 1881 .	315.273 fl. 61 kr.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden in 58 Fällen mit 8.689 fl. 12 kr. (im Ganzen) belehnt.

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien wurden an die letzteren von dem Centrale Darlehen im Gesammtbetrage von 2,125.927 fl. ertheilt.

Die Zahl der Consortien belief sich zu Ende des Jahres 1881 ebenso wie Ende 1880 auf 78 Consortien, von welchen das Consortium in Pola im Laufe des Jahres 1881 zufolge Concurrenz und Unzulänglichkeit der Theilnahme in Liquidation getreten ist.

Am 13. Mai 1881 fand der neunte Consortialtag statt, welcher außer den Berichten über die Ergebnisse der Consortialgebarung im Jahre 1880 und die Thätigkeit des Delegirtenausschusses, sowie der Wahl des letzteren sich insbesondere mit der Behandlung der Dubiosen in den Jahresrechnungen, mit der Bedeckung der Regiekosten und mit der handelsgerichtlichen Registrirung der Consortien beschäftigte.

Bezüglich der Behandlung der Dubiosen bei den Consortien wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Es empfiehlt sich, zur Bilanzzeit eine eigene Abschätzung der Ausstände vorzunehmen, und zwar in einer Weise, daß die unzweifelhaft verlorenen Posten definitiv abgeschrieben werden, dagegen die im Sinne des zu behandelnden Gegenstandes als Dubiosa aufzufassenden Vorschüsse auf Conto separato oder Conto sospeso zu übertragen und weiter in Evidenz zu halten sind. Der Ausgleich hätte per Gewinn- und Verlustconto zu geschehen und wären demselben auch eventuell spätere Eingänge gutzubringen. Entschieden zu verpönen ist der Ausgleich per Regieconto, wie er von einzelnen Consortien in Anwendung gebracht wird, nachdem derselbe eine ungerechtfertigte Härte gegenüber den Vorschußnehmern involvirt, welche durch Abzüge diesen Fond zu dotiren und die Verzinsung des Einlagenstandes in einer immerhin beträchtlichen Höhe zu bestreiten haben."

Bezüglich der Bedeckung der Regiekosten eines Consortiums gelangte folgende Resolution zur Annahme:

„Der neunte Consortialtag empfiehlt, die Einhebung abgesonderter Regiebeiträge wo möglich ganz zu unterlassen. Dort, wo die Verhältnisse die Einhebung von Regiebeiträgen nothwendig machen, sollen die Vorschußnehmer zur Tragung der Regiekosten nur theilweise herbeigezogen werden. Es sind insbesondere die Steuern unbedingt und die restlichen Regiekosten zur Hälfte aus dem Erträgnisse zu decken, und es sei der Regiebeitrag nach der bedungenen Rückzahlungsdauer zwischen $^1/_2$ und $1^1/_2$ Percent zu bemessen, im Vorhinein bei der Zuzählung des Darlehens einzuheben und verhältnißmäßig zu restituiren, wenn der Vorschuß vor der bedungenen Zeit zurückgezahlt wird."

Bezüglich der Nachtragsprotokollirungen wurde beschlossen, „den Verwaltungsrath zu ersuchen, sowohl durch einen einschlägigen Artikel in der Beamtenzeitung als auch durch ein Circular die Consortien neuerdings auf die gesetzliche Vorschrift der Registrirung aufmerksam zu machen." An dieser Stelle muß sich damit begnügt werden, auf die große Wichtigkeit der ordentlichen Eintragung der Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrathes in das betreffende gerichtliche Register im Allgemeinen hinzuweisen, da diese Eintragung in erster Linie für die Giltigkeit der von einem Consortium durch seinen Vorstand erworbenen Rechte und eingegangenen Verpflichtungen von großer Bedeutung ist.

In geschäftlicher Beziehung kann aus dem Jahre 1881 nicht unerwähnt bleiben, daß der Verwaltungsrath am 6. September 1881 über Antrag des Directionscomités beschloß, daß versuchsweise allfällige Geldüberschüsse der Consortien vom Centrale in laufende Rechnung übernommen und bis auf Weiteres mit 4 Percent verzinst werden können.

Auf dem Consortialgebiete waren es ferner im Jahre 1881 zwei wichtige Elaborate, welche den Gegenstand eingehender Berathungen, sowohl von Seite des Delegirtenausschusses, als auch des Directionscomités bildeten, und zwar:

1. Der Entwurf einer Musterinstruction für die Gebarung der Consortialvorstände (Directionen), und

2. Eine vom Vorstandsmitgliede des Consortiums Gegenseitigkeit, Herrn Ferdinand Edlen v. Rueber, ausgearbeitete Anleitung zur Buchführung bei den Consortien.

Mit diesen beiden Elaboraten beschäftigte sich auch der zehnte im Jahre 1882 abgehaltene Consortialtag, daher im nächsten Jahresberichte darauf zurückgekommen werden wird.

In den Consortial-Delegirtenausschuß wurden vom neunten Consortialtage nachbenannte Herren aus den beigefügten Consortien gewählt, und zwar:

Wilhelm Beck (Preßburg),
Dr. Ludwig Edler v. Geiter (Erstes Wiener),
Alfred v. Kanovics (Pest),
Theodor Leibenfrost (Wien, Bankbeamte),
Eduard Mack (Wien, Leopoldstadt),
Karl Pupek (Wiener Vororte),
Anton Raubal (Alsergrund),
Dr. Karl Richter (Krems),
Ferdinand Edler v. Rueber (Wien, „Gegenseitigkeit"),
Dr. Leopold Steindler (Wien, „Union"),
Franz Zeidler (Graz),
Dr. Karl Zimmermann (Wien, Landstraße).

Der Consortial-Delegirtenausschuß constituirte sich unter dem statutenmäßig von dem Verwaltungsrathe aus seiner Mitte gewählten Obmanne, dem Herrn k. k. Ministerialrathe Dr. Franz Migerka.

In Gemäßheit der bezüglichen Geschäftsordnung wählte der Ausschuß die Herren Dr. Ludwig Edler v. Geiter und Dr. Leopold Steindler in das ständige Comité des Consortial-Delegirtenausschusses.

Am 13. Mai 1882 fand im großen Saale der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien die siebzehnte ordentliche Generalversammlung des Vereines, und zwar, da der Präsident des Verwaltungsrathes durch Unwohlsein verhindert war, unter dem Vorsitze des ersten Vicepräsidenten, Herrn Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, k. k. Sectionschef, statt, welche sich mit den auf das Jahr 1881 Bezug habenden, von der Vereinsverwaltung gemachten Vorlagen zu beschäftigen hatte.

Es waren in der Versammlung 438 Vereinsmitglieder, welche 2.719 Stimmen vertraten, anwesend. Die Versammlung nahm den Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von demselben vorgelegten Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1881 zur genehmigenden Kenntniß und ertheilte über Antrag des Aufsichtsrathes dem Verwaltungsrathe für das Jahr 1881 das Absolutorium.

Von dem Gebarungsüberschusse per . . . . . 89.672 fl. 63 kr.
verwendete der Verwaltungsrath einen Betrag von 60.000 fl.
zur Dotirung eines neucreirten Reservefondes
für Capitalsanlagen, welcher Fond mit
Zuziehung der Coursgewinnreserve per 31. De-
cember 1880 im Betrage von . . . . . 80.000 „
hiedurch eine Höhe von . . . . . 140.000 fl.
erreicht hat.

Bezüglich des nach Abrechnung obiger . . . . . 60.000 „ — „
verbleibenden Restbetrages vom Gebarungsüberschusse per . 29.672 fl. 63 kr.
wurden die Anträge des Verwaltungsrathes, nämlich:

a) mit einem Betrage von . . . . . 10.000 fl. — kr.
den Unterrichtsfond zu dotiren;
b) dem Pensionsfonde für definitive Ver-
einsbedienstete den Betrag von . . 5.000 „ — „
zuzuwenden, und
c) den Rest per . . . . . 14.672 „ 63 „
dem Super-Reservefond der Lebensversicherungsabtheilung im allgemeinen Fonde zuzuweisen, einstimmig angenommen.

Nach erschöpfter Tagesordnung nahm sodann der Vorsitzende der Generalversammlung Anlaß, an letztere folgende Worte zu richten:

„Geehrte Herren! Nachdem wir nunmehr am Schlusse der Tagesordnung angelangt sind, mögen Sie mir erlauben, noch einige Worte an Sie zu richten.

Ich habe Ihnen Allen nicht nur in meinem Namen, sondern auch im Namen des Verwaltungsrathes den wärmsten und aufrichtigsten Dank auszusprechen für die Art und Weise, in welcher auch die heutige Versammlung wieder verlaufen ist, sowie für die Gesinnungen, welche während derselben aus Ihrer Mitte, meine hochgeehrten Herren, zu Tage getreten sind.

Es sind heute Anregungen gegeben worden, welche gewiß im Sinne einer weiteren Entwicklung des Vereines wohlthätig wirken können. In dieser Beziehung kann ich von meinem Standpunkte insbesondere die von einer Seite ausgesprochenen und mit so viel Lebhaftigkeit vertretenen Wünsche hinsichtlich der ferneren Entwicklung unseres Consortialwesens nur auf das wärmste begrüßen, und ich hoffe, daß gerade diese Anregung unserem Vereine, überhaupt dem ganzen Vorschußwesen, zum Heile und Gedeihen gereichen wird.

Bis eine solche Vereinigung, wie wir es sind, auf festen Füßen steht, hat sie mit sehr harten Schicksalen zu kämpfen und manche unterliegt! *Wir haben mit nichts begonnen*, und das ist eben das werthvolle Moment, welches unserer Association ihre Eigenthümlichkeit und Einzigkeit verleiht. Wir sind mit Muth und Thatkraft an unsere Aufgabe herangetreten ohne irgend welche materielle Mittel — und schauen Sie hin, über welche Mittel wir nun gebieten! Unser Vorschußwesen weist 4,300.000 fl. als effectiv eingezahlte Einlagen aus. Diese 4,300.000 fl. sind ein durch den Verein gewonnener Sparpfennig für die Betheiligten und, wenn der Verein nicht wäre, wären die 4,300.000 fl. eben nicht da.

Man mag über die Thätigkeit unseres Vereines urtheilen wie man will; ein Jeder, der die Verhältnisse kennt und in diesen Sphären gearbeitet hat, weiß sehr gut, was für Wohlthaten seit dem Jahre 1868 bis jetzt durch die Vorschuß-consortien gestiftet worden sind. *Hunderte von Existenzen* sind vor den Wucherern gerettet worden. Der Beamte ist leider, da er — namentlich der kleinere Beamte — keine Sicherheit zu bieten in der Lage ist, in den meisten Fällen dem Wucherer überantwortet, wenn er nicht bei unseren Consortien Hilfe erlangt. Die Herren, welche den Zinsfuß als zu hoch erkennen, mögen also doch auch die Segnungen anerkennen und gelten lassen, welche durch das Vorschuß-wesen geschaffen wurden. Die Entwicklung des letzteren nimmt auch insoferne eine entschieden erfreuliche und glückliche Richtung, als gegenwärtig, während wir anfangs Capital auftreiben mußten, um dem ungeheuren Andrange von Vorschußbegehren gerecht werden zu können, das Umgekehrte der Fall ist. Das Capital ist da und die Zahl der Vorschußwerber ist geringer. Das ist ein nicht zu unterschätzendes Zeichen des Besserwerdens; ich weiß sehr gut, wir sind weit entfernt davon, unsere Zukunft überhaupt gesichert zu haben, aber wir fangen an, bei uns Einkehr zu halten und auf dieser Grundlage *an unsere Zukunft zu denken*.

Was die zweite, die *Lebensversicherungs-Abtheilung* betreffende Aufgabe des Vereines anbelangt, so möchte ich Ihnen dieselbe auf das angelegentlichste an das Herz legen. In dieser, doch nein, nicht in der Lebens-versicherung allein, sondern in dem Versicherungswesen überhaupt — dies ist nach reiflichen Studien in mir zur festen Ueberzeugung geworden — liegt die *einzige Möglichkeit einer theilweisen socialen Heilung unseres Standes*. Man wird sagen, wir sind nicht in der Lage, für uns vorzusorgen. Gewiß, es ist schwer; in dieser Zeit ist es überhaupt für Denjenigen, der aus-schließlich mit seiner geistigen Kraft zu arbeiten hat, sehr schwierig, zu leben; kämpfen muß man! Allein es ist die Möglichkeit geboten, sich vorzusehen, und ich würde nur wünschen, daß die Herren, solange sie jung und allein sind, nicht außer Acht lassen möchten, daß sie alt werden und nicht allein bleiben.

Gerade das Versicherungswesen, wenn es verallgemeinert werden sollte, bietet nach zweifacher Richtung hin eine Hilfe: erstens in allgemein-socialer Hin-sicht eine Sicherung vor dem Anwachsen des geistigen Proletariates, zweitens aber gleichzeitig für die *Familie* wenigstens einen theilweisen Rettungsanker. Wer in der Lage ist, einen großen Kreis von Berufsgenossen übersehen zu können, und in die Lage kommt, in die materiellen Verhältnisse derselben Einsicht nehmen zu müssen, sieht viele traurige Bilder des Elends vor sich. Auch an mich treten, ich kann sagen, fast in jeder Woche solche Fälle heran, wo einzelne

Familien vollkommen subsistenzlos dastehen in dem Momente, in welchem ihnen der Ernährer entzogen worden; und in solchen Augenblicken übermannt mich immer der Gedanke: es wäre doch, wenn auch schwierig, möglich gewesen, wenigstens für den ersten Moment vorzusehen. Und glauben Sie mir, meine hochverehrten Herren, es besteht diese Möglichkeit!

Ich getraue mich es offen und unumwunden auszusprechen: Die heilsamste Methode bestünde darin, die allgemeine, obligatorische Versicherung einzuführen. Dieser Gedanke ist jetzt allerdings noch weit entfernt von seiner Verwirklichung, allein er wird sich entwickeln, er wird Wurzel fassen und sich einleben. Auf diese Weise wird auch dann die Möglichkeit geboten sein, mit den Prämien herabzugehen, es wird die Möglichkeit geboten sein, eine allgemeine Sicherheit zu haben.

Es ist dies allerdings nicht unsere Sache, sondern Sache der Legislative und der Regierung, diese Seite des socialen Lebens zu erfassen, welche gerade für den Beamtenstand von ungeheuerer socialer und politischer Wichtigkeit ist. Bis dahin sollten wir selbst mit unserer ganzen Kraft dahin wirken, daß das Versicherungswesen wenigstens in unseren Kreisen, in den Kreisen des Beamtenstandes zu seinen ausschließlichen Gunsten möglichst weit propagirt werde, und ich kann Ihnen sagen, mit jeder einzelnen Versicherung, die Sie unserem Vereine oder einer anderen Versicherungsgesellschaft zuführen — — ich spreche ja jetzt durchaus nicht im allgemeinen Interesse des Vereines, sondern im Interesse des gesammten Beamtenstandes — haben Sie etwas Gutes gethan. In diesem Sinne bitte ich Sie, nun daheim in Ihren Kreisen zu wirken, und Sie werden in den Millionen, welche die versicherten Summen als für den Todesfall vorgesehene Vorsorge für die Familie ausmachen, den reichlichsten Lohn für sich finden."

Diese mit großem Beifalle von der Versammlung aufgenommene Ansprache des Vorsitzenden berührte eine Frage von hochwichtiger Bedeutung für den Beamtenstand, nämlich die „allgemeine, obligatorische Versicherung" und behält sich der Verfasser vorliegender kurzen chronologischen Skizze bevor, in der nächsten ausführlicheren Besprechung der Entwicklung und Thätigkeit des Beamtenvereines auf diese Frage zurückzukommen.

Wien, im Juni 1882.

Anhang.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geſchäfts-Entwickelung des Erſten allgemeinen Beamten-Vereines der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie in den Jahren 1865 bis incluſive 1881.

   Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. Spar- und Vorſchuß-Conſortien.

   Tabelle II. Verſicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Perſonal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XVII. ordentlichen General-Verſammlung im Jahre 1882.

Geschäfts-Entwickelung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1881.

Tabelle I.

Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. — Spar- und Vorschuß-Consortien.

Allgemeine Angelegenheiten													Spar- und Vorschuß-Consortien							
Vereins-Jahr	Mitglieder	Local-Ausschüsse	Zahl der Vereins-			Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen	Unterrichts-Stipendien		Gebarungs-Ueberschuß	Zahl der		Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen	Vorschüsse			Reservefond
			Bevollmächtigten	Agenten	Aerzte					Zahl	Gulden		Consortien	Theilhaber			Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	
						Gulden									Gulden			Gulden		
1865	5.500	25	54	48	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297	7	335	2.630	.	132	.	.	.
1866	7.600	40	74	86	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061	16	958	23.947	.	647	32.445	.	.
1867	9.150	39	69	229	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258	22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375	25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	3.206
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2.403	.	7	95	22.002	30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051	37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232
1871	21.156	69	88	669	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255	46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
1872	27.927	87	86	803	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997	63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
1873	34.430	101	88	1.018	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	613	19.791	74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
1874	39.581	104	91	1.021	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	719	24.176	73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
1875	45.193	110	96	1.137	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	820	13.887	83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
1876	50.107	115	96	1.142	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.912	82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2 670.417	3,604.006	81.692
1877	53.732	109	96	1.189	650	82.982	222.985	21.311	3.033	49	1.386	13.580	81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
1878	56.737	109	1.335		683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064	81	20.757	3,085.882	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112
1879	60.403	106	1.108		850	91.344	242.068	25.313	4.418	56	1.712	74.265	79	21.763	3,476.316	159.100	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032
1880	64.030	105	896		1.126	91.408	309.825	27.943	4.789	62	1.795	10.224	78	23.216	3,913.118	188.877	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
1881	67.478	105	1.152		1.245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673	78	24.743	4,372.502	299.323	14.228	3,898.690	5.785.274	214.330
Summe	.		.	.	.	.	.	.	41.022	423	13.688		.	.	.	2,149.226	127.551	27,715.172	.	.

Tabelle II.

Versicherungs-Abtheilung. — Cautions-Darlehen.

Vereins-Jahr	Lebens-Versicherung: In Kraft stehende Verträge	Versichert an: Capital	Versichert an: Rente	Prämien-Einnahme nach Abzug der Rückdeckungen	Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risco	Special-Reserve im allgemeinen Fonde	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Zahl der Verträge	Versichert wurden an: Capital	Versichert wurden an: Witwen-Rente	Eingenommene Kriegs-Prämie (Kriegs-Prämien-Reserve)	Krankengeld-Versicherung: Zahl der Verträge	Versichertes wöchentliches Krankengeld	Prämien-Einnahme	Ausbezahlte Krankengelder	Prämien-Reserve	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Zahl der Theilhaber	Erworbener Renten-Anspruch	Werth dieses Anspruches	Vermögen der Abtheilung	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Betrag	Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres	Gewährleistungs-Fond: Voller Stand	Gewährleistungs-Fond: Abschreibung
		Gulden							Gulden				Gulden					Gulden				Gulden			
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.	.	.	.	.	54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061	.	.	.	.	63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319	.	.	.	.	62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108	.	.	.	.	75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182	.	.	.	.	105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174	.	.	.	.	155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	282	341	352	.	.	.	.	.
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900	.	.	.	.	183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
1873	21.113	18,811.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857	.	.	.	.	200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,239.521	39.226	93	100.300	700	1.041	181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403	577	498.000	1.700	6.007	186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
1876	27.774	25.901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526	880	716 000	3.200	13.268	178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499	1.051	946.420	2.550	20.847	160	1.461	2.239	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765	1.206	1,077.670	2.650	34.117	155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	61.813	1.179	1,031.870	2.350	32.014	161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	71.254	1.189	1,017.970	1.950	34.633	152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
1881	36.489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	76.479	1.325	1,133.070	1.650	37.593	146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
Summe.	.	.	.	.	3,295.557	.	.	.	.	.	.	.	.	.	17.008	.	.	.	.	.	1.533	612.472	.	.	.

Tabelle III.

Personal-Stand der Centralleitung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XVII. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1882.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Karl Friedrich Fellmann** Ritter von **Rorwill,** Ritter des Ordens der eisernen Krone und anderer hoher Orden, emeritirter General-Secretär der a. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn ꝛc. ꝛc

Vice-Präsidenten:

Herr **Johann** Freiherr **Falke** von **Lilienstein,** Sections-Chef im k. u. k. Ministerium des Aeußern, Ritter des St. Stephans-Ordens ꝛc. ꝛc.

„ **Leopold** Ritter von **Cramer,** General-Advocat beim k. k. Obersten Gerichtshofe, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Adolf Pitner,** Hofrath bei der k. k. niederösterr. Statthalterei ꝛc.

Verwaltungsräthe:

Herr **Anton Aichinger,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

„ Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums in Sechshaus.

„ **Karl Bertele** von **Grenadenberg,** k. k. Militär-Ober-Rechnungsrath, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Obmann des I. Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums.

„ **Karl Bringmann,** Director der Bau-Gesellschaft des Beamten-Vereines.

„ **Emanuel Ad. Eichler,** niederösterr. Landes-Hilfsämter-Director.

„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporz,** Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ **Josef Eugenmos,** Hofrath beim k. k. Obersten Gerichtshofe.

„ **Karl Anton Haas,** k. k. Rechnungs-Revident im Finanz-Ministerium.

„ **Andreas Hofmann** von **Aspernburg,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft, Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.

„ **Karl Huber,** k. k. Hofrath und Finanz-Landes-Director.

„ **Julius Kaan,** k. k. Regierungsrath und Leiter des versicherungstechnischen Bureau im k. k. Ministerium des Innern, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Franz Joseph-Ordens.

„ Dr. **Dom. Kolbe,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

„ **Franz Kopetzky,** Bürgerschuldirector, Obmann des Consortiums „Landstraße" (Wien).

„ **Josef M. Lachner,** Beamter der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

„ **Eduard Mack,** k. k. Realschul-Professor und Obmann des Consortiums „Leopoldstadt" (Wien).

Herr Dr. **Leop. Fl. Meißner**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums Währing.
„ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium, Ritter hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
„ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums Wieden (Wien).
„ **Mathias** Freiherr von **Rotky**, k. k. Ministerialrath im Ministerium des Innern, Ritter der eisernen Krone II. Classe, des Leopold- und Franz Joseph-Ordens.
„ **Johann Sacher**, Lehrer am Wiener Pädagogium.
„ **Hermann Schmidt**, Vorstand des commerciellen Bureau der ausschl. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Vereines der Nordbahn-Bediensteten, Ritter hoher Orden.
„ **Alexander Schramm**, k. k. Rechnungsrevident im Ackerbau-Ministerium.
„ **Eduard Schnöcker**, k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
„ **Friedrich Sey**, Ober-Ingenieur der k. k. Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund" (Wien).
„ **Karl Werner**, Central-Inspector der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Karl Zimmermann**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

Directions-Comité:

Herr **Karl Bertele von Grenadenberg.**
„ **Emanuel Ad. Eichler.**
„ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
„ Dr. **Dom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
„ **Karl Werner.**

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Ferdinand** Ritter von **Harnach**, Centralbuchhalter der k. k. priv. Ostrau-Friedländer Eisenbahn.
„ **Carl Hermann**, k. k. Hofrath in Pension.
„ **Josef Stiasny**, Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Karl Mazal**, General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler**, Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

Chef-Arzt:

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**

Anzeigen
empfehlenswerther Firmen.

Verlag von Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. 3 fl. = 6 Mk.

Groß, Ferd., Heut' und Gestern. Geschichten und Skizzen. 2 fl. = 4 Mk.

— — Aus der Bücherei. Vorträge und Studien. 2 fl. 50 kr. = 4 Mk.

Kulke, Ed., Erinnerungen an Friedrich Hebbel. 80 kr. = 1 Mk. 60 Pfg.

Laban, Ferd., Auf der Haimburg. Eine Dichtung. 50 kr. = 1 Mk.

Monte, Ambros del (Baron Marović) Gedichte. 1 fl. 50 kr. = 3 Mk.

Raimund, Ferd., sämmtliche Werke. Herausg. von Glossy und Sauer. 3 Bde. 6 fl. = 12 Mk. — Leinwandband 7 fl. 50 kr. = 15 Mk.

Reichel, Eugen, Zehn Jahre. Dichtungen. 3 fl. = 6 Mk.

Stetten, Moriz Freiherr von, Gedichte. 1 fl. 50 kr. = 3 Mk.

Stummer von Tavarnok, Amalie, Eine kleine Geschichte. 80 kr. = 1 Mk. 60 Pfg.

— — Ereignißvolle 24 Stunden und Eine Erzählung. 80 kr. = 1 Mk. 60 Pfg.

Von Fall zu Fall. Kegelchronica 1881. Originelles Prachtwerk in 4°. 36 Blätter. 7 fl. 50 kr. = 15 Mk.

Wassersburger, L., Dichtungen. 2 fl. = 4 Mk.

— — Ein versenktes Eden. Romantische Erzählung aus Adelsberg. 1 fl. 20 kr. = 2 Mk. 40 Pfg.

Wodiczka, Victor, Stürme im Frühling. Novelle. 80 kr. = 1 Mk. 60 Pfg.

VIII. Jahrgang. **1883.**

Pränumerations-Einladung

auf

„Die Heimat."

Illustrirtes Familienblatt.

Herausgeber: Ludwig Anzengruber, Redacteur: Josef Rank.

Erscheint wöchentlich einmal 2 — 2½ Bogen stark, mit zahlreichen Original-Illustrationen.

Auch in 26 Heften à 4—5 Bogen stark.

Dieses Familienblatt zählt anerkannt zu den besten Erscheinungen dieser Art und bietet durch das Zusammenwirken hervorragender Autoren des In- und Auslandes einen reichen Schatz von Belehrung und Unterhaltung, dem sich eine große Anzahl vorzüglicher Illustrationen anschließen.

Dabei ist der Preis der „Heimat" nur 20 kr. (35 Pfg.) pro Heft — 1 fl. 20 kr. (2 Mark) vierteljährig. Mit directer Postversendung nach auswärts 1 fl. 45 kr.

Pränumerationen auf die „Heimat" nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt, ebenso die gefertigte Expedition entgegen.

Verlags-Expedition der „Heimat",
Wien, I., Seilerstätte 1. (Leipzig, Franz Wagner, Königsstraße 3.)

Carl Geyling's Erben

Wien, VI., Windmühlgasse Nr. 22, gegründet 1841.

Etablissement

für kirchliche und profane Glasmalerei jeder Art und Stylrichtung.

Auszeichnungen:

1867. Paris, *Ehrendiplom.*

1870. Graz, *goldene Medaille.*

1873. Wien, *Medaille pro literis et artibus.*

1879. Teplitz, *goldene Medaille.*

1880. Wien, *goldene Medaille.*

1880. Teschen, *goldene Medaille.*

1881. Eger, *goldene Medaille.*

1881. Paris, *goldene Medaille etc. etc.*

Vinc. Liebl & Sohn

Weingärtenbesitzer und Weingroßhändler,

Retz und Wien.

Niederlage in Wien, I., Jasomirgottstraße Nr. 7.

Firma-Bestand seit 1800.

Für Fest-Geschenke

empfehlen wir diverse gute Weinsorten und **Champagner** in nett adjustirten Körben je nach Größe und Qualität von fl. 3 bis fl. 25 ö. W. Fertig gepackte Körbchen stehen im Verkaufslocale in **Wien, I.,**

Jasomirgottstraße 7 zur geneigten Auswahl bereit. Besonders offeriren wir **Retzer Weiß- u. Rothweine Eigenbau** von fl. —.40 bis fl. 1.20 per Flasche.

Preis-Courante auf Verlangen gratis und franco.

Niederlage der k.k. landesprtv. Fabriken

VON

AUG. TSCHINKEL SÖHNE

Wien. Schwarzenbergstrasse 8.

k. k. Hof-Lieferanten.

Deckert & Homolka

Telegraphen-, Telephon-

und

Blitzableiter-Bau-Anstalt

Wien,

I., Kärntnerstraße 46, IV., Favoritenstraße Nr. 34,

Prag,

Altstadt, kleine Karlsgasse 48 (neu),

empfehlen ihre solidest und vorzüglich hergestellten Fabrikate, insbesondere neueste bisher unübertroffene **Telephone, Telegraphen-Apparate, Apparate** für **Elektrotherapie, physikalische Apparate,** neueste **kleine Dynamo-Maschinchen** für Handbetrieb, **Accumulatoren** für **elektrische Beleuchtung, Incandescence-** (elektrische Glühlicht)- **Lampen,** und übernehmen die Ausführung von **Telegraphen-, Telephon- und Blitzableiter-Leitungen** billigst unter Garantie für solide sachgemäße Leistung.

Illustrirte Preis-Kataloge gratis.

Jos. Lehmann & Co. in Brünn.

Droguen-, Chemikalien- und Material-Handlung

„zum schwarzen Hund."

Größtes Special-Etablissement dieser Branche.

Prämiirt in Paris mit 2 Medaillen.

Empfehlen dem P. T. Publicum, Fabriken, Landwirthen, Gewerbetreibenden jeder Art ꝛc. ein reich assortirtes Lager aller einschlägigen Producte.

Artikel für die Toilette und Körperpflege.

Seifen:
Cocos-, Glycerin-, Mandel-, Blumen- und feine Toilette-Seifen.

Parfums
in eleganten Flacons und zugewogen.

Cosmetiques,
Pomaden u. Haaröle, Eau de Cologne, Haarfärbe- und Waschwässer.

Zahnpulver, Zahnpasta,
Mundwasser ꝛc. und alle bewährten Specialitäten d. cosmetischen Chemie.

Diätetische Präparate,
Speise-Pulver, Magensalz, Biliner Pastillen, Malzextract, Seidlitzpulver, Leberthran, Lebens-Essenz, Malzbonbons, Moozelteln, Franzbranntwein, Fluid, Eichtpapier u. s. w.

Toilette- und Badeschwämme
in großer Auswahl.

Kinder-Nähr-Mittel:
Condensirte Milch, Nestle's Kindermehl, Fleisch-Extract, Eichelkaffee, Cacao-Pulver, Löfflund's Nahrung, Maizena, Arrowroot ꝛc. und viele andere bewährte Präparate.

Artikel für den Consum und die Hauswirthschaft.

Kaffee, Thee,
feine Liqueure, Rum, Chocolade, Aixer- und Tafel-Oel, Gelatine, Weinessig und diverse Consum-Artikel in feinsten Sorten.

Englische und deutsche
Reisstärke,
Weizen-Stärke, Haus-Seife, Soda, Stärkeglanz, Waschkrystall.

Petroleum, Rüböl,
Ligroine, Gasolin, Milykerzen, Nachtlichter, schwed. Zündhölzchen.

Putz- und Fleckmittel:
Prager Putzstein, Schmirgel, Trippel, Benzin, Aether, Brillantine, Pferde-Schwämme, Wagen-Schwämme und Fenster-Schwämme ꝛc.

Gegen Angezieser:
Mottengeist, Insectenpulver, Wanzentinctur, Fliegenpapier ꝛc.

Einlaß-Wachs
für Fußböden und Parquetten, Fußboden-Politur, Lackfarbe, Wichse, Leim, Satinober, Gummi ꝛc.

Artikel für gewerbliche Zwecke, chem.-tech. u. Bergwerks-Prod.

Desinfections-Mittel:
Carbolsäure, Carbolpulver, Chlorkalk, Naphtalin ꝛc.

En gros und en detail. — Täglicher Versandt überallhin.

WILHELM RINESZ

OPTIKER

WIEN

STADT

Rothenthurmstrasse

№ 14.

Reparaturen

werden je nach Beschaffenheit gleich, oder möglichst rasch und auch billigst ausgeführt.

Reichhaltiges

Lager

in allen optischen und darin einschlagenden Artikeln zu billigst festgesetzten Preisen.

Fabrik für Meidinger-Oefen und Hausgeräthe

H. Heim,

Wien, Ober-Döbling, Währingergasse 12.

Niederlage: Wien, I., Kärntnerstraße 42. — **Filiale:** Budapest, Thonethof.

Ehrendiplom
der Special-Ausstellung.
Kassel, 1877.

Silberne Medaille.
Wels, 1878.

Staats-Medaille.
St. Pölten, 1880.

Fortschritts-Medaille
der Wiener Weltausstellung
1873.

Goldene Medaille.
Sechshaus bei Wien, 1877.

Silberne Medaille.
Teplitz, 1879.

Goldene Medaille.
Wien, 1880.

Regulir-, Füll- und Ventilations-Oefen.

Besondere Vorzüge:

Große rasche Heizkraft bei geringer Ofengröße. Vollständigste und einfachste Regulirbarkeit der Verbrennung. Beliebig lange Dauer des Feuers. Höchst einfache Bedienung und Wegfall alles Putzens. Beseitigung der lästigen strahlenden Wärme. Billigste Heizung und lange Dauer des Ofens. Gute Lüftung bei Anwendung des Ventilationsrohres.

Wir machen speciell aufmerksam auf:

1. Unsere nach dem patentirten Schmelzpatina-Verfahren des Herrn Regierungsrathes **Franz Kosch** in verschiedenen Farben mit Gold und Silber reich decorirten **Salon-Oefen.**
   Diese Farben sind bei Glühhitze eingebrannt, daher durch die Heizung nicht veränderlich.
2. **Zimmer-** und **Salon-Oefen** in **geschmackvoller** Ausführung zur unabhängigen Beheizung von **zwei** bis **vier** Wohnungsräumen durch **einen** Ofen.
3. **Centrak-Luftheizungen für ganze Gebäude.**

MEIDINGER-OFEN
H. HEIM

Diese Schutzmarke ist auf der Innenseite der Ofenthüren eingegossen.

Prospecte und Preislisten gratis und franco.

V. Mayer's Söhne

k. k. Hof- und Kammerjuweliere,

Pretiosen-Schatzmeister des k. k. Oberst-Hofmarschall-Amtes

Ordenslieferanten.

Specialität in Orden aller Länder.

Gold- und Silberwaaren-Fabriks-Niederlage,

Wien, Stock-im-Eisenplatz 7.

Theyer u. Hardtmuth's

Neuheiten in Briefpapier und Couverts.

Saison 1882 – 1883.

Briefpapiere und Couverts:

Nr.	527.	Plastische Kinderfiguren,	1	Carton	25	Bfe. 25	Couv. fl. 2. —
„	539.	Katzenköpfe,	1	„	25	„ 25	„ „ 2.20
„	486.	Hundeköpfe,	1	„	25	„ 25	„ „ 2.30
„	538.	Lieblingsblumen,	1	„	25	„ 25	„ „ 1.50

Correspondenzbillets und Couverts:

Nr.	277.	Plastische Kinderfiguren,	1	Carton	25	Ktn. 25	Couv. fl. 1.50
„	1202.	Lieblingsblumen,	1	„	25	„ 25	„ „ 1.20
„	1209.	Weiße Karten mit Goldfacettenschnitt,	1	„	25	„ 25	„ „—.90
„	281.	Weiße Karten mit Emblemen,	1	„	25	„ 25	„ „ 1.20

Philipp Haas & Söhne

Wien

Kaiserl. Königl.

Hoflieferanten, Möbelstoff- und Teppichfabrikanten,

Waarenhaus:

Stadt, Stock-im-Eisenplatz,

empfehlen ihr großes Lager in **Möbelstoffen, Teppichen, Tisch-, Bett-** und **Flanelldecken, Laufteppichen** in **Wolle, Bast** und **Jute, weißen Vorhängen** und **Tapeten,**

sowie das große Lager von

Orientalischen Teppichen und Specialitäten.

Filial-Niederlagen:

Budapest, Giselaplatz (eigenes Waarenhaus).
Prag, Graben (eigenes Waarenhaus).
Mailand, Domplatz (eigenes Waarenhaus).
Neapel, via Roma.
Genua, via Roma.
Graz, Herrengasse.
Bukarest, Callea Victoriae.
Lemberg, Ulicy Jagiellonskiej.

Fabriken:

Wien, VI., Stumpergasse.
Ebergassing in Niederösterreich.
Mitterndorf in Niederösterreich.
Hlinsko, Böhmen.
Bradford, England.
Lissone, Italien.

Harmonium-Fabrik

von

PETER TITZ NACHFOLGER

Teofil Kotykiewicz

Wien,

V. Bezirk, Margarethenstraße 61.

Lager

von

Harmoniums

in

allen Größen.

Preis-Courante gratis und franco.

Prämiirt auf den bedeutendsten Ausstellungen mit den ersten Preisen.

Richard Ludwig

Möbelfabrik und Kunsttischlerei,

Wien,

VI., Hofmühlgasse 4, nächst der Pilgrambrücke.

Reich assortirtes Lager

von

Schlaf-, Speise-, Herrenzimmer- und Salon-Möbeln

in allen modernen und antiken Stylarten; übernimmt auch ganze Möblirungen.

L. Bösendorfer

k. k.

Hof- & Kammer-Klaviermacher

Wien.

Wilhelm Berkan

Tapetenfabrikant,

Niederlage: Stadt, Kärntnerring Nr. 4,
Fabrik: Meidling, Johannesgasse Nr. 11,

empfiehlt sein großes Lager von **Tapeten, Fensterrouleaux, Jalousien** und **plastischen Decorationsgegenständen** den Herren Architekten, Baumeistern, Hôtel- und Hausbesitzern 2c.

Uebernimmt die Decorirung von Bauten, Palais, Zins- und Landhäusern, Hôtels, überhaupt aller öffentlichen Locale und sichert die prompteste und reellste Bedienung.

Ausgezeichnet durch Anerkennungsschreiben des k. k. Justizministeriums 2c.

Größtes Lager von den feinsten bis zu den billigsten Tapeten aus eigener, sowie auch aus französischen und deutschen Fabriken.

Ueberschläge und Zeichnungen gratis.

Gegründet **1846.**

Kölbl & Threm

k. k. Hof- Vergolder.

Wien, VI. Bezirk, Mariahilf, Kaunitzgasse Nr. 4a.

Großes Lager
von
Bilderrahmen, Spiegel- und Kunstindustriegegenständen etc. etc.
und von
Zimmer-Decorationen.

Vielfach prämiirt. Firma war Weltausstellung 1873 Juror.

Die Erzeugnisse der Nähmaschinen-Fabrik vormals

Frister & Roßmann, Actien-Gesellschaft, Berlin,

sind die vorzüglichsten, welche überhaupt existiren.

Die beiden Haupt-Specialitäten sind:

I. Für Hausgebrauch und Kleider-Confection:

Frister & Roßmann's

Schiffchen-Nähmaschinen

verbesserten Singer-Systems, welche die Original-Singer-Nähmaschinen der Singer Manufacturing Company in New-York in jeder Beziehung, sowohl was Material, Construction und Leistungsfähigkeit betrifft, als auch an Eleganz der Ausstattung weitaus überragen.

II. Für Wäsche-Fabrikation:

Frister & Roßmann's

rühmlichst bekannte Greifer-Maschinen

verbesserten Wheeler- & Wilson- Systems.

Nur mit der Fabriksmarke versehene Maschinen sind echt.

Verkauf auch auf Raten. — Illustrirte Preiscourante gratis und franco.

Alleiniges Depot der Nähmaschinen-Fabrik vormals

Frister & Roßmann, Actiengesellschaft, Berlin.

F. L. Herrmann,

Wien, I., Opernring 7, Ecke der Operngasse.

Ausgezeichnet in London, Paris, Wien, Philadelphia, Moskau, München, Linz, Graz ꝛc. mit 30 Medaillen und Ehrendiplomen; in London 1870 mit dem silbernen Kreuze am blauen Bande, in Wien 1873 mit der Fortschrittsmedaille (Gruppe V, Section 5, höchste Auszeichnung), dem Ehrendiplome (Gruppe II, Collectivausstellung, höchste Auszeichnung) und dem goldenen Verdienstkreuze (mit und ohne Krone) Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I.

Joh. Blazincic & Söhne

k. k. Hof-Lieferanten,

k. k. österr. und königl. ungar. ausschl. priv.

Schnür- und Posamentier-Waaren-Fabrikanten

sowie

Uniform-Sorten-Lieferanten

für die k. k. Armee, Sr. Majestät Kriegsmarine und den souverainen deutschen Ritter-Orden,

Fabrik:
Neubau, Kirchberggasse 21
im eigenen Hause.
Gegründet 1845.

in Wien

Niederlage und Comptoir:
Neubau, Stiftgasse 31
„zum Magnaten."

empfehlen sich mit allen Gattungen

Gold-, Silber- u. Seiden-Posamentier-Waaren, Stickereien und Uniform-Sorten

für

Generale, Officiere, Minister, Geheimräthe, Kämmerer, Truchsessen, Ordensritter, ungar. Magnaten, Consule und das diplomatische Corps; für Hof-, Staats-, Militär-, Marine-, Montan-, Eisenbahn-, Oekonomie-, Forst- und Privat-Beamte;

für

Kirchen aller Confessionen; für Bürger-Corps, Veteranen-, Feuerwehr-, Turn- und Gesang-Vereine, sowie für Livréen ꝛc. ꝛc.

Preislisten gratis und franco.

k. k. priv.

Maschinen-, Pumpen-, Spritzen- und Feuerlöschgeräthe-Fabrik

Fr. Kernreuter

Wien, Hernals, Hauptstraße 117,

Lieferung unter Garantie.

Lieferung unter Garantie.

erzeugt alle Arten von zwei- und vierrädrigen Spritzen. Specialität: Landfahr- und Gebirgsspritzen, Abprotzspritzen, Karrenspritzen, Hydrophore, complet eingerichtete Löschrains mit Wasserwagen und Spritze, separate Wasserwägen mit Metallschieberhähnen, ferner Garten-, Haus- und Magazinsspritzen, Pumpen und Spritzen für Oekonomien, Brauereien, Pumpen für Spiritus, Oel, Petroleum, Wein, Bier, Dickmaische ꝛc. Brunnenschöpfwerke für jede Tiefe und Wasserlieferung mit patentirter Einrichtung, bei welchen im Falle vorkommender Reparaturen weder die Röhren ausgezogen werden, noch der Ständer abmontirt wird.

Sämmtliche Pumpen und Spritzen werden in solidester Art und Weise, mit den nie versagenden Kugelventilen ausgeführt.

Die Fabrik übernimmt die complete Einrichtung von Feuerwehren, als: Lieferung von Gurten, Helmen, Beilen, Carabinern ꝛc. zu den billigsten Preisen und in schönster Ausführung.

Die Fabrik erzeugt auch alle Arten von Werkzeugen in solidester, bester Ausführung zu billigsten Preisen.

Preis-Courants gratis und franco.

Auszeichnungen: 50 goldene und silberne Ehren-Medaillen, Ehren-Diplome. Wiener Weltausstellung 1873: Fortschritts-Medaille, 1882: goldene Medaille I. Classe der europäisch-wissenschaftlichen Gesellschaft in Paris, Ehren-Diplom, London 1869 etc.

K. k. priv.

Milly-Kerzen-, Seifen- und Glycerin-Fabrik

von

F. A. Sarg's Sohn & Comp.

Liesing bei Wien.

Comptoir: Wien, IV., Schwindgasse 7.
Haupt-Niederlage: Wien, I., Neuer Markt 2.

Milly-Kerzen.
Stearin-
Weihnachts-Kerzchen.

Stella-Kerzen.
Paraffin-
Milly- und Kernseife.

Glycerin.

Glycerin-Toiletteartikel:

Toilette-Glycerin,
Flüssige Glycerinseife.
Honig-Glycerinseife.
Toilette-Carbol-Glycerinseife.

Glycerin-Crême.
Transparente
Glycerinseife.
Medicinal-Carbol-Glycerinseife.

Sanitas-Glycerin-Seife.

Chinin-Glycerin-Pomade.

Sanitas und Sanitas-Präparate

das neue antiseptische, desinficirende und hygienische Mittel.

Erfolgreich angewendet bei Diphtheritis, Scharlach, Blattern, Masern
2c. 2c.

Zu haben in allen Verkaufs-Magazinen.

K. K. priv.

Allgemeine Assecuranz in Triest

(Assicurazioni Generali).

Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport-, Hagel- und Glasbruchschäden

und

für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.

Errichtet im Jahre 1831.

Grundcapital und Garantiefonds 28 Millionen Gulden.

General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft,

Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.

Die Gesellschaft versichert:

a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:
b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten;
c) gegen Hagelschäden bei Bodenerzeugnissen;
d) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.

Geleistete Entschädigungen:

Im Jahre 1881 7,646.628 fl. 11 kr. in 29.049 Schadenposten.
Seit dem Bestehen der Gesellschaft 150,987.942 fl. in 455.667 Schadenposten.

Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1881 aus:

5,250.000 fl.	— kr.	Grundcapital;
2,840.036 „	94 „	Gewinnst- und sonst verfügbaren Reserven;
407.145 „	65 „	Immobilien-Reserve;
561.346 „	22 „	Reserve für Coursschwankungen der Werthpapiere;
17,508.375 „	03 „	baren Reserven für schwebende Risken;
927.725 „	96 „	Schaden-Reserven;
519.807 „	58 „	Gewinnantheilen der Lebensversicherten;
28,014.437 fl.	38 kr.	

und waren dieselben am 31. December 1881 folgendermaßen angelegt:

1. Grundeigenthum und Hypotheken	10,859.881 fl.	39 kr.
2. Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen	1,830.421 „	24 „
3. Darlehen auf hinterlegte Staatspapiere	299.345 „	27 „
4. Werthpapiere	8,237.321 „	50 „
5. Wechsel im Portefeuille	640.487 „	80 „
6. Conti correnti	502.025 „	04 „
7. Debitoren für verschiedene Titel nach Abzug der Creditoren	117.827 „	76 „
8. Bar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken	1,852.127 „	38 „
9. Garantirte Schuldscheine der Actionäre	3,675.000 „	— „
	28,014.437 fl.	38 kr.

A. Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien aus der Feuerbranche 15,481.256 fl. 03 kr.

B. Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1881 auf 65,607.654 fl. 63 kr. Capital und 211.227 fl. Rente.

Die Actien-Gesellschaft

für Bereitung

conservirter Früchte und Gemüse,

vormals **Jos. Ringler's Söhne**, k. k. Hoflieferanten,

Bozen (Süd-Tirol)

liefert in vorzüglicher Qualität und zu billigen Preisen

Dunstfrüchte in reicher Auswahl, **Gemischte Früchte** in Zucker, Senf, Essig, Cognac, Kirschwasser, Rum, Slivovitz und in Weinbranntwein, **Marmeladen, Fruchtsäfte, Fruchtmark** ohne Zucker, zur Bereitung von Gefrornem, **Frucht-Gelées, succatirte** und **candirte Früchte** (fruits glacés und candis), **Gemüse in Wasser** (Erbsen, Bohnen, Spargel 2c.), **Gemüse in Essig** (Mixed-Picles, Perlzwiebel, Gurken, Peperoni 2c.), **Fleischconserven.**

Unsere **Frucht-Conserven** zeichnen sich besonders durch ihren feinen aromatischen Geschmack aus, welcher seine Begründung, abgesehen von der Sorgfalt, mit welcher dieselben hergestellt werden, in der bekanntlich unübertroffenen Feinheit des **Kozner Obstes**, welches hiezu verwendet wird, findet.

Die **Gemüse-Conserven**, welche im Winter und Frühjahr das fehlende frische Gemüse vollkommen ersetzen, werden nach einer Methode erzeugt, welche ihnen den natürlichen Geschmack vollständig erhält und steht der Preis derselben in keinem Verhältniß zu der Annehmlichkeit, jederzeit frisches Gemüse zu haben.

Die **Fleisch-Conserven** endlich haben sich namentlich in Touristenkreisen rasch Eingang verschafft und sind dort von unschätzbarem Werthe, wo warme Speisen schwer oder gar nicht erhältlich sind. Dieselben empfehlen sich daher für Touristen, Militärs und Jäger, welche öfter Gelegenheit haben, in unwirthbare Gegenden zu kommen.

Preiscourante gratis und franco.

„Azienda“

österreichisch-französische

Lebens- und Renten-Versicherungs-Gesellschaft,

mit einem Actiencapitale von

Zwei Millionen 400.000 Goldgulden

(wovon 40% baar eingezahlt)

concessionirt mittelst Decret des hohen k. k. Ministeriums des Innern ddo. 21. April 1882 (Zahl 3961).

Gesellschaftsbureau

in Wien, I., Wipplingerstraße 43 und Hohenstaufengasse 10.

Direction:

Dr. J. Klang, Director.

Dr. Adolf Wolff, Director-Stellvertreter.

Die Gesellschaft leistet Versicherungen auf das Leben des Menschen in allen üblichen Combinationen, als:

Versicherungen auf das Ableben, Erlebens-Versicherungen und Renten-Versicherungen zu billigen Prämien und unter den coulantesten Bedingungen.

Die Gesellschaft errichtet wechselseitige Ueberlebens-Associationen mit garantirtem Minimal-Ergebniß und 85% Gewinnantheil, verbunden mit Gegen- und Zeichner-Versicherungen.

„Azienda“

österreichisch-französische

Elementar- und Unfall-Versicherungs-Gesellschaft,

mit einem Actiencapitale von

Zwei Millionen 400.000 Goldgulden

(wovon 40% baar eingezahlt)

concessionirt mittelst Decret des hohen k. k. Ministeriums des Innern ddo. 21. April 1882 (Zahl 5765).

Gesellschaftsbureau

in Wien, I., Wipplingerstraße 43 und Hohenstaufengasse 10.

Direction:

W. Zerenchich, Director-Stellvertreter.

Denis Sienkiewicz, Director.

Heinrich Maneles, General-Secretär.

Die Gesellschaft übernimmt Versicherungen:

1. gegen Feuerschäden, entstanden durch Blitzschlag, Explosion und andere Ursachen,
2. gegen Hagelschäden,
3. gegen Schäden während des Transportes zu Wasser und zu Land,
4. gegen Unfälle aller Art.

ALOIS OPPENHEIMER

Optiker und Mechaniker,

Wien, I., Kärntnerstraße Nr. 53,

vis-à-vis der k. k. Hofoper,

empfiehlt sein reichhaltiges Lager aller Arten **optischer und mechanischer Apparate und Instrumente, Specialität** in feinen **achromatischen Opernguckgläsern** aller existirenden Größen und Formen. Schwarz 5 — 15 fl., Elfenbein 10 — 20 fl., Perlmutter 18 — 30 fl., Aluminium, das leichteste Edelmetall, 25 — 70 fl. Vorzügliche **Touristen-** und **Armee-Feldstecher** incl. feldmäßigem Etui sammt Riemen 10 — 30 fl., **Artillerie-Feldstecher** mit 3 Ocularverwechslungen und Boussole 35 — 40 fl., **Metallbarometer** (Aneroid) Reiseform, sowie in geschnitzten Holzrahmen mit Milchglasthermometer oder anderen feinen Montirungen 6 — 30 fl., **Höhenmeßbarometer** in Taschenform mit Boussole und Thermometer von 17 — 35 fl., **Zimmerthermometer** von 50 kr. bis 3 fl., **Fensterthermometer** von 1 fl. 50 kr. — 3 fl., **Reißzeuge** von 1 — 30 fl., **Mikroskope** von 6 — 50 fl. Bestanerkannte **Brillen** und **Zwicker** (Pincenez) mit den reinsten Krystallgläsern in Horn gefaßt 1 fl. — 1 fl. 50 kr., Stahl 1 fl. 50 kr. — 2 fl., Silber, Nickel und Schildkröt 3 — 4 fl., Aluminiumgold 3 fl. 50 kr. — 5 fl., Gold 6 fl. 50 kr. — 20 fl. Ferner **Hygrometer, Inductionsapparate, Boussolen, Sonnenuhren, Winkeltrommeln, Meßbänder, Maßstäbe, Metronome, Kaleidoskope, Loupen, Fernrohre, Jagdstecher, Distanzmesser, Stereoskopen, Laterna magicas, Nebelbilder-Apparate, Wundercameras, Mineralien** und **imitirte Edelstein-Sammlungen,** sowie größte Auswahl von **Fotografien** aller Größen zu billigst festgesetzten Preisen. — Briefliche Aufträge werden sofort mittelst Postnachnahme **effectuirt. Nicht Passendes umgetauscht.**

Die P. T. Mitglieder des Beamtenvereines erhalten 10% Rabatt.

J. Purgleitner's

Apotheke „zum Hirschen"

10 Sporgasse **Graz** Sporgasse 10.

Hauptdepot

und Erzeugung des seit 30 Jahren berühmten

steierischen Kräutersaftes.

Homöopathische Apotheke seit 40 Jahren.

Großes Lager in- und ausländischer

pharmaceutischer und hygienischer Specialitäten etc. etc.,

worüber ausführliche Preislisten gratis zu Gebote stehen.

Die k. k. privilegirte Versicherungs-Gesellschaft

„Oesterreichischer Phönix in Wien"

mit einem Gewährleistungsfonde von

Fünf Millionen Gulden österr. Währ.

übernimmt nachstehende Versicherungen:

a) gegen Schäden, welche durch Brand oder Blitzschlag, sowie durch das Löschen, Niederreißen und Ausräumen an Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, Fabriken, Maschinen, Einrichtungen von Brauereien und Brennereien, Werkzeugen, Möbel, Wäsche, Kleidern, Geräthschaften, Waarenlagern, Vieh-, Acker- und Wirthschaftsgeräthen, Feld- und Wiesenfrüchten aller Art in Ställen, Scheuern und Tristen verursacht werden;

b) gegen Schäden, welche durch Dampf- und Gasexplosion herbeigeführt werden;

c) gegen Chômage, d. h. Schäden durch Arbeitseinstellung oder Entgang des Einkommens in Folge Brandes oder Explosion;

d) gegen Schäden in Folge zufälligen Bruches der Spiegelgläser in Magazinen, Niederlagen, Kaffeehäusern, Sälen und sonstigen Localitäten;

e) gegen Schäden, welchen Transportgüter und Transportmittel auf der hohen See, zu Lande und auf den Flüssen ausgesetzt sind. — Seeversicherungen sowohl per Dampfer als per Segelschiff von und nach allen Richtungen;

f) gegen Schäden, welche Bodenerzeugnisse durch Hagelschlag erleiden können, und endlich

g) Capitalien und Pensionen, zahlbar bei Lebzeiten des Versicherten oder nach dem Tode desselben, sowie auch Kinderausstattungen, zahlbar im 1., 20. oder 24. Lebensjahre.

Beispiel zur einfachen Lebensversicherung:

Die Prämie zur Versicherung eines nach dem wann immer erfolgenden Ableben auszuzahlenden Capitales von ö. W. fl. 1000 beträgt vierteljährig für einen Mann von

30 Jahren	35 Jahren	40 Jahren	45 Jahren
nur ö. W. fl. 5·30,	ö. W. fl. 6·20,	ö. W. fl. 7·30,	ö. W. fl. 8·90.

Vorkommende Schäden werden sogleich erhoben und die Bezahlung sofort veranlaßt.

Prospecte werden unentgeltlich verabfolgt und jede Auskunft mit größter Bereitwilligkeit ertheilt im

Central-Bureau: Riemergasse Nr. 2, im ersten Stock,

sowie auch bei allen

General-, Haupt- und Special-Agenten der Gesellschaft.

Der Präsident: Hugo Altgraf zu **Salm-Reifferscheid.** Der Vice-Präsident: Josef Ritter von **Mallmann.** Die Verwaltungsräthe: Franz **Klein,** Freiherr von **Wiesenberg,** Johann Freiherr von **Liebieg,** Carl **Gundacker,** Freiherr von **Suttner,** Ernst Freiherr von **Herring,** Carl Freiherr von **Tinti,** Dr. Albrecht **Hiller,** Christian **Heim.**

Der General-Director: Louis **Moskovicz.**

Die 5perc. verloosbaren

Pfandbriefe

der Böhmischen Boden-Credit-Anstalt

mindestens im vollen Nennwerthe, — eventuell nebst einer Prämie (bisher 2%) — längstens binnen 33 Jahren rückzahlbar, sind gesetzlich als zur Anlegung von Stiftungs-, Pupillar-, Fideicommiß- und Depositengeldern und zur Leistung von Dienst- und Militär-Heirats-Cautionen geeignet anerkannt.

Dieselben sind durch Hypotheken in Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober- und Nieder-Oesterreich bedeckt, ferner durch das gesammte bewegliche und unbewegliche Vermögen der Gesellschaft (volleingezahltes Actiencapital von 3 Millionen Gulden) und den Reservefond sichergestellt, gelangen unter Controle der Staatsverwaltung zur Ausgabe und sind, soweit vorräthig, zum Tagescurse zu beziehen in Prag durch die

„Böhmische Boden-Credit-Gesellschaft"

in Wien durch alle größeren Wechselhäuser.

Die Zahlung der halbjährigen am 1. Mai und 1. November fälligen Coupons und der verlosten Pfandbriefe erfolgt ohne allen Abzug in Prag bei der Böhmischen Boden-Credit-Gesellschaft, in Wien bei der k. k. priv. österr. Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe.

Geschäfts-Gründung 1781.

Eduard Hauser,

k. k. Hof- u. bgl. Steinmetzmeister,

Granit- Syenit- Porphyr- und Marmor-Monumente-Fabriks-Niederlage.

Wien, IX. Bezirk, Spitalgasse Nr. 19.

Ziegelwerke, Steinbrüche, Granit-Dampfschleif- und Sägewerke.

Reichhaltiges Lager fertiger

Grabmonumente,

Gruftbelege aus Granit, Gruftgitter und Grablaternen 2c.

Ordres zur Ausführung completer Grüfte, Ueberführungen von Monumenten und alle in das Monumentenfach einschlagenden Aufträge werden prompt und billigst effectuirt.

Illustrirte Preiscourante gratis und franco.

Natürlicher

Biliner Sauerbrunn!

hervorragendster Repräsentant der alkalischen Säuerlinge (33.633 kohlens. Natron in 10,000 Theilen) erhöht alljährlich seinen bewährten Rufals Heilquelle und bietet ausserdem das vortrefflichste diätetische Getränk, insbesondere während der Sommermonate.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

Joh. P. Winkler

k. k. Hof-Lieferant und Lieferant der k. k. Hof- und sämmtlichen priv. Theater,

Niederlage: Wien, I., Kärntnerstraße 53,
Erste Wiener Wirkwaaren-Fabrik: IV., Wiedener Hauptstraße 51,
empfiehlt einem hohen Adel und P. T. Publicum

Tricot-Taillen (Jersey),

neueste Façon für Damen und Kinder, aus feinster Seide, Chappeseide, Schafwolle (werden in allen Farben nach Maßangabe zu billigsten Fabrikspreisen angefertigt), ebenso Tricotstoffe nach Meter in allen Qualitäten, Farben und Feinen.

Lager von Wirkwaaren

jeder Art und Saison.

Amerik. Gesundheits-Strumpfhälter,

patentirt, für Damen und Kinder, von den ersten medicinischen Kapazitäten bestens empfohlen. Vorräthig in Seiden- oder Leinenstoff, elegant in der Façon, elastisch und für jede Strumpflänge passend zu verschieben, sie spannen den Strumpf faltenfrei ohne eine körperliche Bewegung zu hindern, und überbieten die Dauer eines Strumpfbandes um das 3- bis 4fache, daher wahrhaft billig. Bei Bestellung ist die Angabe des Taillenmaßes nöthig.

Jede Bestellung nach eigener Angabe wird bestens angefertigt.

XXI. Jahrgang.

„MERCUR"

Authentischer Verlosungs-Anzeiger

aller österreichischen und ausländischen Lotterie-Effecten, aller verlosbaren Staats- und Privat-Obligationen, Eisenbahn- und Industrie-Actien und Prioritäts-Obligationen 2c.

Erscheint unmittelbar nach jeder wichtigen Ziehung und bildet durch die **Vollständigkeit**, die **Authenticität** seiner **Ziehungs-** und **Restantenlisten** und die **Raschheit** der Veröffentlichung ein **unentbehrliches** Organ für alle Besitzer verlosbarer Effecten, sowie durch die **beiden Beilagen:**

„Finanzieller Wegweiser"	„Assecuranz"
Zeitschrift für Bank-, Finanz- und Eisenbahnwesen	**Allgemeine Versicherungs-Zeitung**

ein reichhaltiges Fachorgan für Besitzer von Werthpapieren.

Ganzjährige Abonnementspreise:

Für Wien sammt Zustellung in's Haus . . . . . fl. 2.30.
Für die österr.-ungar. Provinzen mit portofreier Zusendung . . . . . „ 2.60.

Die **Administration** des „Mercur" und „Finanzieller Wegweiser", Wien, I., Wollzeile Nr. 10.

Das Wechslergeschäft der Administration des „**Mercur**", Ch. Cohn, Wollzeile 10 und 15, empfiehlt sich zum coulantesten Ein- und Verkauf von allen Gattungen Werthefecten, Losen 2c.

Börse-Aufträge werden streng reell ausgeführt, mündliche und schriftliche Auskünfte bereitwilligst ertheilt.

Promessen zu allen Ziehungen.

Erster allgem. Beamten-Verein der österr. ung. Monarchie.

Pensions-,
Renten-,
Lebens-
und
Kranken-
Versicherung.

Spar-
und
Vorschuß-Geschäfte.

Ertheilung
von
Cautions-Darlehen.

Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15—17, nächst dem Schotteuring.

Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe.

Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschußgeschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vertretung des Beamtenstandes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

Ergebnisse (Ende December 1881)

Zahl der beigetretenen Mitglieder	67.478	
Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen	105	
Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten	2.397	
In Kraft stehende Versicherungen	34,886.749	fl.
Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins	3,295.557	„
Eingezahlte Antheilseinlagen in 79 Vorschuß-Consortien	4,372.562	„
Summe der ertheilten Vorschüsse	27,715.172	„
Erbauung von sieben Vereinshäusern als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von	903.365	„
Erbauung eines Hauses für Beamten-Witwen und Waisen in Währing im Werthe von	71.500	„
„ „ Witwen- und Waisenhauses in Budapest im Werthe von	44.500	„

Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren."
Allgemein anerkannter Erfolg der Intervention des Vereines bei Festsetzung einer neuen Rang- und Gehalts-Regulirung der österreichischen Staatsbeamten mit besonderer Rücksichtnahme auf die in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätze.

Vereins-Vermögen.

Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende 1881) circa	4,289.600	fl.
Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien	6,308.129	„
Unterrichtsfond circa	30.564	„

Die Vereinsfonde sind angelegt: in den Vereinshäusern, in Pfandbriefen, Prioritäten, sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der österr. ungar. Bank in Aufbewahrung.

Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl. beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

Vereins-Verwaltung.

Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.

Verlag von W. Burkart in Brünn.

Nr. 19. — 1882. Dienstag, 24. Jänner.
Brünner Zeitung.
Mährisch-schlesischer Correspondent
Nr. 21. XXII. Jahrgang.

Sammlung der wichtigsten europäischen Nutzhölzer

in charakteristischen Schnitten, mit einem erläuternden Text.

Preis 10 fl., elegant cartonirt.

Jeder Carton ist mit dem Approbations-Stempel des Technologischen Gewerbe-Museums in Wien versehen.

Nr. 21. — 1882. Preis: 1 Kreuzer. XVII. Jahrgang.
Brünner Morgenpost.
Moravské NOVINY.

Stanford University Libraries
3 6105 001 352 041

1
D5
V.12
1883

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305